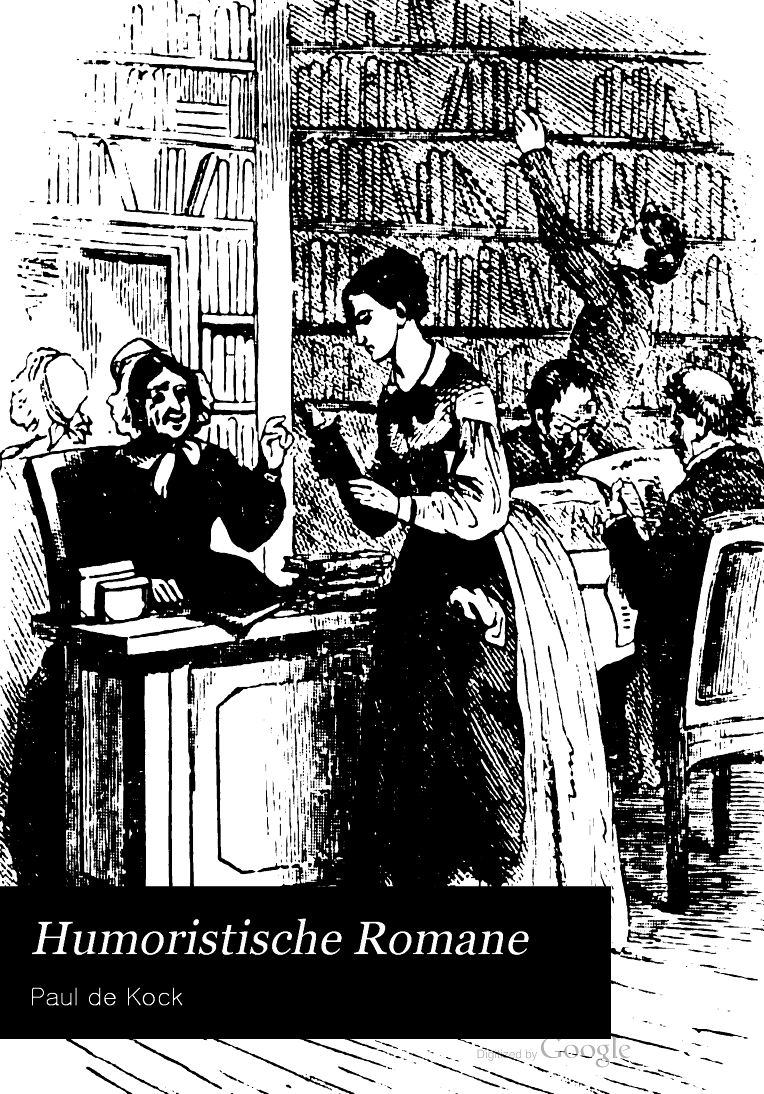


Humoristische Romane

Paul de Kock



Band XVIII. Seite 10. Das Lesekabinet.
Ah! Haben Sie etwas Neues vom Verfasser der Schwester Anna?
Sie wissen, daß das mein Liebling ist.

Der Hahnrei.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritte Auflage.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1860.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Ein Lesekabinet.

„Madame, geben Sie mir den Constitutionnel."

„Sämmtliche Exemplare werden im Augenblicke gelesen."

„Nun, so geben Sie mir den Courier français."

„Hier haben Sie das erste Blatt; das andere bekommen Sie sogleich."

„Madame, wenn ich ein Journal lesen will, so möchte ich es gerne ganz haben; mit eurer neuen Methode, die Journale entzwei zu schneiden, wird Einem zuweilen der Faden bei der interessantesten Stelle abgerissen, und das ist sehr unangenehm."

„Aber, mein Herr, wir können doch nicht zehn Exemplare von jedem Journal halten! . . . Die Kosten sind jetzt schon so bedeutend . . . durch das Theilen des Journals kann man leichter mehrere Personen befriedigen, und bis Sie das erste Blatt gelesen haben, ist das zweite sicher da."

„Das ist nicht gewiß. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die eine ganze Stunde brauchen, um eine Seite zu lesen . . . Ich will ein ganzes Journal!"

„Wollen Sie die Débats?"

„Gehen Sie mir mit den Débats."

Der Herr, der darauf erpicht ist, ein ganzes Journal zu haben, wie die Kinder beim Traiteur, welche eine ganze Platte für sich allein wollen, wenn sie auch gleich nicht die Hälfte zwingen können, ist brummend in den Lesesalon eingetreten; er ist im Begriffe, sich zwischen zwei Lesern niederzusetzen, von denen der eine, jung und artig, wegrückt, um ihm Platz zu machen, der andere, alt, krüppelhaft und mit aufstehender Frisur, den neuen Ankömmling mit Verdruß betrachtet und ihm den Rücken kehrt, nachdem er mit ärger-

licher Stimme gebrummt: „Nehmen Sie sich doch in Acht, mein Herr! Sie sitzen mir auf dem Rock."

Ich selbst bleibe am Eingange des Salons stehen, wo ich mich selten lange aufzuhalten brauche; ich bekam gleich ein ganzes Journal, weil ich ein kleines literarisches suchte, und man gegenwärtig, wo die Politik Alles in Anspruch nimmt, die einfache Literatur unverantwortlicher Weise vernachlässigt . . . Ich begreife wohl, daß die Interessen unseres Landes den Geist fesseln und beschäftigen. Es gibt Augenblicke, wo ich die großen Journale mit Begierde lese, aber auch selbst dann könnte ich nicht ganze Stunden mit Betrachtungen darüber zubringen. Was wollen Sie! man kann sich nicht anders machen: und die Politik war nie mein Fach! . . . und wenn ich mich nicht irre, so scheint mir, daß ein Land sehr glücklich wäre, in dem man nicht nöthig hätte, sich mit derselben zu beschäftigen.

Ich wollte wissen, was man von dem Stücke spreche, das gestern im Variétéstheater gegeben wurde. Ein Journal behauptet, es sei abscheulich, ein anderes findet es entzückend; nun bilde man sich ein Urtheil darüber!

„Madame geben Sie mir gefälligst die Quotidienne und die Gazette de France, wenn sie nicht gelesen werden."

„Nein, mein Herr, beide sind frei, hier sind sie."

Ich habe den Kopf gedreht . . . . Man dreht öfters den Kopf, wenn man nicht gerade etwas Ernsthaftes liest: ich wollte das Gesicht des Herrn sehen, der so eben die Gazette und die Quotidienne genommen hat. Ich sah eine große Person, lang und kerzengerade, mit schlichten glatten Haaren, hinter dem Ohre in Locken gerollt; das Auge fast geschlossen, mit honigsüßer Stimme . . . ich möchte fast sagen mit rothem Ohr und blühendem Teint, denn in Wahrheit, es ist etwas daran; und wenn ich den Herrn betrachtet hätte, ehe er sprach, so hätte ich wetten mögen, welche Journale er verlangen würde. Man behauptet, die Physiognomie

träge, aber es ist nicht so sehr der Fall, als man behauptet, besonders für diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, sie aufmerksam zu prüfen. Ich halte mein Journal noch in der Hand, aber ich lese nicht mehr. Ich unterhalte mich, alle diese Gesichter zu beobachten, die auf die verschiedenen gedruckten Papierblätter vorgeneigt sind. Das wäre ein hübsches Bild für einen Genremaler. Dieser dicke Mann, dessen beide Ellbogen auf den mit dem unvermeidlichen grünen Tuche beschlagenen Tisch gestützt sind, hat das Ansehen eines Monarchen, der berufen ist als Schiedsrichter zwischen den Königen, seinen Nachbarn, sein Urtheil zu fällen. Bald tritt seine Unterlippe hervor, ohne Zweifel, weil er tadelt was geschehen ist; bald aber zieht er sie wieder ein, sein Gesicht nimmt wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an, und ein leichtes Neigen des Kopfes zeigt seine größere Befriedigung mit dem, was er jetzt liest, an. Zu seiner Rechten liest ein kleiner graukopfiger Mann mit einer Begierde, die sich in allen seinen Zügen malt. Wenig liegt ihm daran, ob man komme oder gehe, ob man huste, ob man sich schneuze oder an seine Seite sitze; seine Augen verlassen nicht eine Minute das Blatt, das er hält, und seine Augen funkeln wie die eines jungen Menschen. In diesem Haupte drückt sich Vaterlandsliebe, Ruhm, Freiheit aus.

Da unten tritt ein Mann herein im mittleren Alter, ein Mann, der Capricen hat; das sieht man auf der Stelle. Die Lampe muß gerade vor ihm sein, seine Füße müssen einen Stuhl haben, um darauf zu ruhen, und seine Dose muß auf der Seite seines Journals stehen. Wenn alle diese Förmlichkeiten nicht vollständig erfüllt sind, ist der Mann unglücklich und weiß nicht, was er liest. Ich habe gleich davon den Beweis: sein Nachbar stößt mit seinen Ellbogen an seine Dose; da erhebt er seine Augen voll Zorn auf seinen Nachbar und brummt:

„Es scheint mir doch, daß Sie Platz genug haben, und daß Sie meine Dose nicht genirt.“

Mehrere Minuten vergehen, ehe er seine Lectüre wieder ruhig vornehmen kann, und das wird erst dann möglich sein, wenn seine Dose wieder in der ganz gleichen Entfernung von seiner Hand steht. Aber bald ereignet sich ein viel ernsterer Fall; da viele Leute im Lesecabinet sind, so erlaubt sich ein Neuangekommener, sich des Stuhls zu bemächtigen, auf welchem seine Füße ruhen. Jetzt ist der Capricenmann ganz außer aller Fassung; nachdem er den, der sich diese Handlung erlaubt, von oben bis unten gemessen, steht er auf, geht ins Comptoir, reicht mit Unmuth sein Journal und einen Son hin und verläßt das Cabinet, indem er sagt: „Das ist abscheulich . . . Es ist keine Möglichkeit, etwas Neues zu lesen, wenn man fortwährend gestört und gestoßen wird."

Hinten in einer Ecke hat sich der Herr mit den glatten Haaren niedergelassen. Er wirft von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick herum; dann nimmt er wieder seine Lectüre vor, aber ruhig, ohne sich zu bewegen, ohne Geberdenspiel, überhaupt ohne die geringste Aenderung in dem Ausdruck seiner Züge erscheinen zu lassen. Etwas weiter sitzt eine Person mit einem dummen Gesicht, schon längere Zeit über eine und dieselbe Seite eines Blattes gebeugt, ohne jedoch zu schlafen, wie ich zuerst glaubte. Dieser Mensch ist, wie man mir sagte, der Schrecken der literarischen Cabinete. Er braucht regelmäßig zwei Stunden, um ein gewöhnliches Journal zu lesen, und sechs Stunden für den Moniteur. Wenn die Journalverleiher mehrere solche Stammleser hätten, so müßten sie sich, wie beim Billard, für die Stunde zahlen lassen. Ich wollte meine Musterung von Originalen fortsetzen, als ich durch eine weibliche Stimme zerstreut wurde, die in meinen Ohren wiederhallte; alles Weibliche hat mir von jeher Zerstreuungen verursacht. Ich wende mich von den regelmäßigen Lesegästen ab, und sehe zu meiner Rechten in den benachbarten Salon, der mit angefüllten Bücherfächern austapezirt ist, denn hier werden Bücher und Journale ausgeliehen, und daran thut man wohl; in unserem Zeitalter ist

es, um sein Leben zu fristen, nicht zu viel, ja zuweilen nicht einmal genug, zwei Geschäfte auf einmal zu treiben. — Da ich zwischen beiden Sälen stehe, so kann ich auch mit Leichtigkeit den betrachten, welcher dem Buchhandel gewidmet ist; ich sehe da ein Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren mit lebhafter, aufgeweckter Miene. Ihre Kleidung bezeichnet sie als eine Nachbarin; sie trägt bloßes Haar; eine schwarztaffetne Schürze mit Leibchen läßt ihren Wuchs vortheilhaft heraustreten; aber ihre Füße nehmen sich in ihren Pantoffeln von Sahlband viel zu breit aus; dazu trägt sie noch einen Fingerhut an einer ihrer Hände, die in alten Handschuhen stecken, von welchen die Finger weggeschnitten sind. Sie tritt lächelnd und hüpfend herein, und legt auf das Comptoir einen Pack Bücher nieder mit den Worten:

„Nehmen Sie, wir haben das Alles schon verschlungen!"

„Wie, und gestern haben Sie die Bücher erst geholt?"

„O! wir lesen sehr schnell im Hause... Meine Tante thut gar nichts Anderes; meine Schwester hat einen bösen Finger und konnte nicht arbeiten... sie leidet öfters am Finger, meine Schwester! und mein Herr Bruder liest viel lieber Romane, als sich auf seiner Violine zu üben... Ich muß gestehen, daß es mir auch viel lieber ist, wenn er sich nicht übt; Sie glauben nicht, was das Kratzen auf der Violine den Ohren weh thut! Ach, die Zähne knirschen mir, wenn ich nur daran denke! ... Ich habe einen wahren Abscheu vor der Violine!... Was geben Sie mir ... Wir wollen etwas hübsches!"

„Ich weiß in der That nicht ... Sie sind so schnell fertig ... Sie werden bald meinen ganzen Laden gelesen haben!"

„Wir wollen Neues!"

„Neues! so sind alle Abonnenten: sie glauben, nur das Neue sei gut! ... und doch haben wir alte Romane, die weit über den neuern stehen!"

„Ach, Sie sagen das bloß, damit ich wieder Ihre Cleveland, Ihre Tom Jones, Ihren alten Pfarrer von Killerine nehme..."

„Mademoiselle, der Pfarrer von Killerine ist ein ausgezeichnetes Buch . . ."

„Madame, ich interessire mich für keinen Helden, der bucklig ist, krumme Beine und eine Brille auf der Nase hat! Pfui! Kommen Sie mir dagegen mit einem schönen jungen Manne, recht braun... gut gebaut, mit einer schönen Haltung, ah! das ist etwas Anderes; man stellt sich ihn vor, man glaubt ihn zu sehen . . . Spricht er von Liebe, so denkt man: „‚ei, einen solchen Anbeter möchte ich auch haben'"... Und das macht Vergnügen."

Die Buchhändlerin lächelte, ich auch, ohne mir jedoch das Ansehen zu geben, als sei ich mit etwas Anderem, als meinem Journal beschäftigt. Die Demoiselle schweift an allen Fächern des Ladens herum; sie nimmt Bände heraus, öffnet sie und stellt sie wieder an ihren Platz, indem sie sagt:

„Das haben wir schon gelesen... das auch... Mein Gott! haben wir denn schon Alles gelesen?"

„Hier, Mademoiselle," sagt die Dame, welche das Lesecabinet hält, „hier ist etwas sehr Interessantes und vorzüglich geschrieben . . ."

„Was ist es?"

„Die vernünftige Frau, oder die Gefangene in Böhmen."

„Zeigen Sie, von wem? Aus dem Englischen von Ducos! . . . Wie! das ist schon im Jahre 1798 erschienen! Ich glaube, Sie treiben Ihren Scherz mit mir, mir einen so alten Roman zu geben!"

„Was thut sein Alter zur Sache, wenn ich Ihnen sage, daß er gut ist."

„Und ich sage Ihnen, daß das Alter sehr viel thut; wir lieben Sittengemälde, Scenen aus dem heutigen Leben. Ein Roman, der älter als zwanzig Jahre ist, kann unmöglich die Sitten un- [illegible]eit schildern."

[illegible]r er kann die Leidenschaften, die Lächerlichkeiten der

Gesellschaft schildern; diese Sachen bleiben sich in allen Zeiten gleich. Deßhalb ergötzt man sich noch heute an den Vorstellungen des Tartuffe, des Menschenfeindes, des Unbesonnenen, und diese Werke sind gewiß nicht neu."

„Ah, das ist Geschmacksache ... Ich mag Ihre „,vernünftige Frau'" nicht lesen ... Ueberdies gefällt mir auch der Titel nicht ... es scheint ein Epigramm zu sein."

„Hier haben Sie etwas Neueres ... der Henker von ..."

„Halt! halt! ... Wir haben Gottlob nie Geschmack an Henkern gehabt!... Wir wollen nichts von der Kirchhofsliteratur, von den Sittengemälden der Leichenhäuser ... Diese Schilderungen mögen wahrheitsgetreu sein, aber wir haben keine Lust, uns davon zu überzeugen; wir würden uns mit Schrecken von einer Straße, einem Platz entfernen, wo man Vorbereitungen zur Hinrichtung von Verbrechern träfe, und Sie muthen uns zu, Vergnügen an Werken zu finden, wo man ein Verdienst darin sucht, solche Schrecken recht bis ins Kleinste auszumalen! ... Ah, Madame, da muß man, wie mir scheint, eine sehr üble Meinung von den Frauen haben, wenn man glaubt, daß sie an solcher Lectüre Geschmack finden! Das heißt uns jenen Verworfenen gleichstellen, die sich drängen und pressen, um einer Hinrichtung beizuwohnen und ich glaube nicht, daß eine große Ehre einzulegen ist, wenn man für solche Weiber schreibt."

Hier konnte ich nicht umhin, mein Auge von meinem Journal wegzuwenden; es macht uns Vergnügen, mit Personen zusammenzutreffen, die unsere Ansichten theilen, und da ich bezüglich der Literatur ganz mit der Meinung dieser Demoiselle harmonire, so betrachte ich sie mit Befriedigung. Der Zufall will, daß sie gerade auch auf mich sieht. Ich lächle ohne Zweifel, denn sie macht ein gar possirliches Gesichtchen und hüpft nach einer andern Seite der Bibliothek.

Bald kommt sie jedoch mit vier dicken Bänden zurück und sagt:

„Endlich habe ich, wie mir scheint, doch etwas gefunden, was wir noch nicht gelesen haben ... Eugen und Wilhelm ... Das will ich nehmen... es ist von Picard; das muß gut sein."

„Man darf nicht immer auf den Namen des Schriftstellers gehen, Mademoiselle; nur so viel ist richtig, daß wenn es ein Schriftsteller ist, der eine gewandte Feder hat, man wenigstens sicher sein kann, etwas zu bekommen, was nicht gegen den Styl verstößt, selbst wenn die Intrigue und die Situationen weniger gelungen wären. Sie nehmen also Eugen und Wilhelm?"

„Ja; aber ich muß noch etwas dabei haben... Vier Bände! wenn wir nur damit für den Abend reichen!... Ah! Haben Sie etwas Neues vom Verfasser der Schwester Anna... Sie wissen, daß das mein Liebling ist? ..."

Ich konnte nicht umhin, das Mädchen aufs Neue mit Interesse anzusehen, weil ich mit dem Schriftsteller, den sie eben nannte, auf sehr freundschaftlichem Fuße stehe.

„Nein, Mademoiselle; wir haben nichts von diesem Schriftsteller, was Sie nicht schon gelesen hätten ... Aber hier ist etwas, was erst gestern erschienen ist ..."

„Ah! geben Sie her ..."

„Ich weiß zwar nicht, was daran ist ... nur dafür stehe ich Ihnen, daß es neu ist! ..."

„Geben Sie es nur."

„Sie versprechen mir, es nicht lange zu behalten? ..."

„Nein, nein, Sie wissen wohl, daß wir das in einem Abend verarbeiten ..."

„Sie werden sich auch beim Aufschneiden in Acht nehmen..."

„Ganz gewiß! ... jetzt gehe ich aber schnell, sonst titulirt mich meine Tante: Schwätzbase."

Das Mädchen nimmt alle die Bände unter ihren Arm und geht fort, nicht ohne zuvor einen verstohlenen Blick nach meiner Seite geworfen zu haben.

Nach dieser jungen Person kommt eine Frau mit einer runden Haube in einem Hauskleid von feinem Cattun. Diese bringt nur einen einzigen Band mit, den sie auf das Comptoir mit den Worten niederlegt: „Ach, mein Gott!... hat uns der zu schaffen gemacht, bis wir mit ihm fertig waren . . . wir haben fast geglaubt, sein Ende sei verloren gegangen! . . .“

„Es ist wahr, Sie haben diesen Roman seit fast einem Monat . . .“

„Ich glaub's! bei uns wird nicht schnell gelesen; gewöhnlich liest mir mein Mann vor, während ich arbeite; und da er beständig seinen Catarrh hat, so hält er bei jedem Komma inne, um zu husten . . . das thut übrigens nichts, man unterhält sich doch . . . Ich habe rechtschaffen geweint mit dem armen Mädchen, die fünfzehn Jahre in Souterrains zubrachte und sich nur mit Brod und Wasser nährte . . . Die muß einen eisernen Magen gehabt haben, um nicht krank zu werden!“

„Wollen Sie wieder etwas?“

„Ja, gewiß. Räuber, wenn Sie so gut sein wollen . . . und dann Gespenster, wenn Sie vorräthig haben . . . denn ein Roman, in dem es Räuber und Gespenster gibt, muß nothwendig gut sein! . . . und dann sollten auch Kupfer dabei sein . . . so schöne Kupfer, wo man die Verbrechen sieht! . . . Ich halte viel auf Kupferstiche und denke dabei auch: Ein Roman, an den man nicht einmal die Auslage für ein Bild rückt, kann nicht viel werth sein . . . Habe ich recht gerathen? . . .“

„Hier, Madame, haben Sie etwas Unterhaltendes.“

„Was ist es?“

„Die Geister des namenlosen Schlosses und die Räuber im verlassenen Steinbruch.“

„Ach! welch' schöner Titel! ... wie das prächtig klingt! . . . Sehen wir auf die Bilder . . . Ein Mann, der ein Skelett ißt! Ach Gott! das muß interessant sein! ... Ich will nichts Anderes.

mehr sehen ... Ich nehme Ihre „‚Geister‘“ mit und will mir für meinen Mann noch Süßholzsaft geben lassen, daß er während des Lesens weniger huste!“

Auf die Bilderfreundin folgt ein älterer Mann, der auch einen Roman verlangt. Man fragt ihn, von welcher Gattung; die ist ihm gleichgültig: er will Nachts in seinem Bette lesen und verlangt etwas, das ihn gleich einschläfere. Dem wird auf der Stelle geholfen.

Nach diesem Herrn kommt eine Dame, mit deren Alter es bergab geht. Sie bringt Memoiren zurück; sie findet, daß man jetzt nur noch Memoiren lesen könne. Wenn eine Dame einmal über das Alter der Eroberungen hinaus ist, begreife ich, daß Memoiren ihr als eine unterhaltende und angenehme Lectüre erscheinen: für solche Damen hat die Vergangenheit mehr Reiz, als die Gegenwart. Da uns das nicht mehr unterhält, was sie thun, so wollen sie, daß man sich mit dem beschäftige, was sie gethan haben: das ist auch ein Mittel, von sich sprechen zu machen. Hatten ihre Liebesabenteuer früher Aufmerksamkeit erregt, so finden sie, daß das Publikum nicht mehr von sich reden machen, so viel heißt, als lebendigen Leibs absterben. Arme Frauen! wie bedaure ich euch: ihr sterbet zweimal. Und doch täuscht man sich darin! . . . Solche fallen gerade in Vergessenheit, welche Unsterblichkeit suchen; dagegen gibt es gute Familienmütter, einfache, tugendhafte Frauen, die anspruchslos bei ihren Kindern leben; diese sterben nicht ganz, denn Alle, die sie gekannt haben, bewahren ihr Bild und ihr Andenken im Herzen.

Die Memoiren-Dame ist mit acht Oktavbänden unter den Armen fortgegangen. Es kommt darauf ein alter Herr, gepudert und parfümirt, wie zur Zeit der Regentschaft. Er trägt einen kleinen dreieckigen Hut, der von seinen Ohren absticht, und über seinem Kleid einen Ueberwurf von Seide, obschon wir kaum im Oktober sind.

Dieser Herr grüßt die Besitzerin des Magazins mit herablassender Miene und stellt zwei Bände auf ihr Comptoir, indem er sagt:

„Was Teufels haben Sie mir da gegeben? . . . Das ist schlecht . . . Das ist abscheulich . . .“

„Wie, mein Herr, Sie sind mit diesem Werke nicht zufrieden? . . . es hat doch allgemein Beifall gefunden.“

„Den meinigen wird es nicht finden, das versichere ich Sie! . . .“

„Sie wollen demnach die Fortsetzung nicht? . . . Es sind noch zwei Bände.“

„Nein, gewiß nicht . . . Wenn ich drei Seiten gelesen habe, ist es Alles.“

„Und das reicht Ihnen hin, um ein Urtheil darüber zu fällen?“

„Gewiß, Madame; mit drei Linien ist mein Urtheil schon fertig... Ich verlange etwas Gutes... Nützliches . . . z. B. einen Ritterroman.“

„Ich habe Amadis von Gallien.“

„Schon gelesen.“

„Genovefa von Cornouailles.“

„Schon gelesen.“

„Die Schwanenritter.“

„Schon gelesen . . . ich habe überhaupt alle älteren Sachen dieser Gattung schon gelesen. Geben Sie mir etwas Neues.“

„Aber . . . es gibt nichts Neues mehr von dieser Gattung.“

„Wie so?“

„Weil man keine Ritterromane mehr schreibt.“

„Wie! man schreibt keine mehr? ... und warum denn? . . . man muß wieder schreiben lassen, Madame; bestellen Sie wieder bei Ihren Romanschreibern.“

„Diese sagen, es sei nicht mehr an der Zeit, mein Herr.“

„Dann wissen sie nicht, was sie sagen! nur das ist schön...



das ist die eigentliche Gattung des Romans . . . aber diese modernen Schriftsteller verstehen sich gar nicht auf den Geschmack ihrer Leser! . . . Sie schreiben Bücher, bei welchen sie nichts als den Geist, die Natur im Auge haben . . . Sie geben Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben, als ob so etwas mit der Beschreibung eines Turniers verglichen werden könnte! . . . Früher schrieb man viel bessere Romane! die von Crebillon waren nicht ohne Verdienst. Fräulein von Scudery machte sie etwas zu lang, ich gebe es zu; aber „der Sopha, die unverschwiegenen Kleinodien, Angola!" das waren hübsche Werke . . . überströmend von köstlichen Einzelheiten! . . ."

„Wollen Sie vielleicht das Kind des Carnevals von Pigault-Lebrun? Das ist auch voller unterhaltenden Details! . . ."

„O nein, Madame, solche Werke lese ich nicht! . . . Für wen halten Sie mich? Das ist ja so leichtfertig! . . . Da kommt so eine gewisse Platte mit Spinat vor, welche . . ."

„Lachen erregt, während Ihre Angola erröthen macht und zuweilen noch schlimmer wirkt . . ."

„Madame, geben Sie mir einen Ritterroman . . . Ich will meinen Enkel in Unterricht nehmen, nur das ist gewiß die einzige Art, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden."

„Wie wäre es, wenn Sie den Don Quixotte nehmen würden? . . ."

„Den Don Quixotte! . . . Pfui, Madame! . . . Ihr Cervantes ist ein Flegel! . . . ein Bube! . . . ein elender Tropf! . . . der sich über Alles, was nobel, galant und ehrwürdig ist, zu spotten erlaubt! . . . Wenn dieser Cervantes zu meiner Zeit gelebt hätte, so hätte ich ihn genöthigt, seinen Don Quixotte zu widerrufen . . . oder, bei den Gebeinen meiner Ahnen! ihm eine schlimme Viertelstunde bereitet! . . ."

Die Buchhändlersfrau verbarg unter einem künstlichen Husten ihre Lachlust. Ich selbst konnte aber nicht an mich halten . . .

es erfaßte mich ein krampfhaftes Lachen, und das Journal fiel mir aus der Hand. Der Mann mit dem Ueberwurf dreht sich nach mir um, mißt mich mit einem Blicke der Verachtung und bewegt seine rechte Hand nach seiner linken Seite: war es vielleicht, um dort einen Degen zu suchen und mich à la Michael Cervantes zu behandeln, ich weiß es nicht; da er aber anstatt eines Schwertes nur eine Bonbonnière mit Apfelpastillen zu greifen bekam, zog er sie aus der Tasche, öffnete sie, nahm zwei oder drei Pastillen heraus, die er mit großer Würde in den Mund steckte, und sagte alsdann zu der Buchhändlersfrau:

„Kommen wir einmal zu Ende... Was geben Sie mir, Madame?..."

„Haben Sie zufällig etwa die vier Haymonskinder noch nicht gelesen..."

„Doch, schon drei Mal; aber ich werde sie noch einmal mit Vergnügen lesen. Geben Sie mir sie also; mein Enkel soll sich diese Geschichte recht zu Gemüthe führen... und wenn er kein Ritter wird, ist es wenigstens nicht meine Schuld."

Der Herr nahm die vier Haymonskinder unter seinen Ueberwurf: er warf noch einen zornigen Blick auf mich und war vielleicht geneigt, mich artig herunterzukanzeln; unglücklicherweise sah er, während er mich in's Auge faßte, eine Dame nicht, die im gleichen Augenblicke hereintrat; beim Umdrehen stieß er gerade auf sie, und der Hut der Dame brachte seinen dreieckigen so aus dem Gleichgewicht, daß er auf die Erde fiel. Der kleine Alte raffte ihn vom Boden auf, drückte sich ihn mit Heftigkeit in die Stirne und murmelte vor sich hin: „Wohin ist es mit uns gekommen!..." ging dann hinaus, indem er die Thüre mit solcher Heftigkeit hinter sich zuwarf, daß fast alle Scheiben zersprungen wären, was ich jedoch von einem alten Cavalier gar nicht artig fand.

Die Dame, welche den kleinen Hut zu Falle gebracht hatte, war jung und ziemlich artig; ein Halbschleier, den sie über ihren

Hut geworfen, hinderte nicht, ihre Züge zu sehen; übrigens verkündeten auch ihre Augen keine Person, die dem Gesehenwerden aus dem Wege geht; im Gegentheil. Aber in ihrem Anzug gab sich eine Mischung von Koketterie und Nachlässigkeit, von Anmaßung und Dürftigkeit kund; sie hatte eine Broschüre in der Hand, die sie mit den Worten auf den Tisch warf:

„Da bringe ich Ihnen die „Schuhnägel des Meister Adams" zurück! was bin ich schuldig?"

„Sechs Sous, Mademoiselle."

„Wie? sechs Sous für ein Vaudeville, das ich nur drei Tage behalten habe, über die Zeit, wo ich meine Rolle daraus abschrieb?..."

„Mademoiselle, das ist der Preis ... Sie haben mir dreißig Sous Daraufgeld gegeben; hier sind vierundzwanzig zurück."

„Aber, Madame, das ist übertrieben ... sechs Sous! ... ich lese öfters Bücher, aber das habe ich noch nie bezahlt ... Um das könnte man ja das Stück selbst kaufen. Was kostet es?"

„Dreißig Sous, Mademoiselle."

„Ach mein Gott! wie theuer die Stücke jetzt werden ... das ist recht dumm! ... und doch muß ich noch die Hochzeit des Figaro haben, um den Cherubin einzustudiren, den ich Sonntag im Theater in der Straße Chantereine spiele ... ich kann meine Rolle nur lernen, wenn ich sie abschreibe; während des Schreibens prägt sich das viel besser ein ... Ich habe die Nanine in einer Nacht copirt, und konnte sie den andern Morgen. Aber sechs Sous! das ist ein wenig hart ... da sagt man immer, es koste nichts, in einem Gesellschaftstheater zu spielen! ja, profit die Mahlzeit! Da gibt's Auslagen ohne Ende ... die Costüme ... die Schminke, die Pakete bringen zu lassen. Nun, einerlei, geben Sie mir den Figaro. Ich bin noch nie in einer Verkleidung aufgetreten, aber mein Professor hat mir gesagt, daß es mir sehr gut stehen würde, weil meine Beine nicht einwärts gebogen sind ... Behalten Sie mein Daraufgeld, da geht ja auch schon wieder etwas davon ab."

Man gab dieser Dame die Hochzeit des Figaro. Sie blättert in dem Heft, indem sie murmelt: „Ach wie kurz! . . . fast gar keine Tiraden! . . . und die schönen Reden sind meine Force . . . Es ärgert mich jetzt, daß ich die Rolle der Susanne nicht übernommen . . . Nun, ich werde sie beide copiren. Dann kann ich den Mann oder die Frau spielen, wie man will. Es kommt mir nicht darauf an.“

Die junge Theaterdilettantin schob das Heft in ihre Tasche und ging hinaus, indem sie einen alten Shawl um sich herumwand, der wohl schon manchmal „Zairen“ oder „Mahomet“ als Turban gedient haben mochte.

Es muß ein unterhaltendes Geschäft sein, Bücher zu verleihen; man sieht viele Leute, man hört komische Sachen; es gibt Personen, die ohne Umstände ihre Dummheit, ihre Lächerlichkeit, ihren schlechten Geschmack bloß geben; aber man muß Geduld haben, besonders wenn man es mit Abonnenten, wie der Ritter mit dem Ueberwurf, zu thun hat.

Gerade wollte ich mein Journal zurückgeben und zahlen, als ich eine mir sehr bekannte Stimme hörte, und zwar ehe noch ihr Eigner die Thüre des Ladens geöffnet hatte.

Ich drehe mich und sehe meinen Freund Belan eintreten, der seiner Gewohnheit gemäß schreit, als ob er mit Tauben zu thun hätte, und den Platz von vier Personen einzunehmen versteht, obgleich er schwächlich ist und seine Taille ihn von der Conscription befreit hat; aber Belan setzt seine Arme beständig in Bewegung, stellt sich auf die Zehen, um größer zu scheinen, wirft den Kopf zurück, um seine Wichtigkeit anzudeuten, und zeigt im Ganzen die Manieren eines Bären im Käfig.

Beim Oeffnen der Thüre erblickt mich Belan, stürzt auf mich zu und schreit: „Ah, Blemont! . . . ich suche Sie, mein Freund . . . ich komme von Ihnen . . . man sagte mir, Sie könnten möglicherweise hier sein, und hier . . .“

„St! ... St! ... um Gotteswillen nicht so laut," sagte ich zu Belan, dessen kreischende Stimme das ganze Lesecabinet in Bewegung setzte. „Warten Sie... ich bin zu Ihren Befehlen."

„Theurer Freund, es handelt sich um eine Sache ... von einem sehr wichtigen Ereigniß. Ich will Ihnen das erzählen ... sehen Sie, ob ..."

„Aber seien Sie doch stille ... die Zeitungsleser, deren Lectüre Sie stören, bekümmern sich durchaus nicht um Ihre Angelegenheiten, und sind deßhalb nicht hier."

„Ach! es ist wahr, aber ..."

„Kommen Sie, gehen wir."

Damit faßte ich Herrn Belan unterm Arm und zog ihn weit von dem Lesecabinet mit fort.

Zweites Kapitel,

das von Dingen handelt, die oft vorkommen.

„Jetzt mein lieber Belan, sprechen Sie, wir sind auf dem Boulevard und geniren Niemand; dennoch bitte ich Sie, Ihre Stimme ein wenig zu dämpfen, denn ich sehe durchaus die Nothwendigkeit nicht ein, die Vorübergehenden in unser Vertrauen zu ziehen."

„Mein Freund, die Stimme dämpfen! ... Sie haben gut reden ... Wenn man aber dergestalt aufgeregt ist ... dergestalt angegriffen wie ich ... dann darf man wohl schreien ... Das schafft Erleichterung ... Ach, mein Gott! wie wird das noch endigen! ..."

„Sie fangen an, mich zu erschrecken, Belan, von was handelt es sich denn?"

„Ei der Teufel! von Liebe ... Intriguen ... von einer

Frau ... immer von Frauen! Sie wissen, daß ich aus diesem Kapitel nicht herauskomme ..."

Ich konnte mich nicht enthalten, den kleinen Mann anzusehen. Ich gebe zu, daß er für seine kleine Person nicht übel gebaut ist, und daß viel größere keine so wohlgeformte, gut placirte Wade haben. Aber sein Gesicht ist so drollig! ... seine aufgestülpte Nase, seine hinaufgezogenen Augenbrauen, sein offenstehender Mund und seine großen vorspringenden Augen bilden ein so komisches Ganze, daß ich nie begreifen kann, wie solches Liebe einflößen mag; eher könnte ich mir das von einem häßlichen Gesichte denken, das aber liebenswürdig und geistvoll wäre; aber wahrscheinlich verstehe ich mich nicht darauf, denn Belan gilt für einen Mann, der Glück macht, und der, wie er selbst sagt, beständig in Liebesintriguen verwickelt ist. Freilich ist Belan reich, und Geld ist ein mächtiger Alliirter: ihm allein verdanken viele sogenannte Verführer ihre Erfolge.

Belan nahm wahr, daß ich ihn betrachtete. Er erhob sich aufs Neue auf seinen Zehenspitzen und sagte mir mit gereiztem Tone, denn der kleine Mann ist leicht gereizt und erzürnt:

„Es scheint, es überrasche Sie, daß die Rede von einer Liebesintrigue ist? Nimmt Sie das Wunder, daß ich Köpfe verrücke?"

„Nein, mein Freund! aber ich staune, daß Sie so aufgeregt sind, da es sich doch nur von einer Sache handelt, an die Sie gewöhnt sein müssen."

„Ach! weil die Sache sich nicht immer so ernsthaft gestaltet, als heute ... Es ist Ihnen wohl nicht ganz unbekannt geblieben, wie gut ich mit Madame Montdidier stehe? ..."

„Doch nicht, auf Ehre, ich wußte kein Wort davon ..."

„Wie! Sie wußten nichts davon? ... Sie, ein Wildfang! ... ein Verführer meiner Art!"

„Sie erweisen mir zu viel Ehre."

„Das heißt, ich habe es noch keiner Seele gesagt ... denn

ich bin die Verschwiegenheit selbst! Aber solche Sachen kommen immer aus Tageslicht, und gewöhnlich sieht sie nur der Herr Gemahl nicht."

„Sollte dieser es dieses Mal doch gesehen haben?"

„Hören Sie mich: Montdidier ist ein heftiger, brutaler Mensch, wie seine Frau sagt, und dabei verteufelt eifersüchtig!..."

„All das hindert jedoch nicht, daß ..."

„Nein, das hindert durchaus nicht; im Gegentheil, das macht Einem Lust ... Aber endlich sehen Sie wohl, mußte man seine Wachsamkeit, seine Vorsicht verdoppeln! ... Hier handelte es sich nicht von einem Manne, der Ihren Wünschen entgegenkommt, der Sie ohne Unterlaß auffordert, seine Frau zu begleiten, ihr den Arm im Theater, auf der Promenade zu bieten ... kurz von einem Manne, der Sie gleichsam zu bitten scheint: „Thun Sie mir doch den Gefallen, und machen Sie mich zum Hahnrei, dies wird mir das größte Vergnügen machen ...'"

„Wahr ist's, es gibt solche."

„Es handelte sich davon, einen Argus, einen Othello zu täuschen; man mußte beständig auf irgend eine Kriegslist sinnen. Glücklicherweise komme ich damit nie zu kurz! ..."

„Sie sind sehr glücklich."

„Heute speiste Montdidier außer dem Hause; ein Convenienzessen, dem er sich nicht entziehen konnte. — Auf dieses stellten wir unsere Berechnung. Seine Frau sollte thun, als ob sie bald zu Mittag essen und alsdann ihre Tante besuchen wolle; sie sollte auch richtig hingehen, aber hernach bei einem kleinen Restaurateur auf dem Boulevard du Temple mit mir zusammentreffen. Alles geht von Statten, wie wir übereingekommen, wir speisen recht gut ... et caetera, et caetera!"

„Wohl viele et caetera?"

„Glauben Sie mir, viele et caetera. Abends sollte Helene ... so heißt meine Prinzessin ..."

„Der Name ist sehr bezeichnend.“

„Wahr in der That! ... daran hatte ich noch nicht einmal gedacht! ... Also Helene sollte Abends wieder zu ihrem Menelaus kommen ... Ah! ah! recht drollig, Menelaus ...“

„Und Sie sind Paris ...“

„Ganz richtig ... ich bin Paris ... Ach, wie Schade, daß es mir gegenwärtig gar nicht lächerlich zu Muthe ist! ... Helene sollte also zu ihrem Manne bei Giraud kommen, der eine Abendgesellschaft gibt ... Sie kennen Giraud ... ein Schwätzer ... der ein Geschäftsbureau zu haben glaubt, weil zwei oder drei Cartons mit unbeschriebenem Papier auf seinem Pulte liegen ... und der die ganze Welt verheirathen möchte ... Alles nur, damit er und seine Frau zur Hochzeit gehen können.“

„Ja, ich kenne ihn.“

„Ich sollte auch zu Giraud kommen, aber später; wir wollten nicht zu gleicher Zeit erscheinen ... Es wird schon genug geklatscht! ... und ich habe einen so schrecklichen Ruf! ...“

„Nun weiter.“

„Nun wir lassen sogleich einen Fiaker kommen, ich steige mit Helenen hinein ... ich hätte sie allein fahren lassen sollen ... Aber was soll man thun! ... Man trennt sich so schwer! ... Diese Frau ist ungeheuer leidenschaftlich! ... Wir sitzen also im Wagen. Sie wissen, daß Giraud in der Straße Poissonnière wohnt; ich hatte dem Kutscher gesagt, mich beim Eingang ins Boulevard herauszulassen. Wir fuhren, beiläufig gesagt, ganz sachte, als wir uns plötzlich auf die Seite geworfen fühlen: Helene fällt auf den einen Schlag, ich auf sie hin ... Alles war die Folge eines dem Wagen zugestoßenen Unfalls; ein Hinterrad war gebrochen ... Wir schrien wie Besessene ... Helene stieß mich mit ihrer Faust zurück, die sie mir aufs Auge setzte, indem sie sagte, ich ersticke sie, und ich sagte ihr:

„‚Thun Sie doch Ihre Hand weg, Sie stoßen mir das Auge aus.‘“ Stellen Sie sich diese Situation vor? . . .“

„Ich stelle mir vor, daß ihr euch keine besonderen Artigkeiten sagtet!“

„Meiner Treu nein . . . im Gegentheil . . . ich glaube sogar, daß wir im Begriff waren, uns Grobheiten zu sagen . . . da kann man sehen, welche Aenderung ein zerbrochenes Rad in unsern Gefühlen hervorzubringen vermag. Glücklicherweise war die Furcht größer als das Uebel. Eine große Menge hatte sich um unsern Fiaker gestellt. Es gelingt mir, den Schlag zu öffnen, und ich springe zuerst hinaus . . . Aber stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als der Mann vor mir steht . . . Ja Montdidier selbst, der auch seinen Hals ausstreckte, um zu erfahren, was geschehen sei.“

„Und hat er Sie erkannt?“

„Ich weiß es nicht: als ich ihn erblickte, ließ ich ihm nicht Zeit, mich anzusprechen; ich drehte mich so schnell um, daß ich beinahe einen Limonadehändler, der hinter mir stand, über den Haufen gerannt hätte . . . Ich stieß und drängte alle Welt auseinander und lief ohne abzusetzen bis zu Ihnen.“

„Und ihre arme Dame haben Sie im Stiche gelassen?“

„Hätte ich ihr etwa auch noch die Hand geben und vor ihrem Mann den Galanten spielen sollen? . . . Ich denke, ich habe die beste Partie ergriffen . . . Wenn mich aber Montdidier erkannt hat . . . und ich fürchte es . . . wenn seine Frau mich nennte . . . wenn . . . denn er hat ohne Zweifel seine Frau aus dem Fiaker steigen sehen . . . Ach mein Gott! dieser zornige eifersüchtige Mann! . . .“

„Er wäre im Stande, seiner Frau übel mitzuspielen . . .“

„Ja seiner Frau ohne Zweifel . . . und mir . . . Sie sagte mir, als wir zusammen waren, ohne Unterlaß: „‚Ach, wenn mein Mann es wüßte . . . er würde mich umbringen! . . . er würde mich umbringen! . . .‘“

„Da könnte er recht leicht Sie auch umbringen wollen...“

„Das ist schrecklich ... das ist trostlos ... Es ist nicht die Furcht vor einem Duell ... man weiß wohl, daß das nicht der Fall ist ... Ich habe meine Proben abgelegt ... aber der Lärm, der Scandal, den diese Sache machen würde ... Und dann noch ... ich will im Ganzen Montbidier gar nicht übel, ich... er hat mich immer sehr gut aufgenommen, zu Tische geladen... Ich will ihm, wie gesagt, gar nicht übel!!!“

„Sie wollten ja nur seiner Frau wohl.“

„Keinen Scherz, mein Lieber ... die Sache ist zu ernst... verfluchter Hang zu Intriguen! ... Jetzt ist's aber aus; ich will keinen Ehemann mehr betrügen ... das ist lächerlich ... es ist sogar unmoralisch ... ich bin über mich selbst erzürnt, daß ich es gethan habe ... Wie! Sie lachen noch?“

„Ja, ich kann das Lachen nicht unterdrücken, weil Sie mir vorkommen, wie jene Matrosen, die während eines Sturms Gott anrufen, und bei gutem Wetter über ihn spotten.“

„Ich weiß nicht, ob ich einem Matrosen ähnlich sehe, aber ich weiß, daß ich mich sehr unbehaglich fühle ... Dieses Abenteuer, sogleich nach dem Mittagessen ... ich habe eine pommersche Gänsebrust im Magen ... Sehen Sie, lieber Blemont, lachen Sie nicht ... Helfen Sie mir aus dieser verfluchten Lage ... auf Wiedervergeltung, und das kann bald vorkommen, denn Sie sind auch ein furchtbarer Mensch ... der Schrecken der Ehemänner ... Ach mein Gott! mit wie viel so armen Teufeln sind Sie schon fertig geworden! ...“

„Wenn ich Ihnen dienen kann, geschieht es mit Vergnügen, ich sehe nur nicht ein, auf welche Weise das möglich ist ... es wäre denn, daß man Montbidier glauben machte, ich sei mit seiner Frau in dem Fiaker gewesen; aber das würde eben so wenig den Ruf Helenens herstellen...und daran muß man zuerst denken.“

„Das ist wahr ... daran muß man ... obschon ich, seit

sie mich im Wagen zurückgestoßen und mir die Faust auf's Auge gesetzt, ganz und gar nicht mehr verliebt in sie bin ... Es ist zum Erstaunen, wie häßlich sie mir in jenem Augenblicke vorkam! ..."

„So erschien sie Ihnen aber nicht immer ... bedenken Sie, daß nicht alle Stöße wehe thun, und daß sie ... sehr gefällig gegen Sie war; das müssen Sie anerkennen und sich bemühen, ihre Ehre zu retten."

„Ja ... sie hat sich gefällig gegen mich erwiesen ... aber ich hätte den Teufel von diesen Gefälligkeiten ... Ach, wenn sich die Sache beilegen ließe! dann wäre es ein für allemal aus ... nichts mehr von verheiratheten Frauen, keine unerlaubte Liebschaften ... nur ledige Frauenzimmer, Wittwen ... kurz, unabhängige Weiber, das lasse ich mir gefallen! da braucht man sich nicht immer zu verstecken ... da braucht man keine Umwege und keine Fiaker zu nehmen ..."

„Aber alle diese Besorgnisse machen solche Gattungen von Glück gerade pikant."

„Dank schönstens für solche pikante Gattungen ... Ach! wenn es mir gelingt, aus diesem Handel herauszukommen, so werde ich fest bleiben ... unzugänglich für die Damen ... aber um Zeit zu meinen tugendhaften Entschlüssen zu erhalten, darf ich mir von Montdidier keine Kugel durch den Kopf jagen lassen ... Sehen Sie mein Freund, daran müssen wir denken ..."

„Gehen Sie gerade zu Giraud. Sehen Sie, ob Montdidier mit seiner Frau dort ist, aus seiner Miene werden sie dann leicht abnehmen können, ob er Sie erkannt hat, und wie er die Sache aufnahm."

„Um mich seiner Wuth aussetzen ... seinem Zorn vor aller Welt preisgeben! ... was denken Sie mein Freund! ..."

„Ein Mann von Lebensart zieht nicht die ganze Welt in solche Geheimnisse."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Montdidier ein brutaler Mensch ist.“

„Wenn er sich für betrogen hält, wird er diesen Abend nicht mit seiner Frau in die Abendgesellschaft kommen.“

„Das ist richtig ... aber um sich dessen zu versichern, gibt es noch einen andern Ausweg ... gehen Sie diesen Abend zu Giraud. Ist unser Ehepaar dort, so beobachten Sie es. Sie werden gleich sehen, wie sie mit einander sind, und vielleicht der Dame auf eine verstohlene Weise beibringen können, daß Sie von mir kommen ... He? ... Ach! mein lieber Blemont, thun Sie mir diesen Gefallen und gehen Sie zu Giraud.“

„Wenn ich es thue, geschieht es nur Ihnen zu lieb, denn die Abendgesellschaften dieses Herrn sind nichts weniger als unterhaltend; und ich sollte diesen Abend einige sehr liebenswürdige Damen besuchen ...“

„Besuchen Sie sie morgen ... Sie werden sie eben so gut treffen, vielleicht sind es verheirathete Damen und ich entziehe Sie möglicherweise dadurch auch einer schlimmen Sache?“

„Wenn man Sie hört, sollte man glauben, man könne Damen in keiner andern Absicht besuchen, als um Eroberungen zu machen! ...“

„Weil ich Sie kenne ... Kommen Sie, Blemont, opfern Sie mir Ihre Damen ... denken Sie daran, daß ich zwischen Tod und Leben schwebe, bis ich weiß, wie ich daran bin.“

„Nun, um Sie zufrieden zu stellen, will ich zu Giraud gehen.“

„Sie sind ein wahrer Freund ... Es ist bald neun Uhr; das ist der schönste Moment bei einer Gesellschaft ... diesen Abend wird man singen, musiciren ... handeln Sie mit Besonnenheit ... und wenn unser Ehepaar dort ist, beobachten Sie es gut ...“

„Ich komme mir vor wie der Vertraute in einem Melodram.“

„Ich werde Sie erwarten ... im Kaffee an der Ecke des

Boulevards ... ich werde Zuckerwasser trinken ... Wenn Alles gut geht, wenn ich kommen darf, so sagen Sie mir es gütigst."

„Einverstanden."

Wir verdoppeln unsere Schritte und kommen an der Ecke der Straße Poissonnière an; Belan nimmt meine Hand, drückt sie heftig, indem er sagt:

„Mein Freund, ich erwarte Sie in dem Kaffee gerade gegenüber ... Sagen Sie nicht, daß ich dort sei ... Nennen Sie mich nicht!"

„Seien Sie ruhig."

Ich mache einige Schritte in der Straße, da fühle ich mich von hinten angegriffen; es ist wieder Belan, der hinter mir herkam und mir in einem eindringlichen Tone sagte:

„Mein lieber Blemont, möge dieses Ereigniß Betrachtungen in Ihnen erwecken ... möge es Sie bessern, wie es mich bessern wird ... wir müssen anders werden, mein Freund. Was mich betrifft, so schwöre ich, so wahr ich Ferdinand Belan heiße, daß die schönste Frau von Paris, wenn sie nicht frei ist ..."

Ich hörte den Schluß des Sermons des kleinen Mannes nicht mehr; ich verließ ihn lächelnd und ging die Straße hinauf bis zu Giraud.

Drittes Kapitel.

Das Haus Giraud.

Es ist ein ganz sonderbares Haus, das Haus des Herrn Giraud; ich will damit nicht sagen, daß man darin Außergewöhnliches fände, denn die Lächerlichkeiten, denen man dort begegnet, sind der ganzen Gesellschaft gemein; aber es ist nicht nöthig, daß eine Sache außergewöhnlich sei, um komisch zu sein.

Herr Giraud ist ein Vierziger; früher Commis in einem

Ministerium, dann Schreiber bei einem Notar, zuletzt Lotterie-collecteur, hat er immer viel gearbeitet, doch glaube ich nie gut; aber er ist neugierig und schwatzhaft wie eine Pförtnersfrau und macht Ansprüche auf Geist und guten Ton; ja er macht Ansprüche auf Eroberungen, obgleich er sehr häßlich ist und sein Athem seine Nähe schon auf die Entfernung von drei Schritten wittern läßt ... was ihn jedoch nicht abhält, beim Sprechen Einem ganz nahe auf den Leib zu rücken, die gewöhnliche Manier der Leute, die mit diesem Uebel behaftet sind. Madame Giraud ist fast so alt als ihr Mann. Sie ist weder hübsch noch häßlich; aber unglücklicher Weise macht sie die gleichen Ansprüche, kleidet sich stets wie eine Komödiantin aus der Provinz und will hauptsächlich schlank erscheinen, auf die Gefahr hin, den Athem zu verlieren.

Dann ist noch ein Sohn da, ein Knabe von elf Jahren, ganz das Ebenbild seines Vaters, welcher noch Visitenmachen spielt; ein weiterer Sohn von vier Jahren darf thun was er will, und benützt diese Erlaubniß dergestalt, daß kein Möbel im Haus mehr ganz ist; eine Tochter von acht Jahren will bereits eine Dame vorstellen und prügelt ihre beiden Brüder zum Beweise, daß sie schon vernünftig ist. Rechnen Sie hinzu einen bissigen Hund, der fünf Minuten lang alle Leute anbellt, die ins Haus kommen, eine große Katze, die fortwährend ein Halsband von Korkholz und ein Pflaster auf dem Kopfe trägt, so kennen Sie den ganzen Personalbestand des Hauses Giraud. — Die Magd erwähne ich nicht, denn alle vierzehn Tage ist eine andere da.

Ob diese Leute reich sind, weiß ich nicht (ich bekümmere mich nämlich in der Regel nicht um das, was mich nichts angeht); doch glaube ich nicht, daß sie so wohlhabend sind, als sie scheinen wollen. Ich bilde mir ein, daß Herr Giraud, der alle Hagestolzen, die ihm aufstoßen, verheirathen möchte, eine Art Benefiz auf die Ehen, die er zu Stande bringt, voraus erhebt;

doch ist es sicher nicht das der ersten Nacht. Ich komme an. Ich steige in die dritte Etage. Ich höre Kinder schreien: ich erkenne die Stimme von Mademoiselle Josephine Giraud und die ihres ältern Bruders, verbunden mit den Akkorden eines Pianos und den Tönen einer Flöte, und schließe daraus, daß die Abendgesellschaft ihren Glanzpunkt erreicht hat.

Ich trete in den Speisesaal. Eine Aufwärterin, die ich nicht kenne, ist im Begriffe, Gläser mit Zuckerwasser anzumachen; ich glaube, daß sie sie versucht, um sich zu versichern, daß sie gut sind. Bruder und Schwester streiten um ein Stück Rosinenkuchen. In diesem Augenblicke tritt Herr Giraud aus dem Gesellschaftszimmer mit einer kugelförmigen Zuglampe; er geht mit seiner Zuglampe auf mich zu.

„Ah, Sie sind es, mein lieber Herr Blemont ... sehr erfreut, Sie zu sehen ... Ah! warum sind Sie nicht einen Augenblick früher gekommen? ... Ceran hat so eben gesungen ... er war sehr bei Stimme ... es war ausgezeichnet! auch wurde noch eine Concertpièce für Flöte und Piano ausgeführt. Zwei Dilettanten! aber wahre Künstler... Die verfluchte Lampe zieht nicht ... ich weiß nicht, was damit ist ... Treten Sie doch herein ... Wir haben große Gesellschaft ... Es wird noch gesungen ... wir haben sehr hübsche Damen ... es sind mehrere heirathslustige darunter ... mein Lieber ... mit schönen Aussteuern. Wenn Sie einmal Lust bekämen, he? ... Einmal muß es sein ... Die verteufelte Lampe! und der Docht ist doch ganz neu.“

Ich trete in das Gesellschaftszimmer. Aber man hat Mühe, sich darin zu bewegen: einmal ist das Zimmer nicht groß, dann sitzen alle Damen und bilden einen Kreis, den zu betreten sich noch Niemand erlaubt hat; man muß sich daher begnügen, sich hinter den Stühlen dieser Damen herumzudrücken, auf die Gefahr hin, eine oder die andere derselben zu streifen oder den Herren

auf die Füße zu treten, die diesen Engpaß besetzt halten. Ich kenne nichts Langweiligeres, als eine Gesellschaft, wo die Damen wie die Einfassungen in einem Garten placirt sind, mit keinem Herrn sprechen und nichts thun, als sich vom Kopf bis zu den Füßen mustern und kritisiren. Um die Langeweile noch zu vermehren, die beständig in einer solchen Gesellschaft herrscht, war das Zimmer schlecht erleuchtet: eine große Zuglampe, ein Seitenstück der, welche ich in den Händen Girauds gesehen, verbreitete ein zweifelhaftes Licht; und einige Kerzen, die hin und wieder auf den Möbeln standen, reichten nicht hin, das Licht der Lampen zu ersetzen. All' das, verbunden mit dem Stillschweigen der Damen und dem leisen Flüstern der Herren, gab dem Ganzen einen Anstrich von Trauer und Geheimniß; man glaubte sich in einer phantasmagorischen Vorstellung von Robertson.

Ich erblicke Madame Giraud in dem Engpaß. Sie sieht mich auch und sucht bis zu mir zu kommen, indem sie einige Herren sanft auf die Seite drängt, anderen zulächelt, die nicht Platz machen wollen, um das Vergnügen zu haben, an ihren Reizen zu streifen. Endlich treffen wir zusammen. Da ich mir den Ton der Herren nicht erklären kann, die so leise sprechen, als wären sie in der Kirche, so erlaube ich mir, mich mit meiner gewöhnlichen Stimme nach dem Befinden der Hausfrau zu erkundigen, was einen Augenblick alle Blicke auf mich zieht, aber keinen übeln Eindruck hervorbringt: denn mehrere junge Leute, die den Muth nicht hatten, anzufangen, begannen jetzt freier zu sprechen, und so das geheimnißvolle Geflüster zu unterbrechen.

„Wären Sie früher gekommen," sagte Madame Giraud zu mir, „so hätten Sie ein großes Stück gehört. Ah! es war so eben recht hübsch."

Ich hätte gerne sagen mögen, daß es mir in diesem Augenblicke gar nicht hübsch vorkam, allein ich hütete mich wohl: man muß in der Welt nicht Alles sagen, was man denkt, man würde

damit sehr übel ankommen. Madame Giraud rief gleich darauf aus: „Aber wo bleibt denn Herr Giraud? was fängt er mit seinen Zuglampen an und jetzt will diese auch nicht ziehen... Was das unangenehm ist!... Wie finden Sie die Demoiselle am Kamin? Vierzigtausend Franken baar und schöne Aussichten, das ist nicht zu verachten. Sie werden sie sogleich hören: sie wird etwas Italienisches singen. Ach, was macht mir Herr Giraud für Verdruß!“

Endlich erscheint Herr Giraud wieder, die Zuglampe, die jetzt ein lebhaftes Licht verbreitet, mit stolzer Miene tragend. Er setzt sie auf einen Tisch mit den Worten:

„Nun zieht sie besser ... es war nicht viel zu ändern.“

„Machen Sie es mit der andern eben so,“ sagt Madame Giraud, „denn Sie sehen, daß sie am Ausgehen ist.“

„Ach es ist wahr!... nun gut! ich werde sie auch zurecht bringen ...“

Madame Giraud hält ihren Mann zurück, der nach der andern Lampe ging und sagte ihm leise, jedoch nicht so, daß ich es nicht verstanden hätte: „Begreifen Sie diesen Dufloc, er will durchaus nicht singen?“

„A bah! in der That? ...“

„Er sagt, er sei heiser.“

„Das ist eine Malice ... weil wir ihn nicht zum Mittagessen eingeladen haben.“

„Es muß aber etwas geschehen ... es ist kein rechtes Leben unter den Leuten.“

„Nun, lasse gleich tanzen ...“

„Das geht nicht, es ist noch zu bald ...“

„Dann suche, daß Montausol und seine Frau singen ... oder auch Mademoiselle Dupuis ... Arrangire das, während ich die Lampe arrangire.“

Die Gatten trennen sich; und ich, die wiedererstandene Helle

benützend, suche den Zweck meiner Sendung zu erfüllen, und lasse die Gesellschaft die Revue passiren, um Montdidier und seine keusche Ehehälfte zu entdecken.

Es waren in der That sehr hübsche Damen da, und sie wären noch hübscher gewesen, wenn ihre Gesichter statt des mühsam unterdrückten Gähnens durch das Vergnügen belebt gewesen wären. Hauptsächlich war eine Dame am Piano . . . ohne Zweifel ein Mädchen . . . entzückend . . . Ihr Gesicht drückte Sanftmuth und Geist aus; zwei Dinge, die man selten in der gleichen Physiognomie wahrnimmt. Schöne blonde Haare . . . nicht zu hell . . . blaue Augen, nicht zu weit geöffnet . . . ein lieblicher Mund . . . eine sehr weiße Haut, zartes Colorit, Grazie in der Haltung, im Kopfputz . . . ich möchte sagen in jeder Haarlocke . . . Dabei schien sie sich durchaus nicht zu langweilen . . . was auf vielen Umgang mit der bessern Gesellschaft schließen ließ.

Die schönen Augen dieser jungen Dame ließen mich Belan und seinen Auftrag vergessen. Da erblicke ich plötzlich Madame Montdidier . . . Sie spricht und lacht mit einer Nachbarin. Das scheint mir von guter Vorbedeutung; hätte sie einen Auftritt mit ihrem Manne gehabt, so wäre sie wohl jetzt nicht so munter. Zwar weiß man sich in der großen Welt zu verstellen . . . Sehen wir deßhalb nach dem Manne: der Mann kann gewöhnlich seine Empfindungen weniger unterdrücken. Derjenige sogar, der in seine Frau nicht verliebt ist, fühlt sich in seiner Eigenliebe verletzt, wenn er die Ueberzeugung erhält, daß er hintergangen wurde. Das drückt sich deutlich in den Zügen aus, besonders wenn der Fall so neu ist. Die armen Ehemänner! . . . Wie lachen wir über sie, so lange wir Junggesellen sind! . . . Nun, ich hoffe auch noch über sie zu lachen, wenn ich einmal verheirathet bin . . . Erstens schmeichle ich mir, eine solide Frau zu bekommen: damit muß man sich immer schmeicheln; alsdann . . . wenn auch . . . Nun, mein Gott! was ist denn am Ende so

Entsetzliches dabei? Ich werde mir die zwei Verse von Lafontaine ins Gedächtniß rufen:

Wenn man es weiß, hat es nicht viel zu sagen;
Weiß man es nicht, kann man ja gar nicht klagen.

Indessen sehe ich Montdidier nicht im Gesellschaftszimmer. Ist er vielleicht im Schlafzimmer, wo man, wie ich mir einbilde, Ecarté spielt. Ich möchte gerne hinein ... aber das geht nicht so leicht ... Will denn Niemand Bresche in den Kreis der Damen schießen ... Ich werde es bei erster Gelegenheit thun. Der Hund bellt, das bedeutet neue Gäste. Dieser Hund versieht vollständig die Verrichtungen eines Laquais. Es sind Damen. Um so besser, da muß sich der Kreis öffnen, um sie aufzunehmen. So geschieht es, und bei der ersten Oeffnung schlüpfe ich durch. Ein junger Mann, dem es erwünscht ist, sich einer gewissen Dame zu nähern, ahmt mir nach; dann ein zweiter, ein dritter... gerade wie die Schafe des Panurges! Jetzt ist die Kette gesprengt. Man vermengt sich, man nähert sich, man bewegt sich ... Und mir allein ist das glückliche Resultat zu verdanken. Ich habe eine Staatsumwälzung in dem Giraud'schen Salon zu Wege gebracht, und zwar, wie ich mir schmeichle, ohne daß ein Mensch dabei das Leben verlor.

Ich habe mich unabsichtlich der schönen jungen Dame genähert, die ich von ferne bewundert hatte. Sie scheint mir in der Nähe noch reizender. Ich vergesse ganz Belan, der bei einem Glase Zuckerwasser die Entscheidung auf Leben oder Tod von mir erwartet. Aber das Piano ertönt, es wird gesungen werden, und ich denke, daß ich das Stück ohne Anstand anhören kann. Das Ehepaar Montausol will uns mit einem Duett beglücken. Das muß eine sehr glückliche Ehe sein! Diese Leute singen nie Eines ohne das Andere. Denken Sie sich einen kleinen Mann von einem ungeheuern Umfang, dessen violette Backen bei jedem Athemzug platzen zu wollen scheinen, und der einem folglich Schrecken ein-

jagt, wenn er seine Stentorstimme erschallen läßt, welche die Schwingungen eines Contrebasses hat. Seine Frau ist eben so klein und wenigstens ebenso dick; es scheint ihr viele Mühe zu kosten, aus ihrer Brust essigscharfe Töne herauszupumpen, die das Trommelfell durchschneiden. Das Ehepaar ist von der Wuth besessen, nur ganz große Stücke zu produziren, und so wird uns heute eine Scene aus der großen Oper zum Besten gegeben werden. Eine Dame begleitet am Piano. Der Mann betrachtet seine Frau, indem er während des Ritornells wie ein Ochse schnauft, die Frau betrachtet ihren Mann, indem sie eine ihrer Hände erhebt, um den Takt zu schlagen. Jedes von ihnen scheint dem Andern zu sagen: „Allons, hervor! reißen wir sie hin! verblüffen wir sie!“

Das Recitativ beginnt: beim dritten Takt weiß das Publikum bereits nicht mehr, woran es ist. Der Mann und die Frau sekundiren sich, gehen aber nie zusammen, sondern schleudern sich einander die Töne zu, wie zwei Ballschläger den Ball. Wenn das Eine sich versieht oder im Takt zurückbleibt, wirft ihm das Andere wüthende Blicke zu und arbeitet mit allen Gliedmaßen, um das Duett wieder ins Blei zu bringen.

Da ich mir nicht genug Selbstbeherrschung zutraute, um die Sänger mit dem erforderlichen Ernst zu betrachten, so wendete ich meine Blicke auf die junge Dame neben mir: das war das beste Mittel, die Musik zu vergessen. Sie lachte nicht; aber ich glaubte wahrzunehmen, daß sie die Lippen leicht übereinander biß. Thatsache ist es, daß man in Gesellschaft zuweilen sehr viel Mühe hat, seinen Ernst zu behaupten. Zufällig erhob sie ihre Blicke nach meiner Seite; dadurch schien sie mehr in Verlegenheit zu gerathen, als bisher; sie wandte das Gesicht wieder ab. Vielleicht mißfiel ihr die Beharrlichkeit, mit der ich sie so starr betrachtete; es war vielleicht auch nicht am Platze, sie so zu fixiren... Es geschah unwillkürlich..., denn ich that es nicht, um

ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sondern weil es mir Vergnügen machte, sie anzusehen. Nun ließ ich meine Augen eiligst nach einer andern Seite schweifen und gab auf die Musik Acht. Das unglückliche Duett wollte nicht endigen. Mann und Frau schwitzten große Tropfen. Man hätte ihnen, wie den modernen Athleten, zurufen sollen, mit ihren schreckenerregenden Krafttouren einzuhalten. Eben ergötze ich mich, unsere Musikwüthigen zu betrachten, als plötzlich das Licht abnimmt; Montausol legt sich über die Musik und schreit während der Pausen ungeduldig:

„Das Licht geputzt, das Licht geputzt; wir sehen nichts mehr."

Aber die Dunkelheit kommt nicht von den Lichtern, sondern die von Giraud arrangirte Zuglampe verlor ihre ganze Helle. Madame Giraud ruft eiligst ihrem Manne, der noch mit der andern Lampe beschäftigt ist. Giraud kommt mit einer großen Schere in der Hand und schreit:

„Das ist mir unbegreiflich ... Daran kann das Oel nicht Schuld sein ... es ist ganz frisch."

„Papa," sagt die kleine Tochter, „Alexander hat gestern bleierne Figuren in die Lampe gethan."

„Ah, beim Kuckuk ... wenn der kleine Schelm mit den Lampen gespielt hat, wundere ich mich nicht mehr, daß sie nicht ziehen. Meine Frau läßt ihn auch an Alles. Nächstens wird er mir auch meinen Schreibtisch umwerfen."

„Ich kann es nicht über das Herz bringen, meine Kinder zu zanken," sagte Madame Giraud zu den sie umgebenden Personen. „Sobald ich ihnen einen Kummer ansehe, wird es mir gleich übel ... und dann ist der kleine Alexander so nett! ... so lieb! ..."

Hier wurde die Mama durch einen großen Lärmen unterbrochen, der sich im Vorzimmer hören ließ; der Hund bellt und das kleine Mädchen schreit zur Thüre herein:

„Mein kleiner Bruder hat so eben das Plateau, mit allen Gläsern darauf, auf den Boden geworfen."

Dieser Vorfall bringt das ganze Haus in Alarm: die Mama läuft nach ihren zerbrochenen Gläsern, der Papa verläßt seine Lampen, um dem Jungen nachzusetzen, und der kleine Alexander läuft Jedermann durch die Beine und verkriecht sich endlich unter einem Sopha, wo er die Zunge gegen seinen Vater herausstreckt.

Das Duett ging inmitten dieses Tobens zu Ende und man beschäftigte sich schon nicht mehr mit den Sängern, als diese noch immer fortsangen. Auch gingen die Montansols sehr bösen Humors vom Piano weg; sie setzten sich hinter mir nieder, indem sie zu einander sprachen:

„Die kriegen mich nicht mehr zum Singen! . . ."

„Das will ich meinen . . . Die Leute haben gar keinen Begriff von guter Musik . . ."

„Nein . . . denen gehören Orgelmänner vom Pont-Neuf! . . . Nach dem Punsche gehen wir."

„Ja, wenn man bekommt."

Ich verlasse das Gesellschaftszimmer und trete in das Schlafzimmer. Hier sehe ich Montdidier im Gespräche mit einigen Personen. Ich bemerke nichts Auffallendes in seinem Gesicht; doch spricht er mit Feuer. Ich nähere mich mit ganz unbefangener Miene; kann übrigens eben so gut zuhören, wie die Uebrigen, da er durchaus nicht geheim thut.

„Ja, meine Herren," sagte Montdidier, „ich kam gerade im Augenblicke an, wo der Wagen umfiel . . . Meine Frau kam von ihrer Tante und war im Begriffe, hieher zu fahren . . . Wer aber am meisten Angst hatte, war der arme Belan . . . Er stieß, wie es scheint, gerade auf den Fiaker, als das hintere Rad losging . . . Als er den Wagen sich nach seiner Seite neigen sah, hielt er sich für todt, für pulverisirt, und da das Glasfenster

ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sondern weil es mir Vergnügen machte, sie anzusehen. Nun ließ ich meine Augen eiligst nach einer andern Seite schweifen und gab auf die Musik Acht. Das unglückliche Duett wollte nicht endigen. Mann und Frau schwitzten große Tropfen. Man hätte ihnen, wie den modernen Athleten, zurufen sollen, mit ihren schreckenerregenden Krafttouren einzuhalten. Eben ergötze ich mich, unsere Musikwüthigen zu betrachten, als plötzlich das Licht abnimmt; Montausol legt sich über die Musik und schreit während der Pausen ungeduldig:

„Das Licht geputzt, das Licht geputzt; wir sehen nichts mehr."

Aber die Dunkelheit kommt nicht von den Lichtern, sondern die von Giraud arrangirte Zuglampe verlor ihre ganze Helle. Madame Giraud ruft eiligst ihrem Manne, der noch mit der andern Lampe beschäftigt ist. Giraud kommt mit einer großen Schere in der Hand und schreit:

„Das ist mir unbegreiflich ... Daran kann das Oel nicht Schuld sein ... es ist ganz frisch."

„Papa," sagt die kleine Tochter, „Alexander hat gestern bleierne Figuren in die Lampe gethan."

„Ah, beim Kuckuk ... wenn der kleine Schelm mit den Lampen gespielt hat, wundere ich mich nicht mehr, daß sie nicht ziehen. Meine Frau läßt ihn auch an Alles. Nächstens wird er mir auch meinen Schreibtisch umwerfen."

„Ich kann es nicht über das Herz bringen, meine Kinder zu zanken," sagte Madame Giraud zu den sie umgebenden Personen. „Sobald ich ihnen einen Kummer ansehe, wird es mir gleich übel ... und dann ist der kleine Alexander so nett! ... so lieb! ..."

Hier wurde die Mama durch einen großen Lärmen unterbrochen, der sich im Vorzimmer hören ließ; der Hund bellt und das kleine Mädchen schreit zur Thüre herein:

„Mein kleiner Bruder hat so eben das Plateau, mit allen Gläsern darauf, auf den Boden geworfen.“

Dieser Vorfall bringt das ganze Haus in Alarm: die Mama läuft nach ihren zerbrochenen Gläsern, der Papa verläßt seine Lampen, um dem Jungen nachzusetzen, und der kleine Alexander läuft Jedermann durch die Beine und verkriecht sich endlich unter einem Sopha, wo er die Zunge gegen seinen Vater herausstreckt.

Das Duett ging inmitten dieses Tobens zu Ende und man beschäftigte sich schon nicht mehr mit den Sängern, als diese noch immer fortsangen. Auch gingen die Montansols sehr bösen Humors vom Piano weg; sie setzten sich hinter mir nieder, indem sie zu einander sprachen:

„Die kriegen mich nicht mehr zum Singen!...“

„Das will ich meinen ... Die Leute haben gar keinen Begriff von guter Musik...“

„Nein ... denen gehören Orgelmänner vom Pont-Neuf!... Nach dem Punsche gehen wir.“

„Ja, wenn man bekommt.“

Ich verlasse das Gesellschaftszimmer und trete in das Schlafzimmer. Hier sehe ich Montdidier im Gespräche mit einigen Personen. Ich bemerke nichts Auffallendes in seinem Gesicht; doch spricht er mit Feuer. Ich nähere mich mit ganz unbefangener Miene; kann übrigens eben so gut zuhören, wie die Uebrigen, da er durchaus nicht geheim thut.

„Ja, meine Herren,“ sagte Montdidier, „ich kam gerade im Augenblicke an, wo der Wagen umfiel ... Meine Frau kam von ihrer Tante und war im Begriffe, hieher zu fahren... Wer aber am meisten Angst hatte, war der arme [illegible]... Er lief, wie es scheint, gerade auf den Fiaker, als das hintere Rad losging ... Als er den [illegible]ch nach seiner Seite neigen sah, hielt er sich für [illegible]isirt, und da das [illegible]

des Wagenschlages aufstand, so sprang er durch dasselbe in den Fiaker hinein, um nicht zermalmt zu werden. Sie wissen, daß er sehr klein ist . . . Meine Frau sagte mir, er sei hereingesprungen, so leicht wie ein Affe. Nachdem er sich überzeugt, daß der Wagen nicht von der Stelle ging, öffnete er den Schlag und machte sich aus dem Staub. Meine Frau ist überzeugt, daß er sie in seiner Verwirrung nicht einmal erkannt hat, und das scheint mir auch wahrscheinlich, da er ihr sonst doch wenigstens die Hand gereicht hätte, um ihr aus dem Wagen zu helfen... Ha! ha! ha!... Der arme Belan, ich werde lachen, wenn ich ihn wiedersehe!"

Und Herr Montdidier fängt schon im Voraus an zu lachen, seine Zuhörer thun deßgleichen; ich stimme mit voller Seele ein: denn streng genommen, hatte ich eigentlich am meisten Recht dazu. Auch klopfte mich Montdidier, der meine außerordentliche Heiterkeit wahrnahm, auf die Schulter und sagte zu mir:

„Sie haben gewiß das Abenteuer meiner Frau gehört?"

„Ja."

„Und ihre Begegnung mit Belan . . . nicht wahr, das ist sehr komisch?"

„Außerordentlich komisch! . . ."

„Ich gäbe einen Napoleon, wenn Belan diesen Abend hieher käme, um mich ein wenig auf seine Kosten belustigen zu können."

Ich antwortete nichts, verschwand aber aus der Menge, um dem armen Ehemanne das Vergnügen zu verschaffen, nach dem er sich sehnte. Ich hielt es für nicht mehr als billig, ihm auch eine kleine Freude zu machen.

Ich kam unbemerkt hinaus. Ich renne nach dem Kaffeehaus, wo mich der unruhige Liebhaber erwartete; ich finde ihn bei seinem dritten Glase Zuckerwasser, das Gesicht blaß, entstellt, sich über meine lange Abwesenheit die schlimmsten Gedanken

machend. Ich eile ihn zu beruhigen und erzähle ihm unter Lachen was ich so eben gehört.

Während ich spreche, nehmen Belans Züge allmählig wieder ihre volle Heiterkeit an. Noch bin ich nicht zu Ende, als er sich über den Tisch legt, mit beiden Händen den Bauch hält, der ihm vor lauter Lachen zu springen droht.

„Das ist herrlich! . . . das ist köstlich! . . . Genug, Blemont, genug . . . Ich sterbe vor Lachen . . . Ich durch den Kutschenschlag gesprungen . . . Ah! die Weiber! haben sie nicht Ideen . . . Erfindungen für alle Fälle! . . . Ich war ein Thor, mich zu beunruhigen!“

„Sagte ich Ihnen das nicht schon vor einer Stunde, aber damals war es Ihnen nicht möglich, auf mich zu hören.“

„Ja, ich gebe es zu, ich war sehr in Angst . . . nicht für mich, sondern für sie . . . Nun, Gottlob! die Sache ist beigelegt; denken wir nur noch daran, zu lachen . . . Garçon, hier ist Geld für Ihre drei Gläser Zuckerwasser. Es drängt mich, zu Strand zu gehen . . . Ist es brillant? sind viele Leute dort?“

„Es ist nicht gerade brillant, aber es sind viele Leute dort; auch habe ich sehr hübsche Damen bemerkt . . .“

„Hübsche Damen! . . . da muß ich meine Cravate wieder herrichten . . .“

„Aber erinnern Sie sich, Belan, daß dieses Abenteuer Sie bessern sollte; Sie haben geschworen, den Damen nicht mehr die Cour zu machen.“

„Habe ich gesagt Allen? . . . die Unvermählten waren nicht in meinem Eide begriffen! . . . und dann . . . Wahrhaftig! . . . So was sagt man in der ersten Aufregung . . . und darf ich liebenswürdige Mädchen dafür schmachten lassen, die ohne Erhörung von meiner Seite sich vielleicht das Leben nehmen würden? . . . Pfui, das wäre gewissenlos! . . . Darum gehen wir schnell zu Strand . . . Ich werde singen . . . Ich weiß eine neue Romanze . . .

Sie können es ja einleiten, daß ich zum Singen aufgefordert werde, nicht wahr?“

„Ich soll, wie es scheint, ein für allemal Ihr Helfershelfer werden.“

Belan antwortete mir nur durch eine Pirouette; denn er war von einer tollen Lustigkeit. Wir machten uns auf den Weg zu Giraud; ich bat ihn, erst einige Minuten nach mir einzutreten; ich wollte nicht das Ansehen haben, als hätte ich ihn geholt, und wo möglich so unbemerkt hineingehen, als ich hinausgegangen war ... Im Vorzimmer stieß ich auf Giraud, der mit einer bestürzten Miene seine beiden Zuglampen betrachtete, die am Erlöschen waren. Er sah nicht, daß ich von außen kam, war ausschließlich mit seinen Dochten beschäftigt und sagte zu mir, indem er mir einen hinhielt:

„Unbegreiflich ... Sie sehen nun selbst und können es bezeugen, daß ich ganz neue Dochte hineinthue ... wir wollen nun sehen, ob diese auch verkohlen.“

„Ja ich sehe, wie sehr Sie sich anstrengen, uns Vergnügen zu machen.“

„Oh, wenn sie nur einmal im Zuge sind! ... Theodor ... He! Theodor, willst Du wohl die Kuchen stehen lassen ... Ein großer Junge von Deinem Alter ... er ist noch naschhafter wie der Kleine ...“

„Papa, laß mir nur einen; es ist um Kochen zu spielen.“

„Mit elf Jahren noch Kochen spielen! ... Schämst Du Dich nicht! ... Lasse wenigstens den Käskuchen stehen ... Aber da drinnen will es auch nicht ziehen! ... Meine Frau weiß ihre Gesellschaft nicht zu beleben! ... Unsere Sänger haben den Schnupfen! ... Man muß tanzen lassen ... Herr Blemont, es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie die Sache in Gang brächten.“

„Sie wissen, daß ich nicht Clavier spiele.“

„Wohl, aber Sie können meiner Frau sagen, daß sie Jemand aus der Gesellschaft bitte, einen Contretanz zu spielen ... Es sind einige Dilettanten da."

„Ehe ich Ihren Auftrag ausführe, bitte ich Sie, mir zu sagen, wer die hübsche Dame in Rosa ist, die am Clavier saß?"

„In Rosa ... vor dem Clavier ... mit goldenen Aehren in den Haaren?"

„Nein, sie hat nichts von Gold in den Haaren ... eine Blondine, ein wenig blaß ... aber sehr hübsch ..."

„Blond ... hübsch ... aber wir haben mehrere in Rosa ... Hören Sie, wenn ich mit meinen Lampen im Reinen bin, müssen Sie mir sie zeigen."

Ich sehe, daß in diesem Augenblicke höchstens ein Flaschner auf Herrn Giraud einzuwirken im Stande wäre und gehe daher in das Gesellschaftszimmer zurück. Ein Herr sitzt am Clavier, jedoch nicht um Tänze aufzuspielen, sondern um den Gesang zu accompagniren, zu präludiren, Passagen und einzelne Stücke vorzutragen. Neben ihm sitzt ein Freund, der jedesmal, wenn er mit dem Bruchstück eines Liedes oder eines Stückes zu Ende ist, sogleich wieder etwas Anderes verlangt, indem er zu ihm sagt:

„Und die Arie aus Tankred ... und die Romanze aus Othello ... und die hübsche Stelle aus der Ouvertüre der Semiramis."

„Ja doch! ..."

„Denke ein bischen daran."

Und der Herr spielt, fängt an, unterbricht sich, beginnt etwas Anderes, kurz er thut, als ob er bei sich zu Hause wäre: man kann sich denken, wie unterhaltend das für die Gesellschaft ist. Das Ding dauert schon eine geraume Weile, und der Herr macht noch keine Miene das Piano zu verlassen: er scheint zu glauben, daß es nur ausschließlich für ihn hergestellt worden sei, und daß wir Andere uns sehr glücklich fühlen müssen, seine kleinen

„Musiciren Sie nicht gerne?“

„Doch, aber nur im Kreise meiner Bekannten. Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, Leute zu unterhalten, die man nie gesehen hat, und die Einem häufig nur aus Gefälligkeit zuhören.“

„Sie beurtheilen die Welt schon ...“

Da kommt bereits die dritte Tour, hernach die letzte und somit ist der Contretanz zu Ende. Gleichviel, ich fand doch wenigstens, daß die junge Dame keine Thörin war. Vielleicht wird sie nicht das gleiche Urtheil über mich fällen.

Ich ergriff Giraud in dem Augenblicke, wo er seinen Zuglampen, die wieder nachließen, mit dem Finger nachhelfen wollte.

„Sie haben mich mit der jungen Dame tanzen sehen, die uns gegenüber sitzt?“

„Ja.“

„Nun gut! Das ist die Dame, nach der ich Sie vorhin fragte.“

„Ah! das ist Mademoiselle Eugenie Dumeillan.“

„Wer ist die Mademoiselle Dumeillan?“

„Das ist die Tochter von Madame Dumeillan, die bei ihr sitzt.“

„Mein lieber Herr Giraud, ich begreife ganz wohl, daß diese Demoiselle die Tochter ihrer Mutter und vielleicht auch ihres Vaters ist; aber indem ich Sie nach ihr fragte, wollte ich so viel sagen, als: wer sind ihre Leute? ... was treiben sie? ... kurz, ich wollte wissen, was man nicht selbstverständlich als bekannt annehmen kann. In der That, es ist mir unerklärlich, wie Sie, ein Mann der Informationen, das nicht sogleich fühlten?“

„Doch, doch ... aber dieses Mädchen steht nicht auf der Liste meiner Heirathskandidatinnen ... Doch ist sie auch mannbar; man hat nur für den Augenblick gerade noch keine Absichten; während jene große Braune da unten ... sehen Sie die im

Turban ... hunderttausend Franken baar mitbekommt ... Was sagen Sie dazu, mein Lieber? ... Das wäre ein Bissen? ... Ach, wenn ich nicht schon verheirathet wäre! ... Liebe Frau, gib doch auf Deinen Sohn Alexander Achtung: er wird noch das Theebrett hinunterwerfen, und alle Tassen das gleiche Schicksal haben, wie die geschliffenen Gläser!"

„Mein lieber Herr Giraud, das Heirathsgut der großen Braunen macht mir sehr wenig Sorge. Sie können mir also nichts weiter über diese Damen gegenüber sagen?"

„Bitte um Verzeihung. Die Mutter ist Wittwe; Herr Dumeillan war Souschef ... ich weiß nicht mehr in welchem Ministerium; kurz, er war Souschef, und hat, glaube ich, seiner Wittwe vier oder fünftausend Franken Renten hinterlassen ... Mademoiselle Eugenie hat eine sehr gute Erziehung genossen; sie ist außerordentlich musikalisch; sie muß außerdem noch etwas von einer Tante geerbt haben ... ich weiß nicht gerade wie viel ... kann mich jedoch erkundigen ... Es ist auf keinen Fall eine schlechte Partie: sie ist eine einzige Tochter ... Soll ich in Ihrem Namen sprechen?"

„Spielen Sie mir diesen Streich nicht! ... Wer Teufels sagt Ihnen, daß ich heirathen will? ... kann man denn mit keinem Mädchen sprechen, ohne gleich ans Heirathen zu denken?"

„Das sage ich nicht ... da es aber doch immer darauf hinauskommt ..."

„Papa, mein Bruder Theodor schiebt verzuckerte Orangenschalen in seine Tasche."

Diese Mittheilung machte Mademoiselle Giraud, worauf mich der Papa verließ, um seinen ältesten Sohn zu beohrfeigen. Nun näherte sich mir Belan.

„Sie haben Giraud nicht aufgefordert, mich zum Singen einzuladen, da er mir nichts davon gesagt hat?"

„Aber um Gotteswillen, Belan! Lassen Sie uns in Ruhe mit Ihrem Gesange! Wir haben genug gehört! Man will jetzt lieber tanzen."

„Weil man mich noch nicht gehört hat ... ich bin überzeugt, ich hätte der Gesellschaft Vergnügen gemacht ... ich hatte expreß eine Arie einstudirt ... Ach! Sie wissen nicht ... Helena ist sehr kalt gegen mich ... aber sehr kalt! ... sie findet es schlecht, daß ich mich so schnell davon gemacht habe, als ich ihren Mann sah. Kann man das begreifen? ... hatte ich eine Ahnung davon, daß sie so schnell eine Geschichte erfinden würde? ... Möge sie übrigens böse sein, wenn sie will ... das gilt mir am Ende gleich ... macht mir nicht die geringste Sorge ... ich sehe sie noch immer in Gedanken mit der Faust in meinem Auge, als wir umgeworfen wurden ... damals war sie ganz und gar nicht hübsch ... Ich habe jetzt mein Auge auf die kleine Frau in schwarz geworfen ... die da unten ... sehen Sie? ... eine gute dicke Mama! ... mit feurigem Blick ... das ist vielversprechend ..."

„Aber sie ist verheirathet ... ihr Mann sitzt beim Ecarté ... er ist Einnehmer bei der Registratur."

„Ah! um so besser! ... wir werden ihn in allen Farben bedienen, den Herrn Einnehmer."

Der Tanz begann aufs Neue: dieses Mal spielte Mademoiselle Eugenie dazu und zwar mit vieler Kraft und Geschmack. Ich bedauerte, nicht auch musikalisch zu sein; ich hatte der Malerei den Vorzug gegeben ... die Malerei ist eine herrliche Kunst, aber sie verleiht in der Welt nicht die Vortheile wie die Musik. Im Gesellschaftszimmer wird man den Maler vernachlässigen, um den Musiker zu feiern, zu hätscheln; übrigens in Wahrheit, man denkt nicht immer an Tanzen und Singen.

Die Quadrille war erst zur Hälfte getanzt, als die beiden Lampen aufs Neue erlöschten. Man machte die letzten Touren im Halbdunkel oder vielmehr in halber Nacht. Alle Welt lachte,

während Madame Giraud ihren Mann auszankte und dieser ausrief: „Beim Himmel! . . . ich verzichte darauf! . . . Da geht mein Latein zu Ende. Theodor, sage der Aufwärterin, sie möge Kerzen in größerer Anzahl hereinbringen."

Theodor verläßt das Zimmer, aber nur um dem Büffet im Speisesaal einen Besuch abzustatten. Ein dritter Contretanz wird arrangirt, ohne daß man heller sieht; er beginnt unter dem Geschrei der Madame Giraud, die fortwährend einen Zusatz von Beleuchtung verlangt; unter den Klagen Girauds, der sich vergeblich mit den Dochten seiner Lampen abmüht; dem Gekreisch der drei Kinder, die um die Kuchen streiten, und dem Gebelle des Hundes, der hinter allen Personen, welche das Gesellschaftszimmer verlassen, herläuft und nach ihnen schnappt.

Belan, welcher der guten dicken Mama gegenüber tanzte, bekümmerte sich wenig um den Lärmen, und dachte nur mit seiner Tänzerin ins Gespräch zu kommen: aber das Halbdunkel im Salon erlaubte ihm nicht ein Stück Orangeschale zu sehen, das dem Herrn Theodor aus der Tasche gefallen war, und indem er gegen seine Tänzerin zierliche Schleifschritte machen wollte, schliff er in der That unfreiwillig, glitschte aus und verwickelte sich im Fallen in die Beine der guten dicken Mama. Die Damen stoßen Schreckensschreie aus. Belan rafft sich auf, indem er sich mit der einen Hand die Seite hält und sich hoch und theuer vermißt, daß er nicht gefallen wäre, wenn er nicht auf etwas getreten wäre. Die kleine Giraud hebt das Stück Orangeschale ganz zerquetscht vom Boden auf und ruft:

„Das hat mein Bruder auf den Boden geworfen," und der Papa geht zum Salon hinaus mit der trostreichen Versicherung an Belan, daß er seinen Sohn züchtigen werde, sobald die Gesellschaft fort sei.

Dieser Contretanz war der letzte; die Kerzen schienen den Lampen nachahmen zu wollen und die Tänzer fürchteten weiteren

Orangeschalen zu begegnen, während sie sich mit ihren Damen im Tanze wiegten.

Man geht; Mademoiselle Dumeillan mit ihrer Mutter, und ich gleichzeitig mit den Damen. An der Treppe biete ich meinen Arm der Mama, obgleich ich nur Augen für die Tochter habe; ich helfe den Damen in einen Fiaker und grüße sie ... Mehr konnte ich nicht thun ... bei dieser ersten Begegnung. Ich höre hinter mir lachen und trillern. Es ist Belan, der hinter der Dame in schwarz und ihrem Manne geht und mir im Vorbeigehen ins Ohr raunt:

„Ich gehe ihr nach ... Die Sache macht sich ... sie hat Funken gefaßt ... Mit der Montdidier ists aus, rein aus ... wir sind bereits geschworene Feinde. Adieu ... ich verfolge meinen Sieg."

Einen Augenblick nachher sehe ich Montdidier und seine Frau vorbeikommen in Gesellschaft eines langen Blondins, der sich den ganzen Abend hinter dem Stuhle von Madame gehalten hatte.

Ich lächelte, indem ich an die klugen Vorsätze Belans dachte, und konnte mich nicht enthalten auszurufen:

„O! ihr Männer! O! ihr Weiber!"

Viertes Kapitel.

Zwei wahrhaft Liebende.

Ich wohne in der Straße Meslay in einem großen Hause, wo es Wohnungen für jede Kategorie des Vermögens und selbst für solche gibt, die in gar keine Kategorie des Vermögens zu setzen sind, wo folglich derjenige, dessen einziges Bestreben nur darauf hingeht, sein Leben zu fristen, mit demjenigen die gleiche Treppe besteigt, dessen einziges Bestreben darauf gerichtet ist, sich zu

unterhalten: nur daß er viel höher zu steigen hat. Aber unter den Mansarden gibt es auch Freuden, Liebe und sehr lockende Geschichten. Und der sie zu finden weiß, erschrickt nicht, wenn er sie etwas hoch suchen muß.

Ich weiß, daß es ganz oben in meinem Hause (das heißt in dem Hause wo ich wohne) kleine schlecht vertäfelte, schlecht verschlossene kleine Winkel gibt, wo es raucht, wo man im Winter erfriert, wo Einem Ratten und Mäuse in jeder Nacht Besuch abstatten, und die doch der Eigenthümer so theuer als möglich vermiethet; und dabei nimmt er nicht einmal Jedermann auf, sondern sieht hauptsächlich auf ruhige Leute.

Ich war noch nicht in diesen kleinen Zimmern, doch nicht aus Mangel an Neugierde, denn ich begegnete schon mehrere Male auf meiner Treppe einem jungen äußerst hübschen Mädchen, von der ich weiß, daß sie eines der bescheidensten Zimmer des fünften Stockes bewohnt. Sie hat nicht das gewöhnliche Aussehen einer Arbeiterin, aber ebensowenig das aufgeweckte Wesen einer Grisette; und doch ist sie das annähernd, denn sie arbeitet für ihren Lebensunterhalt. Sie festonnirt, wie mir die Pförtnersleute sagten, und reparirt Wäsche, wenn man ihr nämlich gibt. Aber sie sieht noch so jugendlich aus, daß sie den Personen, die sie um Arbeit angeht, kein rechtes Vertrauen einflößt; und doch kann man im sechzehnten Jahr ebenso ehrlich sein, als im vierzigsten. Die Redlichkeit liegt im Blute; wenn man sie erst von der Zeit oder der Erfahrung erwartet, hat man keine Garantie, daß sie die Probe hält.

Nicht ohne Mühe konnte die kleine Margarethe ein Zimmer im Hause erhalten. Der Eigenthümer fand sie zu jung, er wollte ihr keines vermiethen; er war erstaunt, daß sie schon so bald ein eigenes Zimmer wollte. Aber die Kleine hatte einen gewissen Zug von Aufrichtigkeit, welcher die Strenge des Hausherrn entwaffnete; sie schwur, daß sie äußerst ruhig sei, keinen Lärm

Orangeschalen zu begegnen, während sie sich mit ihren Damen im Tanze wiegten.

Man geht; Mademoiselle Dumeillan mit ihrer Mutter, und ich gleichzeitig mit den Damen. An der Treppe biete ich meinen Arm der Mama, obgleich ich nur Augen für die Tochter habe; ich helfe den Damen in einen Fiaker und grüße sie... Mehr konnte ich nicht thun ... bei dieser ersten Begegnung. Ich höre hinter mir lachen und trillern. Es ist Belan, der hinter der Dame in schwarz und ihrem Manne geht und mir im Vorbeigehen ins Ohr raunt:

„Ich gehe ihr nach ... Die Sache macht sich ... sie hat Funken gefaßt ... Mit der Montdidier ists aus, rein aus ... wir sind bereits geschworene Feinde. Adieu ... ich verfolge meinen Sieg."

Einen Augenblick nachher sehe ich Montdidier und seine Frau vorbeikommen in Gesellschaft eines langen Blondins, der sich den ganzen Abend hinter dem Stuhle von Madame gehalten hatte.

Ich lächelte, indem ich an die klugen Vorsätze Belans dachte, und konnte mich nicht enthalten auszurufen:

„O! ihr Männer! O! ihr Weiber!"

Viertes Kapitel.

Zwei wahrhaft Liebende.

Ich wohne in der Straße Mesley in einem großen Hause, wo es Wohnungen für jede Kategorie des Vermögens und selbst für solche gibt, die in gar keine Kategorie des Vermögens zu setzen sind, wo folglich derjenige, dessen einziges Bestreben nur darauf hingeht, sein Leben zu fristen, mit demjenigen die gleiche Treppe besteigt, dessen einziges Bestreben darauf gerichtet ist, sich zu

unterhalten: nur daß er viel höher zu steigen hat. Aber unter den Mansarden gibt es auch Freuden, Liebe und sehr lockende Geschichten. Und der sie zu finden weiß, erschrickt nicht, wenn er sie etwas hoch suchen muß.

Ich weiß, daß es ganz oben in meinem Hause (das heißt in dem Hause wo ich wohne) kleine schlecht vertäfelte, schlecht verschlossene kleine Winkel gibt, wo es raucht, wo man im Winter erfriert, wo Einem Ratten und Mäuse in jeder Nacht Besuch abstatten, und die doch der Eigenthümer so theuer als möglich vermiethet; und dabei nimmt er nicht einmal Jedermann auf, sondern sieht hauptsächlich auf ruhige Leute.

Ich war noch nicht in diesen kleinen Zimmern, doch nicht aus Mangel an Neugierde, denn ich begegnete schon mehrere Male auf meiner Treppe einem jungen äußerst hübschen Mädchen, von der ich weiß, daß sie eines der bescheidensten Zimmer des fünften Stockes bewohnt. Sie hat nicht das gewöhnliche Aussehen einer Arbeiterin, aber ebensowenig das aufgeweckte Wesen einer Grisette; und doch ist sie das annähernd, denn sie arbeitet für ihren Lebensunterhalt. Sie festonnirt, wie mir die Pförtnersleute sagten, und reparirt Wäsche, wenn man ihr nämlich gibt. Aber sie sieht noch so jugendlich aus, daß sie den Personen, die sie um Arbeit angeht, kein rechtes Vertrauen einflößt; und doch kann man im sechzehnten Jahr ebenso ehrlich sein, als im vierzigsten. Die Redlichkeit liegt im Blute; wenn man sie erst von der Zeit oder der Erfahrung erwartet, hat man keine Garantie, daß sie die Probe hält.

Nicht ohne Mühe konnte die kleine Margarethe ein Zimmer im Hause erhalten. Der Eigenthümer fand sie zu jung, er wollte ihr keines vermiethen; er war erstaunt, daß sie schon so bald ein eigenes Zimmer wollte. Aber die Kleine hatte einen gewissen Zug von Aufrichtigkeit, welcher die Strenge des Hausherrn entwaffnete; sie schwur, daß sie äußerst ruhig sei, keinen Lärm

mache, niemals spät nach Hause komme, und man begnadigte sie mit einem W'nkelchen um hundert und dreißig Franken des Jahres. Da muß man manchen Feston machen, um das herauszuschlagen.

Ungeachtet ihres aufrichtigen Gesichtchens hatte Mademoiselle Margarethe einen Geliebten; wenn man aber nur Einen hat, nur Einen empfängt, nur mit Einem ausgeht und, versteht sich, heimkommt, darf man doch mit gutem Gewissen sagen, man sei ruhig, ja selbst ehrbar. Die Ehrbarkeit besteht nicht ausschließlich in der Unschuld. Ich hatte eine Aufwärterin, die noch Jungfer war, aber meine Cravaten stahl.

Alle diese Einzelheiten waren mir unbekannt, als ich zum ersten Male dem jungen Mädchen auf der Treppe begegnete. Als ich diese feinen Züge, die kaum fünfzehn Jahre verkündeten, diese großen hellblauen Augen, diesen kleinen Mund, diese kleine Taille, diese kleinen (kurz, außer den Augen muß bei Mademoiselle Margarethe Alles klein sein) ... sah, nahm ich meine liebenswürdigste Miene an, fixirte das Mädchen mit wonnetrunkenem Blick und suchte mich auf alle Weise bemerklich zu machen; man schenkte jedoch meinen Bemühungen keine Beachtung und stieg ganz unbefangen die Treppe hinab. Ein anderes Mal ließ ich einige Worte, einige Complimente fallen, die man jedoch nicht für gut fand, aufzuheben: auf dieses hin stellte ich das Feuern meiner Augen ein und verschloß den Mund, denn ich bin nicht halsstarrig und der Ansicht, wer gefallen will, muß sogleich gefallen.

Einmal jedoch klingelte Mademoiselle Margarethe bei mir an; als ich sie zu mir kommen sah, wußte ich nicht, was ich davon denken sollte: aber das junge Mädchen, deren Augen von Thränen überliefen, und die heftig schluchzte, dachte nicht an die Unschicklichkeit ihres Schrittes. Sie fragte mich, ob ich ihre Katze nicht gesehen habe, die seit dem Morgen fort sei; als sie hörte, daß ich ihre arme Moquette nicht gesehen habe, war sie

wie der Blitz fort, ohne auf die Trostgründe zu hören, die ich vorbringen wollte.

Auf das hin sagte ich mir: dieses junge Mädchen ist solid; denn ich heiße solid, wenn man seinem Schatze treu bleibt. Ich unterhielt mich ein wenig über die Kleine mit meinen Portiersleuten, was mich in meiner Ansicht befestigte.

„Ja, sie ist sehr ruhig," sagte mir die Portiersfrau, „ausgenommen, wenn sie ihrer Katze nachläuft, mit der sie wie ein fünfjähriges Kind spielt ... Aber sie ist auch in der That noch so jung! ... Doch hat sie schon ihren Liebsten ... der fast eben so jung ist wie sie ... auch ein artiger Bursche ... Sehen Sie, die ist so arm wie Hiob! ... Ein Zimmer, in welchem nichts als ein Bett steht ... und was für ein Bett! ... Vier Stücke Holz, die auseinander gehen, wenn man sie nur anrührt! ein kleiner Schrank, der keine fünfzehn Sous werth ist, ein Topf statt eines Wasserbeckens und ein kleiner Spiegel um drei Franken; damit kann man weit kommen! ... Das heißt Mademoiselle Margarethe ihre kleine Haushaltung!... Uebrigens zahlt sie ihre Termine; darüber läßt sich nichts sagen."

„Ihr Liebhaber ist ohne Zweifel ein Arbeiter, ein Lehrling?"

„O wahrlich nein! Das ist ein Zuckerpüppchen! ... ein junges Herrchen: wenn er jedoch findet, daß sie gut genug eingerichtet sei, so kommt es wahrscheinlich daher, daß er nicht mehr thun kann! und ich kann Sie versichern, daß die Kleine weit öfter Erdäpfel als Wachteln ißt. Aber wenn sie nur ihren Ernst sehen oder mit ihrer Katze spielen kann, ist sie glücklich wie eine Königin."

Seitdem ich all das wußte, betrachtete ich das junge Mädchen mit Theilnahme. Einige Zeit nachher wuchs diese noch. Ich hörte von ungefähr ein Gespräch zwischen Mademoiselle Margarethe und einem alten Grafen, der mit mir auf dem gleichen Boden wohnte. Der Herr Graf ist ein alter Sünder; darin ist nichts

Außerordentliches; wir sind es Alle mehr oder weniger. Er belorgnettirte auch unsere junge Nachbarin, und als ich eines schönen Tages ausgehen wollte und meine Thüre bereits halb geöffnet hatte, vernahm ich folgendes Gespräch:

„So hören Sie doch!... junger Leichtfuß! nur auf zwei Worte."

„Was wollen Sie, mein Herr?"

„Zuerst wollte ich Ihnen sagen, daß Sie ein herziges Kind sind!..."

„O! wenn es weiter nichts ist..."

„Hören Sie doch... kleines Schätzchen, ich will Ihr Glück machen..."

„Mein Glück?... aber ich bin glücklich, mein Herr..."

„Man ist nicht glücklich, wenn man in einem Dachstübchen wohnt und schlecht eingerichtet ist... Ich will Ihnen eine schöne Wohnung anschaffen... und Geld, viel Geld geben, damit Sie sich kaufen können, was Ihnen Vergnügen macht!"

„Wie, mein Herr! Für wen halten Sie mich."

„Gehen Sie, Mademoiselle Margarethe, spielen Sie nicht die Lucretia; wenn man einen Liebhaber hat und mit einem jungen Menschen lebt, muß man sich nicht so strenge geberden."

„Weil ich einen Geliebten habe, mein Herr, sollte das ein Grund sein, solche Vorschläge anzuhören?"

„Ihr verliebter Laffe gibt Ihnen nichts und wird Sie einmal an einem schönen Morgen sitzen lassen; während ich mich verbindlich mache, Ihnen einen Jahrgehalt auszusetzen, und wenn Sie sich vernünftig benehmen, so..."

„Mein Herr, schweigen Sie, und hauptsächlich sprechen Sie nicht mehr mit mir; nehmen Sie sich in Acht, daß ich es nicht Ernst sage, daß Sie ihn einen Laffen genannt und welche Worte Sie an mich gerichtet haben... er würde Ihnen nicht übel mitspielen, er..."

„Was soll das bedeuten?... Sie kleine Unverschämte! Sie kleine Ungezogene!“

„Hm! der alte Narr!...“

Auf dieses eilte das junge Mädchen leicht die Treppe hinauf; der Herr Graf kehrte brummend in seine Gemächer zurück, und ich sagte mir: Sie liebt ihren Ernst aufrichtig, da sie lieber mit ihm im Elend leben als von einem Andern Wohlstand annehmen will; ich schämte mich beinahe, ihr einige Schmeicheleien gesagt zu haben, denn wenn ich auch selbst die Beständigkeit nicht praktisch ausübe, so kann ich doch nicht umhin, der Treue meine Huldigung darzubringen.

Ich war sehr begierig, ihren Liebhaber zu sehen; wahrscheinlich kam er aber sehr frühe und ging sehr spät, oder ging vielleicht gar nicht. Eines Tags jedoch begegnete ich ihm und war überrascht, ihn bereits zu kennen: ich war schon mehrere Male mit ihm in Gesellschaft. Er ist ein junger Mann von guter Familie, kaum zwanzig Jahre alt und von hübschem Aeußern, der jedoch von der Leidenschaft befangen ist, fürs Theater zu arbeiten, es aber bis jetzt nicht weiter bringen konnte, als daß einige kleine Stücke von ihm auf den Boulevardstheatern gespielt wurden. Seine Eltern sind mit seiner dramatischen Liebhaberei durchaus nicht einverstanden, und möchten ihn gerne bei der Verwaltung unterbringen; er weiß es jedoch immer so einzurichten, daß die Stelle bereits besetzt ist, wenn er sich meldet; da seine Eltern gar nicht mit ihm zufrieden sind, so geben sie ihm nur ein geringes Taschengeld. Armer junger Mensch!... ich begreife nun wohl, daß sein kleines Schätzchen öfter Erdäpfel als Wachteln ißt.

Ich kannte ihn nur unter seinem Familiennamen, und wußte nicht, daß er mit dem Taufnamen Ernst hieß. Beim Begegnen auf der Treppe lächelte er und wir grüßten uns. Ich suchte nicht ihn aufzuhalten; er steigt immer so schnell hinauf!... Ich

begreife wohl, daß es ihm wichtiger ist, zu ihr hinaufzukommen, als mit mir zu sprechen.

Schon längere Zeit hatte ich weder die kleine Margarethe, noch ihren jungen Liebhaber gesehen. Als ich aus der Abendgesellschaft bei Giraud zurückkehrte, bemerkte ich eine große Bewegung bei meinen Portiersleuten; der Mann und die Frau waren noch auf: doch war Mitternacht schon vorüber und gewöhnlich geht das Eine oder Andere von ihnen um elf Uhr zu Bette. Auch befand sich eine alte Köchin des Hauses in ihrer Loge; man unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit und ich hörte folgende Worte:

„Sie befindet sich sehr übel ... Die Hebamme hat mit dem Kopfe geschüttelt ... Das ist ein schlimmes Zeichen.“

„Wer befindet sich denn so übel,“ sagte ich, indem ich mein Licht nahm.

„Ach, mein Herr, die kleine Margarethe; sie hat eine Fehlgeburt gemacht ...“

„Wie! die arme Kleine war guter Hoffnung?“

„Und das haben Sie nicht bemerkt, mein Herr! sie war schon fast im fünften Monat schwanger!“ ...

„Ist Herr Ernst nicht da?“

„Ach! er thut zum Verzweifeln! ... er ist einen Augenblick nach Hause ... nur zwei Schritte von hier. Er hat unsern kleinen Neffen mitgenommen ... ohne Zweifel, damit er etwas mit hertrage; denn oben fehlt es an Allem!“ ...

In diesem Augenblicke wurde heftig an die Thüre gepocht. Man öffnet und Ernst tritt in den Hof mit einer Matratze auf dem Kopfe; der junge Mensch fürchtete sich nicht, sein elegantes Aeußere zu compromittiren, indem er die Verrichtung eines Commissionärs ausübte; wenn es sich darum handelt, dem Gegenstand seiner Liebe beizuspringen, so zieht man nicht zuvor die Gesetze des Anstandes zu Rathe. Ueberdies sind um Mitternacht die Straßen nicht sehr belebt.

Der kleine Neffe kommt hintendrein, einen mit Utrechter Sammt überzogenen Lehnstuhl tragend; ich sehe, daß der junge Ernst hinter dem Rücken seiner Eltern sein Zimmer geleert hatte, um seiner kleinen Freundin einige Möbel zu verschaffen.

„Es war Zeit, daß Sie zurückkamen," sagte die alte Portiersfrau mit jener bedenklichen Miene, welche den Eindruck von schlimmen Nachrichten noch vergrößert. „Mademoiselle Margarethe ist sehr übel auf. sie hat sehr bedenkliche Zufälle . . . kurz, sie verliert all ihr Blut und Sie können denken, daß das nicht lange so fortgehen kann! . . ."

Der junge Mann stößt einen Schrei des Entsetzens aus, wirft seine Matratze auf den Boden und fliegt ohne mehr zu hören. immer vier Stufen überspringend, die Treppe hinauf. Ich blieb vor der Loge der Portiersleute, welche Beide zu alt und zu faul waren, um sich zum Hinauftragen der Matratze herbeizulassen; der kleine Neffe that sein Aeußerstes indem er den Lehnstuhl die Treppe hinaufschleppte, und die Köchin begnügte sich, ihre Floskeln über die Sache zu machen. Ich hatte meinen Entschluß bald gefaßt: nahm die Matratze auf meine Schultern und stieg damit bis in den fünften Stock.

Ich kam vor der Zimmerthüre der kleinen Margarethe an. Die Thüre war nur angelehnt und doch wagte ich nicht einzutreten: Ich wußte, daß sie sehr arm war! . . . und bei unbemittelten Leuten ist ein rücksichtsvolles Benehmen doppelt am Platze. Vielleicht hätte sie und ihr Liebhaber es übel genommen, wenn ich so ohne Weiteres eingetreten wäre . . . und doch da sie so krank ist.

Während ich unentschlossen, mit der Matratze auf der Schulter vor der Thüre stehen bleibe, höre ich eine scharfe Stimme, die sagt: „Sehen Sie nach einem Accoucheur, mein Herr: ich kann für nichts stehen . . . wir müssen einen Accoucheur haben . . . es ist sehr dringend . . ."

Auf das sagte eine sehr schwache Stimme, in der ich die des jungen Mädchens erkannte:

„Bleibe Ernst, verlasse mich nicht ... ich leide weniger, wenn Du bei mir bist."

Nun stieß ich die Thüre auf, warf die Matratze in eine Ecke und sagte: „Ich suche auf der Stelle einen Accoucheur ... Bleiben Sie bei ihr, da ihr das wohl thut ..."

„Ach ja ... gehen Sie," sagte Ernst zu mir, „ach, wie dankbar werde ich Ihnen sein! ..."

Weiter höre ich nichts, springe schnell die Treppe hinab, werfe beinahe den kleinen Neffen über den Haufen, der mit seinem Lehnstuhl kaum erst den dritten Stock erreicht hat, und der, wie mir vorkommt, sich auf jedem Treppenabsatz drolligerweise in denselben setzt, und gelange endlich hinaus. Ich bin nun in der Straße, laufe ins Kreuz und in die Quere und sehe mich überall um, ob etwa noch ein Laden offen ist, wo ich erfahren könnte, ob ein Accoucheur in der Nähe wohnt. Aber Alles ist zu Bette, wo mich nun erkundigen?

Ich sehe zwar überall die Zeichen von Hebammenwohnungen, aber wir brauchen keine Hebamme. Ich klopfe nun aufs Gerathewohl an mehrere Thüren an, läute an den Hausglocken, kurz, verführe einen höllischen Lärm.

„Wer ist da?" fragen mich die Portiers und ich schreie:

„Wohnt kein Accoucheur im Hause?" man antwortet mir mit einer Grobheit oder auch gar nicht; die Menschen sind sehr ungefällig, wenn sie Lust zum Schlafen haben.

Ich kenne zwar zwei Hebärzte ... aber sie wohnen so entfernt! Das arme Kind könnte vor ihrer Ankunft sterben. Was nun thun? ... und doch will ich nicht allein heimkommen ... Da bekomme ich Lust „Feuer" zu rufen. Dieses Mittel, das man ...n in mehreren Theaterstücken mit Nutzen angewandt hat, kann in der Stadt von Wirkung sein, man muß seine Mitbürger

erschrecken, wenn man etwas von ihm erlangen will; wenn dann alle Welt am Fenster ist, will ich nach einem Accoucheur fragen.

Nun schicke ich mich an, das Quartier in Alarm zu setzen, als zwei Männer an mir vorbeilaufen und sich lebhaft besprechen ... Ich erkenne Ernsts Stimme; er ist es selbst; in der Befürchtung, ich möchte nicht schnell genug zurückkommen, ist er unmittelbar nach mir auch ausgegangen, war aber dabei so vorsichtig, sich von der Hebamme die Adresse eines Accoucheurs geben zu lassen, den er mit sich brachte. Ich lief auf ihn zu: er dankte mir, obgleich ich zu nichts gedient hatte. Wir kehren mit verdoppelten Schritten zurück, sprechen aber nichts weiter; der arme Ernst hat nur einen Gedanken, die Rettung Margarethens. Wir kommen an. Ernst begibt sich mit dem Accoucheur zu seiner Geliebten. Ich bleibe auf der Treppe. Ich gehe dieselbe bald auf bald ab ... ich habe zu Ernst nur die Worte gesagt:

„Wenn Sie etwas bedürfen, ich bleibe da."

Wie lange erscheinen mir die Augenblicke! diese jungen Leute lieben sich so herzlich! ... diese arme Kleine ist so lieblich ... Wenn sie stärbe, welcher Kummer! welcher Schmerz für ihren Geliebten! ... Eine so lange Zukunft des Glücks zu verlieren ... Ach! der Tod täuscht sich, wenn er sechzehnjährige Augen schließt ...

Es scheint mir, daß seit der Ankunft des Accoucheurs bereits eine Stunde verflossen ist ... Jetzt höre ich Schritte ... man kommt herab ... man ruft mir ... es ist Ernst ... Freude strahlt aus seinen Augen, er schreit mir zu:

„Freund ... Freund sie ist gerettet ... sie ist außer Gefahr! ..."

„Ach! welche Freude machen Sie mir!"

Wir drücken uns die Hände. Er hat mich seinen Freund genannt, und wenige Stunden zuvor waren wir uns fast fremd; aber es gibt Augenblicke die uns fester aneinander knüpfen, als

zum Schweigen bringen; ich denke, daß ihre rücksichtslosen Bemerkungen den beiden Liebenden sehr wehe thun müssen. Aber ich irre mich; diese Frau ist für sie so gut wie nicht da. Ernst hält die Hand seiner Freundin, diese betrachtet ihn mit zärtlichem Blicke; nachdem sie schon eine ewige Trennung befürchtet, dünkt es ihnen, daß sie sich eben wiedergefunden. Sie sind nur in ihre Liebe versunken. Margarethe jedoch seufzt, und nach einigen Augenblicken höre ich sie mit halber Stimme zu Ernst sagen: „Wie Schade, mein Freund! ... es war ein Knabe!“ ...“

Arme Kleine! kaum im Besitze der eigenen Existenzmittel, wünschte sie sich ein Kind, weil man immer stolz auf den Mutternamen ist, und ein Kind ein weiteres Band ist, den Geliebten an sich zu fesseln. Ich war im Begriffe wegzugehen, als ein heftiges Geräusch sich hören ließ; man vernahm das Klirren zusammengeschlagener Scheiben und der Lärm schien von einem benachbarten Dachfenster herzukommen.

Die Hebamme stieß einen Schrei des Entsetzens aus, sie stellte sich hinter mich und sagte: „Das sind Diebe ... haben Sie es gehört, meine Herren? ... Sie dringen durch ein Fenster herein ... Man muß das ganze Haus aufwecken.“

Ich gestehe, daß ich der Meinung der Hebamme und im Begriffe war, das Fenster zu öffnen, um zu sehen, was es gäbe, als Margarethe, anstatt Furcht zu äußern, mich mit einem leichten Lächeln zurückhielt und zu uns sprach: „Beruhigen Sie sich ... ich weiß, was es ist ... ich bin jetzt an dieses Geräusch gewöhnt ... es ist mein Nachbar Petermann, der nach Hause kommt.“

„Wer ist dieser Herr Petermann und wozu macht er beim Heimkommen einen solchen Lärm?“ fragte die Hebamme.

„Herr Petermann ist ein Schneider und arbeitet in seinem Zimmer; aber er betrinkt sich wenigstens dreimal in der Woche: an solchen Tagen verliert er dann gewöhnlich seinen Zimmer-

schlüssel; dann steigt er auf die Rinne, die unter seinem Fenster vorbeiführt und auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, kriecht er bis an das Fenster, schlägt mit der Faust eine Scheibe ein, um zum Riegel zu gelangen, diesen schiebt er zurück und kommt so zum Fenster herein ... Fragen Sie Ernst, ob wir ihn das nicht schon zehnmal haben machen hören?"

Ich mußte über die Gewohnheit des Herrn Petermann lachen, während die Hebamme ausrief: „O! der Thor! ... hat der mir Furcht eingejagt ... auf einer Rinne zu marschiren ... und noch dazu, wenn man betrunken ist! ..."

„Wäre er nüchtern, Madame, so würde er wahrscheinlich diese halsbrechende Arbeit nicht wagen..."

„Aber eines schönen Tags wird er den Hals brechen, Ihr Nachbar!"

„Das habe ich ihm auch schon öfters gesagt ... Am andern Morgen, wenn er eine neue Scheibe einsetzen läßt, schwört er jedesmal, daß ihm das nicht mehr vorkommen werde. Die Portiersfrau hat ihm auch schon mit dem Abschied gedroht, wenn er nicht durch ihre Thüre und bälder nach Hause komme.

In diesem Augenblicke hören wir auf dem Gange fluchen und wettern, Herr Petermann, der ohne Hinderniß in sein Zimmer gelangt war, konnte seine Thüre öffnen, die er nur zuriegelte.

„Er will vielleicht Licht," sagte Margarethe. „Es geschieht jedoch sehr selten, daß er etwas von mir verlangt; aber er wird bemerkt haben, daß man hier noch auf ist."

Wir hören an die Thüre klopfen und eine heisere Stimme stotternd sagen: „Nachbarin ... Sind Sie schon im Bette, Nachbarin; wollten Sie mich nicht meinen kleinen Stumpen anstecken lassen ..." Ich bin sehr neugierig auf den Nachbar Petermann, und noch ehe Ernst die Zeit gehabt, die Hand seiner kleinen Margarethe loszulassen, habe ich die Thüre geöffnet.

Der Schneider ist noch ein junger Mann, mit einem auf-

geweckten offenen Gesichte, aber die Gewohnheit, sich zu betrinken, hat seine Nase violett gefärbt und mit Finnen besäet; auch der ungeregelte Zustand seiner Toilette weist auf seine Unmäßigkeit hin.

Bei meinem Anblicke reißt er die Augen weit auf und schreit: „Was Teufels! da bin ich irre gegangen! ... das ist närrisch ... ist denn das nicht die Thüre der Nachbarin ... oder ist sie ausgezogen? ...“

„Nein mein Herr,“ sagte Ernst, „aber schreien Sie nicht so laut ... sie ist krank ... was wünschen Sie?“

„Ach sie ist krank, das arme kleine Mütterchen! ...“

Und Herr Petermann nähert sich dem Bette mit den Worten: „Sie sind krank, kleine Mama! ... was fehlt Ihnen denn? ...“

Ernst hält den Schneider zurück, der einen betäubenden Weingeruch verbreitet; und dieser, fortwährend sehr artig, obschon betrunken, fürchtet eine Dummheit begangen zu haben, und taumelt bis zu dem Lehnstuhl zurück, auf dem die Hebamme sitzt, auf deren Schooß er sich ohne Umstände niederläßt und die Worte herauslallt:

„Verzeihung ... 's ist wahr ... das geht mich nichts an ... Ah! Herr!“

„Wollen Sie aufstehen, Sie Trunkenbold?“ schreit die Hebamme, indem sie dem Schneider von hinten einen Stoß gibt. Dieser dreht sich um und stottert:

„Ah! ... ich saß auf Weiberfleisch ... ohne es zu wissen ... Verzeihung, kleine Mama! ... es geschah ohne alle Absicht ... ich schwöre es.“

„Geben Sie mir Ihr Licht, damit ich es anzünde,“ sagt Ernst, „denn das wünschen Sie ohne Zweifel?“

„Ja, Herr Nachbar, wenn Sie die Gütigkeit so weit treiben wollen ... ich konnte mit aller Gewalt kein Feuer schlagen, ich zitterte ... von der Anstrengung ... meinen Fensterriegel zurückzuschieben.“

„Was haben Sie denn da," rief Ernst als er jetzt die blutige Hand des Schneiders erblickte, an der zwei Finger starke Schnittwunden zeigten.

„O! mein Gott! . . . gar nichts . . . eine Kleinigkeit . . Ich weiß nicht, was ich diesen Abend getrieben, aber ich habe zwei Scheiben statt einer zerbrochen."

Das junge Mädchen zeigt Ernst einen Kasten, in welchem leinene Flecken sind, mit welchen man die Hand des Schneiders umwickelt. Dieser läßt es geschehen, indem er fortwährend plaudert:

„Ach! es ist nicht der Mühe werth . . . Sie geben sich zu viel Mühe!"

„Aber Herr Petermann, werden Sie die Gewohnheit nie ablegen, in Ihr Fenster zu steigen?"

„Was kann ich machen? . . . ich verliere meinen Schlüssel . . . So ein Schlüssel glitscht aus der Tasche, ohne daß man es merkt . . . und dann glaube ich auch, daß meine Tasche heute ein Loch hatte . . . aber ich schwöre Ihnen, ich will jetzt Acht geben . . . um so mehr, als es mir Mühe macht, das Ding da zuzunähen . . ."

„Hier haben Sie Ihr Licht."

„Gehorsamsten Dank . . . der ganzen Gesellschaft einen guten Abend . . . Wünsche gute Besserung, Nachbarin . . . Wenn ich Ihnen dienen kann . . . Rufen Sie mir nur . . . geniren Sie sich gar nicht."

„Dank . . . Dank, Herr Petermann."

„Nein in der That, geniren Sie sich gar nicht . . . im Gegentheil . . . rufen Sie mir . . . das wird mir Vergnügen machen."

Der Schneider stolpert endlich fort. Ich dachte, daß die junge Kranke der Ruhe bedürfe, wünschte ihr daher eine gute Nacht und verließ ihr Zimmer. Ich wollte jedoch noch mit Ernst sprechen; aber allein . . . Er begleitete mich mit dem Lichte zur

Auf das sagte eine sehr schwache Stimme, in der ich die des jungen Mädchens erkannte:

„Bleibe Ernst, verlasse mich nicht ... ich leide weniger, wenn Du bei mir bist.“

Nun stieß ich die Thüre auf, warf die Matratze in eine Ecke und sagte: „Ich suche auf der Stelle einen Accoucheur... Bleiben Sie bei ihr, da ihr das wohl thut ...“

„Ach ja ... gehen Sie,“ sagte Ernst zu mir, „ach, wie dankbar werde ich Ihnen sein! ...“

Weiter höre ich nichts, springe schnell die Treppe hinab, werfe beinahe den kleinen Neffen über den Haufen, der mit seinem Lehnstuhl kaum erst den dritten Stock erreicht hat, und der, wie mir vorkommt, sich auf jedem Treppenabsatz drolligerweise in denselben setzt, und gelange endlich hinaus. Ich bin nun in der Straße, laufe ins Kreuz und in die Quere und sehe mich überall um, ob etwa noch ein Laden offen ist, wo ich erfahren könnte, ob ein Accoucheur in der Nähe wohnt. Aber Alles ist zu Bette, wo mich nun erkundigen?

Ich sehe zwar überall die Zeichen von Hebammenwohnungen, aber wir brauchen keine Hebamme. Ich klopfe nun aufs Gerathewohl an mehrere Thüren an, läute an den Hausglocken, kurz, verführe einen höllischen Lärm.

„Wer ist da?“ fragen mich die Portiers und ich schreie:

„Wohnt kein Accoucheur im Hause?“ man antwortet mir mit einer Grobheit oder auch gar nicht; die Menschen sind sehr ungefällig, wenn sie Lust zum Schlafen haben.

Ich kenne zwar zwei Hebärzte ... aber sie wohnen so entfernt! Das arme Kind könnte vor ihrer Ankunft sterben. Was nun thun? ... und doch will ich nicht allein heimkommen ... Da bekomme ich Lust „Feuer“ zu rufen. Dieses Mittel, das man schon in mehreren Theaterstücken mit Nutzen angewandt hat, kann auch in der Stadt von Wirkung sein, man muß seine Mitbürger

erschrecken, wenn man etwas von ihm erlangen will; wenn dann alle Welt am Fenster ist, will ich nach einem Accoucheur fragen.

Nun schicke ich mich an, das Quartier in Alarm zu setzen, als zwei Männer an mir vorbeilaufen und sich lebhaft besprechen ... Ich erkenne Ernsts Stimme; er ist es selbst; in der Befürchtung, ich möchte nicht schnell genug zurückkommen, ist er unmittelbar nach mir auch ausgegangen, war aber dabei so vorsichtig, sich von der Hebamme die Adresse eines Accoucheurs geben zu lassen, den er mit sich brachte. Ich lief auf ihn zu: er dankte mir, obgleich ich zu nichts gedient hatte. Wir kehren mit verdoppelten Schritten zurück, sprechen aber nichts weiter; der arme Ernst hat nur einen Gedanken, die Rettung Margarethens. Wir kommen an. Ernst begibt sich mit dem Accoucheur zu seiner Geliebten. Ich bleibe auf der Treppe. Ich gehe dieselbe bald auf bald ab ... ich habe zu Ernst nur die Worte gesagt:

„Wenn Sie etwas bedürfen, ich bleibe da."

Wie lange erscheinen mir die Augenblicke! diese jungen Leute lieben sich so herzlich! ... diese arme Kleine ist so lieblich ... Wenn sie stärbe, welcher Kummer! welcher Schmerz für ihren Geliebten! ... Eine so lange Zukunft des Glücks zu verlieren ... Ach! der Tod täuscht sich, wenn er sechzehnjährige Augen schließt ...

Es scheint mir, daß seit der Ankunft des Accoucheurs bereits eine Stunde verflossen ist ... Jetzt höre ich Schritte ... man kommt herab ... man ruft mir ... es ist Ernst ... Freude strahlt aus seinen Augen, er schreit mir zu:

„Freund ... Freund sie ist gerettet ... sie ist außer Gefahr! ..."

„Ach! welche Freude machen Sie mir!"

Wir drücken uns die Hände. Er hat mich seinen Freund genannt, und wenige Stunden zuvor waren wir uns fast fremd; aber es gibt Augenblicke die uns fester aneinander knüpfen, als

Auf das sagte eine sehr schwache Stimme, in der ich die des jungen Mädchens erkannte:

„Bleibe Ernst, verlasse mich nicht ... ich leide weniger, wenn Du bei mir bist."

Nun stieß ich die Thüre auf, warf die Matratze in eine Ecke und sagte: „Ich suche auf der Stelle einen Accoucheur ... Bleiben Sie bei ihr, da ihr das wohl thut ..."

„Ach ja ... gehen Sie," sagte Ernst zu mir, „ach, wie dankbar werde ich Ihnen sein! ..."

Weiter höre ich nichts, springe schnell die Treppe hinab, werfe beinahe den kleinen Neffen über den Haufen, der mit seinem Lehnstuhl kaum erst den dritten Stock erreicht hat, und der, wie mir vorkommt, sich auf jedem Treppenabsatz drolligerweise in denselben setzt, und gelange endlich hinaus. Ich bin nun in der Straße, laufe ins Kreuz und in die Quere und sehe mich überall um, ob etwa noch ein Laden offen ist, wo ich erfahren könnte, ob ein Accoucheur in der Nähe wohnt. Aber Alles ist zu Bette, wo mich nun erkundigen?

Ich sehe zwar überall die Zeichen von Hebammenwohnungen, aber wir brauchen keine Hebamme. Ich klopfe nun aufs Gerathewohl an mehrere Thüren an, läute an den Hausglocken, kurz, verführe einen höllischen Lärm.

„Wer ist da?" fragen mich die Portiers und ich schreie:

„Wohnt kein Accoucheur im Hause?" man antwortet mir mit einer Grobheit oder auch gar nicht; die Menschen sind sehr ungefällig, wenn sie Lust zum Schlafen haben.

Ich kenne zwar zwei Hebärzte ... aber sie wohnen so entfernt! Das arme Kind könnte vor ihrer Ankunft sterben. Was nun thun? ... und doch will ich nicht allein heimkommen ... Da bekomme ich Lust „Feuer" zu rufen. Dieses Mittel, das man schon in mehreren Theaterstücken mit Nutzen angewandt hat, kann auch in der Stadt von Wirkung sein, man muß seine Mitbürger

erschrecken, wenn man etwas von ihm erlangen will; wenn dann alle Welt am Fenster ist, will ich nach einem Accoucheur fragen.

Nun schicke ich mich an, das Quartier in Alarm zu setzen, als zwei Männer an mir vorbeilaufen und sich lebhaft besprechen ... Ich erkenne Ernsts Stimme; er ist es selbst; in der Befürchtung, ich möchte nicht schnell genug zurückkommen, ist er unmittelbar nach mir auch ausgegangen, war aber dabei so vorsichtig, sich von der Hebamme die Adresse eines Accoucheurs geben zu lassen, den er mit sich brachte. Ich lief auf ihn zu: er dankte mir, obgleich ich zu nichts gedient hatte. Wir kehren mit verdoppelten Schritten zurück, sprechen aber nichts weiter; der arme Ernst hat nur einen Gedanken, die Rettung Margarethens. Wir kommen an. Ernst begibt sich mit dem Accoucheur zu seiner Geliebten. Ich bleibe auf der Treppe. Ich gehe dieselbe bald auf bald ab ... ich habe zu Ernst nur die Worte gesagt:

„Wenn Sie etwas bedürfen, ich bleibe da."

Wie lange erscheinen mir die Augenblicke! diese jungen Leute lieben sich so herzlich! ... diese arme Kleine ist so lieblich ... Wenn sie stärbe, welcher Kummer! welcher Schmerz für ihren Geliebten! ... Eine so lange Zukunft des Glücks zu verlieren ... Ach! der Tod täuscht sich, wenn er sechzehnjährige Augen schließt ...

Es scheint mir, daß seit der Ankunft des Accoucheurs bereits eine Stunde verflossen ist ... Jetzt höre ich Schritte ... man kommt herab ... man ruft mir ... es ist Ernst ... Freude strahlt aus seinen Augen, er schreit mir zu:

„Freund ... Freund sie ist gerettet ... sie ist außer Gefahr! ... ."

„Ach! welche Freude machen Sie mir!"

Wir drücken uns die Hände. Er hat mich seinen Freund genannt, und wenige Stunden zuvor waren wir uns fast fremd; aber es gibt Augenblicke die uns fester aneinander knüpfen, als

sechzig in der großen Welt mit einander zugebrachte Abendgesellschaften. Ein solcher war unser Fall.

Der Accoucheur kommt herab. Ernst läuft auf ihn zu: „Sie gehen, mein Herr ... es ist also keine Gefahr mehr?“ ...

„Nein, nein ... beruhigen Sie sich ... Alles ist wieder in Ordnung ... und so, wie es sein soll ... ich bürge für ihr Leben ... nur ist jetzt vor Allem Ruhe nöthig.“

„Aber Sie kommen doch morgen früh, nicht wahr, mein Herr?“

„Gewiß, mein Herr.“

Der Accoucheur ging; Ernst begleitete ihn bis zur Hausthüre, indem er ihn wie ein Orakel betrachtete und anhörte. Ach! wie schön ist diese Kunst, die uns das Mittel reicht, unsere Mitmenschen zu retten. Der Arzt ist in unsern Augen kein Mensch mehr, sondern ein Gott, der uns das Leben eines geliebten Wesens erhalten hat.

Ich wollte auf mein Zimmer gehen, als mir Ernst sagte:

„Kommen Sie doch einen Augenblick mit herauf; es wird ihr Vergnügen machen.“ Ich folgte ihm. Das junge Mädchen war in ihrem Bette, das mir allerdings nicht sehr weich schien; doch enthielt es jetzt außer seinem gewöhnlichen Inhalt die Matratze, die ihr Geliebter gebracht hatte. Die Hebamme saß in dem Lehnstuhl, der durch seine Eleganz mit den wenigen Möbeln im Zimmer contrastirte; sie hatte ihre beiden Füße auf einem Wärmebecken, obgleich sie nahe beim Kamine sich niedergelassen hatte, der allerdings nur ein sehr mäßiges Feuer enthielt. Diese Frau hatte keinen Zug von Gefühl im Gesichte; man sah, daß sie nur ihr Gewerbe ausübte und damit basta; nach ihrer unliebenswürdigen Miene, nach den Blicken zu schließen, die sie rings herumwirft, muß ihr die Armuth dieses Zimmers die Befürchtung einflößen, sie werde für ihre Dienstleistungen nicht gut bezahlt werden; doch hat sie eingewilligt, die Nacht hier zuzubringen und der junge Mann ihr dafür großen Dank gewußt.

Ernst näherte sich leise dem Bette; aber das junge Mädchen reichte ihm auf der Stelle die Hand und sagte zu ihm: „Oh, ich schlafe nicht . . . ich habe keine Neigung zum Schlaf . . . aber ich befinde mich gut . . . Ich fürchte nur, es möchte Dich ermüden, die ganze Nacht hier zuzubringen . . . Du bist selbst erst vom Krankenlager erstanden und noch nicht erstarkt . . . Gehe doch nach Hause . . . Du weißt ja, daß ich außer Gefahr bin: der Arzt hat es gesagt . . . und Madame bleibt ja, nicht wahr?“

„Nun ja, ich bleibe,“ sagte die Hebamme mit einer kreischenden Stimme, „obgleich es mir ungeschickt kommt . . . gleichwohl . . . Ach Gott! wie kalt ist es in diesem Zimmer! Der Wind bläst überall herein . . . Ein artiges Feuer . . . zwei Scheiter . . . es ist nicht einmal ein Blasbalg da!“ . . .

Ernst holte sogleich einen Blasbalg, den er der Hebamme übergab und trat dann ans Bette, indem er sprach:

„Du kannst Dir wohl denken, meine Theure, daß ich Dich nicht verlassen werde . . . Aber siehe, hier ist Herr Blemont, der ebenfalls nach einem Arzte aus war, als er vor einer Stunde nach Hause kam; wir haben noch nicht einmal daran gedacht, ihm zu danken.“

„Ach, es ist wahr, mein Freund, verzeihen Sie doch, mein Herr, und entschuldigen Sie mich, aber ich war gerade so leidend . . .“

„Sie sind mir keinen Dank schuldig, denn nicht ich habe den Arzt aufgefunden . . .“

„Gleichviel,“ sagte Ernst, „Sie haben mir eine Theilnahme bewiesen . . . die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde.“

„Schönes Möbel von einem Blasbalg! gibt für keine drei Hände Wind! . . . wenn es gefriert, muß es da äußerst angenehm sein! . . .“

Ich drehe mich nach der Hebamme um; ich möchte sie gerne

zum Schweigen bringen; ich denke, daß ihre rücksichtslosen Bemerkungen den beiden Liebenden sehr wehe thun müssen. Aber ich irre mich; diese Frau ist für sie so gut wie nicht da. Ernst hält die Hand seiner Freundin, diese betrachtet ihn mit zärtlichem Blicke; nachdem sie schon eine ewige Trennung befürchtet, dünkt es ihnen, daß sie sich eben wiedergefunden. Sie sind nur in ihre Liebe versunken. Margarethe jedoch seufzt, und nach einigen Augenblicken höre ich sie mit halber Stimme zu Ernst sagen: „Wie Schade, mein Freund! ... es war ein Knabe!“ ...“

Arme Kleine! kaum im Besitze der eigenen Existenzmittel, wünschte sie sich ein Kind, weil man immer stolz auf den Mutternamen ist, und ein Kind ein weiteres Band ist, den Geliebten an sich zu fesseln. Ich war im Begriffe wegzugehen, als ein heftiges Geräusch sich hören ließ; man vernahm das Klirren zusammengeschlagener Scheiben und der Lärm schien von einem benachbarten Dachfenster herzukommen.

Die Hebamme stieß einen Schrei des Entsetzens aus, sie stellte sich hinter mich und sagte: „Das sind Diebe ... haben Sie es gehört, meine Herren? ... Sie dringen durch ein Fenster herein ... Man muß das ganze Haus aufwecken.“

Ich gestehe, daß ich der Meinung der Hebamme und im Begriffe war, das Fenster zu öffnen, um zu sehen, was es gäbe, als Margarethe, anstatt Furcht zu äußern, mich mit einem leichten Lächeln zurückhielt und zu uns sprach: „Beruhigen Sie sich ... ich weiß, was es ist ... ich bin jetzt an dieses Geräusch gewöhnt ... es ist mein Nachbar Petermann, der nach Hause kommt.“

„Wer ist dieser Herr Petermann und wozu macht er beim Heimkommen einen solchen Lärm?“ fragte die Hebamme.

„Herr Petermann ist ein Schneider und arbeitet in seinem Zimmer; aber er betrinkt sich wenigstens dreimal in der Woche: an solchen Tagen verliert er dann gewöhnlich seinen Zimmer-

schlüssel; dann steigt er auf die Rinne, die unter seinem Fenster vorbeiführt und auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, kriecht er bis an das Fenster, schlägt mit der Faust eine Scheibe ein, um zum Riegel zu gelangen, diesen schiebt er zurück und kommt so zum Fenster herein ... Fragen Sie Ernst, ob wir ihn das nicht schon zehnmal haben machen hören?"

Ich mußte über die Gewohnheit des Herrn Petermann lachen, während die Hebamme ausrief: „O! der Thor! ... hat der mir Furcht eingejagt ... auf einer Rinne zu marschiren ... und noch dazu, wenn man betrunken ist! ..."

„Wäre er nüchtern, Madame, so würde er wahrscheinlich diese halsbrechende Arbeit nicht wagen ..."

„Aber eines schönen Tags wird er den Hals brechen, Ihr Nachbar!"

„Das habe ich ihm auch schon öfters gesagt ... Am andern Morgen, wenn er eine neue Scheibe einsetzen läßt, schwört er jedesmal, daß ihm das nicht mehr vorkommen werde. Die Portiersfrau hat ihm auch schon mit dem Abschied gedroht, wenn er nicht durch ihre Thüre und bälder nach Hause komme.

In diesem Augenblicke hören wir auf dem Gange fluchen und wettern, Herr Petermann, der ohne Hinderniß in sein Zimmer gelangt war, konnte seine Thüre öffnen, die er nur zuriegelte.

„Er will vielleicht Licht," sagte Margarethe. „Es geschieht jedoch sehr selten, daß er etwas von mir verlangt; aber er wird bemerkt haben, daß man hier noch auf ist."

Wir hören an die Thüre klopfen und eine heisere Stimme stotternd sagen: „Nachbarin ... Sind Sie schon im Bette, Nachbarin; wollten Sie mich nicht meinen kleinen Stumpen anstecken lassen ..." Ich bin sehr neugierig auf den Nachbar Petermann, und noch ehe Ernst die Zeit gehabt, die Hand seiner kleinen Margarethe loszulassen, habe ich die Thüre geöffnet.

Der Schneider ist noch ein junger Mann, mit einem auf-

geweckten offenen Gesichte, aber die Gewohnheit, sich zu betrinken, hat seine Nase violett gefärbt und mit Finnen besäet; auch der ungeregelte Zustand seiner Toilette weist auf seine Unmäßigkeit hin.

Bei meinem Anblicke reißt er die Augen weit auf und schreit: „Was Teufels! da bin ich irre gegangen! ... das ist närrisch ... ist denn das nicht die Thüre der Nachbarin ... oder ist sie ausgezogen? ...“

„Nein mein Herr,“ sagte Ernst, „aber schreien Sie nicht so laut ... sie ist krank ... was wünschen Sie?“

„Ach sie ist krank, das arme kleine Mütterchen! ...“

Und Herr Petermann nähert sich dem Bette mit den Worten: „Sie sind krank, kleine Mama! ... was fehlt Ihnen denn? ...“

Ernst hält den Schneider zurück, der einen betäubenden Weingeruch verbreitet; und dieser, fortwährend sehr artig, obschon betrunken, fürchtet eine Dummheit begangen zu haben, und taumelt bis zu dem Lehnstuhl zurück, auf dem die Hebamme sitzt, auf deren Schooß er sich ohne Umstände niederläßt und die Worte herauslallt:

„Verzeihung ... 's ist wahr ... das geht mich nichts an ... Ah! Herr!“

„Wollen Sie aufstehen, Sie Trunkenbold?“ schreit die Hebamme, indem sie dem Schneider von hinten einen Stoß gibt. Dieser dreht sich um und stottert:

„Ah! ... ich saß auf Weiberfleisch ... ohne es zu wissen ... Verzeihung, kleine Mama! ... es geschah ohne alle Absicht ... ich schwöre es.“

„Geben Sie mir Ihr Licht, damit ich es anzünde,“ sagt Ernst, „denn das wünschen Sie ohne Zweifel?“

„Ja, Herr Nachbar, wenn Sie die Gütigkeit so weit treiben wollen ... ich konnte mit aller Gewalt kein Feuer schlagen, ich zitterte ... von der Anstrengung ... meinen Fensterriegel zurückzuschieben.“

„Was haben Sie denn da," rief Ernst als er jetzt die blutige Hand des Schneiders erblickte, an der zwei Finger starke Schnittwunden zeigten.

„O! mein Gott! ... gar nichts ... eine Kleinigkeit .. Ich weiß nicht, was ich diesen Abend getrieben, aber ich habe zwei Scheiben statt einer zerbrochen."

Das junge Mädchen zeigt Ernst einen Kasten, in welchem leinene Flecken sind, mit welchen man die Hand des Schneiders umwickelt. Dieser läßt es geschehen, indem er fortwährend plaudert:

„Ach! es ist nicht der Mühe werth ... Sie geben sich zu viel Mühe!"

„Aber Herr Petermann, werden Sie die Gewohnheit nie ablegen, in Ihr Fenster zu steigen?"

„Was kann ich machen? ... ich verliere meinen Schlüssel ... So ein Schlüssel glitscht aus der Tasche, ohne daß man es merkt ... und dann glaube ich auch, daß meine Tasche heute ein Loch hatte ... aber ich schwöre Ihnen, ich will jetzt Acht geben ... um so mehr, als es mir Mühe macht, das Ding da zuzunähen ..."

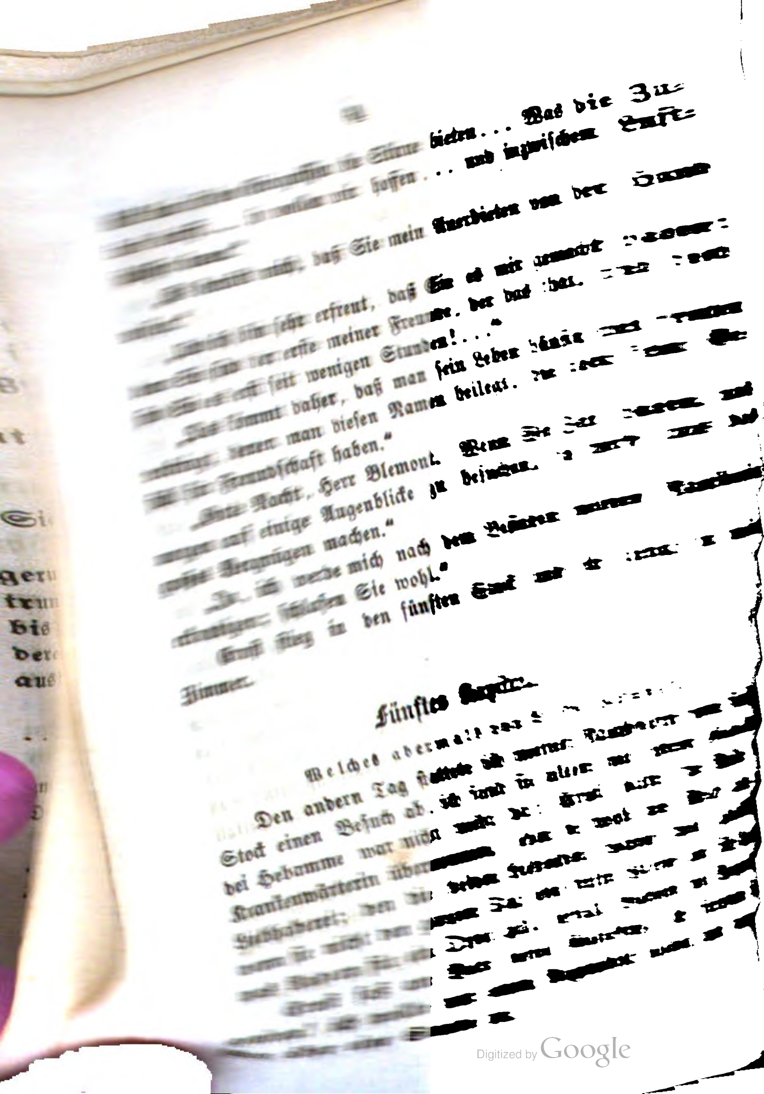
„Hier haben Sie Ihr Licht."

„Gehorsamsten Dank ... der ganzen Gesellschaft einen guten Abend ... Wünsche gute Besserung, Nachbarin ... Wenn ich Ihnen dienen kann ... Rufen Sie mir nur ... geniren Sie sich gar nicht."

„Dank ... Dank, Herr Petermann."

„Nein in der That, geniren Sie sich gar nicht ... im Gegentheil ... rufen Sie mir ... das wird mir Vergnügen machen."

Der Schneider stolpert endlich fort. Ich dachte, daß die junge Kranke der Ruhe bedürfe, wünschte ihr daher eine gute Nacht und verließ ihr Zimmer. Ich wollte jedoch noch mit Ernst sprechen; aber allein ... Er begleitete mich mit dem Lichte zur



[illegible] bieten ... Was die Zu- [illegible] hoffen ... und inzwischen [illegible]

[illegible] daß Sie mein Anerbieten von der [illegible]

[illegible] sehr erfreut, daß Sie es mir gemacht [illegible] die erste meiner Freunde, der das [illegible] seit wenigen Stunden! ..."

[illegible] kommt daher, daß man sein Leben [illegible] denen man diesen Namen beilegt. [illegible] Freundschaft haben."

"Gute Nacht, Herr Blemont. Wenn Sie [illegible] auf einige Augenblicke zu besuchen, [illegible] Vergnügen machen."

[illegible] werde mich nach dem Befinden [illegible] schlafen Sie wohl."

[illegible] stieg in den fünften Stock [illegible] Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Welches abermals [illegible]

Den andern Tag stattete ich meiner [illegible] Stock einen Besuch ab. [illegible] Hebamme war nicht [illegible] Krankenwärterin über [illegible] Liebhaberei [illegible]

„Bleiben Sie doch noch!“ sagen mir Beide, so oft ich Miene mache, wegzugehen ... Woher kam es, daß die Zeit so schnell verging, daß wir uns so behaglich bei einander fühlten? ... Wohl daher, daß wir unsern Gefühlen keinen Zwang auflegten, daß wir mit Freimuth von Allem sprachen, was uns Interesse einflößte, daß unsere Herzen sich ungehindert ergoßen. Margarethe sprach von dem Kind, auf das sie gehofft hatte, und ihre auf Ernst gehefteten Augen schienen ihm zu sagen, „dieser Verlust wird sich ersetzen lassen, nicht wahr?“ Ernst lächelte, tröstete sie, sprach von seinen zwei angenommenen Stücken ... das sind auch Kinder von ihm. Ich unterhielt sie vom Theater, von Bällen, Liebesintriguen ... ich erzählte, natürlich unter Verschweigung des Namens, das Abenteuer von Belan und seiner Helena. Darüber mußten Beide herzlich lachen. Ich weiß nicht, ob ich im Verlaufe meiner Erzählungen mit etwas erhöhtem Interesse von Mademoiselle Dumeillan gesprochen habe; aber als ich ihren Namen nannte, bemerkte ich, daß Mademoiselle Margarethe lächelte und Ernst das Gleiche that. Am Schlusse einer meiner Erzählungen sagte Ernst zu mir:

„Mein lieber Herr Blemont, Sie sind verliebt, wie mir scheint! ...“

„Ich verliebt! ... und in wen?“

„Zum Kuckuk! in jene blonde Dame, die so artig spricht, hübsch Klavier spielt ... einen so angenehmen Blick hat ...“

„Wie! habe ich Ihnen das gesagt?“

„Nein, aber wir haben es aus dem Eifer, mit dem Sie von ihr sprachen, abgenommen ... Ist's nicht so, Margarethe?“

„Doch, doch, Sie sind sicher in die junge Dame in Rosa verliebt.“

„O! ich kann Ihnen schwören, daß ...“

„Schwören Sie doch nicht, mein Herr, Sie würden einen Meineid begehen ...“

Thüre hinaus. Als wir Beide an der meinigen angelangt waren, blieb ich stehen, betrachtete ihn ... und schwieg; denn ich wußte in der That nicht, wie ich es anfangen sollte.

Ernst, dem es nicht einfiel, daß ich ihm noch etwas sagen wollte, wünschte mir eine angenehme Ruhe und wollte wieder hinaufsteigen, da hielt ich ihn am Arme zurück und entschloß mich endlich zu sprechen. „Herr Ernst ... es hat mich außerordentlich erfreut, Sie näher kennen gelernt zu haben ... Ich hoffe, daß unsere freundschaftliche Verbindung nicht mit unserer heutigen Zusammenkunft zu Ende sein wird ...“

„Ich danke Ihnen, mein Herr ... auch ich wünsche es ... Ich wiederhole Ihnen, ich werde den Antheil nie vergessen, welchen Sie an dem Kummer nahmen, den ich heute Nacht empfand ... Es gibt so viele Leute auf der Welt, die über meinen Schmerz gelacht ... ihn sogar getadelt hätten.“

„Diese Leute erblicken in den Liebesverhältnissen nichts als Gelegenheiten zum Vergnügen; sobald sich etwas Verdrießliches einmischt, denken sie daran, sie abzubrechen!“

„O! Sie haben sehr Recht ... aber gute Nacht, ich gehe ...“

„Noch einen Augenblick, ich wollte Ihnen sagen ... Entschuldigen Sie mich zuvor; ich hoffe, daß, was ich Ihnen sage, Sie nicht beleidigen wird ... Unter jungen Leuten muß man frei sprechen ... Obgleich ich fünf bis sechs Jahre älter bin als Sie, so erinnere ich mich doch noch sehr wohl, daß, als ich im Alter von achtzehn Jahren noch bei meinen Eltern war, ich zuweilen in Verlegenheit kam, wenn ich meiner Geliebten ein Präsent machen wollte ... Hören Sie mich: Ihre junge Freundin hat einen Fall durchgemacht, der Ihnen Kosten verursachen wird, welche Sie nicht für so nahe bevorstehend hielten ... Ein junger Mann, der noch bei seinen Eltern wohnt, ist zuweilen in Verlegenheit ... Erlauben Sie mir, Ihnen, meine Börse zur Verfügung

zu stellen . . . Sie können mich ja wieder bezahlen, sobald es Ihnen möglich ist . . ."

Ernst drückte mir die Hand und antwortete: „Ich danke Ihnen für dieses Anerbieten, Herr Blemont; es beleidigt mich durchaus nicht, denn ich halte es für kein Verbrechen, schlecht bei Kasse zu sein, und ich möchte hier nicht eine Wohlhabenheit geltend machen, die ein schiefes Licht auf mein Herz fallen lassen müßte, wenn man das Zimmer der armen Kleinen gesehen hat. Meine Eltern sind wohlhabend, das wissen Sie; aber sie behandeln mich sehr strenge, weil ich mich ihren Wünschen nicht durchaus füge . . . Auch denken sie, man habe in meinem Alter nicht nöthig, Geld für eine Geliebte auszugeben. Vielleicht haben sie im Ganzen nicht Unrecht! . . . Ich versichere Sie jedoch, daß die Entbehrungen, welche wir erleiden, Margarethe und ich, weit entfernt unsere Liebe zu vermindern, dieselbe eher vermehren. Kettet uns das nicht unauflöslich an Jemand, wenn er alles Ungemach unsertwegen erträgt? . . . Margarethe, so jung, so schön, würde, wenn sie wollte, reiche Liebhaber finden, mit denen sie alle Süßigkeiten des Lebens genießen könnte; statt dessen zieht sie vor, arm mit mir zu bleiben! . . . Aber deßhalb sind wir keineswegs zu beklagen, denn wir lieben uns mehr als das Geld. Uebrigens wird, wie ich hoffe, unsere Verlegenheit nur vorübergehend sein; man hat zwei Stücke von mir angenommen, und wenn sie Beifall finden . . ."

„Also, Sie nehmen mein Anerbieten an?"

„Nein . . . Ich entlehne nie Geld, wenn ich nicht die Gewißheit habe, es zurückzahlen zu können. Das ist ein Grundsatz, von dem ich mich nie entferne."

„Da man aber Stücke von Ihnen angenommen hat und geben wird . . ."

„Ein Theaterstück ist nie etwas Sicheres; es ist wie der Fall von Würfeln! . . . Ich danke Ihnen tausendmal . . . Für den Augen-

blick kann ich den Ereignissen die Stirne bieten... Was die Zukunft betrifft... so wollen wir hoffen... und inzwischen Luftschlösser bauen."

„Es betrübt mich, daß Sie mein Anerbieten von der Hand weisen."

„Und ich bin sehr erfreut, daß Sie es mir gemacht haben; denn Sie sind der erste meiner Freunde, der das that, und doch sind Sie es erst seit wenigen Stunden!..."

„Das kommt daher, daß man sein Leben häufig mit Leuten verbringt, denen man diesen Namen beilegt, die aber kein Gefühl für Freundschaft haben."

„Gute Nacht, Herr Blemont. Wenn Sie Zeit haben, uns morgen auf einige Augenblicke zu besuchen, so wird uns das großes Vergnügen machen."

„Ja, ich werde mich nach dem Befinden meiner Nachbarin erkundigen; schlafen Sie wohl."

Ernst stieg in den fünften Stock und ich ging in mein Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Welches abermals von Liebe handelt.

Den andern Tag stattete ich meiner Nachbarin vom fünften Stock einen Besuch ab, ich fand sie allein mit ihrem Geliebten; hei Hebamme war nicht mehr da: Ernst hatte die Rolle der Krankenwärterin übernommen, eben so wohl aus Noth als aus Liebhaberei; den die beiden Liebenden waren weit glücklicher, wenn sie nicht den ganzen Tag eine dritte Person um sich hatten; was Andern für ein Opfer gilt, erfüllt Liebende mit Vergnügen.

Ernst saß am Bette seiner Geliebten; ich fürchtete sie zu geniren! ich wollte nur einen Augenblick bleiben und war jetzt schon über eine Stunde da.

„Bleiben Sie doch noch!“ sagen mir Beide, so oft ich Miene mache, wegzugehen... Woher kam es, daß die Zeit so schnell verging, daß wir uns so behaglich bei einander fühlten?... Wohl daher, daß wir unsern Gefühlen keinen Zwang auflegten, daß wir mit Freimuth von Allem sprachen, was uns Interesse einflößte, daß unsere Herzen sich ungehindert ergoßen. Margarethe sprach von dem Kind, auf das sie gehofft hatte, und ihre auf Ernst gehefteten Augen schienen ihm zu sagen, „dieser Verlust wird sich ersetzen lassen, nicht wahr?“ Ernst lächelte, tröstete sie, sprach von seinen zwei angenommenen Stücken... das sind auch Kinder von ihm. Ich unterhielt sie vom Theater, von Bällen, Liebesintriguen ... ich erzählte, natürlich unter Verschweigung des Namens, das Abenteuer von Belan und seiner Helena. Darüber mußten Beide herzlich lachen. Ich weiß nicht, ob ich im Verlaufe meiner Erzählungen mit etwas erhöhtem Interesse von Mademoiselle Dumeillan gesprochen habe; aber als ich ihren Namen nannte, bemerkte ich, daß Mademoiselle Margarethe lächelte und Ernst das gleiche that. Am Schlusse einer meiner Erzählungen sagte Ernst zu mir:

„Mein lieber Herr Blemont, Sie sind verliebt, wie mir scheint!...“

„Ich verliebt!... und in wen?“

„Zum Kuckuk! in jene blonde Dame, die so artig spricht, so hübsch Klavier spielt... einen so angenehmen Blick hat...“

„Wie! habe ich Ihnen das gesagt?“

„Nein, aber wir haben es aus dem Eifer, mit dem Sie von ihr sprachen, abgenommen... Ist's nicht so, Margarethe?“

„Doch, doch, Sie sind sicher in die junge Dame in Rosa verliebt.“

„O! ich kann Ihnen schwören, daß...“

„Schwören Sie doch nicht, mein Herr, Sie würden einen Meineid begehen...“

„Aber ich kenne ja Mademoiselle Eugenie gar nicht . . .“

„Machen Sie Ihre Bekanntschaft.“

„Ich weiß ja nicht einmal, ob mich diese Damen bei sich empfangen würden. . . Aber bei Gott! Sie bringen mich auf die Idee, deßhalb mit Herrn Giraud zu sprechen . . . Heute hat er vielleicht weniger mit seinen Zuglampen zu thun ... Ich gehe zu ihm... ich werde mir ein ganz gleichgültiges Aussehen geben, aber nach und nach auf diese Damen zu sprechen kommen.“

„Thun Sie das: gehen Sie und sagen Sie uns alsdann, wie sich die Sache gemacht hat.“

Ich gestehe, daß der Anblick eines sich so herzlich liebenden Paares den Wunsch in mir erregt hat, eines gleichen Glückes theilhaftig zu werden. Vielleicht hatte die Erinnerung an die liebenswürdige Eugenie nicht wenig Einfluß auf diesen Gedanken. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, aber der galanten Intriguen bereits überdrüssig . . . Es ist zwar sehr unterhaltend, drei oder vier Maitressen zu gleicher Zeit zu haben, von denen man eine um die andere täuscht; die uns Scenen bereiten, uns verfolgen, uns drohen, uns aufpassen, und nach jeder Untreue, die wir an ihnen begehen, um so leidenschaftlicher in uns verliebt werden. Und dann die armen Ehemänner, die man aus dem Sattel hebt ... Ach! das ist auch sehr unterhaltend!... Aber doch will es mich bedünken, daß inmitten all' dieser Vergnügungen das Herz zuweilen eine Leere empfindet . . . Genießen Ernst und Margarethe nicht ein viel reelleres Glück als ich? . . . Ich weiß es nicht, aber ich möchte einmal den Versuch machen.

Ich besitze achttausend Franken Renten. Das ist kein Reichthum, aber ein gesichertes Auskommen. Außerdem habe ich meine juridischen Studien gemacht und bin zur Advokatur zugelassen; das will auch was heißen; es ist zwar wahr, daß ich noch nicht oft veranlaßt war, meinen Amtsrock anzulegen. Die Vergnügungen haben mich zu sehr von den Geschäften abgezogen; wenn

ich aber heirathete, würde ich solid werden ... ich müßte wohl. Mein Vater lebt nicht mehr; er war auch Advokat. Er hinterließ mir einen rechtschaffenen Namen, den ich mir vorgenommen, fleckenlos zu erhalten: denn man kann drei oder vier Maitressen gleichzeitig haben, das thut der Ehre nicht den mindesten Eintrag!... besonders wenn man sich weder eine Entführung noch eine Verführung vorzuwerfen hat, und Gott sei Dank! wir leben in einer Zeit, wo man in dem Artikel Liebe viel thun kann, ohne Beides zu brauchen ... Ich weiß wohl, daß es nicht den Gesetzen der Moral gemäß ist, Ehemänner anzuführen... Aber das Beispiel ist so ansteckend, und dann gibt es so viele dieser Herren, die ihre Frauen im Stiche lassen ... Ist es dann nicht naturgemäß, diese Damen zu trösten?

Meine Mutter, die den Sommer auf dem Lande zubringt und den Winter in Paris beim Whistspiel, wäre gewiß sehr zufrieden, wenn ich heirathete; sie hat fünftausend Franken Renten, die mir auch einmal zufallen werden, woran ich aber nie denke. Wenn man seine Eltern liebt, muß man immer in der Hoffnung leben, daß sie gar nicht sterben.

Ich weiß nicht, wie ich zu allen diesen Betrachtungen komme. Denn ernstlich gesprochen, es fällt mir noch gar nicht ein, mich zu verheirathen, am wenigsten eine der Ehen zu schließen, die schon zum Voraus von Verwandten oder guten Freunden eingefädelt werden. Wenn ich je heirathe, müßte ich zuvor recht verliebt werden, müßte ich die Ueberzeugung erhalten, auch zärtlich geliebt zu sein.

Gehend und überlegend, kam ich an der Wohnung von Giraud an. Soll ich hinaufgehen?... warum nicht?... ich kann ja thun, als hätte ich am gestrigen Abend etwas verloren ... einen Stock ... ein Rohr ... ich trage zwar nie etwas dergleichen ... aber das thut ja nichts ... Es ist zwei Uhr; ich denke, daß Giraud in seinem Bureau ist; ich gehe also hinauf. Ich finde die Thüre des Hausgangs offen. Die drei Kinder, angekleidet wie junge

Diebe, schmutzig wie Lumpensammler, treiben sich im Vorzimmer herum, mit dem Hunde spielend, dem sie eine schwarzseidene Mütze ihres Vaters aufgesetzt haben. Ich bemerke, daß die Zimmer noch nicht in Ordnung sind; die Aufwärterin kehrt das Gesellschaftszimmer. Man sagt mir, daß Giraud zu Hause sei. Ich denke, er werde in seinem Schreibkabinet sein; aber die kleine Tochter schreit mir zu, daß der Papa die Mama ankleide, und ich wage nicht, dieses Heiligthum zu betreten. Man geht, den Herrn zu rufen und ich verweile in der Zwischenzeit im Staube und von den rastlosen Bewegungen des Wesens verfolgt.

Endlich erscheint Giraud, seine Hände schüttelnd und Grimassen schneidend.

„Guten Tag, mein lieber Blemont ..."

„Ich bedaure sehr, Sie gestört zu haben ... ich ging gerade vorbei und kam herauf, um ..."

„Sie stören mich durchaus nicht; im Gegentheile, Sie haben meinen Leiden ein Ziel gesetzt . . . Ich war gerade im Zuge, unter den größten Anstrengungen das Kleid meiner Frau einzuhäkeln... Das soll der Teufel holen! diese verfluchten Haften... Ich komme damit nicht zu Stande . . . und doch behauptet sie, ihr Kleid sei ihr zu weit ... der Teufel glaub' es, ich nicht... Franziska, gehen Sie doch und heften Sie das Kleid meiner Frau zu."

„Aber, Herr Giraud, Sie wissen doch, daß die Madame stets sagt, ich benehme mich so ungeschickt dabei, ich sei nicht stark genug . . ."

„Gehen Sie, wenn ich Ihnen sage . . . Sie können den Salon später reinigen . . ."

Ich glaubte, er werde mich nun in sein Schreibkabinet führen und wir daselbst einen warmen Ofen finden, denn es war sehr rauh; aber Giraud lud mich ein, mich neben ihn auf den Sopha zu setzen, indem er mir sagte:

„Ich kann Sie nicht in mein Kabinet führen, es ist noch nicht in Ordnung ... Gott! was thun mir meine Daumen weh! ... aber wir können hier eben so gut sprechen ... Sobald der Salon ausgekehrt ist, wird Feuer gemacht; ist es denn schon spät? ... ich kam noch gar nicht dazu, mich anzukleiden ...“

„Es ist schon zwei Uhr vorbei ...“

„Ach, mein Gott! ... und ich habe noch drei Besprechungen diesen Vormittag ... mit Leuten, die heirathen wollen.“

„Ich will Sie durchaus nicht abhalten.“

„O bleiben Sie doch! ... man wird schon auf mich warten ... Das Ding nimmt ohnehin kein Ende ... denn, mein Freund, es ist eine schöne, ehrwürdige Sache um die Ehe ... ich hoffe, daß ich Sie auch bald dem ehrenwerthen Stande der Ehegatten werde zuzählen können.“

„O! ich habe noch Zeit.“

„Sie müssen doch des Junggesellenlebens einmal satt sein?“

„Nein! wahrlich! ...“

„Haben Sie nun in meiner gestrigen Abendgesellschaft Niemand gesehen, der Eindruck auf Sie gemacht hätte? Sprechen Sie offen.“

„Doch nicht, auch komme ich nicht deßhalb her; aber es war mir, als hätte ich gestern bei Ihnen ... ein hübsches Spazierstöckchen stehen lassen ...“

„Ein Spazierstöckchen! ... Da muß ich die Kinder fragen; die finden Alles. Sie haben Verstand wie der Teufel! Theodor! Alexander! ... Tochter! ...“

„O stören Sie sie doch nicht ...“

„Doch, doch; Sie dürfen sie wohl sehen ... sie geben so possierliche Antworten! ...“

Ich wagte nicht zu sagen, daß ich diese Possenmacher schon gesehen hatte. Der Herr Papa ruft sie noch einmal. Theodor kommt auf allen Vieren gekrochen, mit seinem Bruder Alexander auf dem Rücken, der den Hund im Arme hält. Um sich noch

mehr das Ansehen eines Reitpferds zu geben, hat sich Theodor große Ohren von Papier gemacht; die kleine Tochter peitscht ihn von hinten mit einem Bund Schreibfedern.

Ich lache über diesen Aufzug und Giraud findet ihn im Anfang auch recht lustig. Aber bald erkennt er seine schwarzseidene Mütze auf dem Kopfe des Hundes und lacht nun nicht mehr.

„Wie, ungezogener Junge, Du hast meine seidene Mütze genommen, um sie Azor aufzusetzen! . . .“

„Papa, drum sollte er den Knecht Rupprecht vorstellen . . .“

„Habe ich Euch nicht schon hundertmal gesagt, Ihr sollt mir meine Sachen stehen lassen . . . und Sie, Mademoiselle . . . mit was peitschen Sie Ihren Bruder?“

„Papa . . . mit . . .“

„Mit einem Bund Schreibfedern, der auf meinem Schreibtische lag . . . sehr theure Federn, Schwanenkiele . . . die ich zu meinen Circulairen verwende. — Wer hat Euch erlaubt, Etwas von meinem Schreibtisch wegzunehmen? . . . Kommen Sie nur ein wenig her . . . Herr Theodor . . . Mit was haben Sie sich Ihre Eselsohren gemacht? . . .“

„Papa . . . es war Papier, das herumlag . . .“

„Das herum lag! . . . Gott verzeihe mir! es ist der Brief des Herrn Mermillon, worin er mir die ganze Mitgabe seiner Tochter detaillirt! . . . Kleiner Spitzbube! . . . sich mit meiner Correspondenz Eselsohren zu machen . . . Eines Tags wird er sich noch beikommen lassen, Banknoten von tausend Franken von meinem Schreibtisch wegzunehmen, um Düten daraus zu machen . . . Warte, ich will Dich's lehren, ich . . .“

Giraud wollte auf seinen Sohn losgehen, ich hielt ihn zurück: wir hören Madame Giraud mit zorniger Stimme rufen:

„Aber wo bleibst Du, Giraud! . . . lässest mich unangekleidet stehen! . . . Franziska kann mich nicht einhäkeln . . . dieses Mädchen ist unerträglich linkisch . . .“

„Ah! da haben wir's wieder," sagte Giraud; „man wird dieses Mädchen auch wieder fortschicken, weil sie das Kleid nicht schnell genug zubringt... Das ist immer die alte Leier!... und an mir bleibt das Geschäft hängen!... Da, sehen Sie meine Daumen; ich habe gar kein Fleisch mehr unter den Nägeln."

Die Thüre des Schlafzimmers wird halb geöffnet; Madame Giraud erscheint am Eingang halb angekleidet, hinter ihr die Aufwärterin, die ihren Besen wieder zur Hand nimmt, indem sie murmelt:

„Ach! welch' hundsföttisches Geschäft!... Ich bin hier nicht in Dienst getreten, um ihnen die Bäuche einzuschnüren!"

Bei meinem Anblicke trat Madame Giraud einen Schritt zurück, dann drei vor und rief aus:

„Ah! Herr Blemont, bitte meine Unordnung zu entschuldigen... aber Herr Giraud ist ein schrecklicher Mann!... er wird nie fertig... und ich kann doch nicht halb angekleidet bleiben... Ich schwöre Ihnen, Herr Blemont, daß mir dieses Kleid viel zu weit ist..."

„Und ich schwöre Dir, liebe Frau, daß mir meine Daumen wehe thun..."

„Ach! Sie sind ein Weichling... und ich soll vor Tische noch drei Visiten machen... und Sie wissen, daß wir bei Madame Dumeillan speisen, die eine Loge im Theater der Porte-Saint-Martin hat."

„S'ist wahr... wir speisen außerhalb... Wenn Sie wüßten, mein lieber Blemont, was uns die Einladungen zu schaffen machen... wir können bei weitem nicht Allen genügen..."

„Und dort ißt man bei guter Zeit!... mein Gott, wie unglücklich ich bin! ich werde nicht fertig."

Madame Giraud hatte sich deutlich genug für mich ausgesprochen. Entzückt von dem eben Gehörten, stehe ich auf und nähere mich ihr:

„Wenn Sie erlauben wollten, Madame ... würde ich versuchen, ob ich nicht geschickter bin, als Ihre Aufwärterin ..."

Madame Giraud lächelt mir huldvoll zu und bietet mir sogleich ihren Rücken, indem sie sagt:

„Wie liebenswürdig Sie sind, Herr Blemont! wie, Sie wollten so gut sein? ..."

„Mit größtem Vergnügen, Madame."

Ich bin kein Neuling weder im Zu- noch Aufmachen von Damenkleidern; ich nehme den Gürtel von beiden Seiten, ich thue mir zwar ein Bischen weh, aber das Kleid ist zugehäkelt; und ich stelle mich, als ob mir das nicht die kleinste Mühe gemacht habe.

„Jetzt ist es gelungen!" ruft Madame Giraud mit triumphirender Miene. „Jetzt ist es gelungen ... nicht wahr, Herr Blemont?"

„Ja, Madame ... O! ganz gut gelungen! ..."

„Da sehen Sie, Herr Giraud... Wenn man damit umzugehen weiß ... und Herr Blemont sieht nicht aus, als ob es ihn große Anstrengung gekostet habe ..."

„Nicht die geringste, Madame ..."

„In der That, mein Lieber," sagte Herr Giraud, „wenn Sie jeden Tag kommen wollten, um Madame anzukleiden, würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen ..."

„Schweigen Sie, Herr Giraud; Sie sollten sich schämen... Verzeihen Sie, Herr Blemont; ich will jetzt meine Toilette zu Ende bringen ... Tausend Dank."

Madame kehrte in ihr Zimmer zurück und Giraud wollte mich in einem Winkel sitzen lassen, der eben abgekehrt worden war; ich nahm aber meinen Hut und verabschiedete mich; er begleitete mich bis in den Hausgang und wiederholte mir:

„Mein Freund, folgen Sie mir ... Heirathen Sie... das ist der angenehmste Stand ... ich kann Ihnen drei ausgezeichnete Partien vorschlagen."

„Nun gut . . . wir wollen sehen . . .“

„Wenn man Ihr Spazierstöckchen findet, werde ich es einschließen . . .“

„Ach! ich glaube jetzt, daß ich es nicht bei Ihnen verloren habe. Adieu.“

Mademoiselle Eugenie wird diesen Abend in das Theater der Porte-Saint-Martin kommen. Ich werde auch hingehen und sie sehen. Die Girauds werden bei ihnen sein; da werde ich Anlaß haben, diese Damen zu grüßen. Aber . . . diese Girauds sind so albern, so lächerlich mit ihrer Wuth, die ganze Welt zu verheirathen . . . Es thut mir leid, daß sie mit jenen Damen verbunden sind. Es ist vielleicht nur eine jener geselligen Verbindungen: man besucht sich zum Zeitvertreib, ohne Interesse für einander zu haben.

Ich sah dem Abend ohne zu große Begierde entgegen, denn ich bin nicht verliebt. Ich will diese junge Dame wiedersehen, weil ich nichts Besseres zu thun habe und weil meine Augen ermüdet von der Anstrengung, seit langer Zeit erheuchelte Liebe auszudrücken, einmal auf andern Reizen ausruhen möchten, um wieder etwas von dem Feuer zu erhalten, das sie verloren haben.

Ich kam spät in's Theater, denn ich wünschte, daß Alle schon da sein möchten. Meine Blicke durchschweiften die Logen. Ich erblickte die Damen in einer offenen Loge des ersten Rangs. Die Mama und Madame Giraud waren auf dem Vordersitze, Mademoiselle Eugenie auf der zweiten Bank. Giraud ist nicht bei ihnen; wahrscheinlich mußte er diesen Abend eine Heirath zu Stande bringen. Neben Mademoiselle Eugenie ist noch ein Platz . . . wenn ich es wagte? Aber die Loge gehört ihnen; ich darf mir nicht erlauben, ohne Einladung einzutreten. Ich finde die junge Dame noch schöner als gestern. Ihre Toilette, ihr Haarputz noch einfacher, verleihen ihr neue Reize. Man kann mich nicht sehen und ich kann sie mit aller Bequemlichkeit be-

trachten. In einer Loge neben der ihrigen ist noch Platz; wenn ich dorthin ginge?... Nein, das würde meine Absicht, mit ihnen zu sprechen, zu sehr verrathen.

Ein Stück ist zu Ende. Man sieht mich nicht. Ich nähere mich mehr... Madame Giraud ist nur mit ihrer Taille beschäftigt... Ich bin sicher, daß sie fast keinen Athem hat!... Sie hat den Verstand nicht, einmal nach meiner Seite zu sehen.

Die Thüre ihrer Loge wird geöffnet... Herr Giraud kommt wohl ohne Zweifel... Doch nein, es ist ein junger Mensch... Er grüßt die Damen, Mademoiselle Dumeillan lächelt ihm zu; sie spricht, scherzt mit ihm!... Das war der Mühe werth, hierher zu kommen, um das Alles zu sehen... Mein Gott! wie dumm kann man sein!... Ich bin eifersüchtig, und auf eine Person, die ich kaum kenne, mit der ich noch kein Wort von Liebe gesprochen habe... Ist etwa dieses junge Frauenzimmer nicht berechtigt, einen Geliebten zu haben... sogar zehn, wenn es ihr beliebt? Ich erröthe über meine Dummheit, und um mich selbst zu überzeugen, daß mir diese junge Person ganz gleichgültig ist, lasse ich mir sogleich die Loge neben ihr aufschließen; denn ich sehe gar nicht ein, warum mich die Anwesenheit dieser Damen, die mich im entferntesten nichts angehen, abhalten soll, mit Madame Giraud zu sprechen, welche ich diesen Morgen zugeheftet habe.

Ich trete in die Loge. Ich sehe Mademoiselle Eugenie nicht an; ich stelle mich, als sehe ich diese Damen gar nicht. Aber bald ruft mir Madame Giraud zu:

„Guten Abend, Herr Blemont. Ah! es ist recht schön von Ihnen, daß Sie uns aufgesucht haben!... Sie haben sich also doch noch erinnert, daß ich Ihnen sagte, wir würden heute Abend mit diesen Damen hierher kommen?..."

Der Teufel hole Madame Giraud mit ihren Erinnerungen! ich antworte ganz ungezwungen:

„Nein, Madame, ich wußte es nicht mehr . . . es war mir ganz außer Acht gekommen . . . Aber ich habe mich hier mit Jemand verabredet; und aus diesem Grunde bin ich hier.“

Ich grüßte sofort Madame Dumeillan und ihre Tochter mit gleichgültiger Miene, dann drehte ich mich um und sah auf das Publikum. Aber Madame Giraud fängt bald wieder an, mich anzusprechen; sie erdrückt mich mit Freundschaftsbezeigungen, seit ich ihr Kleid zugehäkelt habe.

Ich gebe mir das Ansehen, nur auf Madame Giraud zu hören, verstehe aber keine Silbe von Allem, was sie an mich hinspricht. Ich höre nur auf den jungen Menschen, der sich mit Mademoiselle Eugenie unterhält. Sein Gespräch dreht sich übrigens nur um ganz gewöhnliche Dinge. Er sagt ihr nichts von Bedeutung, spricht nur vom Theater . . . Ich fühle, daß meine üble Laune sich ein wenig verflüchtigt. Ich wende mich zu den Damen, mische mich in das Gespräch; lasse jedoch meine Blicke nicht auf Mademoiselle Eugenie haften. Ich wäre trostlos, wenn sie glauben könnte, ich sei ihretwegen gekommen. In Kurzem verabschiedet sich der junge Mann bei diesen Damen; er kehrt zur Gesellschaft zurück. Er verläßt sie . . . demnach ist er nicht in sie verliebt? Ich beobachte Mademoiselle Dumeillan verstohlener Weise. Nach der Entfernung des jungen Mannes ist sie eben so munter, und scheint sich eben so gut zu unterhalten, als so lange er da war. Ich fange an zu denken, daß ich mich getäuscht habe und daß es kein Liebhaber war.

Ich rücke nun ganz an die Loge dieser Damen und während der Vorstellung wechsle ich einige Worte mit Mademoiselle Eugenie. Einmal befindet sich meine Hand ganz nahe bei der ihrigen, die sie auf das Geländer gelegt hatte, das unsere Logen trennt: es war reiner Zufall, der unsere Hände so nahe zusammenführte; sie berührten sich. Da zog sie die ihrige lebhaft zurück und ich that deßgleichen, indem ich einige Entschul-

digungen herausstotterte ... Aber diese herrliche Hand, indem sie mit der meinigen in Berührung kam, verursachte mir eine unbeschreiblich süße Erregung ... Eine einfache Berührung hat diese Wirkung hervorgebracht! ich hätte wissen mögen, wenn Mademoiselle Eugenie ... doch sie sieht nicht nach meiner Seite.

In dem darauf folgenden Zwischenakte wendet sich Madame Giraud, die inzwischen mit Madame Dumeillan gesprochen hatte, plötzlich zu mir und sagt:

„A propos, Madame! Herr Blemont ist Advokat; er kennt Alles gründlich, was auf die Gesetze, die Rechte eines Jeden Bezug hat ... Mein Mann ist darin nicht so bewandert; seine Force besteht nur in den Heirathen ... Berathen Sie sich mit Herrn Blemont über Ihre Angelegenheit; er wird Ihnen sagen, ob Sie Recht oder Unrecht haben.“

„Ich möchte den Herrn nicht incommodiren,“ antwortete die Mama, „noch mir erlauben, ihn um seine Zeit zu bringen.“

Nun biete ich meine Dienste aufs Dringendste an und verlange den Gegenstand zu erfahren, um den es sich handelt; das kann man mir aber im Theater nicht auseinander setzen. Ich muß die Akten, die Rechtsansprüche untersuchen. Das ist's, was ich hoffte. Madame Dumeillan überreicht mir ihre Adresse; und unter wiederholter Entschuldigung wegen der Mühe, die ich mir geben werde, dankt sie mir zum Voraus und ladet mich ein, einen dieser Tage in der Frühe bei ihr vorbeizukommen. Man dankt mir für eine Sache, die ich mir als eine Gunstbezeugung erbeten hätte! ... Bin ich nun nicht glücklich genug! ... Aber jetzt gilt es, meine Freude zu verbergen! Ich nähere nun meine Hand nicht mehr der von Mademoiselle Dumeillan. Ein Neuling wirft sich den Leuten gleich an den Hals! ... aber ein gewandter Mann benützt seine Vortheile mit Vorsicht.

In consequenter Befolgung dieses Grundsatzes grüße ich, als ich Herrn Giraud kommen sehe, diese Damen und verlasse

das Theater. Wäre ich geblieben, so hätte ich mir das Aussehen gegeben, als paßte ich die Gelegenheit ab, sie heimzubegleiten.

Sechstes Kapitel.

Mein Besuch im Hause.

Der folgende Morgen war gekommen und ich stand im Zweifel, ob ich zu diesen Damen gehen sollte. Würde ich damit nicht einen zu großen Eifer verrathen?... Nein, das wird man nur als eine Artigkeit auslegen. Da man meiner Einsicht etwas von Wichtigkeit anvertrauen will, darf ich nicht auf mich warten lassen. Ich warte bis zwei Uhr und gehe dann zu Madame Dumeillan. Hier ist es nicht wie bei Girauds: die Aufwärterin ist bereits mit dem Kehren der Zimmer fertig. Die, welche mir die Thüre öffnet, führt mich in einen ohne Luxus, aber mit Geschmack decorirten Salon, der gut geheizt ist und wo ich die Demoiselle des Hauses finde, die sich am Clavier übt.

Mademoiselle Eugenie steht vom Clavier auf, um ihrer Mutter meine Ankunft zu melden; ich sage ihr natürlich nicht, daß ich ihretwegen allein komme... das wäre zu schnell marschirt. Wie Schade ist es, daß man nicht immer gerade auf seinen Zweck losgehen kann... wie viel Zeit würde da erspart!

Die Mama kam. Nach den ersten Höflichkeitsbezeignungen setzte sie mir ihre Angelegenheit auseinander und legte mir ihre Urkunden vor. Eugenie verließ den Salon, während ich mit ihrer Mutter sprach, und daran that sie sehr wohl, denn ich hörte schlecht und gab wahrscheinlich ganz verkehrte Antworten, so lange sie da war. Jetzt war ich für die Mama ganz Ohr. Es handelte sich von einem kleinen Pachthof, der ihr aus der Verlassenschaft ihres Mannes zugefallen war und dessen Besitz ihr der Stiefbruder des Verstor-

denen streitig machen wollte. Ihre Ansprüche schienen mir ge-
gründet; doch war es mir nicht möglich, die verschiedenen Doku-
mente sogleich zu lesen. Man fand es ganz in der Ordnung,
daß ich solche nach Hause nahm, um sie mit Muße zu prüfen.
Eugenie kam wieder, wir sprachen von weniger ernsten Dingen.
Die Mutter ist sehr liebenswürdig; Eugenie zeigt Geist, Kennt-
nisse, und obschon ich noch nicht alle Förmlichkeiten bei den Da-
men abgelegt habe, fühle ich mich doch schon recht behaglich.
Nach einer einstündigen Visite nahm ich Abschied. Ich hatte
nicht nöthig, um Erlaubniß zum Wiederkommen zu bitten; ich
habe im Hause bereits Fuß gefaßt. Ich ließ zwei Tage vorbei-
gehen, ehe ich wieder Madame Dumeillan besuchte. Ich bin ein
kurioser Kauz, ich will meine Gefühle verbergen, und wäre ganz
trostlos, wenn Mademoiselle Eugenie den Eindruck wahrnähme,
den ihre Erscheinung auf mich gemacht hat. Endlich statte ich
meinen zweiten Besuch ab. Ich habe mich nun genau von dem
Prozesse instruirt, den man der Wittwe anhängen will.

Ich bin überzeugt, daß das Recht auf ihrer Seite ist. Ich
versichere sie dessen und biete ihr meine Dienste zur Betreibung
dieser Rechtssache an, die ich zum Voraus für gewonnen halte.

Madame Dumeillan ist entzückt; sie dankt mir und nimmt
meine Anerbietungen an ... Ich werde entschieden nicht mehr als
ein Fremder angesehen, sondern man betrachtet mich als einen
Freund. Diese Damen erhalten häufig Besuche; doch haben sie
insbesondere einen Tag in der Woche, wo sie größere Gesell-
schaft bei sich sehen. Da wird dann gespielt, musicirt und zu-
weilen getanzt. Ihre Gesellschaft ist viel ausgewählter als die
bei Girauds; es ist ein ganz anderer Schlag. Dennoch gibt es
auch darunter noch Leute, die ich gerne recht weit weg wünschte;
das sind nämlich junge, sehr hübsche Bursche, die galant und
sehr geschäftig um Eugenien sind ... Was bin ich doch lächerlich!
... Ich hätte gar nichts dagegen, wenn junge Frauenzimmer zu

ihr kämen; aber in Betreff der Herren wünschte ich nichts als alte Perrücken. Diese finde ich außerordentlich liebenswürdig.

Was mich betrifft, so glaube ich, daß ich es nur selten bin. Man ist es nicht mehr, sobald man ernstlich verliebt wird. Am liebsten sehe ich diese Damen im engern Zirkel; da bin ich glücklicher. Wenn Eugenie Clavier spielt, kommt dann nicht gleich ein junger Herr, der sich über sie hinbeugt, um die Notenblätter umzuwenden. Wenn ich mit ihr spreche, werden wir von keinem Zierbengel gestört, der seine faden Complimente an sie richtet, und doch begreife ich wohl, daß man nicht mich allein nur empfangen kann.

Ich vernachlässigte die Sache nicht, die man mir anvertraut hatte, es war mir doppelt darum zu thun, sie zu gewinnen, denn erstens verpflichtete ich mir dadurch diese Damen, und dann erweckte ich eine günstige Meinung für mein Talent.

Es bedurfte übrigens keiner großen Beredsamkeit von meiner Seite, um zu reussiren; Madame Dumeillan siegte über meinen Gegner, der als chicanöser Prozeßkrämer bekannt war. Kaum zwei Monate nach meinem ersten Besuche bei diesen Damen konnte ich ihnen schon die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit melden.

Obschon es sich hier von keinem wichtigen Besitzthum handelte, so dankte mir Madame Dumeillan doch auf die anerkennendste Weise; die Mamas halten auf Geld. Eugenie dankte mir sehr artig, das war aber auch Alles. Im Ganzen begegnen wir uns ziemlich kalt. Warum behandelt sie mich auch nicht wie Andere? ... Hat sie bemerkt, daß es mich verdrießt, wenn ihr Jemand den Hof macht, daß ich mich entferne, wenn sich Andere ihr nähern? ... Mißfällt ihr mein Charakter? ... In der That kann sie mich auch nicht sehr liebenswürdig finden ... Jedenfalls bin ich es weniger als alle Andern, die zu ihrer Mutter kommen. Niemals sage ich ihr etwas Schmeichelhaftes; niemals spiele ich

den Eifrigen, den Galanten bei ihr... Werde ich auf diese Weise es dahin bringen, daß ich ihr gefalle?... Doch, ich wünschte, daß sie mich liebte, gerade wie ich bin!... Ich wünschte, daß sie mir kund gäbe, sie habe in meinem Herzen gelesen, und doch thue ich Alles, um ihr zu verbergen, was darin vorgeht!... Die Liebe macht uns doch recht wunderlich!

Zuweilen nehme ich mir vor, mein Betragen gegen Eugenien zu ändern; ich suche den jungen Leuten nachzuahmen, die zu ihr kommen; ich mache mich liebenswürdig, galant, lache, scherze, wenn sie von Andern umgeben ist; aber ich spiele meine Rolle nicht gut, meine Munterkeit ist erzwungen; Eugenie scheint das wahrzunehmen, und das macht mich noch linkischer.

Die jungen Leute, welche Madame Dumeillan empfängt, sind Alle vom feinsten Ton; ihre Galanterie bei Mademoiselle Eugenie hat durchaus nichts an sich, was auch die strengste Wohlanständigkeit verletzen könnte. Weßhalb halte ich mich also darüber auf? Weil ich nun einmal nicht den Liebenswürdigen bei ihr spielen kann, sollen deßhalb Andere es auch nicht thun dürfen?

Ich fühle, daß ich Unrecht habe, aber ich möchte gerne den Charakter Eugeniens studiren und genau kennen lernen. Ich halte sie für ein wenig kokett... In ihrem Alter und bei ihrer Schönheit ist so was sehr verzeihlich; und sind es im Ganzen nicht alle Frauen?... Doch, alle... bald etwas mehr, bald etwas weniger; aber es ist ein Fehler, der in ihrer Natur liegt. Und dann, ist es wirklich ein Fehler?... Eine unschuldige Koketterie ist nichts, als der Trieb zu gefallen... Dieser Trieb macht, daß sie ihrem Haarputz, ihrer Toilette, ihrer ganzen Person mehr Aufmerksamkeit schenken. Was würden wir von einer Frau sagen, die Alles dieses vernachlässigte? wir würden sie tadeln, oder wenigstens denken, daß sie keinen Geschmack habe. Warum also das einen Fehler nennen, was nur geschieht, um uns zu erfreuen, uns zu verführen?... Durch ihre Erziehung,

durch ihre Stellung in der Welt sind die Frauen von den Aemtern ausgeschlossen, denen sie vielleicht besser gewachsen wären, als wir selbst; von wichtigen Angelegenheiten, die sie schneller entwirren würden, als viele Diplomaten; von politischen Streitigkeiten, bei welchen so viele Männer nicht wissen, was sie sagen. Wir haben den Frauen die einfachen und ansprechenden Beschäftigungen des Haushaltes überlassen; aber diese Beschäftigungen, wenn sie auch zur Verwendung der Zeit ausreichend sind, gewähren dem Geiste, der Phantasie zu wenig Thätigkeit, um nicht die Sehnsucht nach andern in ihnen zu erwecken. Einige Leute glauben, daß eine Nadel, ein Stickrahmen, ein Clavier hinlänglich seien, eine Frau zu beschäftigen. Ich bin nicht der Ansicht Catos, der meinte, daß Weisheit und Vernunft mit dem Geiste der Frauen unverträglich seien; ich glaube vielmehr, daß ihr Geist, ihre Phantasie, anderer Hülfsmittel bedarf, als einer Nadel und eines Claviers. Sie mußten Koketten werden, weil der Wunsch zu gefallen ein Bestreben ist, welches den Geist in Anspruch nimmt, Nachdenken erfordert; sie wären es weit weniger, wenn sie sich den nämlichen Beschäftigungen wie wir überlassen dürften. Endlich gibt es so viele Abstufungen in der Koketterie; diejenige, von der ich eben sprach, ist eine ganz natürliche, der Frau wohl zu gestattende. Eugenie besitzt keine andere. Sie liebt das Vergnügen . . . das ist natürlich; doch verräth sie niemals Kummer, wenn ihr ihre Mutter den Besuch eines Balls abschlägt; sie muß ein liebendes Gemüth haben . . . Ihre Augen haben zuweilen einen so zärtlichen Ausdruck . . . Ich sah sie während der Vorstellung eines rührenden Stückes Thränen vergießen; doch liegt darin noch kein Beweis, daß sie einer ernstlichen Liebe fähig ist.

Ich glaube entschieden, daß diese Person keinen Antheil an mir nimmt; sie zeigt mir eine solche Kälte, eine solche Zurückhaltung . . . Es ist ihr ohne Zweifel nicht entgangen, wie sie meine Blicke verfolgen, wie ich sie ohne Unterlaß beobachte; ich

sehe die Nothwendigkeit nicht ein, ein Haus zu besuchen, um traurig zu sein, während die Andern munter sind, am Ende gar zum Gegenstande des Spottes zu dienen ... Ach! diese Idee macht mich über meine Schwäche schamroth ... Die Eigenliebe übt eine solche Herrschaft über unser Herz aus! Ich will nicht mehr an Eugenien denken, und, um sie schneller zu vergessen, einmal vierzehn Tage lang nicht zu ihrer Mutter gehen. Es kam mich schwer an, diesen Entschluß durchzuführen, da bis jetzt keine zwei Tage verliefen, ohne daß ich sie gesehen hätte! Acht Tage vergingen und ich blieb noch immer meinem Vorsatz getreu; am neunten dachte ich, Madame Dumeillan, die mir immer so viele Freundschaft bewiesen und so viel Vergnügen über meine Besuche geäußert, könnte es sonderbar finden, daß ich sie so lange nicht mehr besucht habe. Ueberdies, wenn die Tochter mich auch mit Gleichgültigkeit aufnimmt, so ist das nicht die Schuld dieser liebenswürdigen Dame, und das darf kein Beweggrund für mich sein, die Artigkeit gegen sie außer Acht zu lassen. Am zehnten Tage fasse ich den Entschluß, Abends dort einen Besuch abzustatten. Es war kein Empfangtag, den ich gewählt hatte; doch fand ich einige alte Bekannte von Madame Dumeillan, die zu einer Partie Boston gekommen waren; zwei Damen und ein alter Herr spielten mit der Mama und Eugenie saß allein in einer Ecke des Salons und beschäftigte sich mit Sticken.

Madame Dumeillan erkundigte sich mit Wohlwollen nach meinem Befinden; sie fürchtete, ich möchte krank sein und wollte den andern Tag nach mir fragen lassen ... Ich dankte ihr, beruhigte sie und entschuldigte mich mit überhäuften Geschäften; alsdann ließ ich die Mama bei ihrem Spiele und setzte mich zu Eugenien.

Sie hat mich kalt gegrüßt; sie hebt die Augen nicht von ihrer Arbeit auf, und richtet nur gleichgültige Worte an mich; sie besitzt nicht einmal die Artigkeit ihrer Mutter, mir über mein

langes Ausbleiben Vorwürfe zu machen. Es kommt mir vor, daß mir diese junge Person nun eben so sehr mißfällt, als sie mich zuvor entzückt hatte; wenn es anginge, würde ich meinen Hut wieder nehmen und auf der Stelle weggehen ... aber das wäre gegen den Anstand.

Ach! wenn wir uns liebten! was hätten wir uns da nicht zu sagen, in diesem Augenblick, wo wir gleichsam allein im Salon sind, denn Niemand beschäftigt sich mit uns! ... und unsere Unterhaltung beschränkt sich auf einige nichtssagende Phrasen! ... Häufig sind wir mehrere Minuten zusammen, ohne überhaupt etwas zu sprechen ... Sie hebt um keinen Preis die Augen von ihrer Arbeit auf ... Ach! ich hätte gute Lust, diese Stickerei, welche sie so in Anspruch zu nehmen scheint, in tausend Stücke zu zerreißen!

Eine halbe Stunde verfloß auf diese Weise. Sie arbeitete fortwährend mit der gleichen Emsigkeit und ich saß immer noch bei ihr, wenige Worte sprechend und unwillkürlich seufzend. Plötzlich ging die Thüre des Salons auf und herein trat Herr Serval, einer der jungen Männer, die sich am eifrigsten um Eugenien bemühen und bei den Abendunterhaltungen mit ihr musiciren.

Dieser Serval ist ein hübscher Junge, äußerst liebenswürdig; daher auch einer von denen, die ich am meisten verabscheue. Als ich ihn eintreten sah, muß ich sicher die Farbe gewechselt haben; denn ich fühlte im Augenblick eine ungeheure Last mich bedrücken und mir auf die Brust fallen. Während Herr Serval die Madame Dumeillan grüßt, laufe ich in die Ecke des Salons, wo ich meinen Hut hingestellt hatte; denn ich will keine Minute länger verweilen; ich möchte hundert Stunden weit sein; ich bin untröstlich, daß ich gekommen. Schon habe ich meinen Hut ergriffen und will mich in der Stille fortmachen ... als sich eine Hand in die meinige legt, sie sanft drückt und mich zurückhält; im nämlichen Augenblicke sagt mir Eugenie ... denn sie war

es . . . in einem Tone, den ich noch nie von ihr gehört: „Warum wollen Sie gehen? . . . vierzehn Tage wegzubleiben . . . und jetzt so fortzugehen! . . . In Wahrheit, ich kann Sie nicht begreifen . . . Was ist Ihnen hier geschehen, daß Sie nicht mehr kamen?“

Ich stehe wie versteinert. Diese süße Stimme gleichzeitig im Tone des Vorwurfs und der Zärtlichkeit verfließend, diese Hand, die noch in der meinigen ruht, diese Augen, die mich mit einem unaussprechlichen Ausdruck betrachten . . . All' das verwirrt meine Sinne . . . läßt mich aber ein Glück empfinden, wie ich bisher keines gekannt.

Man muß wahrhaft geliebt haben, um zu begreifen, was ich jetzt fühlte. Ich drücke ihre Hand mit Entzücken . . . und fühle den Gegendruck der ihrigen, die sie sanft zurückzieht und mich dabei noch immer ansieht. All' das war das Werk eines Augenblicks . . . aber dieser Augenblick hat über den Rest meines Lebens entschieden. Eugenie liebt mich . . . sie hat in meinem Herzen gelesen und ich fühle, daß ich nicht mehr ohne sie leben kann, daß Eugenie mir von nun an Alles sein wird.

Ich denke nicht mehr daran wegzugehen. Eugenie ist wieder an ihren Platz zurückgekehrt: Gerval spricht mit ihr; aber ich bin nicht mehr eifersüchtig, Gerval mißfällt mir nun nicht mehr . . . es bedurfte bloß eines Augenblicks, um meinem Geiste eine andere Richtung zu geben. Ich nähere mich Eugenien. Sich fortwährend mit Gerval unterhaltend, weiß sie es zu machen, daß sie nur mich ansieht. Der junge Mann schlägt ihr vor, mit ihm zu musiciren. Sie sieht mich wieder an und scheint mich zu fragen, ob mir das nicht mißfalle. Ich vereinige meine Bitten mit denen Gervals. Sie willigt ein, sich ans Clavier zu setzen; aber im Hingehen kommt sie ganz nahe bei mir vorbei und unsere Hände begegnen sich; indem sie mit Gerval ein Duett singt, in welchem zwei Liebende von Liebe sprechen, richten ihre Augen die Worte an mich. Ach! von dem Augenblicke an, wo sich zwei

Herzen verstehen, gibt es tausend Wege, sich verständlich zu machen. Nach diesem Duett schlägt ihr Gerval ein weiteres vor; sie bescheidet ihn abweisend, indem sie ein Halsleiden vorschützt, und setzt sich wieder neben mich nieder. Gerval blieb noch einige Zeit; er schien mir diesen Abend nicht so heiter, nicht so beweglich als gewöhnlich. Endlich nahm er Abschied und entfernte sich.

Jetzt nähere ich mich ihr wieder mehr. Eugenie hält noch ihre Arbeit, aber sie arbeitet nicht mehr; unsere Augen begegnen sich öfters; wir sprechen halblaut; jetzt habe ich ihr so Vieles zu sagen, und doch tauschen wir nur wenige Worte aus; aber unsere Blicke sind beredter, als unsere Gespräche.

Wie schnell die Zeit vergeht! ... Ich bin so glücklich bei ihr! Die Spielpartie ist zu Ende. Madame Dumeillan ruft ihrer Tochter zu, ihr ihre Börse zu bringen. Alles geht. Ich muß ebenfalls fort.

„Ich hoffe, daß Sie nun nicht mehr so lange ausbleiben werden?" sagte Madame Dumeillan liebevoll zu mir. Und im Vorbeigehen sagte mir Eugenie ganz leise:

„Morgen, nicht wahr?"

Meine Augen antworteten allein, aber sie mußte sie verstehen; ich bemerkte auf ihren Lippen ein zärtliches Lächeln. Ich ging, trunken von Liebe und Glück, und berührte im Heimweg kaum den Boden ... Es schien mir, als ob mich das Glück entführe und mich schon in den dritten Himmel geleite ... wenn es anders einen dritten Himmel gibt.

Indem ich meine Treppe hinaufstieg, dachte ich an die jungen Liebenden des fünften Stockes. Ich habe sie seit einiger Zeit recht vernachlässigt ... Aber ich war beständig traurig, eifersüchtig, übelgelaunt, und der Anblick ihrer Liebe hätte meine Pein nur vermehrt... Heute kann ich wieder zu ihnen gehen... ich werde in ihrer Gegenwart nicht mehr mürrisch und verdrießlich sein ... und sie mein Glück begreifen. Es ist erst ein

Viertel nach Elf; sehen wir, ob sie noch auf sind. Ich gehe hinauf, klopfe an und nenne mich.

Ernst öffnet mir: „Wo kommen denn Sie her?“ sagte er lächelnd zu mir, „seit einem Monat hat man Sie nicht zu Gesicht bekommen.“ — Er kommt von seiner Eugenie,“ sagte die kleine Margarethe. „Ah! wie zufrieden sehen wir jetzt aus!... es scheint, daß die Liebens-Angelegenheiten gut von Statten gehen!“

„Ja wohl, recht gut... Ach! ich bin heute Abend der glücklichste Mensch!... Sie liebt mich, ich weiß es jetzt gewiß... mich zieht sie allen ihren Anbetern vor... und doch war ich weit weniger galant, weit weniger liebenswürdig als sie...“

„Was macht das? man ist immer liebenswürdig, wenn man geliebt wird.“

Ich erzähle ihnen Alles, was diesen Abend zwischen Eugenien und mir vorgekommen. Sie hören mir mit Theilnahme zu; sie verstehen mich, denn sie lieben sich zärtlich. Beim Schlusse meiner Erzählung springe ich auf und drehe mich im Kreise herum: ich halte es nicht mehr auf einem Platze aus.

„Nehmen Sie sich doch in Acht!“ ruft mir Margarethe zu; „Sie zerbrechen noch Alles... Aber, mein Herr, Sie haben noch gar nicht bemerkt, wie schön es jetzt bei mir ist.“

Ich hatte mich noch nicht einmal im Zimmer umgesehen. In der That war eine kleine Veränderung vorgegangen. Die schlechte Lagerstätte hatte einem netten kleinen Bette mit gemaltem Gestelle Platz gemacht, über welchem an einer Stange befestigte Vorhänge hingen. Die alten, fast ganz zusammengebrochenen Stühle waren durch sechs neue ersetzt, und eine Commode von Nußbaumholz an die Stelle des kleinen Speiseschränks getreten. Ja, die Verbesserung erstreckte sich bis auf den Ofen, der, man könnte fast sagen, ein gutes Feuer enthielt.

„Nicht wahr, es ist hübsch hier,“ sagte Margarethe zu mir, „das hat mir Alles mein Eugen angeschafft... Sein Stück hat

Beifall gefunden ... O! es ist auch recht schön, sein Stück!..." Als man nach dem Verfasser verlangte und sein Name genannt wurde, hatte ich, so zufrieden war ich, gute Lust, ganz laut zu schreien: Es ist von meinem kleinen Freund!... O! der hat viel Geist, mein kleiner Freund."

„Willst Du wohl schweigen, Margarethe?"

„Nein, mein Freund, ich will sprechen ... Wir sind jetzt nicht mehr so arm ... Da sehen Sie einmal unsern Kamin ... Da stehen zwei Tassen und eine Zuckerbüchse von Porzellan ... In diese Büchse wird das Geld für den Wochengebrauch gelegt ... Wenn ein Ueberschuß bleibt, so kommt er in die Sparbüchse ... Ach! wie glücklich sind wir jetzt!..." Arme Kleine! wie wenig bedarf sie, um sich für reich zu halten! ... Tausend Andere würden selbst dieses Zimmer noch miserabel finden! Ich gratulire ihr, ich bewundere Alles, was sie mir zeigt... Ich begrüße Ernst über den günstigen Erfolg seines Stücks. Ich theile aufrichtig ihr Glück; es erhöht das meinige, wenn ich sie ebenfalls glücklich weiß. Ich bin schon mehr als eine Stunde bei ihnen. Ich spreche mit ihnen von Eugenien, von unserer Liebe. Sie zählen mir ihre kleinen Projekte auf, ihre Pläne für die Zukunft, ihre Wünsche... sehr bescheidene Wünsche in der That und die den Beweis liefern, daß sie nur ihrer Liebe lebend, weder Ehrgeiz noch Eitelkeit kennen.

Noch dachte ich nicht daran, auf mein Zimmer zu gehen, und ich glaube, wir hätten die ganze Nacht mit Sprechen zubringen können. Da hörten wir plötzlich einen heftigen Lärm auf dem Dache, und zerbrochene Scheiben flogen auf die Rinne und in den Hof. Im ersten Augenblicke empfand ich einen unfreiwilligen Schauder; das ging aber schnell vorüber und ich mußte lachen, als ich Ernst und Margarethen betrachtete, die ebenfalls lachten. Es war Herr Petermann, der nach Hause kam.

Siebentes Kapitel.

Vorläufer des Glücks.

Nun gehe ich alle Tage zu Eugenien, denn ich sehe nicht ein, warum ich jetzt noch meine Liebe verbergen sollte. Sie liebt mich und weiß, daß ich sie anbete; soll ihre Mutter nicht auch unsere Gefühle kennen lernen? Es ist mir nie eingefallen, aus Eugenien nur meine Geliebte zu machen: ich verlange und hoffe ein dauerhaftes Glück, Eugenie muß meine Frau werden... Ich bin ihrer Zustimmung gewiß, aber auch ihre Mutter muß ihre Einwilligung geben.

Ich glaube, daß die gute Mama meine Gefühle schon längst geahnt hatte: die Eltern lassen sich nicht immer durch unsere kleine Listen, durch unser anscheinend kaltes, ceremoniöses Wesen täuschen: aber wenn sie sich das Ansehen geben, nichts zu sehen, so geschieht es, weil sie im Geheimen unsere Neigungen billigen. Madame Dumeillan sieht, daß ich alle Tage komme, und man kömmt nicht alle Tage in ein Haus, wo sich eine hübsche Dame befindet, ohne daß Liebe im Spiele ist.

Eugenie schmollt, wenn ich zu spät komme, zankt mich, wenn ich von Fortgehen spreche; die Mama hört das Alles und begnügt sich, zu lächeln. Ich sehe, daß unsere Liebe für Niemand mehr ein Geheimniß ist.

Eugenie nennt mich nicht mehr Herr Blemont; sie nennt mich Herr Heinrich, und Heinrich schlechtweg, wenn wir allein sind. Wie süß ist es, wenn man das erste Mal sich von dem Wesen, das man liebt, bei seinem Taufnamen nennen hört, ohne das langweilige Herr! Von diesem Augenblicke an vereinigt uns ein festeres Band, eine zärtlichere Vertraulichkeit herrscht zwischen

uns. Eugenie weiß zu lieben wie ich; ich lese Alles, was sie denkt, in ihren Augen, sie sucht mir ihre Gefühle nicht mehr zu verbergen.

Ja, ich habe die Frau gefunden, die ich suchte: Schönheit, Grazie, Geist, Tugend. Ja, Tugend; denn Eugenie ist gut, gefühlvoll, ergeben und zärtlich gegen ihre Mutter; niemals hörte ich sie murren, sondern unbedingt bis zum kleinsten Wunsche herab Folge leisten. Ich hielt sie für kokett, aber ich that ihr Unrecht; sie liebt die Freuden ihres Alters; sie überläßt sich ihnen mit Behagen, mit Hingebung; das ist keine Koketterie. Sie lachte mit denen, die ihr zu gefallen strebten, aber sie erregte bei Keinem falsche Hoffnungen. Jetzt, wenn junge Leute in den Abendgesellschaften ihr den Hof machen, Complimente an sie richten, lacht sie nicht mehr: ihre galanten Schmeicheleien sind ihr widerwärtig; ihre Augen suchen und begleiten mich ohne Unterlaß; und wenn sie sich der Menge entziehen kann, kommt sie zu mir und sagt mir ganz leise:

„Heinrich, es macht mir kein Vergnügen mehr, in der Welt zu leben ... ich ziehe es bei weitem vor, wenn Sie allein uns Gesellschaft leisten.“ Eugenie ist vielleicht ein wenig empfindlich; sie läßt sich zu leicht von einem ersten Eindruck hinreißen. Ich habe sie einige Mal über ein falsch aufgefaßtes Wort, über eine an sich ganz unschuldige Handlung verdrießlich werden und einige Tage schmollen sehen; aber dieser unbedeutende Fehler wird mit der Zeit und der Erfahrung verschwinden.

Ich halte Eugenien auch für eifersüchtig, selbst für sehr eifersüchtig; sie wechselt die Farbe, sie wird unruhig, wenn ich zufällig mit ein- und derselben Dame längere Zeit spreche. Aber weit entfernt, sie um dieses Gefühls willen zu tadeln, empfinde ich darüber eine geheime Freude; diese Eifersucht gilt mir für einen neuen Beweis der Liebe, die ich ihr einflöße. Es würde mich verdrießen, wenn sie kalt bliebe, während ich mit einer schönen

Dame spreche; denn da würde ich denken, daß sie mich nur oberflächlich liebe. Und Alles erwogen, kann ich nicht die Anmaßung haben, ein vollkommenes Wesen zu begehren; denn man sagt, ein solches gebe es nicht. Aber gesetzt, es gäbe eine vollkommene Frau, so möchte ich sie nicht heirathen; denn ich wäre sicher, mich bei ihr zu langweilen.

Eugenie will mich Musik lehren; sie findet, daß ich eine artige Stimme habe, daß ich mit Geschmack singe; sie hat bereits mit dem Unterricht begonnen. Ich werde wohl keine raschen Fortschritte machen; aber da dieser Unterricht uns Beiden gefällt, da er mir das Vergnügen verschafft, um Eugenien zu sein, ihr hundertmal zu wiederholen, daß ich sie anbete, so wird sie mir ihn öfters ertheilen und ich werde nothgedrungen ein Künstler werden. Ich meinerseits werde sie im Malen unterrichten; sie hat bereits einige Vorkenntnisse vom Zeichnen; sie wünscht eifrig, sich des Pinsels bedienen zu können, und ich zweifle nicht, daß sie in kurzer Zeit ihrem Meister alle Ehre machen wird.

Jeder Tag vermehrt meine Liebe zu Eugenien und jeden Tag erhalte ich neue Beweise ihrer Neigung zu mir. Diese köstlichen Stunden, welche ich um sie verbringe, aber immer in Gegenwart ihrer Mutter, lassen mich nach einem größern Glücke streben. Warum sollte ich auch zaudern, meine Zukunft zu sichern? Eugenie wird mit Vergnügen darein willigen, meine Gattin zu heißen. Ich habe bis jetzt nur von Liebe und nicht von Ehe mit ihr gesprochen. Wozu hätte ich auch dieses Wort aussprechen sollen? und Eugenie ihrerseits konnte doch wahrlich auch nicht desselben erwähnen? Ein wohlerzogenes Frauenzimmer frägt den Mann, dessen Huldigungen sie annimmt, nicht, ob er die Absicht habe, sie zu heirathen, denn sie darf gar keine andere bei ihm voraussetzen. Diejenige, welche eine solche Frage stellt, setzt sich immer in eine unangenehme Lage, denn sie scheint zu sagen: „ich werde Liebe für Sie empfinden, sobald ich sicher bin, daß

Sie mich heirathen.“ Traurige Liebe, die man bestellen und abbestellen kann, wie man gerade will.

Ich komme gerade zu Madame Dumeillan. Es ist Mittag. Eugenie ist ausnahmsweise allein; die Mama ist ausgegangen, eine Visite zu machen; Eugenie fand eine Ausflucht, sich von ihrer Begleitung loszumachen; sie hoffte mich zu sehen. Sie sagte mir das mit jenem huldvollen Lächeln, das mich entzückt und hinreißt! sie bietet mir die Hand, welche ich mit Wonnegefühl drücke; dann setze ich mich neben sie hin, sehr nahe, so nahe als möglich. Ich spreche mit ihr von meiner Liebe... ich sage ihr... was ich ihr schon hundertmal gesagt habe... daß ich nur in ihrer Nähe glücklich sei. Aber man wird nie müde, die Versicherungen eines Gefühls zu hören, das man theilt: wenn uns einmal diese Gespräche ermüden, dann ist es ein Beweis, daß unser Herz sich zu ändern beginnt. Während des Gesprächs mit Eugenien habe ich zum ersten Male meinen Arm um ihre Taille gelegt und drücke sie zärtlich an mich; aber sie entwindet sich sanft, steht auf und sagt zu mir:

„Kommen Sie, mein Herr, zum Clavier; Sie müssen diesen Morgen eine Lection nehmen.“

Ich fühle mich nicht im Stande, die Noten ruhig anzusehen. Ich halte Eugenien bei der Hand zurück: „Ich bitte, sprechen wir noch!... wir haben noch Zeit genug, ans Clavier zu gehen...“

„Wir können während des Studirens sprechen.“

„Es ist mir diesen Morgen unmöglich, zu studiren...“

„Und warum das, macht Ihnen der Musikunterricht schon Langeweile?“

„Doch nein. Aber... ich habe Ihnen so viele Dinge zu sagen und treffe Sie so selten allein!...“

„Hindert Sie die Anwesenheit der Mutter im Sprechen?... Sind wir nicht ganze Abende im Gespräch, während man spielt?“

„Ja... aber das ist nicht das Nämliche... es ist viel

süßer, wenn man allein ist! ... theure Eugenie! ich möchte mein ganzes Leben nur mit Ihnen allein verbringen! ...“

„Oh! ... das würden Sie bald satt bekommen! ...“

„Ihrer Gesellschaft satt werden! ... das ist unmöglich! ... Sie würden mir vielleicht die Huldigungen jener Menge junger Leute, die für Sie seufzen, nicht gerne zum Opfer bringen...“

„Ach! das ist garstig, mir so etwas zu sagen! Mir, die sich überall langweilt, wo Sie nicht sind! ... Höre ich etwa auf die Complimente, die Galanterien dieser Menge von jungen Leuten? Kommen Sie schnell zum Clavier! ...“

„Noch einen Augenblick! ...“

Ich bete sie an, ich bin überzeugt, von ihr geliebt zu sein, und doch zittere ich, das Wort Ehe auszusprechen! ... Welch' eigenthümliche Sache! Zaudern ... in Verlegenheit sein, um mit dem Gegenstand seiner Liebe von einem Band zu sprechen, welches beide Theile wünschen!

Bei einer schönen Frau, war ich nie in Verlegenheit, über ihre Scham zu triumphiren, ihre Schwäche zu mißbrauchen: es scheint mir, als gehöre mehr Muth dazu, sich gut aufzuführen, als Tollheiten zu machen.

Ich halte Eugeniens Hand, sie hat sie mir überlassen; ich kann nicht sprechen, aber ich überhäufe ihre Hand mit Küssen, Ich weiß nicht, ob sie Alles erräth, was in meinem Herzen vorgeht; aber eine lebhafte Röthe bedeckt ihre Wangen; und sie wendet ihre Augen ab, um nicht den meinigen zu begegnen.

Endlich stottere ich mit halber Stimme und mit einer fast schamerfüllten Miene: „Eugenie ... wollen Sie meine Frau werden?“

Sie antwortet mir nicht; aber ihre Hand drückt zärtlich die meinige, ihr Busen wogt mit Heftigkeit auf und ab; ich begegne ihren Augen, die sie abermals abwenden will ... sie sind mit Thränen erfüllt ... Wie süß sind sie, diese Thränen, die das

Vergnügen vergießen macht! Ich falle Eugenien zu Füßen, indem ich ihr den Eid wiederhole, sie mein ganzes Leben zu lieben.

Noch lag ich vor ihr auf den Knieen ... das ist man so gerne vor der Frau, die man anbetet! Man hat behauptet, glaube ich, es gäbe nichts Närrischeres, als einen Mann auf den Knieen vor einer Frau; das ist vielleicht bei einer Frau möglich, die uns Widerstand leistet, aber bei einer Frau, die uns liebt, sehe ich durchaus nichts Närrisches in dieser Stellung.

Die Thüre des Salons wurde geöffnet: es ist Madame Dumeillan. Sie findet mich knieend vor ihrer Tochter.

Ich fühle mich bei dieser Ueberraschung durchaus nicht verlegen, denn ich habe keine unredlichen Absichten, und Eugenie selbst betrachtet ihre Mutter ohne zu erschrecken. Aber sie sagt ihr unter Erröthen:

„Mama ... er schwur mir, mich sein ganzes Leben zu lieben ... er fragte mich, ob ich seine Frau sein wolle ...“

Die Mama lächelt: wir unterrichteten sie durchaus von nichts Neuem. Aber ich eile auf sie zu, ergreife ihre Hände, die ich in die meinigen schließe, und bitte sie, sich meinem Glücke nicht entgegenzusetzen, mich ihren Sohn zu nennen.

„Was hat Ihnen Eugenie geantwortet?“ sagte Madame Dumeillan liebevoll zu mir: „Sie wissen, daß ich sie ein wenig verzogen habe ... wenn sie Sie nicht heirathen will, werde ich sie nicht dazu zwingen; das muß ich Ihnen zum Voraus sagen.“

Bei diesen Worten sah die gute Mutter ihre Tochter schelmisch an; sie wußte wohl, daß meine Liebe getheilt wurde. Eugenie wirft sich in die Arme ihrer Mutter; sie birgt ihr schönes Gesicht an ihren Busen; sie kann nicht mehr sprechen. Mir selbst gebricht dazu beinahe die Kraft... Madame Dumeillan ergreift die Hand ihrer Tochter, die sie in die meinige legt ... Eugenie verbirgt noch immer ihr Gesicht, aber ihre Hand antwortet der meinigen,

Ihre Mutter umfängt uns mit ihren Armen und hält uns so eng an ihr Herz geschlossen ...

Glücklicher Augenblick! werde ich je ein reineres Glück genießen! ...

Nach dem ersten Moment der Ruhe, welche dieser Ergießung folgt, ruft Madame Dumeillau aus:

„Aber in der That, für eine Mutter verfahre ich höchst unbesonnen! ... Ich verheirathe Euch und weiß nicht einmal, ob Ihre Frau Mutter ihre Zustimmung geben wird, ob eine Verbindung mit uns ihren Beifall hat."

„Oh! gewiß Madame! von dieser Seite bin ich ganz beruhigt! ... Meine Mutter wird entzückt sein über meinen Entschluß zu heirathen; die Wahl, die ich getroffen, kann ihr nur gefallen ... Ich habe mit ihr noch nicht davon gesprochen, weil ich vor Allem wissen mußte, ob Eugenie ... ob Ihre Demoiselle Tochter ..."

„Sagen Sie nur Eugenie, mein Herr; es ist Ihnen jetzt erlaubt. Nicht wahr, meine Tochter, Du erlaubst es ihm?"

„Ja, Mama ..."

„Theure Eugenie ... Ach Madame, wie gut sind Sie! ... aber ich gehe jetzt gleich zu meiner Mutter ... ich will, daß sie morgen selbst komme ..."

„Mein Gott! lassen Sie ihr wenigstens Zeit, um ..."

„Nein, Madame, man darf keine Zeit verlieren, um das Glück zu fesseln ... Sie haben zugestimmt ... soll es mir nicht daran gelegen sein, Sie auch meiner Mutter zu nennen?"

„Sagen Sie lieber, sie ihre Frau zu nennen, Sie Schelm!"

„Nun wohl! ich brenne vor Verlangen, sie meine Frau zu nennen! ... Theure Eugenie! ... ich bin so glücklich! ... ich eile zu meiner Mutter ..."

„So schnell! aber er ist närrisch, in der That! ..."

„Heinrich, kommen Sie diesen Abend? ..."

„Wie können Sie das nur fragen!"

Ich küsse Eugenien und ihrer Mutter die Hand und entferne mich rasch, um zu meiner Mutter zu gehen. Ach! ich bin sehr glücklich! und doch möchte ich einige Wochen älter sein, um es noch mehr zu werden. Aber wir wünschen immer die Zeit herum, und wenn wir über unser Leben frei verfügen könnten, so würden wir es in sehr kurzer Zeit vergeuden.

Meine Mutter war nicht zu Hause. Wie widerwärtig!... Sie macht Visiten... aber bei wem?... wo sie suchen?... Ich gehe wieder, indem ich der Magd bedeute, daß ich bald wieder kommen würde. Ich trete aus dem Hause, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden soll. Meine Mutter wohnt in der Straße Pas-de-la-Mule; ich kenne Niemand in dem ganzen Quartier. Zu Eugenien zurückzukehren, ist es zu weit; ich muß bald wieder bei meiner Mutter sein. Gehen wir ein wenig auf den Boulevards des Marais spazieren; sie sind nicht so besucht, wie die andern. Dort kann ich an meine Eugenie denken, ohne durch die Welt abgezogen zu werden.

Ich ging eine Viertelstunde spazieren; kehrte in die Wohnung meiner Mutter zurück; sie war noch nicht gekommen. Ich muß noch einmal fort... wie ekelhaft! Ich hätte mittlerweile Eugenien besuchen können: von ihr entfernt, gibt es für mich kein Leben!

Ein kleiner Mann geht an mir vorüber, dreht sich um, bleibt stehen und versperrt mir den Weg. Ich hatte diesem Original keine Aufmerksamkeit geschenkt, aber es schrie mir zu: „An was Teufels denkt er, daß er seinen Freund nicht mehr erkennt?"

Es ist Belan. Ich reiche ihm die Hand. „Verzeihen Sie mir, lieber Belan; aber ich sah Sie nicht!"

„Mich nicht zu sehen, der ich doch wahrhaftig kein Zwerg bin," antwortete Belan, sich auf seine Zehenspitzen stellend und seinen etwas schiefsitzenden enormen Hut in gerade Richtung bringend, „da müssen Sie schrecklich zerstreut sein... Ich wollte wetten, daß Sie an Ihre Liebschaften dachten?"

„In der That, ja, ich läugne es nicht. Ich dachte an die, welche ich liebe, anbete und mein ganzes Leben anbeten werde!“

„Ach, das heiße ich exaltirt sein! gerade wie ich! ...“

Ich bin wie die Kinder; es treibt mich, der ganzen Welt zu sagen, wie glücklich ich bin. Ich erzähle Belan von meiner Liebe und von meiner nahen Verbindung mit Mademoiselle Dumeillan. Der kleine Verführer dreht sich auf dem Absatze herum, schlägt in die Hände und ruft aus:

„Im Ernste! Sie wollen heirathen? Gut! auf Ehre, da sympathisiren wir; auch ich will heirathen! ...“

„In der That?“

„Ja wohl ... ich bin fest dazu entschlossen, ich bin der verliebten Abenteuer überdrüssig! ... und dann, die beständige Lebensgefahr, das Ding wird langweilig. Seit dem Vorfall mit Montdidier ... Sie erinnern sich?“

„Ob ich mich erinnere! ... an diesem Tage sah ich zum ersten Male Eugenien bei Girauds.“

„Ach! Sie haben ihre Zukünftige bei Girauds kennen lernen? die haben also die Heirath zu Stande gebracht?“

„O keineswegs ... Madame Dumeillan geht nur selten zu ihnen ... Ich habe nie mit ihnen davon gesprochen. Mir scheint, daß ich Girauds nicht bedarf, um zu heirathen.“

„Gleichviel; da Sie die junge Dame bei ihnen haben kennen lernen, so würde er wüthend werden, wenn er nicht zur Hochzeit kommen dürfte, wenn er nicht Alles zu dirigiren bekäme, wenn seine Frau nicht oben an der Tafel einen Platz erhielte, und wenn seine drei Kinder ihre Taschen nicht mit Confekt füllen dürften.“

„Dann glaube ich, dürfte er sehr wüthend werden.“

„Um auf mich zurückzukommen, mein lieber Freund, so sagte ich Ihnen, glaube, ich bereits, daß ich seit meinem Abenteuer mit Madame Montdidier noch verschiedene andere, äußerst unangenehme gehabt habe! einmal mußte ich aus einem Fenster des Entresols

herausspringen; ein ander Mal eine Nacht auf einem Balkon zuzubringen, wo ich mir einen Katarrh holte, der mich acht Päckchen Hustenzucker kostete; das letzte Mal war ich, um nicht vom Ehemanne überrascht zu werden, genöthigt, mich in einen Koffer zu verstecken, wo ich beinahe erstickte! ... denken Sie, ich mußte eine ganze Stunde darin bleiben. Als man mich herauszog, war ich schon ganz blau, ich hatte keine Luft mehr! ... Meiner Treu! das hat mir die galanten Intriguen ganz entleidet; und wie Sie, will ich der Sache ein Ende machen. Ich bewerbe mich um eine junge Dame, die in der Straße la Roquette wohnt ... Ich bin im Begriffe hinzugehen ... Sie haben Sie vielleicht bei Giraud gesehen: es ist Fräulein von Beausire."

„Ich kann mich nicht erinnern, sie gesehen zu haben."

„Ah! eine sehr hübsche Person! ... regelmäßige Züge ... Adlernase ... ich liebe die Adlernasen außerordentlich ... Außergewöhnliche Augen ... schönen Wuchs ... schöne Formen ... kurz, es ist Alles beisammen! ..."

„Sind Sie sicher, daß Alles beisammen ist?"

„Schlechter Witz! ... Freilich bin ich es ... Das kann man auf der Stelle sehen! ich bin sehr fleißig in meinen Besuchen, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß man mich nicht ungerne sieht. Das letzte Mal, als bei ihrer Mutter Jugendspiele gespielt wurden, hat sie mich zum Beichtvater gewählt ... Sie näherte sich mir erröthend und sagte mir ins Ohr: „,ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll! ...'" deutlicher kann man sich doch nicht ausdrücken, ich war ganz entzückt!"

„Das war auch ganz darnach."

„Ja wohl! denn das konnte doch nichts Anderes bedeuten, als: ich fürchte Ihnen zu viel zu sagen."

„Mit einem einigermaßen guten Willen, kann man das ganz gut annehmen."

„Seit jener Zeit mache ich kein Geheimniß mehr aus meinen

welche ich liebe, anbete und mein ganzes Leben anbeten werde."

„Ach, das heiße ich exaltirt sein! gerade wie ich! ..."

Ich bin wie die Kinder; es treibt mich, der ganzen Welt zu sagen, wie glücklich ich bin. Ich erzähle Belan von meiner Liebe und von meiner nahen Verbindung mit Mademoiselle Dumeillan. Der kleine Verführer dreht sich auf dem Absatze herum, schlägt in die Hände und ruft aus:

„Im Ernste! Sie wollen heirathen? Gut! auf Ehre, da sympathisiren wir; auch ich will heirathen! ..."

„In der That?"

„Ja wohl ... ich bin fest dazu entschlossen, ich bin der verliebten Abenteuer überdrüssig! ... und dann, die beständige Lebensgefahr, das Ding wird langweilig. Seit dem Vorfall mit Montbidier ... Sie erinnern sich?"

„Ob ich mich erinnere! ... an diesem Tage sah ich zum erst Male Eugenien bei Girauds."

„Ach! Sie haben ihre Zukünftige bei Girauds kennen lerne die haben also die Heirath zu Stande gebracht?"

„O keineswegs ... Madame Dumeillan geht nur selte ihnen ... Ich habe nie mit ihnen davon gesprochen. Mir sc daß ich Girauds nicht bedarf, um zu heirathen."

„Gleichviel; da Sie die junge Dame bei ihnen haben lernen, so würde er wüthend werden, wenn er nicht zur kommen dürfte, wenn er nicht Alles zu dirigiren bekäme, we Frau nicht oben an der Tafel einen Platz erhielte, un seine drei Kinder ihre Taschen nicht mit Confekt füllen

„Dann glaube ich, dürfte er sehr wüthend werden

„Um auf mich zurückzukommen, mein lieber Freund ich Ihnen, glaube, ich bereits, daß ich seit meinem Ab Madame Montbidier noch verschiedene andere, äußerst u gehabt habe! einmal mußte ich aus einem Fenster be



[illegible] eine Nacht auf einem [illegible] zu-
bringen, [illegible] holte, der mich acht [illegible]
[illegible] um nicht vom Ober-
[illegible] in einen Koffer zu
[illegible] ich mußte eine
[illegible] war ich
[illegible]

[illegible] em,
[illegible] ger,
[illegible] mir
[illegible], ich
[illegible] diesen

[illegible] l. Noch
[illegible] zu Ende,
[illegible] nisses be-
[illegible] ch sogleich
[illegible] itter theilt
[illegible] muß. Es
[illegible] halt denke;
[illegible] roffen habe.
[illegible] n an:
[illegible] ereilen!..."
[illegible] lück handelt!
[illegible] enken, wo sie
[illegible] ter, mich auf
[illegible] emerkt mir in
[illegible] ier dem Hause
[illegible] ame Dumeillan
[illegible], ist das Ver-
[illegible] hingehen wer-

Absichten. Nebenbei ist es noch eine sehr gute Partie. Fräulein von Beausire bekommt ein Heirathsgut von achtzigtausend Franken ... außerdem noch glänzende Aussichten ... Ihre Familie ist von Adel. Ich muß Ihnen auch gestehen, mein Lieber, daß ich, um von meiner künftigen Schwiegermutter besser angesehen zu werden, ein kleines „von" vor meinen Namen risquirt habe; Giraud hat mir das angerathen. Ich lasse mich jetzt nur noch Ferdinand von Belan nennen! ..."

„Ah, Sie haben sich aus eigener Machtvollkommenheit in den Adel erhoben?"

„Ich glaube hierzu berechtigt zu sein, mein Lieber; indem ich die Papiere meiner Familie durchsuchte, fand ich, daß einer meiner Vorfahren Mundkoch bei Ludwig XV. war, und um eine solche Stelle zu erhalten, mußte man von Adel sein. Ganz gewiß hat mein Vater während der Revolution aus Furcht sein „von" unterdrückt.

„Aber, mein lieber Herr von und zu Belan, ich habe Sie öfters den tiefsten Abscheu gegen alle Titel äußern und über die vergilbten Pergamente spotten hören?"

„Aber Sie wissen ... man sagt öfters etwas ... um sich das Ansehen zu geben, daß man eine Meinung habe! ... um durch Widerspruch eine Unterhaltung zu beleben! ... aber Sie werden meine Zukünftige sehen ... Sie werden sie sehen, mehr sage ich Ihnen nicht! ... und meine Schwiegermutter! ... noch eine prächtige Frau, und ein Ton! ... Sie war bei Hofe! ... man hält auch ziemlich strenge auf Etiquette. Aber sie betet Ihre Tochter an und hat geschworen, sich nie von ihr zu trennen!"

„Da heirathen Sie also zwei Weiber auf einmal?"

„Ach, das ist nur so eine Redensart! ... Aber jetzt ist die Stunde, wo diese Damen sichtbar werden ... Adieu, mein lieber Blemont; ich lade Sie zum Voraus auf meine Hochzeit ein, denn die muß brillant werden ... bei Lointier; seine Säle sind pracht-

voll ... Die doppelte Toilette, die ich an diesem Tage machen werde, nimmt schon meine ganze Denkkraft in Beschlag, ebenso der Schritt, in dem ich mich bei Eröffnung des Balls bewegen werde ... Ich hoffe auch bei Ihrem Hochzeitsfeste zu sein?"

„Ich weiß in der That nicht, ob wir eines halten werden, das überlasse ich ganz Eugenien; ich versichere Sie, daß mir das ganz und gar keine Sorge macht."

„Ich, ich träume alle Nacht von Hochzeiten, Festen, Galoppaden; ich habe schon zweimal meinen Nachttisch umgeworfen, indem ich den Ball zu eröffnen glaubte! ... So viel ist sicher, daß es etwas Herrliches um das Heirathen ist; man dürfte mir zwölftausend Franken Renten bieten, um ledig zu bleiben, ich würde sie nicht annehmen. Adieu, mein Freund, ich eile zu diesen Damen."

Und ich eile zu meiner Mutter und treffe sie diesesmal. Noch war sie mit ihrer Frage nach meinem Befinden nicht zu Ende, als ich bereits mit der Erzählung meines Liebesverhältnisses begann; ich mache nur eine Pause, um sie zu bitten, mich sogleich zu Madame Dumeillan zu begleiten. Aber meine Mutter theilt meine Lebhaftigkeit nicht, über welche sie jedoch lächeln muß. Es freut sie außerordentlich, daß ich an eigenen Haushalt denke; auch zweifelt sie nicht, daß ich eine gute Wahl getroffen habe. Aber da fängt sie mit ihren gräßlichen Alltagsphrasen an:

„Man muß sehen ... sich überzeugen, nichts übereilen! ..." Sich nicht übereilen, wenn es sich um das Lebensglück handelt! ... Ach! die Eltern wollen nie an die Zeit zurückdenken, wo sie verliebt waren! Ich dränge, ich bitte meine Mutter, mich auf der Stelle zu diesen Damen zu begleiten. Sie bemerkt mir in aller Ruhe, daß es fast vier Uhr sei, daß sie außer dem Hause speise, und daß es für heute zu spät sei, zu Madame Dumeillan zu gehen. Alles, was ich von ihr erhalten kann, ist das Versprechen, daß sie im Laufe des morgigen Tages hingehen werde.

Sie verspricht mir sogar, ihren Besuch diesen Damen ankündigen zu wollen. Es bleibt mir nichts übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen. Ich verlasse meine Mutter . . . von der ich wetten möchte, daß sie, noch ehe ich unten an der Treppe bin, meinen Besuch vergessen hat, um an den Partner zu denken, mit dem sie heute Abend ihre Partie Whist spielen wird. Auf den Abend kehre ich zu Eugenien zurück. Dort allein kann ich mich in Geduld fassen und das Mittel finden, meine Zeit bis zu dem Tage zu verbringen, wo ich ihr Gatte sein werde.

Unglücklicherweise ist heute der Gesellschaftstag von Madame Dumeillan; es kommen viele Leute; wir werden uns nicht sprechen können . . . Meine Augen drücken Eugenien den vollen Verdruß aus, den ich empfinde, mich nicht von meiner Liebe mit ihr unterhalten zu können; ihre Blicke sagen mir, daß sie mein Gefühl theilt, in diesem Augenblick mißfallen uns alle Leute. Wenn sie wüßten, wie glücklich wir wären, wenn sie fortgingen! . . .

Inzwischen haben sich die Spielpartien arrangirt, schon hoffte ich mich Eugenien nähern zu können, als Herr und Madame Giraud erscheinen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Complimenten bemächtigt sich Madame Giraud Eugeniens und mich beglückt ihr Herr Gemahl, indem er sich neben mir niederläßt. Er spricht mit mir in einem Tone, der, wie mich dünkt, nicht ohne Beimischung von Malice ist. Er hat vielleicht davon reden hören, daß ich Mademoiselle Dumeillan den Hof mache; er denkt wohl ohne Zweifel, daß ich ihn bitten werde, meine Hochzeit in Ordnung zu bringen, in meinem Namen zu sprechen, die Contraktbedingungen festzusetzen . . . Armer Giraud! ich sehe es ganz so kommen! . . . Aber ich stelle mich, als verstehe ich seine halben Worte, seine Anspielungen nicht. Wenn er von Eugenien anfängt, so komme ich auf ein anderes Thema. Er ist gereizt. Er steht auf und läßt mich sitzen; mehr wollte ich nicht.

Ich wollte wetten, daß seine Frau bei Eugenien dasselbe Manöver macht, wie er bei mir. Belan hatte Recht; diese Leute werden uns nie vergeben, uns ohne ihre Vermittlung geheirathet zu haben; aber wir können auch ohne ihre Vergebung leben.

Madame Giraud hat sich von Eugenie mit einem verdrieß- lichen Gesichte entfernt; Eugenie sah mich lächelnd an; ich hatte den Gegenstand ihrer Unterhaltung errathen. Der Mann und die Frau finden sich wieder zusammen und flüstern eifrig mit ein- ander. Jetzt wenden sie sich zu Madame Dumeillan; sie fassen sie von beiden Flanken: der eine rechts, die andere links; es ist keine Möglichkeit, ihnen zu entkommen. Sie wollen versuchen, ob sie bei der Mutter Eugeniens nicht glücklicher sind. Aber auch hier werden sie ihre Zeit verlieren; Madame Dumeillan wird ihnen nichts sagen: sie findet einen Vorwand, sie nach einigen Minuten Gesprächs zu verlassen.

Giraud und seine Frau sind im höchsten Zorn. Sie nähern sich mir; ich wette, daß man mir Epigramme zuschleudern, Kratze mit der Pfote geben wird; richtig errathen; Madame Giraud fängt die Bataille an, indem sie ihrem Manne auf eine Weise, daß ich es hören kann, sagt:

„Es ist närrisch . . . nicht wahr, Herr Giraud?“

„Ja, Madame Giraud, sehr lustig . . . man spielt Diplo- matie hier.“

„Ja, man macht ein Geheimniß aus etwas, was ungefähr so geheim ist, wie die Geheimnisse des Hanswursts. Ha! ha! ha! man hält uns wahrscheinlich für recht einfältig!“

„Diese Wirkung macht es auf mich.“

„Sollte man nicht glauben, es handle sich um ein Bündniß zwischen zwei Mächten?“ . . .

„Fast gar. Man fürchtet wohl, uns zur Hochzeit einladen zu müssen . . .“

„Ach mein Gott! Hochzeit! . . . als ob wir daran Mangel

hätten!... Das will heißen, wir haben so viele, daß sie uns fast zum Halse herauswachsen!..."

„Ich habe noch eben eine für morgen abgesagt. Und der arme Belan, der uns für die seinige schon in Beschlag genommen hat, die bei Cointier gehalten wird."

„Der junge Mann macht eine sehr gute Partie ... Ist die Sache mit Frau von Beausire schon im Gange?"

„Ach ja, seit ich die Schwiegermutter besucht habe, gleichen sich alle Schwierigkeiten aus. Es gibt noch Leute, die keine Angst davor haben, daß ich mich in ihre Angelegenheiten mische und die sich recht gut dabei befinden."

„Gehen wir, Giraud; wir haben noch gerade Zeit, die guten Freunde zu besuchen, die das Logis für hundert Louis'dor in der Friedensstraße genommen haben, und deren Tochter Du vor zwei Monaten verheirathet hast."

„Du hast Recht ... ich bin sicher, daß sie mit dem Thee auf uns warten."

Der Mann und die Frau verschwanden, ohne sich bei Jemand zu verabschieden. Das sind nun Leute, die böse über uns sind, weil wir es natürlich und bequem finden, unsere Angelegenheiten selbst zu besorgen. Aber in der Welt gehört so wenig dazu, sich Feinde zu machen, besonders bei kleinen Geistern!

Die Gesellschaft begann sich zu entfernen; ich fand einen Augenblick, um mit Eugenien zu sprechen. Ich sage ihr, daß meine Mutter morgen kommen werde, sie zu besuchen. Sie erröthet und seufzt, indem sie mir antwortet:

„Wenn ich ihr nun nicht gefiele... Wenn sie mich nicht zur Tochter wollte!..."

Ihr nicht gefallen!... Wem könnte sie nicht gefallen? O, darüber bin ich ganz ruhig. Ich habe Eugenien beruhigt und verlasse sie, als die vorgerückte Stunde es verlangt; noch habe ich das Recht nicht, sie nicht zu verlassen.

Bei meiner Nachhausekunft begegnete ich Ernst, der von seiner Geliebten herabkam. Seitdem ich fast nicht mehr aus dem Hause der Madame Dumeillan wegkomme, habe ich meine Freunde im fünften Stock sehr vernachlässigt. Ernst machte mir liebevolle Vorwürfe, aber sie sind mir nicht gram; sie wissen, daß ich verliebt bin, und finden es ganz natürlich, daß ich nur an die denke, welche ich liebe. Doch sagte Ernst zu mir:

„Ich hoffe, daß Sie uns zuweilen besuchen werden, wenn auch Margarethe bald nicht mehr Ihre Nachbarin sein wird."

„Sie zieht aus?"

„In acht Tagen. Dem Himmel sei Dank, sie wird in keiner Mansarde mehr wohnen! ... Arme Kleine! sie war unglücklich genug und hat mir genug Opfer gebracht, als daß es mir nicht die größte Freude gewährte, ihre Lage endlich verbessern zu können. Gottlob, meine Angelegenheiten stehen gut! ... Meine Stücke hatten Erfolg, mein Freund, und zwar einen gewinnbringenden Erfolg ... und ich habe ihn nicht in Kaffeehäusern oder Restaurationen vergeudet, weil ich immer an die arme, jeder Bequemlichkeit beraubte Margarethe in ihrer Mansarde dachte. Sie sehen, daß, was auch meine Eltern sagen mögen, es nicht immer Schaden bringt, eine arme Geliebte zu haben, weil mich das bei guter Zeit an Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt hat."

„Ich sehe, daß Sie kein Egoist sind, und nicht wie so viele junge Leute Ihres Alters denken, die genug für eine Frau gethan zu haben glauben, wenn sie sie ins Theater oder zu einem Traiteur führen ... Vergnügungen, die sie selbst zur Hälfte theilen ... aber die sich nicht mehr um sie kümmern, sobald sie die Wohnung derselben verlassen haben."

„Ich habe ein kleines hübsches Quartier in der Tempelstraße gemiethet; fast gerade den Bädern gegenüber ... dort werden wir wohnen, denn ich sage w i r, weil ich hoffe, Margarethen bald nicht mehr verlassen zu müssen. Es liegt mir wenig daran, was

man davon spricht... Ich will glücklich sein, und den bösen Zungen ihren Lauf lassen."

„Sie haben Recht, mein lieber Ernst; das Glück ist eine zu seltene Sache, als daß man ihm nicht willig einige Opfer brächte. Ich werde mich vermählen... meine Eugenie zum Weibe nehmen... damit sind alle meine Wünsche erfüllt."

„Ich könnte am Ende meine Margarethe auch heirathen ... aber wir befinden uns jetzt so gut! ... wozu ändern? ... und haben wir dazu nicht noch immer Zeit? ... Adieu, mein lieber Blemont. Sie besuchen uns doch, nicht wahr? ..."

„Gewiß, ich verspreche es Ihnen."

Achtes Kapitel.

Heirath. — Begegnung. — Ball.

Meine Mutter war bei Madame Dumeillan; diese Damen haben sich gefallen... das ist viel, wenn zwei Frauen in der Neige des Lebens sich gefallen. Meine Mutter fand Eugenien sehr gut, sie machte mir ein Compliment über meine Wahl, und meine Mutter ist nicht leicht zu befriedigen! Ich bin ganz entzückt, hingerissen. Die Bestimmungen des Contrakts sind schnell bei diesen Damen getroffen, da jede nur ein Kind hat. Ich beschleunige so sehr ich kann den Augenblick meiner Hochzeit. Ich bin jedoch jetzt schon glücklich. Ich verbringe drei Viertheile meiner Morgen und alle meine Abende bei Eugenien. Wenn diese Damen in Gesellschaft gehen, begleite ich sie. Unsere nahe Verbindung ist kein Geheimniß mehr, und mehrere junge Leute haben mir schon Glück gewünscht. Einige von ihnen seufzten, als sie Eugenien betrachteten ... sie lieben sie vielleicht! Arme junge Leute, ich beklage sie, aber in Wahrheit, ich kann nichts für sie thun.

Es wurde beschlossen, daß ich die Wohnung beibehalten sollte, die ich inne habe. Sie ist groß genug, um auch mit meiner Frau darin zu leben; ich lasse sie mit Sorgfalt und nach ihrem Sinne herrichten. Wäre Madame Dumeillan zu uns gezogen, was ich zuerst vermuthete und auch Eugenie hoffte, dann wäre sie nicht groß genug gewesen; aber Madame Dumeillan antwortete ihr mit Zärtlichkeit und Festigkeit:

„Nein, meine Kinder, ich werde nicht bei Euch wohnen. Ein Mann, der heirathet, hat nur die Absicht, eine Frau zu nehmen; warum ihm also zwei geben? Ich weiß, daß mich Heinrich liebt und mich mit Vergnügen bei sich aufnähme; aber ich weiß auch, liebe Kinder, daß ein junges Ehepaar sich oft tausend Dinge zu sagen hat, und daß ein Dritter, wenn man ihn noch so gerne hat, zuweilen genirt. Im Punkte der Liebe, der Eifersucht, kann der unbedeutendste Streit, durch die Gegenwart einer weitern Person hartnäckig werden, und es kann acht Tage dauern, was sonst das Werk eines Augenblicks gewesen wäre; durch sie werden die Ergießungen der Liebe gestört und das Bittere eines Vorwurfs geschärft. Ich werde in Eurer Nähe wohnen; ich werde Euch oft besuchen, recht oft. Und ich werde zu Euch kommen, so oft Ihr mich wünschet."

Eugenie war verbunden, ihrer Mutter nachzugeben, und ich ... wahrlich ich fand, daß Madame Dumeillan Recht hatte.

Sollen wir ein Hochzeitsfest halten? Diese Frage habe ich mir zum öftern gestellt und wollte sie mehr als einmal an Eugenien richten. Bei etwas reiflicherer Ueberlegung fand ich jedoch, daß ich Unrecht thun würde, meine Hochzeit nicht zu feiern. Um mir Vergnügen zu machen, wird sich Eugenie das Ansehen geben, als mache sie sich nichts aus dem Balle; aber im Alter von zwanzig Jahren, geschmückt mit jedem Jugendreiz, begabt mit der anziehendsten Lieblichkeit, die Jedermann bezaubert, bezwingt, ist da der Wunsch nicht natürlich, sich in dem ganzen

Glanze seines Glückes zu zeigen? Zählt jener Tag nicht im Leben, wo man zum ersten Male Frau genannt wird und doch in Wirklichkeit noch nicht ganz aufgehört hat, Jungfrau zu sein, wo man noch nicht die Zuversicht der ersten hat und im Gegentheile das ganze Schamgefühl der zweiten vermehrt fühlt? Ja; im Alter der Liebe, des Vergnügens muß man seine Hochzeit festlich begehen; man muß es doppelt, wenn man den Gegenstand seiner Neigung heirathet: das Glück verschönert. Meine Eugenie bedarf dessen nicht; aber warum soll ich nicht ein wenig eitel, warum nicht stolz auf meinen Triumph sein dürfen?

Wir werden eine festliche Hochzeit haben, das ist entschieden: das will heißen, ein großes Frühstück nach der Trauung, Abends Ball und Abendessen bei Cointier. Ich werd' an diesem Tage meiner Eugenie für prachtvolle Toiletten sorgen; nicht, daß sie mir dadurch mehr gefallen könnte, sondern weil ich will, daß sie als Frau alle jene Triumphe genieße, welche Epoche im Leben machen. Ich gestatte ihr für diesen Tag kokett zu sein.

Der Augenblick meines Glückes naht heran. Wir beschäftigen uns mit der Liste der Einzuladenden. Zum Frühstück wenig Leute, aber doch genug, damit die Gäste sich nicht langweilen, und daß es nicht wie eine Familienzusammenkunft aussehe. Auf den Abend viele Leute; die Salons sind groß, sie müssen angefüllt sein. Wir werden nur darauf sehen, daß sich nicht inmitten der Menge einige jener netten Herren einschmuggeln, die weder dem Neuvermählten, noch seiner Frau, noch ihren Verwandten bekannt sind, aber die sich auf einem großen Ball frech einschleichen und mit Begünstigung einer sorgfältigen Toilette das Gefrorene und das Abendessen wegfressen, und zuletzt beim Ecarté betrügen.

Wir haben schon eine Menge Namen aufnotirt; ich habe Belan nicht vergessen; und da meine Damen auch die Frau von Beausire und ihre Tochter ein wenig kennen, denselben ebenfalls eine Einladung zugeschickt, was den armen Ferdinand glücklich

machen wird. Plötzlich halte ich ein, sehe lächelnd Eugenien und ihre Mutter an, und sage zu ihnen:

„Wollen wir sie auch hinsetzen?“

„Ich wette, wen Sie meinen,“ ruft Eugenie. „Heinrich denkt an die Familie Giraud?“

„So ist es.“

„Zu was sie einladen?“ sagte Madame Dumeillan; „diese Leute sind so langweilig und von einer Neugierde besessen, die an Spionnage gränzt.“

„Ich denke ganz wie Sie, und das letzte Mal, als sie in Ihrer Abendgesellschaft waren, erschienen sie mir höchst lächerlich! Aber ich kann nicht vergessen, daß ich bei ihnen Eugenien zum ersten Male sah ... Unsere Einladung wird ihnen eine große Freude machen ... und wenn ich so vollkommen zufrieden bin, so wünsche ich, daß es auch die Anderen seien!“

„Mama, Heinrich hat Recht ... laden wir sie ein ...“

Somit wurde der Name Giraud ebenfalls auf die Liste gesetzt.

Endlich brach der feierliche Tag an. Ich war schon um sechs Uhr des Morgens aufgestanden und hatte fast nicht geschlafen. Es ließ mir nirgends Ruhe ... Was soll ich bis elf Uhr anfangen, wo ich meine Mutter, dann meine Eugenie abholen soll? Lesen, rein unmöglich; Zeichnen, Malen, ebenfalls ganz unmöglich ... an sie denken ... ach! das thue ich ja ohnehin ... aber das strengt mich an und zerstreut mich nicht. Nachdem ich mich angekleidet, durchgehe ich meine Wohnung, in der ich noch allein bin; ich untersuche, ob nichts fehlt. Ich hoffe, daß sie sich darin gefallen wird. Dieses Logis, das ich seit vier Jahren bewohne, ruft mir unwillkürlich eine Menge Episoden meines Junggesellenlebens ins Gedächtniß ... Dieses Zimmer ... dieser kleine Salon haben mehr als eine Frau gesehen ... ich empfing viele Besuche ... Wenn man mir versprochen hatte, zum Frühstück zu mir zu kommen, oder den Tag mit mir zu

Glanze seines Glückes zu zeigen? Zählst jener Tag nicht im Leben, wo man zum ersten Male Frau genannt wird und doch in Wirklichkeit noch nicht ganz aufgehört hat, Jungfrau zu sein, wo man noch nicht die Zuversicht der ersten hat und im Gegentheile das ganze Schamgefühl der zweiten vermehrt fühlt? Ja; im Alter der Liebe, des Vergnügens muß man seine Hochzeit festlich begehen; man muß es doppelt, wenn man den Gegenstand seiner Neigung heirathet: das Glück verschönert. Meine Eugenie bedarf dessen nicht; aber warum soll ich nicht ein wenig eitel, warum nicht stolz auf meinen Triumph sein dürfen?

Wir werden eine festliche Hochzeit haben, das ist entschieden: das will heißen, ein großes Frühstück nach der Trauung, Abends Ball und Abendessen bei Cointier. Ich werde an diesem Tage meiner Eugenie für prachtvolle Toiletten sorgen; nicht, daß si[illegible] mir dadurch mehr gefallen könnte, sondern weil ich will, daß [illegible] als Frau alle jene Triumphe genieße, welche Epoche im Le[illegible] machen. Ich gestatte ihr für diesen Tag kokett zu sein.

Der Augenblick meines Glückes naht heran. Wir b[illegible] tigen uns mit der Liste der Einzuladenden. Zum Frühstü[illegible] Leute, aber doch genug, damit die Gäste sich nicht l[illegible] und daß es nicht wie eine Familienzusammenkunft a[illegible] den Abend viele Leute; die Salons sind groß, sie [illegible] füllt sein. Wir werden nur darauf sehen, daß si[illegible] der Menge einige jener netten Herren einschmugg[illegible] Neuvermählten, noch seiner Frau, noch ihren [illegible] sind, aber die sich auf einem großen Ball [illegible] mit Begünstigung einer sorgfältigen Tr[illegible] das Abendessen wegfressen, und zuletzt [illegible]

Wir haben schon eine Men[illegible] Belan nicht vergessen; und b[illegible] Beaufire und ihre Tocht[illegible] ein[illegible] dung zu[illegible]

für Ein-
ndler, der
ne Briefe

eit einiger
schäftigt,
genheiten
er Unter-
verbrannt,
alt einge-
. Soll ich
n der Ma-
sel. Warum
t bekommen,
portraits . . .
endig Portraits
erfahren und lege
les, aus welchem

hen, gehörig geprüft
umen, was die Blicke
. . . Nein . . . sie kann
. nun an wird, was Frauen
die nicht von ihr gerne auf-

meiner Toilette zu beschäftigen. Es
m, wenn ich mich ein wenig vor der
Mutter einfinde. Vorausgesetzt daß die
warten lassen! . . . Aber es kommt Je-
. es ist mein Portier und seine Frau . . .
s Bouquet. Glauben sie vielleicht, ich solle
) stecken?

verbringen, mit welcher Ungeduld zählte ich da die Minuten; wie fürchtete ich nicht bis zur Stunde des Rendezvous, es möchte irgend ein Ueberlästiger anstatt der Erwarteten anläuten! . . . Auf diesem Kanapé, wie viel Eide wurden da geschworen, wie viel Küsse gewechselt, wie viel Versprechungen gemacht! . . . und wie schnell wurde das Alles vergessen! . . . ach! in jener Zeit war ich auch recht glücklich.

Aber! . . . da fällt mir ein . . . alle diese Briefe aus jener Zeit habe ich noch nicht verbrannt, sie sind in einem Kästchen unter meinem Schreibtisch. Es machte mir oft Vergnügen, sie wieder zu lesen: aber wenn sie Eugenie fände . . . Ah! schnell damit ins Feuer . . . wozu sie jetzt noch aufbewahren? Ich ziehe das Kästchen hervor, das die Liebesbriefe enthält; ich öffne es . . . es ist mit Briefen vollgepropft! Es gibt Damen, die gar zu gerne schreiben! . . . die einen, weil sie gut schreiben, die andern, weil sie es glauben, einige nur, weil sie uns lieben. Ich nehme alle diese Briefe, ich lege sie in einen Ofen . . . ich häufe sie aufeinander. . . Aber ehe ich das Feuer darunter lege, öffne ich einen . . . dann einen zweiten . . . dann noch einen . . . jeder ruft mir eine Epoche . . . einen Tag meines Lebens zurück. Es ist eigen, wie die Zeit unter diesen alten Erinnerungen vergeht . . . es schlägt neun Uhr und ich las noch . . . Ich fühle keine Liebe mehr für diese Damen; aber es ist der letzte Abschied, den ich von meinem Junggesellenleben nehme.

Jetzt habe ich Feuer unter sie gelegt, nicht ohne einen leichten Seufzer auszustoßen. Bald sind die Liebesdokumente des Junggesellen verbrannt, es bleibt nur ein wenig Asche von ihnen übrig; ach! mehr wird nicht von allen Gütern, allen Wundern der Welt übrig bleiben!

Das sind sehr ernste Gedanken für einen Hochzeitstag . . . aber sie helfen mir doch die Zeit vertreiben, und das ist schon etwas. Uebrigens die Extreme berühren sich: je näher man dem

Gipfel des Glückes steht, um so mehr ist die Seele für Eindrücke der Schwermuth empfänglich. Der Spezereihändler, der seinen Zucker austrägt oder der Commissionär, der seine Briefe austrägt, sind solchen Empfindungen nicht ausgesetzt.

Ach! beinahe hätte ich noch etwas vergessen; denn seit einiger Zeit von morgen bis Abend ausschließlich mit Eugenien beschäftigt, ist es da ein Wunder, daß ich noch nicht all meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe! Ich habe nämlich zu meiner Unterhaltung einige der Damen, deren Briefe ich so eben verbrannt, in Miniatur gemalt. Diese Portraits sind in den Pult eingeschlossen, an dem ich male ... Es sind deren acht .... Soll ich auch diese opfern? ... das wäre Schade; nicht wegen der Modelle, aber diese Miniaturen sind in der That nicht übel. Warum sie zerstören? Erstens wird sie Eugenie nicht zu Gesicht bekommen, und selbst wenn sie sie sähe ... es sind Phantasieportraits ... Sobald man Gesichter malt, muß man nothwendig Portraits machen. Ich lasse also diesen Damen Gnade widerfahren und lege ihre hübschen Gesichter in das Innere des Pultes, aus welchem sie, wie ich denke, nie herauskommen sollen.

Dieses Mal ist nun Alles genau angesehen, gehörig geprüft ... Es bleibt nichts mehr in diesen Räumen, was die Blicke Eugeniens unangenehm berühren könnte ... Nein ... sie kann kommen und als Herrin walten; von nun an wird, was Frauen betrifft, hier keine mehr eintreten, die nicht von ihr gerne aufgenommen wird.

Nun ist es Zeit, mich mit meiner Toilette zu beschäftigen. Es wird überhaupt nicht übel sein, wenn ich mich ein wenig vor der festgesetzten Zeit bei meiner Mutter einfinde. Vorausgesetzt daß die Wagen nicht auf sich warten lassen! ... Aber es kommt Jemand zu mir ... ah! es ist mein Portier und seine Frau ... Sie haben ein großes Bouquet. Glauben sie vielleicht, ich solle es in das Knopfloch stecken?

Der Mann tritt mit einer freundlichen Miene vor, und ist im Begriffe zu sprechen, aber seine Frau fährt ihm über den Mund.

„Mein Herr," sagt sie: „aus Anlaß Ihrer Hochzeit, fühlen wir uns sehr geschmeichelt, Ihnen zu einem so schönen Tage zu gratuliren, indem wir Ihnen dieses Bouquet und unsere Complimente darbringen ... wovon diese Immortellen ein Pfand ihres Glückes sind, das ewig dauern wird."

Während seine Frau dieses zum Besten gab, versuchte der Portier einige Worte hineinschlüpfen zu lassen; kam aber nicht dazu. Ich nehme das Bouquet, gebe Geld und schicke sie fort. Ein Hochzeitstag hätte wenig Angenehmes, wenn man viele solcher Glückswünsche auszuhalten hätte.

Endlich ist ein Wagen unten. Ich steige hinab, gehe schnell an einer Reihe von Köchinnen und einigen Stadtklaschen des Hauses vorüber, die sich im Hofe aufgestellt hatten, um mich vorbeipassiren zu sehen, als ob ein Mann, der heirathet, an diesem Tage seine Nase an einem andern Flecke sitzen habe. Ich lasse mich zu meiner Mutter führen. Diese hat mit ihrer Toilette erst begonnen.

„Es ist noch nicht elf Uhr," sagt sie mir; „wir haben noch Zeit ... lies inzwischen das Journal."

Jetzt soll ich das Journal lesen! ... im Begriffe zu heirathen! ... ich, der ich nicht im Stande bin, eines durchzulesen, wenn ich auf Gottes weiter Welt nichts zu thun habe! Nein: da bleibe ich lieber da und poche alle fünf Minuten an die Thüre ihres Toilettezimmers, um zu fragen, ob sie fertig sei.

Um elf und ein Viertel Uhr nehme ich meine Mutter mit fort, ich ziehe sie fast mit Gewalt hinter mir, weil sie findet, daß sie ihren Hut schlecht auf habe, und auch mit den Bändern noch einige Lokalveränderungen vornehmen will. Aber ich bleibe unerbittlich; nun sind wir im Wagen und ich schwöre meiner

Mutter, daß sie ausgezeichnet coiffirt sei; auf das hin wird sie ruhiger und zeigt sogar Spuren von wiederkehrender Liebenswürdigkeit.)

Wir kommen bei meinen Damen an. Eugenie ist bereit ... ich wußte wohl, daß sie nicht auf sich warten lassen, daß sie Mitleid mit meiner Ungeduld haben würde. Ihre Toilette ist reizend, wie alle Personen sagen, die zugegen sind; ich, ich bemerke ihr Kleid nicht, ich sehe nur sie, ich würde sie noch hundert mal hübscher finden, wenn ich könnte.

Einer der Zeugen läßt auf sich warten. Es gibt Leute, die um Andern gefällig zu sein, auch nicht um eine Minute rascher machen würden, für die es niemals einen Anlaß zur Eile gibt. Mit solchen Leuten könnte ich nicht leben.

Endlich kommt der Zeuge; man fährt nach der Mairie. Ich darf Eugenien nicht die Hand reichen. Heute regelt sich Alles nach dem Herkommen; man soll am andern Tage der Hochzeit glücklicher sein, als am Tage selbst.

Ceremonien haben mich nie unterhalten; die bei meiner Hochzeit scheinen mir unendlich lang. Um Muth zu bekommen, betrachte ich meine Frau ... sie ist mehr als ich von der Wichtigkeit des Augenblicks durchdrungen; sie ist lebhaft bewegt, sie weint ... Theure Eugenie! ... Ich denke nicht anders, als sie ewig zu lieben, und gewiß, es war nicht nöthig, mir es anzubefehlen.

Die Ceremonie ist zu Ende. Wir steigen wieder in unsern Wagen, immer in der Ordnung einer feierlichen Abfahrt und inmitten einer Menge neugieriger Zuschauer, die uns mit ihren Blicken verschlingen. Ich fühle mich leichter, glücklicher ... ich bin so zufrieden, daß die Sache vorbei ist!

In der Kirche erblickte ich Giraud und seine Frau im großen Costüm; sie machten uns Complimente, die ich überhörte, aber ihnen zurief: „Auf diesen Abend;" was sie mit tiefen Knixen beantworteten.

Der Mann tritt mit einer freundlichen Miene vor, und ist im Begriffe zu sprechen, aber seine Frau fährt ihm über de Mund.

„Mein Herr," sagt sie: „aus Anlaß Ihrer Hochzeit, fühl wir uns sehr geschmeichelt, Ihnen zu einem so schönen Tage z gratuliren, indem wir Ihnen dieses Bouquet und unsere Comp mente darbringen... wovon diese Immortellen ein Pfand ihr Glückes sind, das ewig dauern wird."

Während seine Frau dieses zum Besten gab, versuchte r Portier einige Worte hineinschlüpfen zu lassen; kam aber nie dazu. Ich nehme das Bouquet, gebe Geld und schicke sie f. Ein Hochzeitstag hätte wenig Angenehmes, wenn man viele sol Glückwünsche auszuhalten hätte.

Endlich ist ein Wagen unten. Ich steige hinab, gehe an einer Reihe von Köchinnen und einigen Stadtflaschen bes vorüber, die sich im Hofe aufgestellt hatten, um mich passiren zu sehen, als ob ein Mann, der heirathet, an die seine Nase an einem andern Flecke sitzen habe. Ich zu meiner Mutter fahren. Diese hat mit ihrer Toil gonnen.

„Es ist noch nicht elf Uhr," sagt sie mir; „ Zeit... lies inzwischen das Journal."

Jetzt soll ich das Journal lesen!... im raihen!... ich, der ich nicht im Stande l lesen, wenn ich auf Gottes weiter Welt nic Nein: da bleibe ich lieber da und poche a die Thüre ihres Toilettezimmers, um zu f

Um elf und ein Viertel Uhr nehm fort, ich ziehe sie fast mit Gewalt hi daß sie ihren Hut schlecht auf habe, noch einige Lokalveränderungen, unerbittlich; nun sind wir im W

ich muß mich
te beliebt, vier
wenn ich doch

auf. Mehrere
gkeit nicht ver-
teren, so mache
führen.
ıd er hatte be-
Diese Coiffeurs
echten um ihre
ien Kopf zu be-
unserige verwendet
u coiffiren, als ob
.. aber die Weiber
was ihre Toilette be-

dieder entführt; denn sie
hört noch nicht mir ...
... Geduld! wenn ich
. haben werde! ... Diesen
morgen wird man uns nicht
es mir convenirt.
ie vor einer Stunde mit ihrer
ich gehe aus, um wo möglich

er Miethwagen, die unten stehen,
erien führen.
ıßstraße ab und trete in den Garten.
de; die Witterung ist düster und ver-
nige Leute unter den schönen Maronen-
zugehe.

Wir fahren zu Cointier, wo uns ein schönes Frühstück erwartet.

Aber es ist im Allgemeinen eine ziemlich traurige Geschichte mit einem solchen Hochzeitsfrühstück. Die junge Frau kann nicht wohl lachen, und selbst wenn sie sich ganz glücklich fühlt, ist sie nachdenkend und wortkarg: die Großeltern wollen immer ihre Würde beibehalten; ich selbst bin befangen oder vielmehr verdrießlich, daß ich erst am Morgen halte. Es befinden sich unter den Geladenen allerdings einige Spaßmacher oder doch Leute, die es sein wollen; ein großer Herr, ein Verwandter meiner Mutter, richtet einige veraltete Gelegenheitswitze über das Glück, das uns erwarte, an uns; aber die Quodlibets des guten Mannes finden keinen Anklang; man lacht nicht, und er muß seine Bonmots, mit denen er sich ziemlich reichlich versehen zu haben scheint, bei sich behalten. Das freut mich recht sehr; ich finde solche Scherze in anständiger Gesellschaft durchaus nicht am Platze; man möge sie bei Hochzeiten von Laquaien und Portiers vorbringen; man muß die Scham derjenigen achten, die nur noch einen Tag der Unschuld vor sich hat; man muß sie sogar bei denen voraussetzen, die keine haben.

Eugenie und ich sitzen ferne von einander; wir können nicht zusammen sprechen; aber wir sehen uns verstohlen an, und unsere Augen ermahnen sich wechselseitig zur Geduld.

Fünf Uhr ist vorbei. Die Damen entfernen sich, um sich umzukleiden. Ich begleite meine Frau an den Wagen, der sie und meine Mutter zurückführt. Ich möchte gerne mit ihnen gehen. Madame Dumeillan und meine Mutter geben mir aber zu verstehen, daß ich mich der Gesellschaft widmen müsse, die noch bei Tische ist.

Eugenie neigt sich zu mir und sagt mir ins Ohr:

„O! mein Freund, morgen werden wir glücklicher sein! ... man wird uns nicht mehr trennen, hoffe ich! ...“

Theure Eugenie, Du hast wohl Recht... Ich muß mich wieder an die Tafel setzen, weil es einigen der Gäste beliebt, vier volle Stunden lang zu essen und zu trinken ... wenn ich doch wenigstens auch Hunger hätte!

Um sechs Uhr endlich steht man vom Tische auf. Mehrere der Herren setzen sich zum Spiel. Da die Artigkeit nicht verlangt, daß ich ihnen zusehe, wie sie ihr Geld verlieren, so mache ich mich davon, und lasse mich zu meiner Frau führen.

Der Coiffeur war gerade angekommen, und er hatte bereits ihre schönen Haare in Arbeit genommen. Diese Coiffeurs sind wahrhaft glückliche Leute! diese schönen Flechten um ihre Finger zu wickeln, jeden Augenblick den schönen Kopf zu betrachten, den man ihnen anvertraut!... der unserige verwendet wenigstens dreiviertel Stunden, um Eugenien zu coiffiren, als ob es so schwierig wäre, sie schön zu machen!... aber die Weiber haben eine unsägliche Geduld bei Allem, was ihre Toilette betrifft.

Sie ist coiffirt. Aber sie wird sogleich wieder entführt; denn sie ist noch nicht angekleidet. Meine Frau gehört noch nicht mir... sie gehört den Rücksichten dieses Tags... Geduld! wenn ich erst einmal Besitz von ihr genommen haben werde!... Diesen Abend verriegele ich alle Thüren, und morgen wird man uns nicht früher zu sehen bekommen, als bis es mir convenirt.

Ich sehe schon, daß Eugenie vor einer Stunde mit ihrer Toilette nicht fertig sein wird; ich gehe aus, um wo möglich meine Zeit zu tödten.

Ich werfe mich in einen der Miethwagen, die unten stehen, und lasse mich nach den Tuilerien führen.

Ich steige in der Rivolistraße ab und trete in den Garten. Der Tag neigt sich zu Ende; die Witterung ist düster und veränderlich. Es sind nur wenige Leute unter den schönen Maronenbäumen, auf welche ich zugehe.

Darüber bin ich sehr erfreut, ich gehe nicht gerne spazieren, wo viele Leute sind.

Diese Leute, die Einen betrachten oder jeden Augenblick mit den Ellbogen stoßen, hindern Einen, sich seinen Träumereien zu überlassen, oder mit Muße über etwas nachzudenken.

Ich gehe selten in die Tuilerien; ich finde diesen großen Garten traurig und einförmig; aber heute erscheint er mir angenehm ... Ich kann dort ohne Zwang an meine Frau denken ... Meine Frau! ... dieses Wort klingt meinen Ohren noch so ungewohnt ... Ich bin verheirathet, ich, der ich so oft die Ehemänner zum Besten gehabt habe! ... hatte ich Unrecht, sie zum Besten zu haben, oder werde ich eine Ausnahme von der Regel machen?

Ich gehe auf's Gerathewohl. Ich befinde mich vor dem eingefaßten Raume, wo sich die Statuen des Hippomenes und der Atalante befinden.

Das ruft mir ein gewisses Rendezvous ins Gedächtniß ... Es war vor drei Jahren ... mitten im Winter; es war gerade viel Schnee gefallen ... dieser Garten ... diese Bänke waren davon bedeckt und es war empfindlich kalt. Aber es handelte sich um eine verliebte Zusammenkunft, und da zieht man den Barometer nicht zu Rathe. Es war eine gewisse Lucille, die sich aus purer Wohlanständigkeit Madame Lejeune nennen ließ, und sich mit dem Repariren von zerrissenen Kaschemirs beschäftigte.

Sie war sehr hübsch, diese Lucille ... damals dreiundzwanzig Jahre alt, hübsche Taille, gut gebaut, von fast ausgezeichneter Gesichtsbildung, und durchaus nichts von einer Grisette an sich! ... Ich glaube, daß ihr Portrait unter denen ist, die ich aufbewahrt habe. Sie liebte vierzehn Tage lang mit Wuth, in der dritten Woche dämpfte sich diese etwas, und gewöhnlich wurde sie am Ende des Monats untreu. Da mir das bekannt war, so hielt ich es für drolliger, ihr zuvorzukommen, und eine Andere

vor Ablauf der vierzehn Tage zu nehmen. Das verzieh sie mir nicht; ihre Eigenliebe war beleidigt, denn ich glaube nicht, daß sie mir treuer als einem Andern geblieben wäre; aber sie wollte mich es glauben machen, und seit jener Zeit bemerkte ich, so oft ich ihr begegnete, daß ihre Sprache bitter und ihre Blicke zornig waren.

Vor dieser Einfassung ... in der Nähe der Statuen hatten wir uns ein Stelldichein gegeben. Ungeachtet der strengen Kälte war, wie ich mich erinnere, Lucilie noch vor mir da. Wir kannten uns erst seit vier Tagen ... und wir beteten uns an ... Sie zankte mich nicht, daß ich sie hatte warten lassen und doch waren ihre Nase, ihr Kinn roth vor Kälte, ihre Finger erstarrt, aber ihre Augen sprühten Feuer. Ich ließ sie in einen Wagen steigen und gab ihr ein Mittagessen bei Pelletan im Pavillon Français. Das war einer der schönen Tage meines Junggesellenlebens.

Aber all das wiegt ein Lächeln Eugeniens nicht auf. Gerade will ich mich von Atalante entfernen, als ich beim Umdrehen, zwei Schritte von mir eine ziemlich elegant gekleidete Dame wahrnehme, die mich lächelnd betrachtet und zu mir sagt:

„Gestehen Sie es, daß nur der Schnee fehlt, um unsere Wiederzusammenkunft vollständig zu machen.“

Es ist Lucilie! ... welch' sonderbarer Zufall! ich nähere mich ihr.

„Sie hier, Madame?“

„Ja, mein Herr, und Sie dürfen glauben, daß es nicht Rückerinnerungen sind, die ich hier suche.“

„Ich, Madame, kam aus reinem Zufall hieher ... kann aber nicht läugnen, daß mir beim Vorbeigehen an diesen Statuen ein gewisses Winterrendezvous einfiel und ich an Sie dachte.“

„Wirklich! ... Das ist sehr schön von Ihrer Seite! ... und dazu mußten Sie in den Tuileriengarten kommen ... nicht so, mein Herr? ...“

„Madame, wenn das auch wäre, so werden Sie zugeben,

daß sich genug Andere mit Ihnen beschäftigen ... Ein Verehrer mehr oder weniger ... Das bemerken Sie gar nicht! ..."

„Ach! es ist ausnehmend verbindlich, was Sie mir da sagen! ... Das setzt mich übrigens gar nicht in Erstaunen! Sie hatten immer so viele Zuvorkommenheiten für mich! ... Sie bleiben stets der Gleiche."

„Mir scheint, als ob ich Ihnen nichts gesagt hätte, das ..."

„O, mein Gott! lassen wir das ... Sie könnten glauben, daß ich einen Werth auf die Erinnerung an Sie lege und hätten sehr Unrecht. Aber wie Sie im Staate sind! ... Gehen Sie zu einer Hochzeit?"

„Errathen, ich bin seit diesen Morgen bei einer Hochzeit... und gehe hier einen Augenblick spazieren, bis die Neuvermählte ihre Balltoilette beendigt hat."

„Ah! Sie sind bei einer Hochzeit ... Ist die Neuvermählte hübsch? ..."

„Zum Entzücken."

„Ist sie eine Wittwe oder eine ledige Dame?"

„Eine ledige Dame."

„Wie alt?"

„Zwanzig Jahre."

„Ist sie noch ... Sie wissen schon, was ich meine?"

„Morgen könnte ich Ihnen das besser sagen, wenn ich Sie sähe."

„Sind Sie Brautführer?"

„Mehr."

„Mehr! ... Wie das! ... Sind Sie ... O! das kann nicht sein ... Sie heirathen nicht selbst? ..."

„Warum soll das nicht sein können?"

„Weil Sie keine solche Dummheiten begehen!"

„Ich weiß nicht, ob Heirathen immer eine Dummheit ist,

aber ich kann Sie versichern, daß ich seit diesem Morgen verheirathet bin, und daß ich, weit entfernt, darüber böse zu sein, mir vielmehr dazu gratulire."

„Ah! wenn Sie es erst seit diesem Morgen sind, kann ich es begreifen... Also wirklich, Heinrich, Sie sind verheirathet? Aha, ha, ha, was das drollig ist!"

„Was finden Sie daran so drollig?"

„Ha, ha, ha! armer Heinrich!... Sie sind also verheirathet!... Wahrhaftig, ich kann mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen!... aber ich versichere Sie, daß es mir das größte Vergnügen macht!... ha, ha, ha!..."

Das Kichern Lucilien's hatte etwas Ironisches, welches mich zu langweilen anfing. Ich grüßte sie und wollte mich entfernen, da hielt sie mich am Arme zurück.

„Noch einen Augenblick, mein Herr," sagte sie, „ich werde wahrscheinlich lange Zeit nicht mehr das Vergnügen haben, mit Ihnen zu sprechen... ein Ehemann geht nicht ohne seine Frau aus... Die Ihrige ist ohne Zweifel recht hübsch?"

„Ja."

„Sind sie recht verliebt in sie?"

„Mehr, als ich es je war."

„Ah! das ist wieder sehr galant!..."

„Warum sollte ich nicht sagen, was ich denke?"

„Gewiß. Sorgen Sie aber auch dafür, daß Sie von ihr mehr geliebt werden, als Sie es je von Andern waren... Ha, ha, ha, ha."

„Ich glaube, das wird nicht so schwer sein!"

„Sie glauben?... Da könnten Sie sich doch täuschen."

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich Sie verlasse; aber meine Frau wird jetzt mit ihrer Toilette zu Ende sein und ich muß zu ihr gehen."

„Sobald Ihre Frau Sie erwartet, müssen Sie gehen, mein

Herr, und sorgen Sie dafür, daß sie stets nur Sie erwarte... Ha, ha, ha!"

Ich sah, daß mir Lucille noch nicht verziehen hatte. Ich verließ sie. Ich konnte einen Anflug von übler Laune nicht bemeistern, den diese Frau in mir erregt hatte. Ich warf mich in den Wagen, der mich zu Eugenien zurückführte. Sie erwartete mich; ihr Anblick, ein einziges ihrer Worte reichte hin, diese leichte Wolke schnell zu zerstreuen. Eugenie war bezaubernd; ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, ihre brillante Toilette, Alles vereinigte sich, diesen Eindruck hervorzurufen... Ich nehme sie bei der Hand...es ist Zeit, sich auf den Ball zu begeben. „Schnell, gehen wir!" wiederholen mir Madame Dumeillan und meine Mutter; aber ich hielt noch immer die Hand Eugeniens, betrachtete meine Frau und hatte alles Uebrige vergessen.

Unser Eintritt in die Säle wird von einem schmeichelhaften Murmeln begrüßt. Lobsprüche tönen an mein Ohr, und ich gestehe, sie schmeicheln meinem Herzen: es ist meine Frau, die man bewundert. Eugenie erröthet und senkt die Augen; aber es wäre schwer für sie, die Complimente zu überhören, die bei ihrem Vorbeigehen auf sie herabgeschüttet werden.

Es sind schon viele Leute da; meine Bekannte begrüßen mich. Giraud hat meine Hand ergriffen und gedrückt. Ich bin in der Stimmung, mit der ganzen Welt Freundschaft zu schließen: ich bin so zufrieden!... Man drängt sich um meine Frau, um die Gunst zu erhalten, mit ihr tanzen zu dürfen. Die jungen Leute ziehen ihre Nummern. Ich höre einen sagen, daß er der sechsundzwanzigste sei. Nach Allem dem darf ich nicht hoffen, mit meiner Frau in dieser Nacht tanzen zu können. Aber ich habe mich darein ergeben und lasse die Andern tanzen.

Plötzlich sehe ich einen kleinen Herrn, der die ganze Welt untereinander drängt und stößt, um Platz zu bekommen; es ist Belan, mit einer Dame an der Hand, die wenigstens einen Kopf

größer ist als er, und mit welcher er tanzen will. Im Vorbeigehen bleibt er bei mir stehen und sagt mir: „Mein Freund, das ist Fräulein Armide von Beausire, von der ich Dir so oft gesprochen habe.“ Ich verneige mich vor Fräulein Armide, die weder schön noch häßlich ist und deren Augen in der That fast eben so groß sind, als ihr Mund; aber in ihrer Physiognomie und in ihrer ganzen Person gibt sich etwas Steifes, Gespreiztes kund, was eine Stunde weit nach der Provinz riecht. Man drängt sich in Haufen zusammen, um Belan mit Fräulein Armide tanzen zu sehen. Der kleine Mann tanzt sehr gut; und da er gut gebaut ist, hat er sich anliegende Hosen, anliegenden Frack und anliegende Weste machen lassen; es ist keine Falte an seiner ganzen Person; wenn er ein schwarzes Gesicht hätte, könnte man glauben, es sei ein kleiner Neger im Naturzustande. Während der Contretänze suche ich mich meiner Frau zu nähern; ich stelle ihr eine Menge Leute vor, die ich kaum kenne, die mir aber sagen:

„Wollen Sie mich gefälligst Ihrer Frau Gemahlin vorstellen?“

Gegen Mitternacht wurde die Menge so groß, daß man sich kaum mehr bewegen konnte; waren dies lauter Bekannte von mir? ... Nein ... aber ich hatte mehrere meiner Bekannten aufgefordert, auch die ihrigen mitzubringen, und das führt zuweilen so weit. Im Uebrigen ist die Gesellschaft brillant. Schöne Toiletten, sehr hübsche Damen; die Männer sind gewandt und ich sehe in der ganzen Menge keine jener unnoblen flachen Gesichter, jener alten Schlafmützen, denen man mit Ueberraschung in eleganten Zirkeln begegnet, wo sie sich jedoch öfters mit größerem Recht, als andere befinden: denn bei einer Hochzeit gehören diese häßlichen gemeinen Köpfe, die man in den Winkeln sieht, gewöhnlich irgend einem Onkel oder einer Base, die man seine guten Gründe hatte, einzuladen.

Ich begegnete dreimal Giraud, Gefrorenes essend oder seiner Frau bringend. Er hatte diesesmal nur zwei seiner Kinder, die älteren, mitgebracht, das war sehr edel von seiner Seite. Ich fühlte mich heute so glücklich, daß ich Madame Giraud zum Tanzen einlud. Sie schien sehr geschmeichelt von dieser Aufmerksamkeit. Was lag mir auch am Ende daran, mit wem ich tanzte, da es einmal mit Eugenien nicht sein konnte! Ich dachte nicht mehr an's Courmachen! Andere Zeiten, andere Sorgen!

„Ihr Ball ist wundervoll," sagte mir Belan, indem er mich in einen Salon schleppte, wo man spielte, aber sich doch bewegen konnte, „es sind wenigstens vierhundert Personen da!..."

„Ich weiß es in der That nicht... die Hauptsache ist, daß man sich unterhält."

„So wird es gerade bei meiner Hochzeit sein. Wie finden Sie Armiden?"

„Sehr gut."

„Und ihre Augen?"

„Prachtvoll."

„Nicht wahr, sie sind außergewöhnlich groß?... und so, mein Freund, ist Alles bei ihr... ihr Verstand, ihre Talente... dabei ein so feiner Ton!... Haben Sie mich mit ihr tanzen sehen?..."

„Ja."

„Nicht wahr, wir gehen gut zusammen?..."

„Es ist nur Schade, daß Sie neben ihr ein wenig klein aussehen."

„Klein?... Sie scherzen! sie sieht nur ein wenig groß aus! .. übrigens wenn man wie ich zusammengefügt ist, so ersetzt das drei Zoll der Länge... ich möchte mit dem großen lendenlahmen Kerl nicht tauschen, der vor uns steht. Diese großen Leute haben immer eine schlechte Haltung... Haben Sie Frau von Beaufire gesehen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Kommen Sie mit, daß ich Sie ihr vorstelle... Sie werden da eine Frau zu sehen bekommen, in der nicht eine bürgerliche Ader ist... sie ist das Vorbild des guten Tons."

Ich lasse mich fortziehen; ich thue diesen Abend Alles, was man will. Ich sehe eine große gelbe Frau, die den Eindruck einer alten Tapete auf mich macht, und die aussieht, als ob sie, so lange sie auf der Welt ist, noch nicht gelacht habe. Ich mache schnell mein Compliment und verschwinde. Es kommt mir vor, daß man in der Gesellschaft der Frau von Beausire leicht den Spleen erwischen könne.

Die Stunde des Abendessens war herangekommen... Endlich wird doch dieser Ball aufhören; und obschon ich mich, streng genommen, nicht langweile, so möchte ich doch mit meiner Frau zu Hause sein.

Man läßt die Damen sich setzen. Ich bekümmere mich um die ganze Welt; ich lasse die großen und kleinen Tische besorgen. „Setzen Sie sich doch auch! nehmen Sie doch auch etwas zu sich!" ruft man mir zu.

Natürlich! mir liegt das Essen gar am Herzen! ich ziehe vor, die Mahlzeit all' dieser Leute möglichst zu beschleunigen.

Ich erblicke Giraud und seine zwei Kinder mit noch drei junge Leuten an einem kleinen Tische. Giraud hält einen Rosinenkuchen auf seinem Schooß und hat ein Gelée von Rum unter den Tisch praktizirt, um es der Circulation zu entziehen, da er fürchtete, es könnte nicht mehr an ihn zurück gelangen. Ich lasse ihm Fisch anbieten, Pastete, Geflügel; ich bedecke die Teller seiner Kinder mit Kuchen. Giraud ist außer sich vor Entzücken; er drückt mir die Hand und murmelt unter fortwährendem Schmatzen:

„Das ist eine der schönsten Hochzeiten, die ich noch gesehen ... und Gott sei Dank, ich habe doch schon entsetzlich viele gesehen!"

Madame Giraud, die, als alle Damen vom Tische auf-

standen, nicht füglich sitzen bleiben konnte, hat sich jetzt hinter ihren Mann und ihre Kinder postirt; sie ist mit einem enormen Ridikül bewaffnet, der ihr am Arme hängt. Während sie sich das Ansehen gibt, den Bürschchen am kleinen Tische die gewünschten Speisen herbeizuholen, sehe ich, wie sie jeden Augenblick ihren großen Beutel öffnet und Rosinenkuchen, Biscuits und selbst Pastetenkrusten darin verschwinden. Giraud, der wahrnahm, daß ich die Manöver seiner Frau beobachtete, sagte ihr in ärgerlichem Tone, als sie gerade einige Makronen in ihren Beutel schlüpfen lassen wollte: „Was machst Du da, Madame Giraud? was sind das für Sachen? . . . Du nimmst eine Makrone in Deinen Ridikül!"

„Mein Freund, das ist eine für Azor... das arme Thier... Du weißt, wie gerne er Makronen ißt... und das ginge doch zu Grunde ... was schadet es? . . . er muß doch auch einen kleinen Geschmack von dem Feste haben, der arme Azor."

„Madame Giraud, Sie wissen wohl, daß ich das nicht ausstehen kann."

Ich besänftige Giraud, der anscheinend erzürnt war, und entferne mich, um seine Frau ungestört arbeiten zu lassen, deren Ridikül zuletzt zu einem Luftballon anschwillt.

Nun werden auch die Tische leer; viele Personen kehren zum Tanze zurück, viele Andere fahren nach Hause, und ich finde, daß letztere sehr gut daran thun.

Der Ball ist vielleicht jetzt angenehmer, weil man freier tanzen kann. Eugenie wird beständig engagirt: ich muß mich begnügen, mich ihr gegenüber aufzustellen; da bringen es dann die Figuren mit sich, daß wir uns zuweilen die Hand geben. Wie viel sagen wir uns da mit einem süßen Druck! . . . es scheint, als ob das Herz, die Seele in diese geliebte Hand ausströme, welche die unsere zärtlich erfaßt.

Die Reihen lichten sich. Meine Mutter ist fort. Madame

Dumeillan wartet nur auf unser Fortgehen, um ebenfalls den Saal zu verlassen. Es ist fünf Uhr. Das Tageslicht bricht durch die Scheiben herein und macht den Glanz der Kronleuchter erbleichen. Jeden Augenblick vermindert sich die Zahl der Damen. Ich habe mich Eugenien genähert.

„Ich fühle mich vom Tanzen ermüdet,“ sagt sie mir, „und doch wage ich es Niemand abzuschlagen.“

„Ich meine doch, daß wir jetzt gehen könnten.“

Sie schlägt die Augen nieder und antwortet nicht. Wahrhaftig! ich habe nun genug für Andere gethan, ich darf wohl einmal an mich denken! Ich nehme meine Frau bei der Hand; ich ziehe sie mit fort; Madame Dumeillan folgt uns; wir steigen in den Wagen und fahren ab. Wir müssen zuerst Madame Dumeillan heimbringen und können dann erst nach Hause gehen. Der Weg ist kurz, aber er dünkt mich lang. Je näher man dem Augenblick des Glückes kommt, um so größer wird die Ungeduld darnach. Wir sprechen wenig in Gegenwart der Mutter. Nun sind wir an ihrer Wohnung. Ich steige ab. Madame Dumeillan umarmt ihre Tochter. Diese Umarmung kam mir sehr lang vor! ... was sind wir für Egoisten! ... ich denke nicht daran, daß es die letzte ist, in der eine Mutter ihre Tochter als Jungfrau in den Armen hält ... und daß mir mein ganzes Leben bleibt, um meine Rechte als Gatte auszuüben. Madame Dumeillan ist zu Hause... Ich steige in den Wagen zurück, der wieder abfährt. Endlich bin ich allein mit Eugenien, mit meiner Frau ... Ich glaube, daß das der süßeste Augenblick ist, den ich jemals empfunden habe; es schien mir, als würde er nie kommen. Ich schließe Eugenien in meine Arme ... Sie weinte, als sie ihre Mutter umarmte; ich umarme sie meinerseits, und sie weint nicht mehr, denn ich betäube sie mit Liebkosungen, und neue Eindrücke machen ihr Herz klopfen. Wir sind zu Hause angelangt.

Die Magd, die uns bedienen soll und die schon bei Eugeniens

Mutter war, erwartete uns beim Portier mit Licht; aber es ist hell, wir bedürfen Niemand mehr. Meine Frau tritt in meine Wohnung; ich führe sie: ich fühle, daß sie zittert ... ich glaube, ich zittere auch ... Eigenthümlicher Eindruck des Glücks ... es überwältigt uns ... es macht uns fast übel. Ich habe die Thüren geschlossen, die Riegel vorgeschoben ... ich bin allein mit meiner Frau! ... endlich ist Niemand mehr um uns! ... Wir können uns lieben, es uns sagen, es uns beweisen! ...

Neuntes Kapitel.

Der Honigmond. — Belans Hochzeit.

Wie doch das Glück das Leben abnützt! ... Ich bin nun schon vierzehn volle Tage Eugeniens Gatte und doch kommt uns Beiden vor, als seien wir erst seit gestern verheirathet! Diese vierzehn Tage sind so schnell vorbeigegangen ... Ach, wenn ich sagen sollte, wie wir sie zugebracht, würde es mir sehr schwer werden ... wir hatten keine Zeit, etwas zu thun. Erstens stehen wir sehr spät auf, frühstücken selbander, dann sprechen wir miteinander; öfters sitzt mir Eugenie auf dem Schooße, man versteht sich besser, wenn man recht nahe bei einander ist. Wir entwerfen Pläne, Projekte, unsere Unterredungen werden häufig durch Küsse unterbrochen, die ich stehle oder freiwillig erhalte. Wir sind ganz überrascht, wenn wir auf die Zimmeruhr sehen, daß es bald Mittag ist und wir schon zwei Stunden in der Unterhaltung begriffen sind. Man muß jetzt auch daran denken, sich anzukleiden, um Madame Dumeillan einen Besuch abzustatten, oder hie und da einen Spaziergang zu machen. Beim Ankleiden wird fortwährend gesprochen. Ich bitte Eugenien, mir eine Romanze zu singen, oder etwas auf dem Clavier zu spielen. Wenn

ich zufällig einen Besuch erhalte oder durch eine Besprechung eine Viertelstunde auf meinem Bureau zurückgehalten werde, so beschwert sich meine Frau, sobald ich wieder zu ihr komme, über meine lange Abwesenheit, und wir sprechen wieder einige Zeit, um uns für die Langeweile, welche uns der Besuch verursachte, schadlos zu halten. Endlich gehen wir aus; aber wir machen es wie die Schüler; wir nehmen den längsten Weg; und es ist fast Essenszeit, wenn wir bei meiner Schwiegermutter ankommen. Seit unserer Heirath waren wir zweimal im Schauspiel: wir gehen lieber dorthin, als in Abendgesellschaften. Im Schauspielhause ist man wieder zu zwei, man kann mit einander sprechen, wenn das Stück langweilig ist, während man in Gesellschaft nicht immer thun kann, was man will. Dann kommen wir auch bälder nach Haus, und es macht uns stets Vergnügen, nach Hause zu gehen. Doch, ich wiederhole es, all das vergeht so schnell wie der Blitz.

Meine Frau hat meine Wohnung ganz nach ihrem Geschmacke gefunden; sie sagte mir, es freue sie, da zu sein, wo ich als Junggeselle lebte. Oefters frägt sie mich über diese Periode meines Lebens; sie hört mir mit Theilnahme, mit Neugierde zu; aber ich sage ihr nicht Alles. Ich schlüpfe über viele Einzelheiten weg; ich habe wahrgenommen, daß Eugenie eifersüchtig ist. Ihre Stirne verfinstert sich, wenn Frauenzimmer bei meinen Erlebnissen im Spiele sind, sie kann mich da öfters unterbrechen und mit Unmuth sagen:

„Genug . . . schweige . . . ich will nicht weiter hören.“ Dann küsse ich sie mit den Worten: „Theure Freundin, damals kannte ich Dich noch nicht.“ Aber ungeachtet meiner Schmeicheleien verzieht sich der Unmuth in den ersten Minuten noch nicht.

Endlich müssen wir aber doch etwas Anderes thun als plaudern und küssen; Eugenie will mich Clavier spielen lehren; ich will ihr Unterricht im Malen geben. Aber vor Allem muß ich ihr

Porträt anfangen. Das ist ein Geschäft, welches unendlich viel Zeit wegnimmt, denn wir sind öfters zerstreut; wenn ich mein Modell ansehe, das seine schönen Augen auf mich richtet, das mir mit Zärtlichkeit zulächelt, wie kann ich beständig dem Verlangen widerstehen, es zu umarmen? wenn ich zu lange den Pinsel nicht aus der Hand lege, verzieht sich der Mund zu einem so lieblichen Schmollen, daß mir nichts übrig bleibt, als aufzustehen und mein Modell in meine Arme zu schließen. Das hat mich schon auf den Gedanken gebracht, daß die Maler sehr tugendhaft sein müssen, um der Versuchung zu widerstehen, in die sie nothwendig gerathen müssen, wenn sie das Porträt einer jungen und hübschen Frau machen.

Eine Frau, die wir gerade malen, sieht uns an, wie wir es wünschen; wir verlangen einen sanften Blick, ein anmuthiges Lächeln, und man bemüht sich, es so graziös, so zärtlich als möglich zu machen, weil man auch auf dem Bilde verführerisch aussehen will. Was mich betrifft, so hatte ich nie die Pein, meinen Wünschen Zwang anthun zu müssen, weil ich nur meine Geliebten malte; wenn man aber tausend Reize genau ansehen, bis ins Kleinste hinein darstellen und dabei ruhig an seinem Pulte verharren soll . . . so ist das eine Aufgabe, die, ich wiederhole es, sehr viel Selbstbeherrschung verlangt, und . . . das ist nicht die Haupttugend der Maler.

Ungeachtet unserer Zerstreunngen arbeite ich mit Eifer an dem Bilde meiner Frau; in sechs Sitzungen ist es vollendet und ich bin entzückt über mein Werk; Eugenie ist täuschend ähnlich. Sie selbst bricht in einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie sich sieht; sie behauptet jedoch, ich habe ihr geschmeichelt . . . Nein; aber ich habe sie gemalt, nicht wie sie in der Welt aussieht, wenn sie die Leute mit gleichgültiger Miene anblickt, sondern so, wie sie mich ansah, während ich ihr Portrait machte, mit liebeerfüllten Augen. Ich glaube auch, daß ich wohl daran

that, sie mit diesem Ausdruck zu malen; denn ich habe sie für mich und nicht für andere Leute gemalt.

Nun muß ich mein Bild malen; Eugenie verlangt es. Das wird mir weniger Spaß machen. Ich fürchte, ich werde viel Zeit damit zubringen; ich bin mir schon mehrere Male gesessen, und es scheint nicht, daß es gut ausfallen werde. Eugenie ist nicht zufrieden, sie sagt mir:

„Du malst Dich mit einem trotzigen, ernsten Gesicht. So siehst Du mich nicht an." — Liebe Freundin, das geschieht, weil es mir Langeweile macht, mich anzusehen. — „Ah, warte! mir fällt ein Mittel ein . . . damit Deine Züge den Ausdruck erhalten, der mir gefällt, so setze ich mich neben Dich hin; wenn Du dann in den Spiegel siehst, wirst Du zugleich mich sehen . . . und ich hoffe, mein Herr, daß Sie dann kein Gesicht an mich hinschneiden werden."

Ich finde den Einfall Eugeniens ausgezeichnet. Dank ihrer Erfindung langweile ich mich nicht mehr so sehr, wenn ich mir sitze; denn sie ist an meiner Seite, und wenn ich in den Spiegel sehe, betrachte ich sie stets zuerst: dabei gewinnt mein Portrait auffallend. Ich kann mich nun malen, wie sie es wünscht, und sie ist damit so zufrieden, wie ich mit ihrem Bilde war.

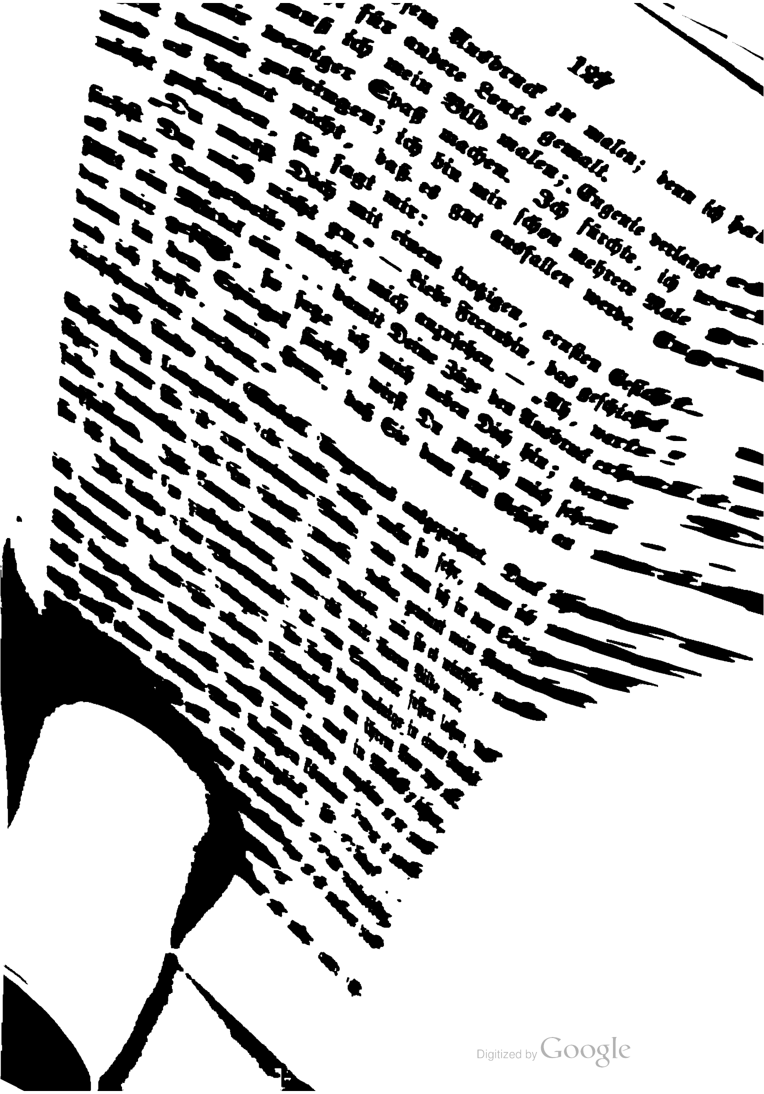
Ich habe ihr Portrait in ein Souvenir fassen lassen, das ich immer bei mir trage; sie ließ das meinige in einem Bracelet anbringen, das sie ohne Unterlaß an ihrem Arme tragen will. Wir begnügen uns nicht damit, uns in Wirklichkeit zu besitzen, wir müssen uns auch noch im Bilde angehören; wenn wir uns noch auf eine dritte Art besitzen könnten, so würden wir es auch wollen. Aber ist es ein Unglück, sich zu sehr zu lieben? . . . Ihre und meine Mutter behaupten, wir seien nicht vernünftig, wir seien schlimmer als Verliebte; Eugenie und ich wollen das stets bleiben: wir befinden uns dabei recht gut.

Meine Frau fängt den Clavierunterricht mit mir an; ich

Porträt anfangen. Das ist ein Geschäft, welches unendlich viel Zeit wegnimmt, denn wir sind öfters zerstreut; wenn ich mein Modell ansehe, das seine schönen Augen auf mich richtet, das mir mit Zärtlichkeit zulächelt, wie kann ich beständig dem Verlangen widerstehen, es zu umarmen? wenn ich zu lange den Pinsel nicht aus der Hand lege, verzieht sich der Mund zu einem so lieblichen Schmollen, daß mir nichts übrig bleibt, als aufzustehen und mein Modell in meine Arme zu schließen. Das hat mich schon auf den Gedanken gebracht, daß die Maler sehr tugendhaft sein müssen, um der Versuchung zu widerstehen, in die sie nothwendig gerathen müssen, wenn sie das Porträt einer jungen und hübschen Frau machen.

Eine Frau, die wir gerade malen, sieht uns an, wie wir es wünschen; wir verlangen einen sanften Blick, ein anmuthiges Lächeln, und man bemüht sich, es so graziös, so zärtlich als möglich zu machen, weil man auch auf dem Bilde verführerisch aussehen will. Was mich betrifft, so hatte ich nie die Pein, meinen Wünschen Zwang anthun zu müssen, weil ich nur mein Geliebten malte; wenn man aber tausend Reize genau ansehen bis ins Kleinste hinein darstellen und dabei ruhig an seinem Pulte verharren soll ... so ist das eine Aufgabe, die, i wiederhole es, sehr viel Selbstbeherrschung verlangt, und .. das ist nicht die Haupttugend der Maler.

Ungeachtet unserer Zerstreuungen arbeite ich mit Eifer dem Bilde meiner Frau; in sechs Sitzungen ist es vollendet ich bin entzückt über mein Werk; Eugenie ist täuschend ähnl Sie selbst bricht in einen Schrei der Ueberraschung aus, al sich sieht; sie behauptet jedoch, ich habe ihr geschmeichel Nein; aber ich habe sie gemalt, nicht wie sie in der Wel sieht, wenn sie die Leute mit gleichgültiger Miene anblickt, so, wie sie mich ansah, während ich ihr Portr liebeerfüllten Augen. Ich glaube auch, daß



... dieſem Ausdruck zu malen; denn ich hab[e]
... auf für andere Leute gemalt.
... ich mein Bild malen; Eugenie verlangt [...]
... weniger Spaß machen. Ich fürchte, ich [...]
... bezwingen; ich bin mir ſchon mehrere Male
... ſcheint nicht, daß es gut ausfallen werde. [...]
... gefunden. Sie ſagt mir:
[illegible]

lehre sie den Pinsel zu gebrauchen. Diese Stunden kommen uns köstlich vor, sie beschäftigen uns einen großen Theil des Tags. Ich sehe jedoch ein, daß weder das Clavier noch das Malen mir zu einem Ruf in der Advokatur verhelfen werden. Seit meiner Heirath habe ich den Dienst der Themis sehr vernachlässigt und mich fast nicht mit Geschäften abgegeben. Wenn ich aber meine Studien vornehmen, mich in mein Kabinet einschließen will, hält mich Eugenie mit der Bemerkung zurück:

„Zu was willst Du Dir so viele Mühe machen ... Dir den Kopf mit Deinem Coder, Deinen Pandekten zerbrechen ... sind wir nicht reich genug? sind wir nicht glücklich? ... zu was hast Du nöthig, zu plädiren, Dich für Andere zu quälen? ... bleibe bei mir ... gebe mir eine Lection im Malen ... und gehe nicht in das Tribunal."

Ich kann meiner Frau nicht widerstehen. Meine Mutter schmält mich zuweilen über das, was sie meine Faulheit nennt. Liebe ist keine Faulheit, aber glückliche Liebe macht, daß wir zu nichts mehr tauglich sind, als gerade zum Lieben. Drei Monate sind fast eben so schnell verflossen, als die ersten vierzehn Tage unserer Ehe. Aber ich spiele bereits: Man sagt mit fünfzehn Jahren, auf dem Piano und Eugenie macht reißende Fortschritte in der Malerei. Ein neuer Gegenstand der Freude vermehrt unser Glück: meine Frau fühlt sich schwanger. Wir springen, tanzen in unserem Zimmer bei dem Gedanken, daß wir ein Kind bekommen werden. Wir sprechen nur davon, wir machen keinen Plan mehr für die Zukunft, ohne unsern Sohn oder unsere Tochter in spe mitzubegreifen. Die gute Madame Dumeillan theilt unsere Freude; meine Mutter gratulirt mir, aber ohne Begeisterung, als ob es sich von etwas ganz Gewöhnlichem handle; mir scheint es, als müsse das Aufsehen in der Welt machen. Wir gehen ziemlich selten in Gesellschaft und waren erst auf zwei Bällen, seit wir geheirathet sind. Aber eines

Morgens erhalten wir einen Einladungsbrief zur Hochzeit des Herrn Ferdinand von Belan mit Fräulein Armide von Beausire. Eugenie ist in ihrer Schwangerschaft noch nicht so weit vorgerückt, daß aus dem Tanzen üble Folgen für sie zu befürchten stünden, überdies verspricht sie mir, dies Vergnügen nur mit Maß zu genießen: wir werden also zu Herr von Belans Hochzeit gehen, wo es mir wie vorschwebt, daß wir Anlaß zur Unterhaltung haben werden. Meine Frau ist auch dieser Ansicht.

Belan hat uns zweimal besucht, seit wir verheirathet sind, und Eugenie fand in ihm ein kleines, wegen seines Geschwätzes und seines Eigendünkels höchst lächerliches Geschöpf. Was die Familie Beausire betrifft, so hat das Wenige, was ich von ihr sah, mir ganz eigenthümlich geschienen. Der Einladungsbrief enthielt in einer eigenhändigen Nachschrift die Bitte an uns, auch zum Frühstück zu kommen. Auf dieses Vergnügen wollen wir jedoch verzichten. Wir finden keinen Geschmack an den Hochzeitsfrühstücken, diese sind so unterhaltend wie ein Liebhaberconzert, oder eine Vorlesung in einer Gesellschaft; wir sind entschlossen, nur auf den Ball zu gehen, als Belan selbst ins Zimmer tritt. Der Zieraffe neigt sich vor meiner Frau bis zur Erde, wohin er allerdings nicht weit hat; dann drückt er mir die Hand, indem er mit triumphirender Miene sagt:

„Sie haben unsere Einladungen erhalten.“ — Ja, mein Lieber, und wir gratuliren Ihnen zuvörderst. — „Ich danke Ihnen von Herzen . . . Es ist gewiß, daß ich stolz auf den Vorzug sein darf, den man mir gegeben hat. Ich hatte siebzehn Nebenbuhler, wovon drei Millionärs mit Eisenhämmern, Hüttenwerken, Steinkohlengruben, und zwei Marquisen, wovon einer mit sechs Orden: aber ich schritt über Alle hinweg, und kann mit Cäsar sagen: veni, vidi, vici. Also! wir zählen auf Sie?“ — Ja, wir kommen auf den Ball. — „Und zum Frühstück?“ — Das können wir Ihnen nicht gewiß versprechen. — „O! verzeihen Sie mir

... das müssen Sie mir gerade versprechen ... Es wäre unerhört, wenn Sie wegblieben ... Wir haben am Morgen nur eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft. Zwei Oheime meiner Frau, drei Cousins, fünf Tanten ... alle vom Schlage meiner Schwiegermutter ... O Gott! meine Schwiegermutter ... sie weint in einem fort, seit der Zeitpunkt unserer Hochzeit festgesetzt ist ... sie macht wenigstens vier Taschentücher des Tages complet naß ... sie läßt ihre Tochter nicht aus den Augen ... das genirt mich nun allerdings ein wenig in meinen Liebesergießungen; nun, ich werde auch noch daran kommen. Kurz, Sie müssen bei der ganzen Festlichkeit sein. An Sie, Madame, wende ich mich mit meiner Bitte; Heinrich wird dann nicht widerstehen."

Eugenie wagt keine abschlägige Antwort; sie sieht mich an und wir sagen zu. Belan küßt meiner Frau unter Danksagungen die Hand; dann bittet er mich um eine kurze Besprechung in meinem Kabinet.

„Haben Sie einen Prozeß?" frage ich Belan, als wir allein sind. — „Nein ... aber ich muß doch Ihren Rath einholen. Sie, die unlängst eine Frau heiratheten, die Sie anbeteten, könnten mir sagen ... — „Was?" — Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll ... Sie wissen, daß ich, wie Sie, ein Verführer, ein Frauenbezwinger war, niemals in Verlegenheit bei einem Tête-à-Tête ... gleich in Flammen. — „Nun?" — Nun! ... es ist eigen ... bei Fräulein von Beausire, die ich doch anbete ... empfinde ich eine ganz entgegengesetzte Wirkung ... ich meine, ich dürfe sie nicht einmal an der Fingerspitze berühren ... kurz, ich fühle auch nicht den geringsten Trieb in mir, etwas zu unternehmen ... Ich gestehe Ihnen, daß mich das quält, beunruhigt ... es läßt mich bei Nacht nicht schlafen; und je mehr der Hochzeitstag sich nähert, je mehr fühle ich meine Besorgnisse zunehmen. — „Ach! ach! armer Belan ... Seien Sie ruhig: wahrhafte Liebe, zu lebhafte Liebe bringt zuweilen die Wirkung hervor,

die Sie empfinden ... das hält aber nicht an ... Und was haben Sie überdies bei Ihrer Frau zu fürchten? Sind Sie nicht sicher, daß sie Ihnen nicht durchgehen wird. Da ist es nicht wie bei einer Geliebten, die häufig kein zweites Rendezvous gestattet, wenn sie beim ersten nicht befriedigt wurde. Bei einer Frau kann, was nicht in der ersten Nacht geschah, in der zweiten geschehen." — Das ist auch wahr ... es kann sogar erst in der achten geschehen ... Sie beruhigen mein Gemüth wieder einigermaßen ... Und dann ist auch Fräulein von Beausire ... eine so gut erzogene Dame ... nicht wie eine Grisette ... Ah! bei einer Grisette macht sich das Alles von selbst ... und dann ist ja die Schwiegermutter immer da. — „Glauben Sie, daß sie auch in der Hochzeitsnacht da sein wird?" — Wahrhaftig, ich möchte nicht dafür stehen, daß sie nicht da ist ... Sie sagt wenigstens beständig, sie werde sich nie von ihrer Tochter trennen ... sie könne ohne sie nicht schlafen. Ich glaube, sie will in einem Kabinet schlafen, das an unser Schlafzimmer gränzt. — „Das wird sehr unterhaltend für Sie sein." — Das Alles geht mir im Kopfe herum und entzieht mir viel von meinem feurigen Temperament. Meinethalben; von jetzt bis zu meiner Verheirathung werde ich Alles mit Vanille essen ... ich werde sogar Vanille in meine Suppen thun lassen. Adieu, mein lieber Blemont. Wir rechnen auf Sie. Ihre Hochzeit war sehr schön, aber Sie sollen die meinige sehen ... Ich sage Ihnen nur das ..."

Belan ist fort. Nun müssen wir wohl oder übel zum Frühstück; wir haben zugesagt; am Ende wird es lustiger, als wir dachten. Uebrigens gibt es Gesellschaften, die durch ihre Langeweile komisch werden. Man muß die Sachen nur von der guten Seite nehmen: und diese findet sich, wie man behauptet, bei allen Dingen.

Eugenie beschäftigt sich mit ihren Anzügen; denn an diesem Tage muß sie zweimal Toilette machen. Ich empfehle ihr, sich nicht

zu stark zu schnüren; man kann sich einbilden warum. Man muß eher daran denken, daß man Mutter wird, als daran, sich eine schlanke Taille zu machen: das vergessen die Damen leider nur zu oft.

Der festliche Tag für Belan ist angebrochen. Eine Miethkutsche kommt, uns abzuholen. Der Kutscher und der Jockei hinten auf dem Wagen, haben abrikosenfarbige Livrée. Ich gebe zu, daß so etwas schon nicht bei meiner Hochzeit zu sehen war: seien wir also auf den Anblick wundervoller Sachen gefaßt. Die Zusammenkunft findet bei Frau von Beausire statt, bei welcher ich noch nie war, in einem alten Hause in der la Roquettestraße. Wir gehen an einem alten Portier vorbei, steigen eine alte Treppe hinauf, die mit Rosenblättern überschüttet ist. Ich wette darauf, eine Idee von Belan, die ich nicht sehr glücklich finde, denn meine Frau wäre fast darüber gefallen, wenn ich sie nicht noch zeitig zurückgehalten hätte, worauf sie mir lächelnd sagte: „Mein Freund, wir haben uns ohne Rosenblätter geheirathet . . ." — Ja, theure Freundin; das war weniger romantisch, aber auch nicht so glitschig."

Wir treten in den ersten Stock, in ein Zimmer von entsetzlicher Höhe. Kaum kann ich die Gesimse des Plafonds unterscheiden. Wir werden von einem alten Lakei gemeldet, der auch ein verweintes Angesicht hat; das scheint hier Hausgebrauch zu sein. Wir gelangen in einen ungeheuern Salon, wo sich Belan, der die Honneurs macht, wie ein Zwerg unter Patagoniern ausnimmt. Wir erblicken eine Reihe alter Gesichter . . . eine Fortsetzung der Tapete, von der Frau von Beausire ein Muster ist. Die Männer sind ernst, anmaßend, absprechend; die Frauen gespreizt, schwülstig, geschminkt. Es sind wohl einige Personen unserer Gattung darunter, aber nur in kleiner Zahl. Ich glaube, daß Belan die Erlaubniß nicht erhalten hat, viele seiner Bekannten einzuladen. Dem armen Jungen scheint es im Schooße der Familie Beausire nicht wohl zu Muthe zu sein; er wagt

nicht munter, und fürchtet traurig zu sein; er dreht sich um seine neuen Verwandten herum, die den Mund nicht aufthun, aus Furcht, ihre Würde bloßzustellen.

Der Bräutigam sieht unsere Ankunft mit Vergnügen. Es ist ihm wohler bei uns. „Sie sollen sogleich meine Frau sehen," sagt er, „sie ist in diesem Augenblicke bei ihrer Mutter . . . die ihr unter Thränen bei ihrer Toilette hilft." — Wie! Ihre Schwiegermutter weint noch immer? — „Ja, mein Freund: diese Frau ist ein wahrer Gießbach." — Und warum denn? — „Der Kummer, sich von ihrer Tochter zu trennen. Und doch trennt sie sich nicht von ihr, da sie im selben Zimmer schlafen will, wie wir." — Im selben Zimmer? ah! ah! das ist ein wenig stark. — „Ich schwöre Ihnen, daß es so ist. Ich glaube sogar, sie hoffte, ich würde gar nicht bei meiner Frau schlafen; aber wahrhaftig! ungeachtet meiner großen Achtung vor Frau von Beausire, habe ich ihr in diesem Punkte nicht nachgegeben und ich glaube, daß Armide mir Dank dafür wußte . . . da kommen die Damen."

Die Braut tritt herein, geführt auf der einen Seite von einer alten Tante, die eine Nase wie ein Schneckenhaus hat, auf der andern von ihrer Mutter, die mit ihrem langen dürren Wuchse, ihren rothen Augen und blassen Teint den Eindruck eines Gespenstes macht. Den Seufzern nach zu urtheilen, welche diese Damen ausstoßen, sollte man glauben, Iphigenie werde zum Opfer geführt. Die Verwandten gehen entgegen und grüßen im Charakter ihrer sonstigen Haltung. Bei all' diesem Thun beschäftigt man sich am wenigsten mit dem Bräutigam. Will er seine Frau ansprechen, so gibt ihm diese keine Antwort; wendet er sich an seine Schwiegermutter, so nimmt diese ihr Taschentuch und kehrt ihm den Rücken; will er sich an seine Verwandte machen, so ignoriren ihn diese vollständig. Man geht zur Kirche. Jeder nimmt die Hand einer Dame, ich die meiner Frau; ich sehe nicht

ein, warum ich mich ihr wegen dieser Leute entziehen soll. Man steigt im Ceremoniell die Treppe herab, Belan an der Spitze, seiner Schwiegermutter die Hand reichend. Die Rosenblätter machen eine wunderbare Wirkung. „Es ist charmant!“ sagt eine alte Tante; „es ist wie bei einer Prozession!“ — Das ist von mir,“ schreit Belan. „Diese Idee kam mir, als ich an mein Ehebündniß dachte ... Und ich bin entzückt, daß ...“ der andere Theil seiner Rede bleibt Belan im Munde stecken, denn in diesem Augenblicke glitscht ein baumlanger Vetter, welcher die Braut an der Hand hatte, zwei Stufen hinunter und fällt auf sein Hintertheil, indem er die schöne Armide nach sich zieht. Geschrei erhebt sich von allen Seiten, doch Dank dem Himmel, Armide ist ganz ehrbar hingefallen und hat der Gesellschaft nichts gezeigt; das wäre für den Bräutigam, der alle Herrlichkeiten zuerst zu sehen hofft, sehr fatal gewesen und hätte ohne Zweifel der Schwiegermutter tiefe Seufzer entlockt. Man hat die Braut schnell in die Höhe gehoben. Der lange Vetter muß sich allein aufrichten, was er mit einem ziemlich bürgerlichen Fluche thut:

„Der Teufel hole die Rosenblätter!“ ruft er aus, „man muß ein rechtes Vieh sein, um so etwas auf die Treppe zu werfen! ... mein Scrotum hat gelitten.“ Belan ist ganz fassungslos, so hat ihn der aus seiner Erfindung entstandene Unfall angegriffen. „Herr von Belan,“ sagt die Schwiegermutter, „man muß das Alles wegkehren lassen;“ und der Bräutigam antwortet mit tiefer Verbeugung: „Ja, gnädige Frau Schwiegermama ... ich werde Sorge tragen.“

In einer kleinen Kirche des Marais wurden unsere Brautleute getraut. Es geschah nichts Außerordentliches dabei, außer daß die Schwiegermutter zwei Taschentücher durchnäßte und Belan horrible Grimassen schnitt, um wo möglich ein Weinen hervorzubringen, was ihm aber nicht gelang. Ich hoffte, das Frühstück werde bei einem Traiteur eingenommen werden; aber wir

mußten wieder in das Haus der Schwiegermutter zurückkehren. Da heißt es Muth gefaßt.

Wir sehen uns an, Eugenie und ich, und schwören, nur etwas zu spät, uns nicht mehr zu so etwas verleiten zu lassen. Der Bräutigam ist vorausgegangen, ohne Zweifel, um die Rosen wegkehren zu lassen . . . Ich bin überzeugt, er würde sie lieber selbst wegkehren, als sich dem Zorn seiner Schwiegermutter aussetzen. Eine große Tafel ist in dem ungeheuren Speisesaale gedeckt. Man setzt sich. Ich sitze zwischen der Tante mit der Schneckenhausnase und dem langen Vetter, der den denkwürdigen Rutsch auf der Treppe gemacht hat; meine Frau ist eine Stunde weit von mir entfernt, zwischen zwei alten Onkels mit Manschetten und Wurstperrücken. Das wird amüsant werden! Ich war der Erwartung, Giraud und seine Frau beim Frühstück zu sehen, denn er hatte überall ausgesagt, er habe Belans Heirath zu Stande gebracht. Aber wahrscheinlich fand sie die Schwiegermutter dieser Ehre nicht würdig, und wir werden sie also erst diesen Abend zu sehen bekommen. Die Braut sitzt mit niedergeschlagenen Augen da und ißt nicht. Die Schwiegermutter betrachtet ihre Tochter, trocknet sich die Augen und scheint nicht zu bemerken, daß auch noch andere Leute da sind. Man sitzt zwei Minuten lang am Tische, ohne etwas zu berühren, da Niemand zum Serviren aufgefordert worden ist. Belan, der nicht weiß, ob er die Honneurs machen soll, sieht abwechselnd seine Frau und Schwiegermutter an und stottert endlich:

„Wer servirt? . . . Wünschen die gnädige Frau Schwiegermutter, daß ich servire?"

Frau von Beausire antwortete nur mit Schneuzen und Seufzen.

Ich sehe meine Frau an. Es überfällt mich eine so starke Lachlust, daß ich mein Messer und meine Gabel auf den Boden werfe, um, während ich mir mit dem Suchen derselben zu schaffen

mache, diesem unwiderstehlichen Triebe einigermaßen zu genügen. Es ist besser für ungeschickt, als für ungezogen zu gelten.

Endlich faßt sich ein alter Onkel, der nicht auf die Hochzeit gekommen war, um die Platten nur zu betrachten, was übrigens weit nobler wäre, als sie zu essen, ein Herz, zieht eine ungeheure Pastete zu sich her und gibt so das Zeichen zum Angriff. Man entschließt sich nun, ungeachtet der Seufzer von Frau von Beausire, zu frühstücken, thut es aber mit jenem Dekorum, jener Würde, die nur durch das Geräusch der Teller und Gabeln unterbrochen wird.

Nachdem der erste Appetit befriedigt ist, wollen uns einige Onkels und Vettern mit gewichtigen Phrasen regaliren, wobei sie auf jedes Wort, das sie sprechen, einen Ausdruck legen, als ob das nöthig wäre, um sie zu verstehen. Belan wirft auch hie und da ein Wort dazwischen, was aber ganz ignorirt wird. Ich bemerke, daß er das Gespräch auf Gelegenheitsgedichte zu führen sucht ... Ich wollte wetten, daß er eines gemacht hat, oder hat machen lassen, daß er aber nicht weiß, wie er es los wird. So oft er bei dem Gegenstand, den er im Auge hat, ankommt, schneidet ihm ein Onkel oder eine Tante das Wort ab, indem sie von etwas Anderem sprechen. Er dauert mich, und ich sage daher zu ihm:

„Mein lieber Belan, hat man auch Verse auf Ihre Hochzeit gemacht?“ — Ja ... das wollte ich gerade sagen ... ich selbst habe etwas zu Ehren dieses Tags schnell hingeworfen; und wenn Sie erlauben, so ... — „Wie! Herr von Belan, Sie wollen etwas singen?“ ruft Frau von Beausire mit fast drohenden Blicken auf ihren Schwiegersohn aus: „Pfui, mein Herr, wo in der Welt werden Sie gesehen haben, daß man an der Tafel singt?“ — Gnädige Frau Schwiegermutter, ich hatte keineswegs die Absicht zu singen, ich habe nicht einmal Lust dazu ... Ich wollte Verse recitiren ... Verse, die entfernt nichts

Singbares an sich haben. — „Verse auf eine Hochzeit! . . . das paßt für den Musenalmanach,“ sagt der lange Vetter neben mir, der seit seinem Falle auf der Treppe nicht gut auf den jungen Ehemann zu sprechen ist. Im nämlichen Augenblicke stößt Frau von Beausire einen Schrei aus und sagt: „Du bist blaß, Armide! . . . Befindest Du Dich nicht wohl, meine Tochter?“ Ich habe nicht bemerkt, daß die junge Frau blässer als gewöhnlich ist; aber da es ihre Mutter sagt, hält es Armide vielleicht für passend, sich unwohl zu befinden. Sie fährt mit der Hand über ihre Augen und seufzt: „Ja . . . ich habe . . . etwas.“

Ihre Mutter läßt sie nicht zu Ende sprechen. Sie springt auf und schreit:

„Ach! mein Gott! . . . ach, mein Gott! Armida stirbt! . . . Bringen wir sie schnell auf's Bett.“ Alsbald tritt eine allgemeine Bewegung ein. Die Tante an meiner Seite gibt mir einen Stoß mit dem Ellbogen auf die Nase, um schneller aufzustehen und ihre Nichte zu halten, die nun glaubt, sich ernstlich unwohl befinden zu müssen. Während man Armiden auf's Zimmer transportirt, und Belan wie ein kleiner Narr um Jedermann herumläuft und sich dreht, nähere ich mich meiner Frau, nehme sie bei der Hand, und gehe mit ihr nach der Thüre, indem ich zu ihr sage:

„Für diesen Morgen ist es genug.“ Belan holt uns auf der Treppe ein, und ruft:

„Wie! Sie gehen schon? aber meine Frau kommt im Augenblicke wieder zu sich . . . Ich bin gar nicht in Sorgen wegen ihres Befindens . . . Meine Schwiegermutter ist's, die ihr immer in den Kopf setzt, sie werde sterben, wenn sie entfernt nicht daran denkt.“ — Wir haben zu thun. — „Aber doch diesen Abend.“ — Ist der Ball bei Ihrer Schwiegermutter? — „Nein, bei Cointier . . . er wird prachtvoll werden.“ — Nun, wir kommen.“

Wie glücklich sind wir, Eugenie und ich, wieder allein zu

sein! Wir haben Stoff zum Lachen, wenn wir die Originale, die wir gesehen, an unserem Gedächtniß vorübergehen lassen; und obgleich meine Frau durchaus nicht bösartig ist, so weiß sie doch die Lächerlichkeit der Gesellschaft sehr gut zu erfassen. Wir haben versprochen, auf den Ball zu kommen, und müssen daher hingehen. Uebrigens kann derselbe unmöglich so traurig sein, als das Frühstück; und dann findet er in den nämlichen Lokalitäten statt, wo der unserige gehalten wurde, und es ist uns nicht unangenehm, dieselben wieder zu sehen.

Wir gingen spät hin, weil wir den Tanz im vollen Gange finden wollten, sahen aber mit Ueberraschung die Säle fast leer und nur zwei magere Quadrillen, wo man mit aller Bequemlichkeit tanzen konnte, obgleich elf Uhr vorbei war.

Belan kommt auf uns zu. Er macht ein ellenlanges Gesicht, indem er zu uns sagt: „Es ist recht verdrießlich: meine Schwiegermutter hat mir nicht gestattet, mehr als dreißig Personen einzuladen, weil, wie sie bemerkte, das nebst ihrer Familie und ihren Bekannten Leute genug seien ... und Sie sehen ... es sind große Lücken da ... Ich weiß wohl, daß die Gesellschaft ausgesucht ist ... aber etwas mehr Personen hätte nicht geschadet." — Dafür wird man mit um so mehr Bequemlichkeit tanzen, mein lieber Belan. — „Das ist wahr, die Tänzer werden dabei gewinnen." — Und Madame befindet sich nicht mehr leidend? — „Nein ... es hatte keine Folgen ... aber jetzt hat meine Schwiegermutter Beklemmungen ... Betrachten Sie doch ihre Augen ... wie ein wahres Kaninchen ... sie macht mir Verdruß ... jetzt weint sie, weil meine Frau keinen Contretanz ausläßt, und behauptet, man bringe ihre Tochter um ... Mein Gott! welche Empfindsamkeit!" — Aber ich bemerke die Familie Giraud nicht auf Ihrem Balle, das überrascht mich; denn Sie haben sie doch gewiß eingeladen? — „Mein Gott! lieber Blemont ... sprechen wir nicht davon ... Ich bin ganz trostlos ... aber meine Schwie-

germutter hat behauptet, die Girauds hätten Manieren, die sich durchaus nicht zu ihrer Familie schickten; sie hat nicht erlaubt, daß ich sie einlud." — Frau von Beaufire kam aber doch zu ihnen, so viel ich weiß. — „Ja, aber seitdem die kleine Giraud die Zunge gegen sie herausgestreckt, hat sie geschworen, daß sie ihre Schwelle nicht mehr betreten werde." — Ich war der Meinung, Giraud habe sich mit Ihrer Heirath beschäftigt? — „Ja, er hat die Sache in Gang gebracht" . . . — Und Sie haben ihn nicht eingeladen, das wird er Ihnen in seinem ganzen Leben nicht verzeihen. — „Was kann ich machen . . . Meine Schwiegermutter . . . aber verzeihen Sie, ich glaube, sie winkt mir." Belan verläßt uns, und ich führe meine Eugenie zum Tanze. Es gewährt uns die größte Lust, zusammen zu tanzen, uns wieder an dem Orte zu befinden, wo unsere Verbindung gefeiert wurde. Unsere Blicke drücken Zufriedenheit und Liebe aus. Sicher haben wir mehr als alle Andern das Ansehen von Hochzeitsgästen.

Tanzen ist das Beste, was man auf einem Balle thun kann, wo man Niemand kennt. Alle diese Beaufires, die gravitätisch um die Quadrillen herumspazieren, diese alten Tanten, die eine bewegliche Tapete vorstellen, scheinen fast ärgerlich, daß sie Personen sehen, die ein vergnügtes Gesicht machen. Ich bin sicher, daß sie unsern Ton gemein finden.

Eugenie machte mir den Vorschlag, vor dem Souper zu gehen; aber ich ziehe vor, zu bleiben, weil ich mich noch auf etwas Lustiges zum Schlusse des Festes gefaßt mache. Das Souper wird nicht servirt wie das meinige. Nur die Damen sitzen bei Tische, die Herren müssen hinter ihnen stehen. So hat es Frau von Beaufire verlangt, weil das viel weniger Spaß macht, als wenn man sich an kleinen Tischen zusammensetzt. Das Essen dauert nur kurze Zeit. Frau von Beaufire gibt das Signal durch Aufsitzen; die andern Damen müssen, wohl oder übel, folgen.

sein! Wir haben Stoff zum Lachen, wenn wir die Origin
die wir gesehen, an unserem Gedächtniß vorübergehen lassen;
obgleich meine Frau durchaus nicht bösartig ist, so weiß sie
die Lächerlichkeit der Gesellschaft sehr gut zu erfassen. Wir h
versprochen, auf den Ball zu kommen, und müssen daher hing
Uebrigens kann derselbe unmöglich so traurig sein, als das F
stück; und dann findet er in den nämlichen Lokalitäten statt
der unserige gehalten wurde, und es ist uns nicht unangen
dieselben wieder zu sehen.

Wir gingen spät hin, weil wir den Tanz im vollen G
finden wollten, sahen aber mit Ueberraschung die Säle fast
und nur zwei magere Quadrillen, wo man mit aller B
lichkeit tanzen konnte, obgleich elf Uhr vorbei war.

Belan kommt auf uns zu. Er macht ein ellenlan
sicht, indem er zu uns sagt: „Es ist recht verdrießlich
Schwiegermutter hat mir nicht gestattet, mehr als drei
sonen einzuladen, weil, wie sie bemerkte, das nebst ihr
und ihren Bekannten Leute genug seien ... und Si
es sind große Lücken da ... Ich weiß wohl, daß d
ausgesucht ist ... aber etwas mehr Personen hätte nic
Dafür wird man mit um so mehr Bequemlich
lieber Belan. — „Das ist wahr, die Tänze
winnen.“ — Und Madame befindet sich w
„Nein ... es hatte keine Folgen ... aber
germutter Beklemmungen ... Betr
... wie ein wahres Kaninchen .
jetzt weint sie, weil meine Fra
behauptet, man bringe ihre
Empfindsamkeit!“
auf Ihrem Ba
gewiß ein
wir nich

... keit.

... lten wir einen ... rrathe, was sie ... h nicht gesetzt,

... t bei der Hoch- ... ßt," setzt Ma- ... diese Sache be- ... liche Gemeinheit! ... Giraud hat die ... ausgeforscht, hat ... des jungen Mannes ... Frühstück, noch zum ... ißt, das ist eine Un- ... wenn mich meine Frau ... von diesem impertinenten ... haben." — Nein, nein! ... achten uns was aus einer ... wir haben mehr als wir nur ... traurig und langweilig gewesen ... sie nicht," bemerkt Eugenie. — ... osch, meine liebe Madame Blemont, ... t, einem Aufwand angeordnet... Ich ge- ... Portionen Gefrorenes aß... Jeden Augen- ... entirteller an mir vorbeigetragen, und ich ... erstehen. — „Ja, es war eine köstliche Hochzeit," ... „aber auf der von Belan konnte man ja nicht ein- ... Quadrillen zu zwölf zusammenbringen, es gab fast ... ls alte Perrückenköpfe aus dem vorigen Jahrhundert...

Ich höre eine alte Verwandte beim Aufstehen brummen: „Das ist lächerlich, ich hatte nicht einmal Zeit, den Flügel eines Huhns zu essen.“ Je mehr der verhängnißvolle Augenblick naht, um so mehr füllen sich die Augen der Frau von Beausire mit Thränen. Endlich, nachdem der Tanz seinem Schlusse zugeht, nähert sich Belan seiner Armide und schlägt ihr vor, zu gehen; aber Frau von Beausire wirft sich trostlos zwischen Beide, umfaßt ihre Tochter mit ihren Armen und schreit: „Sie werden mich nicht von ihr reißen, mein Herr!“

Belan bleibt wie erstarrt vor seiner Schwiegermutter stehen. Die Verwandten umgeben die Gruppe, und ich höre die Onkels und Vettern untereinander murmeln: „der kleine Ehemann beträgt sich auf eine recht unschickliche Weise ... es ist mir fatal, daß er in unsere Familie kommt.“ Doch haben die Tanten und sonstigen alten Jungfern Frau von Beausire mit fortgeschleppt, die mit ihrer Tochter abging, während Belan dablieb. Er bemerkte uns, ging auf uns zu, um uns Adieu zu sagen: „Ich habe,“ stotterte er, „meine Frau und ihre Mutter vorausgehen lassen, weil ... Sie wissen ... man bringt die junge Frau zu Bette; und es schickt sich auch wirklich nicht, daß ich dabei bin.“ — Mein lieber Belan, ich fürchte, daß Ihnen Frau von Beausire heute Nacht noch einen Auftritt bereiten wird. — „Doch nicht! ... übrigens ... wenn es sein muß ... werde auch ich auftreten.“

Ja, denken wir beim Fortgehen, du wirst auftreten, wie ein lahmer Pantoffelbruder, und machen gegenseitig die Bemerkung, daß ein Mensch immer thöricht ist, der sich in eine Familie eindrängt, die ihm viel Ehre anzuthun glaubt, wenn sie ihn bei sich aufnimmt. Wenn der Zufall ihn in einer niederen Stufe geboren werden ließ, muß er durch seinen Geist oder seinen Charakter denjenigen imponiren können, welche ihn demüthigen wollten.

Zehntes Kapitel.

Erster Streit. — Erste Widerwärtigkeit.

Wenige Tage nach Belans Hochzeit erhalten wir einen Besuch von Herrn und Madame Giraud. Ich errathe, was sie herführt, und in der That, sie haben sich noch nicht gesetzt, als Giraud ausruft:

„Sie waren gewiß sehr erstaunt, uns nicht bei der Hochzeit des kleinen Belan zu sehen?“ — Das heißt,“ setzt Madame Giraud hinzu, „die ganze Welt ist über diese Sache betroffen! ...das ist eine so grobe, so außerordentliche Gemeinheit! ... und bei uns haben sie sich kennen lernen, Giraud hat die ersten Schritte gethan, hat Frau von Beausire ausgeforscht, hat das Vermögen und die sonstigen Eigenschaften des jungen Mannes hergezählt: und man ladet uns weder zum Frühstück, noch zum Ball! das ist eine Infamie! — „Das heißt, das ist eine Unschicklichkeit,“ ruft Giraud aus, „und wenn mich meine Frau nicht zurückgehalten hätte, so würde ich von diesem impertinenten kleinen Belan eine Erklärung verlangt haben.“ — Nein, nein! man hätte glauben können, wir machten uns was aus einer Hochzeit ... und Gott sei Dank! wir haben mehr als wir nur wollen. Ueberdies soll diese recht traurig und langweilig gewesen sein. — „Sehr munter war sie nicht,“ bemerkt Eugenie. — „Ah! die Ihrige war hübsch, meine liebe Madame Blemont, und mit einem Geschmack, einem Aufwand angeordnet...Ich gestehe, daß ich dreizehn Portionen Gefrorenes aß ... Jeden Augenblick wurden Präsentirteller an mir vorbeigetragen, und ich konnte nicht widerstehen. — „Ja, es war eine köstliche Hochzeit,“ sagt Giraud; „aber auf der von Belan konnte man ja nicht einmal zwei Quadrillen zu zwölf zusammenbringen, es gab fast nichts als alte Perrückenköpfe aus dem vorigen Jahrhundert...,

Und die alte Beaufire, die beständig heult ... und die Nacht ... wissen Sie auch, was geschehen ist?" — Nicht das Geringste. — „Ich weiß Alles, weil ich eine Bonne habe, die in dem Hause gedient hat, wo Beaufire's wohnen, und dort noch Bekannte hat ... Nun, denken Sie! in der Nacht wollte die Schwiegermutter ihre Tochter nicht verlassen. Als der Gatte kam, stieß Frau von Beaufire Seufzer aus, welche die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe weckten. Belan wurde böse; es kam zu einem heftigen Auftritte; kurz, in der Wuth legte er sich in einem kleinen Kabinet, wo man gewöhnlich Kohlen aufbewahrt, zur Ruhe, und am andern Morgen kam er daraus hervor schwarz wie ein Kohlenbrenner. Armer Junge! wenn er sich nicht in Acht nimmt, so schließen ihn die zwei Weiber noch ins Ofenloch und geben ihm, wenn er sich brav aufführt, sein Essen durch das Thürchen." — Ha! ha! ha! das ist doch zu komisch," sagt Madame Giraud, „übrigens wird es kein Jahr anstehen, so wird er ... Sie verstehen mich ... und gewiß, es gehört ihm nicht besser."

Herr und Frau Giraud verlassen uns, indem sie uns die Zusicherung ihrer Freundschaft erneuern, und werden ohne Zweifel aus der gleichen Veranlassung eine Rundreise bei all' ihren Bekannten machen.

Bei fortschreitender Schwangerschaft beschäftigte sich meine Frau mit tausenderlei kleinen Sorgen, worüber sie natürlicherweise Musik und Malerei vernachlässigte. Dabei erlitt auch ihre Gesundheit mancherlei Schwankungen und sie bedurfte der Ruhe, woraus dann natürlicherweise eine größere Muße für mich folgte, die mir gestattete, mich mehr den Geschäften zu widmen. Auch gab mir der Gedanke, Vater zu werden, welchen Titel ich in Kurzem führen sollte, Stoff zu ernsteren Betrachtungen, als ich seither gemacht hatte. Wenn unser Vermögen für Eugenien und mich ausreichte, so wird das der Fall nicht mehr sein, wenn mehrere Kinder kommen, und für diese muß ich trachten, es zu vermehren.

Belan machte uns seine Hochzeitsvisite mit seiner Frau, die seit ihrer Heirath um kein Haar weniger steif und geziert ist, als zuvor. Ich fand, daß der neue Ehemann nun ebenso rothe Augen hatte, wie seine Schwiegermutter. Vielleicht weint er, um sich bei Frau von Beausire beliebt zu machen, auch bisweilen. Er ist dergestalt aufmerksam, dergestalt besorgt um seine Armide, und dabei so demüthig, daß er eher der Bediente, als der Gatte seiner Frau zu sein scheint.

Wir gaben ihnen ihre Visite heim, ohne ein zweites Mal zu kommen: ihr Frühstück war uns noch in zu gutem Andenken.

Seitdem ich meine Geschäfte wieder vorgenommen und mich der Advokatur widme, behauptet meine Mutter, wir seien vernünftig geworden, oder jetzt erst habe ich das Aussehen eines Ehemannes. Ich weiß zwar nicht, was ich für ein Aussehen habe; aber ich finde, daß wir, Eugenie und ich viel zu vernünftig werden; wir spielen nicht mehr, treiben keine Narrheiten mehr, wie im Anfange unserer Ehe: ohne Zweifel sind ihre Umstände daran Schuld; und ich sehne mich darnach, daß sie vorüber seien.

Der gewünschte Augenblick kam endlich. Eugenie beschenkte mich mit einer Tochter, die ich sehr hübsch fand. Meine Frau war einen Augenblick verstimmt; sie hätte einen Sohn gewünscht, sie war überzeugt, einen Knaben zu bekommen. Ich für meinen Theil bin ebenso zufrieden mit einer Tochter; und überdies werden wir ja nicht dabei stehen bleiben. Ich tröste Eugenien.

Sie wollte selbst stillen, aber der Arzt erklärte, daß sie nicht stark genug dazu sei. Meine Tochter, welche nach dem Namen ihrer Pathin, Madame Dumeillan, Henriette genannt wurde, übergaben wir einer guten dicken Amme, welche nur drei Stunden von Paris wohnt, mit dem Vorsatze, oft nach ihr zu sehen.

Die Gesundheit meiner Frau stellte sich bald wieder her, doch blieben ihr ein launenhafter Humor, Capricen: was sie am Morgen zu thun beschlossen, will sie Abends nicht mehr. Ich bin

ausnehmend gefällig; aber ich liebe, daß man das ausführe, was man sich fest vorgenommen, und nicht veränderlich sei wie eine Wetterfahne. Meine Frau will spazieren gehen, und wenn ich sie abzuholen komme, so hat sie ihren Sinn geändert, weil sie sich ankleiden müsse; da gehe ich dann lächelnd in mein Arbeitszimmer und sage ihr:

„Wenn Du entschlossen bist, so ist es an Dir, mich abzuholen."

Als ich eines Tags durch die Tempelstraße ging, hörte ich mich rufen . . . Es war Ernst, der hinter mir herkam. Ich erblicke ihn wieder mit großem Vergnügen und wir drücken uns herzlich die Hände.

„Sie sind es, mein lieber Ernst? Ah! mein Gott! wie lange haben wir uns nicht gesehen!" — Ja, mehr als ein Jahr. Ich denke, Sie werden jetzt verheirathet sein; denn als ich Sie zum letzten Male sah, waren Sie auf dem Punkte, Ihre liebe Eugenie heimzuführen. — „Ja, ich bin verheirathet und Vater, Sie sehen, daß ich keine Zeit verliere." — Das ist recht schön. Wohnen Sie noch immer in Ihrem früheren Logis? — „Noch immer. Meine Frau gefällt sich darin so gut. Und Sie?" — Wir wohnen in dieser Straße, zwei Schritte von hier . . . Ich hatte Ihnen unsere Adresse gegeben, und Sie versprachen uns zu besuchen, aber Sie haben Ihre Nachbarn in der Mansarde vergessen. — „Ich erkenne mein Unrecht . . . Doch wird der Wechsel, der in meiner Stellung vorgegangen, mich entschuldigen." — Um Sie vollständig frei zu sprechen, müssen Sie mit heraufkommen und meiner Frau einen guten Morgen wünschen. Ich sage meiner Frau! . . . obgleich wir noch nicht verheirathet sind: aber wegen der Portiers, wegen der Fremden, muß ich wohl sagen, meine Frau: dies Opfer erheischen die Rücksichten. Welcher Unterschied besteht auch im Ganzen zwischen uns und Verheiratheten. Nichts als eine Unterschrift auf einem großen Register! . . . und nicht diese Unterschrift, der Eid und alle sonstigen Verbindlichkeiten,

wie man vor den Menschen eingeht, macht, daß man besser zusammen lebt.“ — Ich bin ganz Ihrer Ansicht. — „Uebrigens sind wir ganz glücklich, bleiben immer verliebt und bekümmern uns nicht im Mindesten um die bösen Zungen.“ — Sie haben ganz Recht, mein lieber Ernst. Man muß für sich und nicht für Andere leben. — „Jetzt gehen meine Geschäfte gut, ich sage meine Verwandten zum Henker, bin Niemand etwas schuldig, und zufrieden wie ein König ... d. h. mehr als ein König. Aber kommen Sie doch! Margarethen wird es außerordentlich freuen, Sie zu sehen; wir sprechen oft von Ihnen.“

Ich folge Ernst. Er führt mich in ein ziemlich hübsches Haus; wir steigen drei Treppen hinauf; er läutet, und meine ehemalige Nachbarin öffnet uns. Sie stößt bei meinem Anblick einen Schrei der Ueberraschung aus:

„Ah! Sie sind es, Herr Blemont! welch ein Wunder!“ — Weißt Du auch, warum er kommt, meine liebe Freundin, weil ich ihm begegnet bin und ihn mit aller Gewalt herauf genöthigt habe, sonst hättest Du ihn noch nicht zu sehen bekommen. — „Ist das auch Recht, seine guten Freunde, seine Nachbarn so zu vergessen?“ — Madame ... mein Gott! es ist wahr, daß .. — „Ha! ha! er verwirrt sich ... er schämt sich seines Unrechts,“ sagt Ernst mit Lachen, „man muß edelmüthig sein und nicht mehr davon sprechen.“ —

Man läßt mich in das Schlafzimmer, welches zugleich den Salon bildet, eintreten: es ist nicht elegant, aber mit allem Nöthigen versehen, und es regiert darin eine Ordnung, eine Reinlichkeit, die der Frau vom Hause alle Ehre macht.

Madame Ernst (denn ich will sie jetzt nicht mehr anders nennen) hat an Umfang ein wenig zugelegt; sie ist reizend, und ihre Augen, alle ihre Züge drücken eine Zufriedenheit, ein Glück aus, was sie noch verschönert. Man nöthigt mich zum Sitzen;

wir sprechen von den vergangenen Abenden, welche wir zusammen in der Mansarde zugebracht.

„Sie sind mit Eugenien verheirathet?“ fragt mich Madame Ernst. — „Ja, Madame . . . seit dreizehn Monaten. — „Sie müssen recht glücklich sein! denn sie waren sehr verliebt in sie, und sie liebte Sie ebenso.“ — Ja, Madame. — „Haben Sie Kinder?“ — Bist Du toll,“ fällt Ernst ein, „möchtest Du nicht gar, daß sie schon zehn in dreizehn Monaten hätten? — „Ich wollte sagen ein Kind.“ — Seit zwei und einem halben Monat habe ich ein Töchterchen. — „Ah! Sie sind glücklicher als wir . . . ich wäre so zufrieden, Mutter zu sein . . . und seit meiner zu frühen Entbindung . . . diesesmal hoffe ich jedoch . . .“

Und die kleine Frau sieht Ernst lächelnd an, der auch lächelt, während er sagt:

„Aber spricht man von so was vor der ganzen Welt?“ — Und warum sollte man nicht! . . . Was für ein Unglück ist es denn, Mutter zu werden? . . . Uebrigens rechne ich Herrn Blemont nicht zur sogenannten Welt; er ist unser Freund; er hat uns das in jener Nacht bewiesen, wo ich so krank war. Ah! Sehen Sie doch unsere Wohnung, wie hübsch sie ist.“

Die junge Frau geht mit mir durch ihr Logis, welches aus drei Zimmern mit einem kleinen Kabinet besteht; sie bleibt vor dem Kamine ihres Zimmers stehen und sagt: „Sehen Sie . . . wir haben auch eine Standuhr.“ — Aber Margarethe, so schweige doch!“ sagt Ernst. — „Nein, nein . . . laß mich sprechen . . . soll ich etwa die große Dame bei Herrn Heinrich spielen, der mich so arm, so unglücklich gekannt hat! ich bin überzeugt, daß es ihm Vergnügen macht, all' das bei uns zu sehen . . .“ — Ah! Sie haben ganz Recht, Madame; und Sie beurtheilen mich ganz richtig, wenn Sie annehmen, daß mich Ihr Wohlergehen glücklich macht. — „Siehst Du nun, daß ich Recht habe . . . Ich habe auch eine Aufwärterin, die in der Frühe die härteren Ge-

schäfte verrichtet ... Ernst hat das verlangt, weil er mich nicht für stark genug dazu hält ..." — Wie interessant das doch Alles für Herrn Heinrich sein muß! — „Ganz gewiß ist das interessant ... Er schmält mich immer aus, weil er behauptet, ich mache Verstöße gegen den Anstand ... Aber guter Gott! ... kann ich was dafür ... ich meine, man dürfe ganz wohl seine Angelegenheiten seinen guten Freunden mittheilen; es macht mich so glücklich! ..." Und Margarethe springt im Zimmer herum, dann läuft sie auf Ernst zu, nimmt ihn um den Hals und küßt ihn ... Sie ist noch immer so kindlich; sie ist aber auch noch nicht achtzehn Jahre alt. Möchte sie noch lange diesen glücklichen Charakter behalten!

Die Zeit vergeht schnell, wenn man bei Menschen ist, welche Einem gefallen. Ich bemerke, daß es schon längst fünf Uhr geschlagen hat; und meine Frau wartet mit dem Essen auf mich, und heute Abend soll ich sie in ein neues Stück begleiten! Ich beabschiede mich bei meinen jungen Freunden. Ich verspreche bald wieder zu kommen und lade Ernst ein, im Vorbeigehen auch zu mir heraufzukommen.

Es ist selten der Fall, daß ich nicht schon lange vor Essenszeit zu Hause bin, und heute wollten wir um fünf Uhr diniren, um zur gehörigen Zeit ins Theater zu kommen. Ich finde Eugenien am Fenster: sie war in Unruhe und ungeduldig.

„Woher kommst Du? es ist fast halb sechs Uhr ... Du kommst sonst nie so spät ..." — Meine liebe Freundin, drum bin ich mit Jemand zusammengetroffen ... mit alten Freunden. — „Und darf man wegen alter Freunde seine Frau vergessen?" — Die Zeit war mir ganz außer Acht gekommen. — „Und Du dachtest nicht an mich, die Dich erwartete ... nicht wußte, was sie denken sollte?" — Nun genug! gehen wir zu Tische. — „Aber ernstlich, wo kommst Du her?" — Ich werde es Dir bei Tische sagen."

Wir setzen uns zum Essen. Ich erzähle meiner Frau mein Verhältniß zu Ernst und Margarethen. Ich bin genöthigt, etwas weit auszuholen, um auf den Umstand meines Aufenthaltes in der Mansarde zu kommen. Eugenie, die mir Anfangs mit Interesse zuhörte, wird sorgenvoll, ihre Stirne verfinstert sich. Ich bin mit meiner Geschichte zu Ende, und während langer Zeit bleibt sie stumm. Ich esse, aber sie nicht. Sie schweigt noch immer: das incommodirt mich.

„Warum issest Du nicht?" — Ich habe keinen Hunger. — „Warum machst Du mir ein Gesicht?" — Ich, ich mache kein Gesicht. — „Du sprichst kein Wort ... sind wir auf diese Weise gewöhnlich zusammen?" — Drum denke ich ... an Ihre alte Nachbarin ... an die Geliebte Ihres Freundes ... die Sie in ihrer Mansarde besuchten. — „Ich besuchte sie nur, wenn Ernst zugegen war." — Ah! ... Sie waren sicher, Ihn stets zu finden? — „Ja; denn ich ging gewöhnlich nur Abends hin, und Ernst schlief beinahe immer dort." — Beinahe! — „Eugenie, ich habe Dir die Wahrheit gesagt: Du hättest sehr Unrecht, etwas Anderes zu denken!" — Weil Sie dergestalt von der kleinen Margarethe eingenommen sind ... sie so hübsch finden! ... — „Zuvörderst hab' ich nicht gesagt, daß sie sehr hübsch sei ... zugegeben aber, sie wäre es, so habe ich nicht das an ihr bewundert, sondern ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit für ihren Geliebten! ..." — Ja, ja, das veranlaßte Sie, auf die Dächer zu steigen. — „Ganz richtig; das that es auch ... Warum denkst Du übel von Jemand, den Du gar nicht kennst?" — Ah! Sie haben als Junggeselle so viele Streiche ausgeübt! ... Sie hatten so viele Geliebten. — „Gerade deßhalb hatte ich nicht nöthig, mich an die eines Andern zu wenden, die mich überdies nicht erhört hätte." — Sie können Mademoiselle Margarethen gekannt haben, noch ehe sie mit Herrn Ernst bekannt wurde, da sie Ihre Nachbarin war. — „Wenn ich geglaubt hätte, daß Sie all' das denken würden, so hätte ich

sicher weder von Ernst noch seiner Frau mit Ihnen gesprochen." — Seiner Frau! . . . sie ist nicht seine Frau! . . . — „Es kommt ungefähr auf eins heraus, da sie zusammen leben." — Die Welt sieht das anders an . . . und diese Frau wird in keiner honneten Gesellschaft Zutritt haben. — „O! über die Ansicht der Welt! . . . das heißt lächerliche Vorurtheile! Man wird in der sogenannten gebildeten Welt keine Frau zulassen, die seit langer Zeit mit dem einen Manne lebt, den sie jemals geliebt hat; die alle ihre Sorgen daran wendet, all' ihren Ruhm darein setzt, ihn glücklich zu machen; die nur mit ihm ausgeht, sich nur für ihn schmückt, kein Vergnügen ohne ihn genießt; dagegen wird man diejenige darin aufnehmen, ja selbst feiern, welche ihren Mann durch tolle Ausgaben ruinirt, die sich nicht einmal Mühe gibt, ihre galanten Abenteuer zu verbergen, die nur mit ihren Cicisbeo ausgeht! . . . und zwar nur deßhalb, weil diese Damen verheirathet sind! . . . Das macht wahrhaftig der gesunden Vernunft der großen Welt viel Ehre." — Mein Gott! wie Sie in Feuer gerathen! — „Weil ich keine Ungerechtigkeit leiden kann, und diese sich nur zu oft in der Gesellschaft wiederholt. Was mich betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß ich mich stets über Vorurtheile wegsetzen und Ernst und seine Frau sehr gerne bei mir empfangen werde." — Ich danke Ihnen, mein Herr; hoffe jedoch, daß das nicht geschehen wird. — „Wenn Du sie kenntest, würdest Du, ich wette, nicht so sprechen." — Ich habe keine Lust, ihre Bekanntschaft zu machen: es ist hinreichend, daß Sie der intime Freund von Mademoiselle Margarethe sind. — „Mein Gott, Eugenie! es ist wirklich zum Lachen, was Du da sagst." — Und in diesem Hause hat sie gewohnt? — „Ja, gewiß." — Nun wundert es mich nicht mehr, daß Sie so an diesem Logis hängen." — Ich werfe mißmuthig Messer und Gabel auf den Tisch, stehe auf und sage: „Sprechen wir nicht mehr davon, oder Du machst mich im Ernste verdrießlich . . . Bist Du parat? es ist Zeit ins

Theater zu gehen.“ — Ich gehe nicht hin. — „Und diesen Morgen freutest Du Dich darauf ... was ist das für eine neue Caprice?“ — Das ist keine Caprice; es freut mich nicht, ins Theater zu gehen: ich will überhaupt gar nicht ausgehen. — „Wie Du willst. Ich gehe dann allein.“ Ich nehme meinen Hut und gehe, indem ich die Thüre mit einiger Heftigkeit hinter mir zuwerfe. Man muß seine üble Laune doch an etwas auslassen. Ich bin in der That ärgerlich. Das ist der erste Streit, den ich mit meiner Frau habe. Er thut mir um so weher, als ich doch gewiß nichts Unrechtes gethan habe; und wenn man fühlt, daß man weder einen Tadel noch einen Vorwurf verdient, so nimmt man es denen doppelt übel, die uns solche machen. Beleidigungen von Eugenien hören zu müssen! ... noch vor wenigen Monaten hätte ich das gar nie für möglich gehalten. Verdruß und Kummer durch sie zu leiden! ... Aber es ist bloß Eifersucht, was sie irre leitet, ihr in den Kopf steigt ... Ich suche selbst sie zu entschuldigen ... Man bemüht sich so gerne, diejenigen zu entschuldigen, die man liebt; man wäre trostlos, wenn man sie nicht entschuldigen könnte!

Im Theater finde ich wenig Unterhaltung. Doch gibt es einzelne Stellen des schönen Stückes, die mich unwillkürlich hinreißen: bald aber drängt sich die Erinnerung an den Streit mit meiner Frau vor meine Seele: es legt sich wie ein Gewicht auf meine Brust ... und hindert mich, mich zu zerstreuen. Ich bin ein Kind. Der Wortwechsel war, im Ganzen genommen, doch nur unbedeutend ... ich kann nicht verlangen, daß zwei Ehegatten stets gleicher Ansicht seien ... und doch dachte ich es ... glaubte ich es ... Dieser Streit, obgleich unbedeutend, macht mir vielen Verdruß, denn er ist der erste und stört schon eine meiner Illusionen.

Meine Frau lag schon zu Bette als ich heimkam. Am andern Morgen sprachen wir nicht mehr von unserer Unterredung vom

vorigen Abend. Wir sind nicht böse zusammen, aber auch nicht gut. Eugenie ist kälter, wortkarger: es ist nicht mehr die süße Hingebung von ehedem. Doch kann ich sie nicht um Verzeihung bitten, denn ich habe ihr nichts gethan. Möge Madame schmollen, wenn sie das unterhält: ich werde mich stellen, als bemerke ich es nicht.

So verliefen vierzehn Tage, während welcher ich ein einziges Mal bei Ernst war; ich hütete mich aber wohl, es meiner Frau zu sagen: man braucht Leuten, die überall schwarz sehen, nicht Alles zu beichten.

Eines Morgens sagte Eugenie zu mir:

„Wir müssen uns doch jetzt um ein Logis umsehen." — Und warum. — „Um ausziehen zu können, denke ich." — Und warum wollen Sie eine Wohnung verlassen, die Ihnen so gefiel? — „O! jetzt ist sie mir unausstehlich! und wenn ich gewußt hätte, was ich weiß . . . so hätten wir bei unserer Heirath gewiß eine andere genommen." — Gewußt hätten, was Sie wissen . . . wollen Sie wieder von Neuem anfangen? — „Sie können nicht läugnen, daß Sie hier die Bekanntschaft von Mademoiselle Margarethen gemacht haben . . . das ganze Haus weiß es, und es kann mir durchaus nicht angenehm sein, hier zu wohnen." — Das ganze Haus weiß, daß ich mit meiner Nachbarin sprach . . . das ganze Haus weiß aber auch, daß ich nicht ihr Liebhaber war. — „Das sagt man gerade nicht im Hause . . . selbst die Portiers . . ." — Wie, Eugenie! Sie sprechen mit den Portiers? — „Nicht ich . . . aber unsere Bonne spricht zuweilen mit ihnen . . . das ist natürlich . . . und ich weiß, mein Herr, daß Mademoiselle Margarethe sich nicht damit begnügte, Ihre Visiten zu empfangen . . . sondern sie Ihnen freundlichst zurückgab." — Das ist falsch, Madame. — „Sie geben es nicht zu . . . das versteht sich . . . Sie könnten nicht sagen, daß sie mit ihrem Liebhaber kam." — Ah! nun fällt es mir ein, daß sie ein Mal, ein einziges Mal des Morgens zu mir kam, um ihre Katze zu suchen, die sie verloren hatte. —

„Ihre Katze! ... ah! der Vorwand ist vortrefflich! ... Diese musterhaft solide Dame, die zu einem jungen Manne auf's Zimmer kommt, um ihre Katze zu suchen! ...“ — Ich schwöre Ihnen, daß das die Wahrheit ist. — „Ein andermal wird sie wohl nach ihrem Hund gefragt haben, nicht wahr?“

Ich antworte nicht, denn ich fühle, daß mich der Zorn übermannen würde, und in diesem Falle ist es besser zu schweigen ... Eugenie fühlt vielleicht selbst, daß sie zu weit gegangen; nach einigen Augenblicken sagt sie mir mit Sanftmuth:

„Wir müßten ja doch ausziehen, wenn unsere Tochter von der Amme zurückkommt; diese Wohnung wäre dann zu klein ... warum sollen wir gerade bis zu diesem Augenblicke warten?“ — Madame, diese Wohnung convenirt mir, ich ziehe vor, zu bleiben.“ Ich bin nicht gewöhnt, meiner Frau Widerstand zu leisten; aber ihr Verdacht über meine Verbindung mit Madame Ernst macht mich übler Laune, und mein Logis zu verlassen, wäre mir unangenehm.

Eugenie beharrt nicht auf ihrem Verlangen. Während mehrerer Tage sind wir kalt zusammen, und es ist keine Rede mehr von einem Wohnungswechsel. Ich sehe wohl, daß meine Frau Lust hat, wieder davon anzufangen, aber es nicht wagt. Am Ende denke ich, daß die Nachbarn, die Portiers, die Gevatterinnen allerhand gesprochen haben werden ... Diesen Leuten ist nicht wohl, wenn sie nicht lästern können. Sie sahen mich zu dem jungen Mädchen hinaufgehen; sie konnten glauben, Ernst sei nicht da. Warum meine Frau nöthigen, die thörichten Reden dieser Leute ohne Unterlaß anzuhören? ... dieses Logis mißfällt ihr ... und dann muß man auch etwas thun, um den Frieden zu erhalten. Den Frieden! ... ach ja! ich fange an zu fühlen, daß das ein kostbares Gut ist, das nicht immer im Innern der Haushaltungen gefunden wird. Und ich sage eines schönen Morgens zu Eugenien:

„Wie wäre es, wenn Du Dich jetzt anzögest, um zusammen ein Logis zu suchen?“

Auf das stürzt sie sich in meine Arme und küßt mich zärtlich; sie hat ihren ganzen heitern Humor von ehemals wieder gefunden.

Es gibt ein so einfaches Mittel, die Damen liebenswürdig zu machen; man darf nur Alles thun, was sie wollen.

Elftes Kapitel.

Eine Scene.

Wir haben uns auf dem Boulevard Montmartre eingemiethet. Die Wohnung ist ein wenig theuer, aber sehr hübsch.

Wir können sie erst in drei Monaten beziehen. Inzwischen ist meine Frau von der liebenswürdigsten Laune, vorbehaltlich einiger kleiner Discussionen, wie sie auch unter den engstverbundenen Leuten vorkommen; wir sind nun einmal nicht vollkommen: meine Eugenie ist wie in den ersten Tagen unserer Ehe; sie spricht nicht mehr von Ernst und Margarethen, und ich sage ihr nicht, daß ich zuweilen zu ihnen komme.

An einem schönen Wintermorgen entschließen wir uns, unser Töchterchen zu besuchen. Es wäre zu lang, bis zum Frühjahr zu warten, um unsere kleine Henriette zu küssen. Kaum haben wir den Entschluß gefaßt, als ich fortlaufe und ein Kabriolet für den ganzen Tag miethe. Ich lasse eine Pastete, kaltes Geflügel, Bordeauxwein hineinthun, lauter Dinge, die bei den Ammen schwer zu bekommen, aber überall gerne gesehen sind. Eugenie hat einen großen Hut, der sie vor dem Winde schützt, einen weiten Mantel; ich wickle mich in den meinigen und behalte nur die Hände frei, um zu kutschiren, und so fahren wir nach Livry.

Die Straße ist gut, die Kälte schneidend, aber der Himmel klar. Wir haben überdies, was das Beste ist, Liebe und guten Humor zu Reisegefährten, auch geht unsere Reise vergnügt von Statten. Wenn ich zu kalt in den Händen habe, ergreift Eugenie die Zügel und kutschirt für mich. Wir singen, lachen, essen sogar in unserm Kabriolet; wir sind Herren darin; wir sind nur zu zwei: kein langweiliger Kutscher hinter uns, der brummt, wenn wir zu schnell fahren oder sein Pferd peitschen, aber lachen würde, wenn er die Küsse zählen müßte, die wir uns geben. Wenn man sich liebt, befindet man sich am besten, wenn man nur zu zwei ist.

Wir fahren längs des Saumes des berüchtigten Waldes von Bondy hin, der heutzutage bei weitem nicht mehr so berüchtigt ist, weil sich die Diebe weniger in den Wäldern, als in den Salons aufhalten. Wir kommen in Livry an, welches als Dorf fast keine Strohhütten, als Marktflecken wenig Häuser hat. Wir finden das Haus unserer Amme auf und halten unsern triumphirenden Einzug durch einen Hof, der voll Mist, Koth und Düngerlachen ist; die Landleute hiesiger Gegend nennen das ihre pikante Sauce. Meine Frau ist schon abgestiegen; sie sieht die Amme mit einem kleinen Fratzen im Arm, läuft auf sie zu, nimmt ihr die Puppe ab und schreit:

„Das ist meine Tochter! ich erkenne sie!“ Ich muß gestehen, ich hätte sie nicht erkannt. Als uns unsere Tochter verließ, war sie drei Tage alt; und in diesem Alter, finde ich, gleichen sich alle Kinder. Heute zählt sie vier Monate; man kann jetzt eher etwas unterscheiden; aber ich hätte dennoch nicht errathen, ob es meine Tochter oder die der Amme sei, die nur drei Monate älter ist: die Mütter haben hierin einen richtigern Blick.

Eugenie bewundert ihre Tochter, und findet bereits, daß sie mir ähnlich sieht. Ich kann jedoch mit dem besten Willen von der Welt keine Spur von Aehnlichkeit entdecken; und obgleich ich

fühle, daß ich ein zärtlicher Vater meiner Tochter sein werde, so finde ich, offen gesagt, nichts bewunderungswerthes an ihr. Was ich bewundere, ist die Gesundheit, die Korpulenz unserer Amme. Diese Frau wäre kräftig genug, vier Kinder auf einmal zu säugen; und wenn ich ihre dicken Backen, ihre breite Brust ansehe, sage ich mit Diderot: Man könnte sie sechs Wochen lang küssen, ohne wieder auf die nämliche Stelle zu kommen.

Ich habe wohl daran gethan, Lebensmittel mitzunehmen. Hier findet man nichts als Eier, Milch und Speck: das ist zwar ländlich, aber nicht saftig. Ich esse mit den Landleuten, während meine Frau ihre Tochter trägt und wiegt. Eugenie sagt, ich sei ein Leckermaul und liebe die Pastete mehr als meine Tochter. Ich liebe Beide. Aber ich kann, offen gesprochen, noch nicht für ein kleines Wesen schwärmen, das nicht spricht und nichts als Grimassen schneidet; aber mein Herz sagt mir, daß ich nichts desto weniger mein Kind herzlich lieben werde. Uebertreibung ist nicht Wahrheit, und Enthusiasmus beweist noch lange kein Gefühl.

Wir besuchen die Umgegend. Wir können den Schmelz der Wiesen nicht bewundern, weil Alles eingeschneit ist; aber wir sehen malerische Lagen, Aussichten, die im Sommer reizend sein müssen, Wiesen, auf denen es äußerst angenehm sein muß, sich herumzuwälzen, wenn der Klee sproßt. Wir kommen zurück, um uns an einem lustigen Feuer zu wärmen, was man auch bei den großen Landkaminen mit aller Behaglichkeit thun kann: das ist die einzige Sache, um die ich unsere guten Voreltern beneide. Wir essen noch einmal, denn auf das kommt man doch immer wieder zurück, und zwar jederzeit mit Vergnügen; dann küssen wir das Kind, die Amme, Jedermann, und steigen wieder in unser Kabriolet. Es ist bald fünf Uhr und im Winter wird es frühe Nacht.

Abends wird die Kälte schneidender. Eugenie und ich drücken

uns fest an einander. Mein Mantel, der sehr groß ist, umhüllt uns Beide: wir suchen uns auf jedwede Weise zu erwärmen. Eugenie setzt sich auf meinen Schooß; sie nimmt die Zügel in die Hand; ich lasse sie gewähren: man sieht fast nichts mehr. Plötzlich bleibt das Pferd stehen. Eugenie und ich dachten gar nicht mehr an die Straße. Ich weiß überhaupt nicht mehr, was mit uns vorging, denn das Pferd, welches den Zügel, welcher Eugeniens Hand entfallen war, nicht mehr fühlte, war auf die Seite gegangen, vom Wege ganz abgekommen und gerade vor einem Graben stehen geblieben. Wir lachen über unsere Lage, unsere Zerstreuungen, durch welche wir beinahe in einen Graben gestürzt wären ... aber glücklicherweise war unser Pferd nicht auch verliebt. Ich ergreife die Zügel wieder, bringe unsern Wagen wieder auf den rechten Weg, und wir kommen nach Paris mit dem Gedanken zurück, daß dieser Tag durchaus nicht langweilig war und wir die Amme bald wieder besuchen wollen.

Einige Tage nach diesem Besuche in Livry fand ich bei meiner Nachhausekunft Ernst im Salon im Gespräche mit meiner Frau. Ich hatte schon einige Male Ernst eingeladen, zu mir zu kommen, er hatte es aber bis jetzt noch nicht gethan. Was mich überraschte, war Eugeniens liebenswürdige Miene: während ich gefürchtet hatte, daß sie ihn wenigstens mit einer sehr kalten empfangen würde. Aber ich finde bald, warum sie ihr freundliches Aussehen beibehalten hat: Ernst hat sich unter seinem Familiennamen melden lassen, den ich meiner Frau nie gesagt hatte.

„Da ist einer von Deinen Freunden, Herr Firmin, der schon lange auf Dich wartet," sagt Eugenie zu mir, als ich eintrete. „Ich hatte noch nicht das Vergnügen, diesen Herrn zu sehen ... er war, glaube ich, nicht bei unserer Hochzeit." — 'S ist wahr," sagte ich, Ernst die Hand reichend. „Ich gestehe, daß ... ich ihn vergessen hatte. An diesem Tage ist einiger Gedächtnißmangel erlaubt." — Ich fühle mich ein wenig verlegen. Ich wage nicht,

mich bei Ernst nach seiner Frau zu erkundigen; ich sehe, daß Eugenie nicht ahnt, daß der Liebhaber meiner ehemaligen Nachbarin vor ihr steht. Ich leite also das Gespräch schnell auf das Theater, die Literatur; hier ist Ernst in seinem Felde, und in der That erfahre ich alle Koulissenneuigkeiten von ihm. Plötzlich aber ruft er aus:

„Es that mir sehr leid, daß ich vorgestern nicht zu Hause war, als Sie kamen. Meine Frau sagte mir, daß Sie lange auf mich gewartet hätten." — Ah! Sie sind verheirathet?" sagt im nämlichen Augenblicke Eugenie. Ernst antwortet nur mit einer Verbeugung. Dann fährt er fort:

„Es war mir um so verdrießlicher, als ich Ihnen eine Loge im Vaudeville hätte anbieten können, was Madame vielleicht angenehm gewesen wäre." Eugenie dankt und ich suche die Unterhaltung wieder auf die Theater zu lenken; aber Ernst, der keine Ahnung meiner Furcht hat, sagt bald darauf:

„Margarethe, die sonst eine so große Freundin des Schauspiels war, fängt an, desselben überdrüssig zu werden: ich führe sie zu oft hin! . . ." Bei dem Namen Margarethe ist meine Frau blaß geworden, dann sagt sie mit einem erzwungenen Lächeln zu mir:

„Ist das vielleicht Herr Ernst?" — Ja, Herr Ernst Firmin, von dem ich so oft mit Dir gesprochen habe. — „Ah! ich erinnere mich . . . dessen G a t t i n hier in diesem Hause wohnte." — Ernst verbeugt sich nochmals. Ich schweige, aber ich fühle, daß ich erröthe; und das zwar aus Zorn, denn Eugenie hat das Wort G a t t i n mit einem Ausdruck von Ironie ausgesprochen, der mich verletzte.

Es lag Bosheit darin, und ich kann nicht begreifen, wie man sich gegen Jemand boshaft äußern mag, der es nie gegen uns war. Glücklicherweise ist Ernst, wie ich glaube, diese Absichtlichkeit meiner Frau entgangen. Er spricht noch über Literatur und Theater mit mir. Eugenie spricht kein Wort mehr,

und ihre Miene ist eben so kalt, als sie bei meiner Ankunft liebenswürdig war. Ich führe allein die Unterhaltung mit Ernst fort. Endlich steht er auf und sagt mir Lebewohl, und indem er meine Frau grüßt, erbietet er sich, ihr zuweilen Billete zu schicken, wenn es ihr angenehm ist. Eugenie antwortet, daß sie keine Freundin vom Theater sei: aber diese Antwort ertheilt sie mit einem so verächtlichen, unartigen Tone, daß sie diesesmal Ernst empfindlich berühren mußte. Er begnügte sich, mich anzusehen, verstohlen zu lächeln und entfernte sich, indem er mir die Hand bedeutungsvoll drückte. Ich war auf einen Streit oder etwas der Art gefaßt, denn ich fange an wahrzunehmen, daß ein Ehemann auf allerhand gefaßt sein muß. Zu meiner Verwunderung bleibt aber Eugenie stumm und zieht sich in ihr Zimmer zurück; ich lasse sie gehen und begebe mich in mein Schreibzimmer, wo ich den Rest des Tags, ohne sie zu sehen, verbringe.

Aber zur Essenszeit entschließe ich mich, ärgerlich darüber, daß sie ihr Zimmer nicht verläßt, sie dort abzuholen. Ich finde sie sitzend und bitter weinend. Ich laufe auf sie zu und will sie küssen. Sie stößt mich zurück:

„Was will all' das bedeuten, Eugenie, warum weinst Du? ... Worüber hast Du Kummer?“ — Ueber Sie, mein Herr. — „Ueber mich!“ — Sie machen mich recht unglücklich. — „Ich mache Dich unglücklich! ... Ich gestehe, daß ich auf einen solchen Vorwurf nicht gefaßt war ... Wenn ich allen Ihren Wünschen, allen Ihren Launen entgegenzukommen mich bestrebe, wenn ich keinen andern Willen kenne, als den Ihrigen, mache ich Sie unglücklich! ... Auf Ehre! die Weiber sind sehr ungerecht ... Was würden Sie sagen, Eugenie, wenn Sie einen zänkischen, wunderlichen oder verschwenderischen Gatten hätten, der immer herumliefe, spielte?“ — Mein Gott, ich weiß wohl, daß ein Gatte Alles gethan zu haben glaubt, wenn er seiner Frau den Hut und den Shawl anschafft, den sie sich wünscht! ... Aber ich, ich

wollte lieber, Sie hätten all' die Fehler an sich, welche Sie eben anführten, und wären mir dafür treu. — „Und mir machen Sie den Vorwurf, nicht treu zu sein!... mir diesen Vorwurf?" — Wagen Sie es noch, zu läugnen, daß Sie noch immer Ihre alte Nachbarin besuchen ... diese Madame Ernst? — „Nein, Madame, ich habe es nie geläugnet: warum läugnen, wenn man nichts Uebles thut?" — Aber Sie sagten mir nichts davon, und ohne den Besuch dieses Herrn würde ich es nicht erfahren haben. — „Ich habe Ihnen deßhalb nichts davon gesagt, weil mich Ihr lächerlicher Argwohn zu dieser Geheimhaltung genöthigt hat ... Ich dachte mir wohl, daß Sie etwas Schlimmes darin erblicken würden. Es war daher überflüssig, Ihnen eine Sache mitzutheilen, die Sie nicht interessirte." — Ah! das soll mich nicht interessiren, wenn Sie andern Frauenzimmern den Hof machen!... Wie abscheulich!... — „Eugenie Sie sind nicht klug ... Sie dauern mich!" — Man ist nicht klug, wenn man die Intriguen von euch Herren entdeckt ... Werden Sie noch behaupten, ihr Liebhaber sei immer da, wenn Sie sie besuchen?... Es ist Schade, daß er selbst gesagt hat, Sie hätten lange auf ihn warten müssen ... Der Einfaltspinsel! der nicht wahrnimmt, was Sie bei ihm thun, wenn er nicht zu Hause ist. — „Ah! welche Geduld erfordert es, solche Dummheiten mit anhören zu müssen!..." — Ich bin überzeugt, daß Sie jeden Tag Ihre alte Nachbarin, und zwar Margarethen, besuchen ... Ich kenne sie nicht, aber ich verabscheue sie ... daß es sich ihr Herr Ernst nur nicht beigehen läßt, sie hierher zu bringen! ich würde sie zur Thüre hinauswerfen. Mein Gott! mein Gott! vierzehn Monate nach der Hochzeit ... eine Maitresse zu haben!..." — Sie verbirgt ihren Kopf in ihre Hände und fängt wieder an zu schluchzen. Ihre Thränen söhnen mich mit ihrer Ungerechtigkeit wieder aus. Ich will mich ihr nähern und versuchen, der Vernunft Eingang bei ihr zu verschaffen, als sie plötzlich aufsteht und mir sagt:.

„Nun wohl, mein Herr, da Sie eine Geliebte haben, so erkläre ich Ihnen, daß ich mich auch um einen Geliebten umsehen werde.“ Ich gestehe, daß diese Worte einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich hervorbrachten; sie waren zwar allerdings nur im Zorne gesprochen; aber ich hätte nie geglaubt, daß Eugenie nur eines solchen Gedankens fähig wäre.

„Madame!“ sage ich in einem Tone, der nichts Sanftes an sich hat, „machen Sie nicht, daß ich aus meinem Charakter heraustrete, und ermüden Sie meine Geduld nicht. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich keine Maitresse habe, und es Madame Ernst weder war noch sein wird, daß ich nur selten zu ihnen komme, und es nur ein Zufall ist, wenn Ernst um die Zeit, wo ich ihn besuche, nicht zu Hause ist. Da er überdies nicht außer dem Hause arbeitet, so kann man nie wissen, wenn er ausgeht. Und nun, Madame, denken Sie wohl daran! selbst wenn ich eine oder mehrere Maitressen hätte, selbst wenn ich unser Hauswesen ganz vernachlässigte, oder sogar verließe, so gäbe dies Alles Ihnen noch kein Recht, einen Geliebten zu haben... Die Stellung des Mannes und der Frau ist eine ganz verschiedene. Ich kann mich in Intriguen einlassen, mein Vermögen, meine Gesundheit verlieren!... das Alles entehrt Sie nicht, Madame, und bringt keine fremden Kinder in den Schooß Ihrer Familie; das ist aber nicht der Fall bei der regellosen Aufführung einer Frau: ein einziger Fehltritt vernichtet sie auf immer in den Augen der Gesellschaft, und kann die Kinder ihres Gatten nöthigen, ihr Brod mit den Kindern ihres Verführers zu theilen.“ — Das ist sehr bequem, mein Herr, da kann also der Herr Gemahl thun, was er will, und die Frau ist nur da, ihr Leben mit Weinen zuzubringen!... Ist das gerecht, mein Herr? — „Wenn euch das zu schwer... zu grausam däucht... warum heirathet ihr, ihr Weiber?... Bei eurer Hochzeit wird euch genugsam gesagt, welche Verbindlichkeiten ihr übernehmt.“ — Es ist auch wahr,

es wäre viel commoder, nicht zu heirathen ... es zu machen, wie Mademoiselle Margarethe: da kann man seinen Neigungen mit voller Freiheit fröhnen, sich gegenseitig verlassen und wieder zusammenfinden, wenn es Einem Vergnügen macht." — Ich antworte nicht mehr, sondern gehe der Länge und Breite nach im Zimmer spazieren. Aber Eugenie weint nicht mehr, sie hat ihre Augen abgetrocknet; nach einer kurzen Pause nähert sie sich mir, nimmt mich sanft am Arme und sagt:

„Heinrich, ich habe vielleicht nicht ganz Recht gehabt ... aber doch ... wenn diese Frau Deine Maitresse weder war ... noch ist ... und Du sie nicht liebst, so schwöre mir, daß Du sie nicht liebst." — Ja, ich schwöre Dir, daß ich keine Liebe für sie empfinde, daß ich nie ihr Geliebter war. — „Nun wohl, mein Freund, um mir es zu beweisen, so versprich mir, nie mehr in Deinem Leben einen Fuß in die Wohnung dieser Leute zu setzen." — Nein, es thut mir leid, aber das verspreche ich nicht. — „Und warum nicht, wenn Sie diese Frau nicht lieben?" — Gerade, weil ich in keinem Verhältnisse mit Madame Ernst stehe, will ich sie und ihren Mann besuchen, so oft es mir gefällt. Und höre, liebe Freundin, heute bist Du eifersüchtig auf diese Dame und willst nicht, daß ich hingehe; in einigen Tagen wirst Du auf eine andere eifersüchtig werden und mir das gleiche Hausverbot auferlegen. So kommen wir nicht zu Stande. Ich liebe Sie, ich bete Sie an, wie in den ersten Tagen unserer Verbindung; aber ich will nicht Ihr Sclave sein. Es gibt nichts Abgeschmackteres auf der Welt, als einen Mann, der keinen Schritt ohne Erlaubniß seiner Frau zu thun wagt; es gibt nichts Impertinenteres, als eine Frau, die zu ihrem Manne sagt: Du gehst nicht dorthin, weil ich es nicht will. — „Aber, Heinrich, ich verbiete es ja nicht; ich bitte ja nur darum." — Nein, meine theure Eugenie, ich bedauere unendlich, aber ich lasse mich in meinen Gängen nicht beschränken. — „Und Sie wagen noch zu sagen, Sie lieben

diese Frau nicht!“ — Wenn ich ihr Geliebter wäre, so hätten Sie nie erfahren, daß ich hingehe, Sie hätten mich nie davon sprechen hören. — „Sie ziehen also die Freundschaft dieser Leute meiner Ruhe, meinem Glücke vor; Sie opfern ihnen meinen Seelenfrieden?“ — Ihre Ruhe kann durch meine Besuche bei Ernst unmöglich gestört werden. Ich wiederhole, daß ich einem lächerlichen Verdachte durchaus nicht nachgeben und nach meinem Gutdünken handeln werde. — „Das genügt, mein Herr, ich weiß nun Ihre Liebe nach ihrem vollen Werthe zu schätzen.“

Mit diesen Worten kehrt Madame in ihr Zimmer zurück; ich setze mich an den Tisch und dinire. Eugenie kommt nicht zurück. Ich esse allein. Es ist das erste Mal seit unserer Verheirathung; ach! ich hätte nie gedacht, daß so etwas möglich wäre. Mein Essen ist bald zu Ende: nichts raubt mehr den Appetit als Streit. Und mit Jemand zu streiten, den man liebt, erzeugt zugleich Zorn und Kummer. Ich gehe alsbald nach meinem Mittagessen aus. Ich gehe ohne Zweck, aber ich gehe doch, und nichts taugt besser, als die frische Luft, um üble Laune zu bannen. Man kann jedoch nicht beständig gehen und überdies ist es kalt. Ich trete in das Variétéstheater. In diesem Theater gibt es gewöhnlich etwas zum Lachen, und Lachen thut so gut!

Ich nehme einen Platz am Orchester. Ich erblicke Belan, er ist nicht mehr frisirt und herausgeputzt, wie zu seiner Junggesellenzeit, sondern in einem weiten Ueberzieher, in dem er bis zum Kinne steckt und dabei ein Gesicht macht, das keine Lust, Eroberungen zu machen, verräth. Ist das wohl eine Wirkung des Ehestandes? . . . Ist nicht vielleicht auch mit mir selbst, ohne daß ich es ahnte, dieselbe Verwandlung vorgegangen?

Die Begegnung mit Belan macht mir Vergnügen; ich hoffe, sie wird mir Zerstreuung in meinem Leid gewähren. Ich setze mich an seiner Seite nieder. Der weiland Verführer ist so in Gedanken vertieft, daß er mich gar nicht erkennt. „He! Belan,

unterhält Sie das Stück?" — Ach! da ist Freund Blemont!... Glückliches Zusammentreffen!... Seit unserer Heirath sehen wir uns fast nicht mehr... Ach! wir haben sonst tolle Streiche zusammen ausgeführt!... wir waren ledig; das war eine schöne Zeit! — „Wie, bereuen Sie schon, geheirathet zu haben?" — Nein, gewiß nicht; ich sage das nur zum Scherze... O! ich bin sehr glücklich!... ich wollte nur sagen, ein Ehemann ist es sich selbst schuldig, keine Unbesonnenheiten mehr zu begehen, wie ein Junggeselle. Im Uebrigen bin ich ausnehmend glücklich. — „Da gratulire ich. Durch welchen Zufall ist Ihre Frau Gemahlin nicht mit Ihnen." — Ach, sie war mit Ihrer Mutter zu einem Essen eingeladen, wozu man mich nicht einladen konnte, weil sonst dreizehn bei Tische gewesen wären... Ich werde sie jedoch abholen... Da man aber in diesem Hause sehr spät dinirt, so hat mir Armide gesagt, nicht zu früh zu kommen... erst zwischen zehn und elf Uhr... Deßhalb bin ich auch inzwischen hieher gegangen. Aber Sie selbst, mein lieber Blemont, ich glaubte, daß Sie nie von der Seite Ihrer angebeteten Gattin wichen; man nennt euch ja wahre Turteltauben... — „Ach! die Turteltauben sind nicht immer einerlei Meinung... Wir haben einen kleinen Wortwechsel gehabt... und ich kam hierher, um mich zu zerstreuen." — Ei was!... Sie haben wirklich einen Wortwechsel gehabt?... Sonderbar, gerade wie bei mir: ich habe sehr oft Wortwechsel mit Armiden... aber das hindert durchaus nicht, glücklich zu sein!... Das sind kleine Wolken, die vorüberziehen. — „Und weint Ihre Schwiegermutter noch immer?" — Ach, sprechen Sie mir nicht von meiner Schwiegermutter, die ist mein wahrer Alp!... sie ist's, die ihrer Tochter den Kopf verrückt... Ich weiß, daß sie es nicht in böser Absicht thut... dazu ist sie zu nobel... Wenn man sich aber in einem Gruß, in einer Ceremonie verfieht, wenn man ihr nicht schnell genug die Hand bietet, ist es ein beständiges Vorwurfmachen und Klagen!... Trotz-

dem bin ich sehr glücklich; und obschon die Spitzbuben von Girauds haben aussprengen wollen, ich sei ein Hörnerträger ... — „Wie, die Girauds haben gesagt?“ — Daß ich ein Hörnerträger sei ... Ja, mein Freund, sie haben es gewagt! ... Obgleich ich eine Frau von einer Sittenstrenge habe! ... überhaupt eine von jenen Frauen, bei welchen man auch in anderer Beziehung ruhig sein kann, Sie wissen ... von jenen kalten ... marmorartigen Frauen ... Wenn man sie umarmt, ist es accurat als wenn man sie nicht umarmte; es macht ganz genau den gleichen Eindruck auf sie. — „Teufel auch! ... das ist sehr beruhigend!“ — Das will ich meinen; wenn ich einmal wirklich ein Hahnrei würde, so dürfte man es meinethalben an den Ecken anschlagen! ... aber man weiß wohl, warum die Giraud's das verbreiten: aus Aerger, daß man sie nicht zur Hochzeit eingeladen hat. — „Das denke ich auch, aber ich kann nicht glauben, daß sie sich erlaubt haben ...“ — Doch, doch. Aber ich will Ihnen sagen, woher sie den Vorwand zu solchen Reden geschöpft haben. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich, um Armidens Hand zu erhalten, viele Nebenbuhler beseitigt habe, unter Andern einen Marquis, der sechs Kreuze hatte. — „Ich erinnere mich.“ — Nun gut! anstatt sich zu erzürnen, wie die Andern, kam der Marquis, nachdem ich den Sieg über ihn davon getragen, ganz offen zu mir, machte mir sein Compliment darüber, und sagte mir mit bezaubernder Liebenswürdigkeit: „,Sie haben mich besiegt, und das mit Recht: Sie sind würdiger als ich: ich lasse Ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren, und schätze Sie hoch. Heirathen Sie Fräulein von Beausire, aber erlauben Sie mir, beständig Ihr Freund zu bleiben ...‘“ Ha! was sagen Sie dazu? — — „Aeußerst liebenswürdig!“ — Sie können sich denken, daß diese noble Handlungsweise Eindruck auf mich machte. Ich lud den Marquis ein, uns zu besuchen; er kam, und zwar sehr oft. Auf das hin haben die Girauds ihre schlechten Witze in die Welt

geschickt. Als es meine Frau erfuhr, so wollte sie bei ihrer großen Sittenstrenge durchaus, daß ich den Marquis auf der Stelle ersuchen sollte, seine Besuche einzustellen; ich aber habe Charakterstärke gezeigt und zu dem Marquis gesagt: Kommen Sie alle Tage, kommen Sie sogar wo möglich zweimal des Tags, das wird mir nur um so mehr Vergnügen machen. Und er thut es auch . . . und in diesem Falle wenigstens fand meine Schwiegermutter, daß ich ganz recht gehandelt habe." — Ich sagte nichts weiter, lachte aber in meinem Innern. Egoisten, die wir sind: wir lachen über das Unglück Anderer und wollen, daß man mit unsern Qualen Mitleid habe! Um ein Viertel auf elf Uhr ging Belan, obschon noch ein Stück gegeben wurde, um seine Frau abzuholen. Er fürchtete, wie er sagte, bei längerem Bleiben zu spät zu kommen und von seiner Schwiegermutter ausgescholten zu werden, versicherte mich aber dem ungeachtet beim Abschiednehmen wiederholt, daß er sehr glücklich sei.

Zwölftes Kapitel.

Aeußerlicher Schein.

Während mehrerer Tage sprachen wir, Eugenie und ich, fast Nichts zusammen; sie blieb beinahe den ganzen Tag auf ihrem Zimmer und ich in meiner Schreibstube. Auf diese Weise geriethen wir allerdings nicht in Streit; aber eine solche Existenz ist traurig, und nicht, um auf solche Art mit meiner Frau zu leben, habe ich geheirathet; und wenn dieser Zustand andauern sollte, würde ich meinen verlorenen Junggesellenstand beklagen.

Ich war bei Ernst. Ah! welch' ein Unterschied! . . . wie sind diese so glücklich! ... Sie sind noch immer ineinander verliebt! Liebe, Vergnügen, Glück geben sie sich wechselseitig und sind noch eben so heiter, eben so kindlich, als damals, wo sie in der Mansarde wohnten.

Ernst frägt mich aus Artigkeit nach meiner Frau; aber es scheint mir, daß es ihm nicht sehr darum zu thun ist, sie wieder zu besuchen: ich selbst wage nicht, ihn zu mir einzuladen, obschon ich mich wohl hüte, etwas von meinem Streit mit Eugenien verlauten zu lassen.

Wenn man jung ist, und besonders wenn man sich liebt, kann man nicht lange uneins bleiben. Eugenie und ich drehen uns beständig um einander herum, aber die verdammte Eigenliebe läßt immer noch nicht zu, daß wir uns mehr nähern. Es handelt sich darum, wer dem Andern zuerst entgegenkomme, weil sie sicher nicht glaubt, daß sie Unrecht, ich aber überzeugt bin, daß ich Recht habe. Eines Tages aber, als Eugenie wieder mit geschlossenem Munde neben mir sitzt, werfe ich alle Eigenliebe auf die Seite, umarme zärtlich meine Frau und der Friede ist wieder hergestellt. Ah! wie süß ist doch eine solche Versöhnung! . . . Da inzwischen diese Genüsse nur eine Folge vorangegangener Streitigkeiten sind, so meine ich, sollte man sich solche nicht zu oft zu verschaffen suchen. Die Periode unseres Wohnungswechsels naht heran, ich fühle, daß ich dieses Haus, wo ich so angenehme Augenblicke zugebracht, nur mit Bedauern verlassen werde. Aber ich behalte mein Bedauern für mich, denn meine Frau würde ihm andere Gründe unterlegen, und der siebentägige Krieg könnte von Neuem entbrennen.

Im Gegentheile, da Eugenie unsern Auszug als ein Glück betrachtet, so gebe ich mir das Ansehen, es vollständig zu theilen. Sie ist, scheint mir, doppelt glücklich, erstens dieses Haus zu verlassen, und zweitens aus einem Stadtviertel wegzukommen, wo wir uns in der Nähe von Ernst und seiner Frau befinden.

Da am Vorabend unseres Auszugs Alles darunter und drüber ist, wollen wir nicht zu Hause speisen; wir können uns bei Madame Dumeillan nicht zu Gast laden, weil sie seit einiger Zeit unpäßlich ist; bei meiner Mutter zu essen, würde sie Abends

um ihre Whistpartie bringen: Da entschließen wir uns schnell, bei einem Restaurant ein feines Diner einzunehmen. Meine Frau freut sich unendlich darauf. Da mich meine Geschäfte lang im Tuilerienquartier aufhalten werden, so verabrede ich mich mit Eugenien, auf der Terrasse der Feuillantiner zusammenzukommen; sie soll zuerst unsere neue Wohnung besichtigen und von da um fünf Uhr an den bezeichneten Zusammenkunftsort kommen.

Ich beeilte mich, meine Geschäfte zu beendigen. Ich wollte nicht, daß Eugenie auf mich warte und vor mir beim Rendezvous sich einfinde. Ich war auch so eifrig, daß es noch nicht einmal halb fünf Uhr war, als ich in die Tuilerien eintrat. Nun, dachte ich, gehen wir einstweilen spazieren.

Noch bin ich nicht drei Minuten da, als ich eine Stimme, die mir nicht ganz fremd ist, hinter mir sagen höre: „Es scheint, daß wir uns gerade hier immer treffen müssen! . . . Das ist wahrhaftig sonderbar.“ Ich drehe mich um und stehe wieder vor Lucilien, die ich seit meinem Hochzeitstage nicht mehr gesehen hatte. Sie ist sehr elegant angekleidet und ebenfalls allein. „Sie sind es, Madame!“ — Gewiß, mein Herr . . . ich muß in diesen Garten kommen, wenn ich mit Ihnen zusammentreffen will. — „Es ist sicher, daß in Paris, wenn man sich nicht sucht . . .“ — Und sogar, wenn man sich sucht, die Folge noch nicht ist, daß man sich auch finde. Haben Sie aufs Neue geheirathet, mein Herr? — „Nein, Madame. Es ist gut Junggeselle zu sein . . . da kann man alle Wochen eine neue Frau nehmen!“ — Aber jetzt sind Sie doch ganz solid? — „Vollkommen, Madame.“ — Ich gratulire Ihnen dazu . . . Trotz Ihrer Solidität machen Sie aber doch den Eindruck auf mich, als ob Sie sich hier zu einem Rendezvous eingestellt hätten. — „Es ist so, Madame, aber nicht hinter allen Rendezvous stecken gerade galante Abenteuer.“ — Ich weiß nicht, was dahinter oder davor steckt; aber Sie erwarten Jemand, und ich wollte wetten, dieser Jemand ist ein Frauenzimmer! — „Sie

täuschen sich nicht, und zwar eine Dame, mit welcher ich bei einem Restaurant in einem separaten Zimmer speisen werde." — Da haben wir den soliden Mann! ... Aber das Gegentheil hätte mich auch zu sehr gewundert... darum verlohnte es sich wahrlich nicht der Mühe zu heirathen! — „Madame, ich will Sie nicht länger im Irrthum lassen; ich erwarte meine Frau, die ich hierher bestellt habe." — Ihre Frau! ... Ah! Verzeihung, mein Herr, ich bitte sehr um Entschuldigung ... Ich konnte nicht vermuthen, daß Sie ein anderer Philemon geworden sind! ... In vollem Ernste, Sie erwarten Ihre Frau hier? — „Nun ja! was ist denn da Außerordentliches dabei?" — Sind Sie noch verliebt in Ihre Frau, Heinrich? — „Ja wohl! ... mir ist, als ob ich erst seit gestern verheirathet wäre!" — Ah, mein Gott, das ist aber schön!"

Lucilie beißt sich auf die Lippen mit einem Aerger verrathenden Lächeln. Ich wünsche nicht die Unterhaltung mit ihr fortzusetzen, obwohl ich weiß, daß meine Frau noch nicht kommen wird. Ich schicke mich an, sie zu grüßen, aber sie hält mich beim Arme zurück;

„Wie! Sie wollen mich so schnell verlassen! ... Mein Gott! zittern Sie doch nicht ... Ihre Frau kommt noch nicht ..." — Ich hoffe es; denn, aufrichtig gesprochen, ich wünschte nicht, daß sie mich in Unterhaltung mit Ihnen sähe. — „Sie würde Ihnen die Ruthe geben." — Nein, sie würde mir gar nichts geben; aber sie ist eifersüchtig und ich möchte ihr keinen Verdruß machen. — „Sie hätte sehr Unrecht, eifersüchtig auf mich zu sein." — Mag sein ... aber Sie wissen, daß eifersüchtige Leute oft Unrecht haben. — „Heinrich, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen." — Welchen? — „Nehmen Sie mich statt Ihrer Frau zum Essen mit ... Sie können ihr ja diesen Abend sagen, Sie hätten nicht Zeit gefunden." — Nein, danke recht schön! so weit halte ich Gottlob noch nicht. — „Ah, es war auch nur ein Scherz, mein Herr; ich kenne Sie als viel zu tugendhaft, um

einen solchen Streich auszuführen ... Haben Sie Ameisen in Ihren Beinen?" — Nein, aber ich will nicht länger bleiben. — „Nun gut, machen wir einen Spaziergang." — Ich will nicht mit Ihnen spazieren gehen. — „Und wenn ich Sie nun nicht verlassen will!" — Lucilie! ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen. — „Ah, mein Gott! ... der Herr nimmt sein sentimentales Aussehen an ... Hören Sie mich also: vor allen Dingen, der Garten ist für Jedermann ... Wenn ich an Ihrer Seite gehen will, haben Sie nicht das Recht, mich daran zu hindern ... zudem bin ich sehr neugierig, Ihre Frau zu sehen ... Sie wird mich doch nicht auffressen, wenn sie mich bei Ihnen antrifft! ... He? ... Ah, der Herr will nicht antworten ... der Herr ist im Zorn." — Ja, Madame. Ich muß gestehen, daß ich mir den Beweggrund Ihrer Handlungsweise nicht erklären kann ... das ist eine Bosheit ... und ich erinnere mich nicht, Ihnen Anlaß dazu gegeben zu haben. — „Ah! Sie erinnern sich nicht ... Da haben Sie ein schlechtes Gedächtniß .... Ich erinnere mich aber, daß ich sehr viel Ursachen habe, Rache gegen Sie auszuüben." — Madame, Sie können sich gewiß mit Personen beschäftigen, die Ihnen mehr Interesse einflößen als ich; und ich bin erstaunt, daß Sie vier volle Jahre, nachdem unsere Verbindung aufgelöst ist, sich noch meiner erinnert haben. — „Daß Sie das nicht verdient haben, ist gewiß ... aber was kann man machen! ... es ist vielleicht gerade deßhalb." — Lucilie, ein anderes Mal wollen wir zusammen sprechen, so lange Sie wollen; aber heute, bitte ich Sie, lassen Sie mich ... bleiben Sie nicht bei mir. — „Ha! ha! ich muß über Sie lachen."

Ich fange an sehr schnell zu gehen. Lucilie hält den gleichen Schritt, indem sie fortwährend an mich hinspricht, ohne daß ich ihr Antwort gebe. Ich bemerke, daß man nach uns sieht, weil ich das Aussehen eines Mannes habe, der einer ihn verfolgenden Frau entfliehen will. Ich leide Höllenpein. Endlich bleibe ich stehen.

„Lucilie, es ist abscheulich, was Sie mir da anthun." — Ah! seien Sie ruhig, ich will Sie verlassen ... denn Sie dauern mich ... Sie bekommen bei jedem Frauenzimmer, an dem Sie vorbeigehen, Krämpfe! ... Sagen Sie mir nur noch das Eine ... haben Sie noch mein Porträt? — „Ihr Porträt ... ich weiß in der That nicht, ich will aber nachsehen." — Sie müssen mir es zurückgeben ... es hat ja keinen Werth für Sie ... Ich will es haben, denn es war sehr ähnlich. — „Ich werde es Ihnen geben." — Ich wohne noch immer in der gleichen Straße, nur zwei Häuser weiter oben. — „Ganz gut; ich werde es Ihnen bringen." — Versprechen Sie mir das? — „Gewiß." — Ah! dann sind Sie recht liebenswürdig. Adieu, mein lieber Heinrich. Seien Sie nicht mehr böse ... und vergessen Sie nicht, was Sie mir so eben versprachen. — „Ja, ich ..." Das Wort erstirbt mir auf den Lippen; ich sehe meine Frau zwei Schritte von uns, blaß, zitternd, uns mit prüfenden Blicken betrachtend. Und in diesem Augenblicke gibt mir Lucilie die Hand, um mir Adieu zu sagen; und ich, entzückt darüber, daß sie geht, schüttle sie ihr recht herzlich! Eugenie hat Alles gesehen; und Lucilie, welche die Veränderung wahrnimmt, die in meinen Zügen vorgeht, dreht sich um, betrachtet meine Frau, wobei ihr ein spöttisches Lächeln entgeht, und entfernt sich, indem sie mir noch einmal auf sehr ungezwungene Weise Adieu sagt. Ach! ich weiß nicht, was ich ihr Alles anthun könnte!

Ich nähere mich meiner Frau. Ich sehe sicher so verlegen aus, als ob ich der größte Sünder wäre:

„Ah, Du bist's ... Ich sprach gerade mit einer Dame, der ich begegnete." — Ich habe diese Dame gesehen, sogar gehört ... es ist unnöthig, mein Herr, mir ein Rendezvous zu geben ... mich hierher zu bestellen, um Zeuge solcher Dinge zu sein. — „Allons! Du willst schon wieder etwas Schlimmes darin sehen ... aber ich schwöre Dir ..." — O! das Schwören kommt Sie

nicht schwer an! . . . wer ist diese Frau! . . . Ist es Ihre alte Nachbarin, Madame Ernst? — „O nein! . . . es ist eine Frau, die . . . ich gekannt habe, ehe ich verheirathet war.“ — Ah! es ist eine Ihrer alten Geliebten? — „Nun! und wenn das wäre? . . . da ich sie schon lange nicht mehr besuche . . .“ — Sie besuchen sie nicht mehr, und sie erlaubt sich, in einem so freien Tone mit Ihnen zu sprechen . . . Sie bei der Hand zu nehmen . . . Ihnen in das Weiße der Augen zu schauen, und mir beim Fortgehen ins Gesicht zu lachen. Ah! die hat ein freches Aussehen! . . . aber ich werde sie wieder erkennen, die da . . . Ich habe Zeit gehabt, sie ins Auge zu fassen, Sie haben mich natürlich nicht gesehen, Sie waren zu sehr mit dieser Dame beschäftigt! . . . Sie haben ihr etwas versprochen, denn sie sagte zu Ihnen: „‚vergessen Sie nicht, was Sie mir so eben versprochen.‘“ Habe ich Recht oder nicht, mein Herr? — „Nun, mein Gott! es ist möglich, Madame! . . . ich weiß nicht, was sie Alles an mich hinsprach, es war mir nur darum zu thun, sie los zu werden . . . denn ich wußte wohl, daß Sie sich, wenn Sie mich mit ihr sprechen sähen, tausend Chimären in den Kopf setzen würden.“ — Chimären! . . . Man dürfte Sie in den Armen einer Frau sehen, und es nicht einmal unrecht finden! . . . ach! ich ersticke . . . ich kann nicht mehr!“ — Sie bringt ihr Taschentuch an ihre Augen. Ich nehme sie am Arme und ziehe sie mit fort: ich habe nicht Lust, den Spaziergängern auf der Terrasse der Feuillantiner noch einmal zur Unterhaltung zu dienen. Wir gehen einige Zeit, ohne mit einander zu sprechen, in den elysäischen Feldern. Ich bleibe vor einem Restaurant stehen und will sie veranlassen, mit hereinzugehen. „Was ist das für ein Ort?“ — Eine Restauration . . . wo wir speisen wollen. — „Ist unnöthig, ich habe keinen Hunger; ich will nach Hause zurückkehren.“ — Sie wissen wohl, daß alle Gegenstände bereits eingepackt sind und wir zu Hause nicht essen können. In der That, Eugenie, Sie quälen sich unvernünftiger-

„Lucille, es ist abscheu
Ah! seien Sie ruhig, ich u
mich ... Sie bekommen bei i
gehen, Krämpfe! ... Sage
Sie noch mein Porträt?
That nicht, ich will aber
rückgeben ... es hat ja
haben, denn es war sehr
— Ich wohne noch imm
Häuser weiter oben. — „
— Versprechen Sie mir
Sie recht liebenswürdig
Sie nicht mehr böse . .
so eben versprachen. —
auf den Lippen; ich s
blaß, zitternd, uns m
diesem Augenblicke gibt
sagen; und ich, entzü
recht herzlich! Eugen
die Veränderung wahrn
sich um, betrachtet me
entgeht, und entfernt
ungezwungene Weise S
ihr Alles anthun könn
Ich nähere mich
nus, als ob ich der g
„Ah, Du bist's
h begegnete." — Ich
. . es ist unnöthig . m
ich hierher zu bestell
Allons! Du willst i
. aber ich schwöre S

sah die Handlung des kleinen Knaben und beißt
:n, um nicht zu lachen; aber als ich mich nach
"n sie nicht mehr an sich halten und geräth in
·:mpf wie ich. Nichts führt schneller eine Wieder=
·hei, als Lachen; bei lustigen Leuten kommen selten
.·ir haben uns genähert, weil wir Beide den Tisch
ɛn, um uns ans Fenster zu stellen. Ich weiß nicht,
ıacht, als plötzlich finde ich, daß ich Eugenien in
.ı halte, dann küssen wir uns, dann verlassen wir
dann kommen wir hinten ins Zimmer, dann ...
:t die Thüre, diesesmal ohne den Schlüssel lange
.en. Es ist nun schon einmal geschrieben, daß
"ts wie Dummheiten begehen soll! und jedesmal
thut. Eugenie, roth wie eine Kirsche, hat sich
:einen Armen gewunden, doch nicht schnell genug,
Kellner, der uns ganz nahe beisammen sah, mit
ni, die er in der Hand hatte, sogleich rechtsum
·, wobei er murmelte:
.!... Sie sind noch nicht ganz fertig ... übrigens
Scharre noch nicht genug angezogen." Er hat die
: zugemacht. Ich hasche wieder nach Eugenien, die

Gott! was wird dieser Kellner denken?" — Ich er=
mir das sehr wenig Sorgen macht, und nach wenigen
glaube ich, auch Eugenie ganz beruhigt. Ich bin
egen der Maccaroni zu läuten. Endlich kommt der
·r er singt und spricht ganz laut mit sich auf dem
er den Schlüssel berührt, welchen er dann fünf Mi=
m Schloß hin= und her dreht. Diesesmal hat er seine
:egeln ganz gut getroffen, um nicht zur ungelegenen
·en. Während der ganzen Dauer seiner Anwesenheit,
:an ihre Augen auf den Boden geheftet und wagt

weiſe. Wie können Sie nur denken, daß, wenn ich mit dieſer Frau in einem Verhältniſſe ſtände, ich ihr hier ein Rendezvous geben würde, wo ich Sie jeden Augenblick erwartete. — „Was haben Sie ihr verſprochen?“ — Ach! mein Gott! ich weiß nicht was: ſie drängte ſich mir auf und verfolgte mich ſeit einer Viertelſtunde; ich hätte ihr die Schätze von Indien verſprochen, um ſie los zu werden. — „Warum faßte Sie ſie bei der Hand?“ — Weil das alle dieſe Weiber ſo gewöhnt ſind; ſie können nicht mit Einem ſprechen, ohne ihn beim Arme oder an der Hand zu faſſen. — „Es iſt alſo ein Mädchen?“ — Nein ... ſondern eine unterhaltene Frau. — „Sie ſieht aber dennoch ſehr frech aus!“ Endlich bringe ich es dahin, daß Eugenie eintritt; man führt uns in ein Kabinet. Ich beſtelle die Speiſen, denn bei alledem fühle ich, daß mein Magen leer iſt. Der Kellner entfernt ſich, indem er mir halblaut ins Ohr ſagt: „Läuten Sie gefälligſt, wenn man das Eſſen ſerviren ſoll.“ Er hält mich für den Helden eines verliebten Abenteuers! ... Mann und Frau ſieht man in der Regel nicht in einem ſeparaten Kabinet zuſammen.

Madame hat ſich in einer Ecke, ſehr weit vom Tiſche entfernt, niedergeſetzt. Ihr Haupt ruht auf einer ihrer Hände. Sie weint nicht mehr, ſieht mich aber auch nicht an. Das verſpricht unterhaltend zu werden, ſie wird wahrſcheinlich während der ganzen Zeit unſeres, oder vielmehr meines Mittageſſens in dieſer Poſitur verharren! Das iſt dann die Luſtpartie, von der ich mir ſo viel Vergnügen verſprach! allein der Menſch denkt, und die Frau lenkt!

Ich wünſche Lucilien von ganzem Herzen zu allen Teufeln. Ihre Bosheit, ihre Halsſtarrigkeit ſind an der ganzen Geſchichte Schuld. Nicht von mir weggehen zu wollen! ... Ah! gewiß nur deßhalb, weil es mir Verdruß machte. Wenn wir ſo zuſammenbleiben ſollen, ſo werde ich, denke ich, am Beſten thun, das Diner ſogleich kommen zu laſſen. Unſer Kabinet geht auf die elyſäiſchen Felder. Das Wetter iſt ſchön: wir ſind erſt in der

Mitte April und es ist warm wie im Sommer. Ich öffne das Fenster und betrachte einige Zeit die Spaziergänger. Eugenie rührt sich nicht. Ich gehe auf sie zu:

„Eugenie, wollen Sie hier, eine halbe Stunde vom Tische entfernt, bleiben?“ — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich keinen Hunger habe ... Essen Sie, mein Herr, lassen Sie sich gar nicht stören. — „Welch' schöne Lustpartie!“ — Ja wohl, ich werde an sie denken. — „Und ich auch, Madame. Sie sind äußerst halsstarrig, daß Sie der Vernunft kein Gehör schenken! ... Anzunehmen, daß ich diese Frau aufsuchte, während ich Sie erwartete! ...“ — Ich sage nicht, daß Sie sie aufsuchten, für so dumm müssen Sie mich nicht halten; aber ich denke, daß sie es war, welche Sie aufsuchte, eine Mühe, welche Sie ihr wahrscheinlich in der Regel ersparen. Uebrigens haben Sie ja selbst gestanden, daß sie eine Geliebte von Ihnen war. — „Daß ich sie gekannt habe, ehe ich mit Ihnen verheirathet war ... nun ja, Madame ... Ich hatte vielleicht Unrecht, es Ihnen zu gestehen; da ich aber nichts Uebles that, so sah ich keinen Grund, die Wahrheit zu verbergen.“ — Wenn man eine Frau gekannt hat ... und sie wieder spricht ... so muß man noch immer ebenso gut mit ihr stehen. — „Da sind Sie sehr im Irrthum! Wäre das der Fall, so hätten die Männer viel zu thun.“ — Nicht Jedermann hat ganz Paris so gut gekannt, wie Sie! — „Madame, ich war nicht anders als Andere ... Aber ich sehe nun, daß ich weniger offenherzig gegen Sie hätte sein sollen.“ — Sie hätten es vor unserer Hochzeit mehr sein sollen. — „Das wäre allerdings sehr passend gewesen, einer ehrbaren Jungfrau meine Junggesellenstreiche zu beichten! ... In Wahrheit, Sie sind nicht bei Vernunft.“ — Ich ergreife die Klingelschnur und ziehe sie mit Heftigkeit, denn ich fühle, daß mich die Ungeduld übermannt.

Der Kellner kommt. Er macht die Thüre halb auf und streckt seine Nasenspitze herein, indem er sagt:

„Was wünschen Sie?“ — Das Essen. — „Sogleich, mein Herr.“ Und er geht, nicht ohne vorher einen verstohlenen Blick auf Eugenien geworfen zu haben.

„Madame essen Sie nicht, wenn es Ihr Wille ist; aber setzen Sie sich wenigstens zu Tische, um sich nicht in den Augen des Kellners auffallend zu machen.“ — Eugenie antwortet nicht, setzt sich aber mir gegenüber an den Tisch. Man bringt die Suppe. Ich reiche Madame den Teller. „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nichts essen würde.“ — Ich sage Ihnen auch nicht, daß Sie essen sollen; ich fülle mir Ihren Teller, damit es den Anschein hat, daß Sie gegessen haben.“ Madame antwortet nicht, berührt aber auch ihren Teller nicht. Ich esse meine Suppe, indem ich ein Lied zwischen den Zähnen summe. Das thue ich gewöhnlich, wenn ich übler Laune bin.

Der Kellner kommt. Er begeht immer die Vorsicht, den Schlüssel drei oder viermal herumzudrehen, ehe er eintritt. Der Kellner ist ein Esel, er sollte doch wahrhaftig merken, daß wir nicht daran denken, eine verliebte Scene zu spielen. Er bringt ein Beefsteak. Bei uns legt Eugenie stets vor; ich mag weder transchiren noch serviren. Aber Madame beliebt nicht einmal, mich anzusehen. Ich schneide mir mit einer zornigen Bewegung ein Stück Beefsteak herunter und schiebe die Platte vor Eugenien. Aber sie rührt sie nicht an: sie weiß wohl, daß es mich verdrießt, wenn sie nicht ißt, aber sie hütet sich, den kleinsten Bissen zu nehmen.

Ich fühle wohl, daß der Aerger, die Ungeduld mir auch den Appetit rauben: das ist aber gleich! ich nehme mir noch einmal so viel als gewöhnlich. Um meinen Verdruß zu vermehren, hat sich auch, seit wir da sind, ein kleiner Leiermann vor unserem Fenster aufgepflanzt, der fortwährend das gleiche Lied spielt, obschon ich ihm zugerufen, daß er nichts bekommen würde. Ich bin nicht in der Stimmung, mitleidig zu sein.

Zum Henker! Da dreht er und dreht er schon wieder am Schlüssel ... Ich möchte das Vieh von Kellner gerne bemaulschellen. Er tritt herein und immer mit seinem pfiffigen Schafskopf setzt er Kalbsbröschen auf den Tisch.

In Wahrheit, diese häuslichen Zwistigkeiten sind entsetzlich verdrießlich; denn man kann sich ihnen nicht entziehen und muß sie in ihrer ganzen Dauer ertragen. Hat man anderswo Langeweile, so kann man gehen und braucht nicht wieder zu kommen: aber zu Hause ... da muß man immer wiederkommen. Ich weiß wohl, daß es Ehemänner gibt, die des Morgens ausgehen und nur nach Hause kommen, um sich zu Bette zu legen; aber genöthigt zu sein, sein Haus zu fliehen, wenn man in der Ruhe leben will! ist es da nicht hundertmal besser, Junggeselle zu bleiben? Da unterhält man sich doch wenigstens und lacht zuweilen in seiner Wohnung.

Ohne Zweifel beschäftige ich mich schon lange mit diesen Betrachtungen und noch vielen andern, die auch nicht rosenfarben sind. Die Leier geht auch immer ihren Gang, aber ich achte nicht mehr darauf; ich habe auch die Kalbsbröschen vergessen, die vor uns stehen: ich dachte gar nicht mehr bei einem Traiteur zu sein. Das Drehen im Schlosse bringt mich wieder zu mir. Der Kellner kommt mit einem gebratenen Huhn.

Er stellt sein Huhn hin und betrachtet die vorhergehende Platte, die noch unberührt ist. Er weiß nicht, ob er sie wegnehmen soll und betrachtet eines von uns um das andere. Ich bin überzeugt, daß ihm noch wenig so schweigsame Pärchen aufgestoßen sind. Da man ihm nichts sagt, so entschließt er sich zu sprechen:

„Mein Herr und Madame, Sie haben die Bröschen noch nicht berührt ... Ich bin mit dem Huhn zu bald gekommen ... Ich will es wieder wegtragen.“ — Nein, nein, lassen Sie es da und nehmen Sie Ihre Bröschen mit; wir wollen keine ...,

— „Aber, mein Herr, ich kann Sie versichern, daß sie sehr gut zubereitet sind ... so frisch.“ — Ich sage Ihnen noch einmal, Sie sollen sie wegnehmen.“ Ich weiß nicht, hatte der Ton, in dem ich das sagte, etwas Schreckbares, aber der Kellner nahm seine Bröschen und verschwand wie der Blitz, indem er alle Thüren heftig hinter sich zuschlug.

Das Huhn ist da. Wird wohl Madame nicht wenigstens die Gefälligkeit haben, es zu zerlegen? Ich schiebe es vor sie hin, indem ich sie bitte, es zu transchiren. Sie stößt es bis in die Mitte des Tisches zurück mit den Worten:

„Ich werde es nicht transchiren.“ Ich nehme die Platte von Neuem und präsentire sie ihr:

„Madame, Sie wissen wohl, daß ich nicht gewöhnt bin, zu transchiren.“ — Thun Sie was Sie wollen, mein Herr. — „Sie wollen also nicht transchiren, Madame?“ — Nein ... — „Zum zweiten Male, Sie wollen nicht?“ — Nein und abermals nein. — „Nun, da ich es für unnöthig finde, dem Traiteur ein Präsent zu machen ...“ Ich nehme die Platte und werfe das Huhn zum Fenster hinaus. Meine Frau stößt unwillkürlich einen leichten Schrei aus. Ich nähere mich dem Fenster, denn ich habe bemerkt, daß die Leier plötzlich verstummt ist. Ich sehe den kleinen Savoyarden, wie er eben das Huhn aufrafft, und ohne Zweifel in der Befürchtung, man möchte herabkommen und es ihm wieder absagen, seine Leier hastig auf den Rücken herumwirft, das Geflügel unter seiner Jacke verbirgt und durch die elysäischen Felder davonrennt, als ob ihm der Teufel auf der Ferse säße.

Bei diesem Anblick kann ich meinen Ernst nicht mehr behaupten: ich breche in ein unbändiges Gelächter aus, das dadurch noch vermehrt wird, daß der kleine Leiermann, der sich alle Augenblicke während des Laufens umdreht, mich am Fenster erblickt hat und nun wo möglich noch schneller forteilt. Madame konnte ebenfalls dem Verlangen nicht widerstehen zu erfahren, was aus dem Huhn



Band XVIII. Seite 190.

Herr Leberger, ein sehr liebenswürdiger Maler, obschon Junggeselle, will durchaus den Damen, bei denen er öfter tanzt, einen Ball geben.

geworden sei. Sie sah die Handlung des kleinen Knaben und beißt sich auf die Lippen, um nicht zu lachen; aber als ich mich nach ihr umdrehe, kann sie nicht mehr an sich halten und geräth in denselben Lachkrampf wie ich. Nichts führt schneller eine Wiedervereinigung herbei, als Lachen; bei lustigen Leuten kommen selten Händel vor. Wir haben uns genähert, weil wir Beide den Tisch verlassen haben, um uns ans Fenster zu stellen. Ich weiß nicht, wie es sich macht, als plötzlich finde ich, daß ich Eugenien in meinen Armen halte, dann küssen wir uns, dann verlassen wir das Fenster, dann kommen wir hinten ins Zimmer, dann ...

Man öffnet die Thüre, diesesmal ohne den Schlüssel lange gedreht zu haben. Es ist nun schon einmal geschrieben, daß dieser Kerl nichts wie Dummheiten begehen soll! und jedesmal das Verkehrte thut. Eugenie, roth wie eine Kirsche, hat sich schnell aus meinen Armen gewunden, doch nicht schnell genug, daß nicht der Kellner, der uns ganz nahe beisammen sah, mit den Maccaroni, die er in der Hand hatte, sogleich rechtsum gemacht hätte, wobei er murmelte:

„Pardon! ... Sie sind noch nicht ganz fertig ... übrigens hat auch die Scharre noch nicht genug angezogen.“ Er hat die Thüre wieder zugemacht. Ich hasche wieder nach Eugenien, die murmelt:

„Mein Gott! was wird dieser Kellner denken?“ — Ich erwiedere, daß mir das sehr wenig Sorgen macht, und nach wenigen Minuten ist, glaube ich, auch Eugenie ganz beruhigt. Ich bin genöthigt, wegen der Maccaroni zu läuten. Endlich kommt der Kellner: aber er singt und spricht ganz laut mit sich auf dem Gange, ehe er den Schlüssel berührt, welchen er dann fünf Minuten lang im Schloß hin- und her dreht. Diesesmal hat er seine Vorsichtsmaßregeln ganz gut getroffen, um nicht zur ungelegenen Zeit einzutreten. Während der ganzen Dauer seiner Anwesenheit, hält meine Frau ihre Augen auf den Boden geheftet und wagt

weder sich zu bewegen, noch zu sprechen. Sie ist eben noch nicht an galante Lustpartien gewöhnt. Ich lasse das Dessert und Champagner kommen, und wir beschließen das Diner viel lustiger, als es im Anfang das Ansehen hatte. Ich habe Eugenien wenigstens zwanzig Mal schwören müssen, daß ich selbst schon lange Zeit, bevor ich sie heirathete, keinen Umgang mehr mit Lucilien hatte. Sie ist wieder ganz liebenswürdig geworden, hat zwar nichts wie Biscuits und Champagner zu sich genommen, findet aber doch, daß es sehr unterhaltend ist, in einem Separatkabinet zu Mittag zu essen, und ich verspreche ihr, den Spaß zu wiederholen. Der folgende Tag unserer Lustpartie ist der zum Auszug bestimmte. Eugenie geht bei guter Zeit mit ihrer Bonne in das neue Logis, um das Ameublement nach ihrem Geschmack aufstellen zu lassen. Ich bleibe in unserer alten Wohnung zurück, um das Fortschaffen und Einpacken unserer Möbel zu überwachen; im Uebrigen bin ich gar nicht böse darüber, so lange wie möglich in meiner ehemaligen Junggesellenwohnung zu bleiben. Die mit dem Transporte unserer Möbel beauftragten Leute hatten versprochen, daß um vier Uhr Alles beendet sein würde: allein es ist sieben Uhr, und ich bin immer noch da. Endlich sind die letzten Möbel abgegangen, und ich kann nun ebenfalls abgehen. Ich spaziere noch einmal in diesen nackten Zimmern auf und ab, die aber für mich voll angenehmer Erinnerungen sind. Hier besuchten mich die lieblichen Geschichtchen . . . hierher führte ich Eugenien . . . hier machte sie mich zum Vater . . . Wie Schade, einen Aufenthalt zu verlassen, wo man so glücklich war! . . . Werde ich es anderswo, wohl eben so sein?

Nun habe ich mich aber den kindischen Phantasien genug hingegeben. Man muß sich überall gefallen, wo man mit den Gegenständen seiner Zuneigung ist; meine Frau wird ungeduldig werden, wenn ich so lange nicht komme, gehen wir also in Gottes Namen.

Ich komme in unserer neuen Wohnung, auf dem Boulevard Montmartre an. Die Bonne öffnet mir. Die letzten Möbel sind angekommen, aber noch nichts an seinem Platze. Ich hoffte, mein Logis völlig eingerichtet zu finden.

„Was hat man denn seit diesen Morgen hier gethan?“ frage ich die Bonne, die traurig aussieht, und mir antwortet: „Ich wußte nicht, Herr Blemont, wie ich alle diese Sachen aufstellen sollte.“ — Aber ist denn meine Frau nicht den ganzen Tag hier gewesen? — „Doch, Herr Blemont, die Madame ist hier... Im Anfange war sie sehr beschäftigt mit dem Arrangiren... hernach, als sie ein Möbel aufstellen wollte.“ — Hat sie sich beschädigt! — „O nein! Herr Blemont, die Madame hat sich nicht beschädigt. Aber ich weiß nicht, was sie gefunden hat, das ihr Verdruß machte... Mit einem Male hat sie geweint, sich in ihr Zimmer zurückgezogen ... und von nichts mehr wissen wollen.“ — Was ist denn da wieder!... Kann man nicht zwei Tage in Ruhe verleben? Gestern hatten wir uns doch erst versöhnt... heute morgen noch verzog sie keine Miene. Was kann ihr jetzt wieder neuen Kummer gemacht haben? Dies' bei mir denkend, verfüge ich mich in das Schlafzimmer. Ich finde Eugenien auf einem Fauteuil sitzend, die noch alle in der Mitte des Zimmers stehen; sie ist blaß, aber ihre Augen trocken, und sie scheint in tiefen Gedanken. Bei meiner Ankunft rührt sie sich nicht.

„Was thust Du da, liebe Freundin? es ist hier Alles noch im größten Durcheinander, und die Bonne sagte mir, Du wollest keine Anordnungen treffen; was soll das bedeuten?“ — Das bedeutet, mein Herr, daß Sie Alles nach Ihrem Gutdünken aufstellen lassen können... Ich... will mich in nichts mehr mischen. — „Mein Herr!...Ah! Du hast wieder etwas... In Wahrheit, das kommt zu oft... Was ist es nun heute wieder?“ — O! ich sollte nichts haben, sondern bei Ihnen auf Alles ge-

faßt sein ... aber es gibt Dinge, die ich einmal nicht mit kaltem Blute hinnehmen kann .. und wenn man sich so unwürdig betrogen sieht. — „Betrogen ... ah! ich bitte, Madame, erklären Sie sich ... Was für ein Märchen hat man Ihnen heute wieder hinterbracht?“ — Man hat mir gar nichts hinterbracht, mein Herr. Dieses Mal habe ich Beweise ... unverwerfliche Beweise ... aber ich habe sie ganz gewiß nicht gesucht ... der Zufall hat sie mir in die Hände gespielt ... Indem ich Ihren Pult placiren wollte, zerbrach etwas ... die Schublade ging auf ... und ich sah ... hier, Herr, haben Sie, was ich gefunden habe.“ — Eugenie öffnet eine Schublade und wirft die acht Damenportraits, die ich hinten in meinem Pult aufbewahrt hatte, auf einen vor mir stehenden Tisch hin.

Ich gestehe, daß ich bei diesem Anblick einige Minuten lang ganz bestürzt blieb, bald aber faßte ich mich wieder.

„Warum verursacht Ihnen die Auffindung dieser Portraits Verdruß? ... Sie wissen doch, daß Malerei eine Lieblingsbeschäftigung von mir ist. Als Junggeselle habe ich diese Miniaturbilder gemalt ... es sind Phantasiebilder, ich sah kein Unrecht darin, sie zu behalten.“ — Ah! es sind Phatasiebilder!“ schreit Eugenie, die vor Wuth zittert, und deren Augen Feuer sprühen. „Ungeheuer, der Sie sind! ... eine solche Antwort erwartete ich ... Sie dachten nicht mehr daran, daß ich gestern eines der Originale gesehen habe! ... Sehen Sie hier, ist das auch ein Phantasiebild? ... O! es ist zu ähnlich, als daß man sich darüber täuschen könnte ... Das ist das Bild der Frau, die gestern bei Ihnen war.“ — Sie zeigt mir das Bild Luciliens. Ich hatte vergessen, daß es unter denen war, die ich zurückbehalten hatte, und es ist gerade eines der ähnlichsten. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll; ich bin es satt, das Aussehen eines Schuldigen zu haben, wenn ich durchaus nichts Uebles begangen habe; die Vorwürfe meiner Frau sind mir

überhaupt so entleibet, daß ich mich auf einen Sessel werfe und kein Wort mehr spreche.

Eugenie geht mir mit dem Portrait Lucilliens in der Hand nach:

„Sie sind vernichtet, mein Herr! Sie finden keine Lügen mehr... es ist Schade, Sie verstehen sich so gut darauf! das ist also die Frau, mit der man schon lange keinen Umgang mehr hat, die man nicht mehr besucht, die man niemals geliebt hat! ... aber man besitzt ihr Portrait... man verwahrt es sorgfältig, wie das der sieben andern Weiber, denen Sie ohne Zweifel auch nur zufällig begegnen, wie der Person von gestern! ... Acht Maitressen auf einmal!... da mache ich Ihnen mein Compliment, Sie sind das Muster eines soliden, geordneten Ehemanns!... und das ist der Mann, der, als er mich heirathete, schwur, er werde stets nur mich lieben; ich allein würde zu seinem Glücke hinreichen!... Nun wohl! mein Herr, halten Sie sich acht Maitressen, dreißig, wenn es Ihnen Vergnügen macht... aber ich werde bei keinem Mann bleiben, der sich so beträgt... Ich habe keine Liebe mehr für Sie... Ich fühle, daß ich Sie hasse... daß ich Sie nicht mehr vor Augen sehen kann!... Ich will zu meiner Mutter zurückkehren. Alsdann mein Herr, können Sie nach Belieben Ihre Nachbarinnen oder die Originale zu Ihren Gemälden bei sich empfangen."

„Wahrhaftig, Madame, Sie können nach Ihrem Gutdünken handeln, denn ich muß Ihnen gestehen, daß mir ihr eifersüchtiger Charakter, die Ausbrüche Ihres Zorns, die Auftritte, die Sie herbeiführen, zu viel zu werden anfangen... Ein solches Leben dachte ich mir nicht, als ich heirathete... es ist nicht mehr das sanfte, glückliche, wie es zu Anfang war: und doch liebe ich Sie noch immer eben so sehr; habe nicht einen Augenblick aufgehört, Sie zu lieben... Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie sich selbst Chimären schaffen, wenn Sie in den unschuldigsten

Dingen Intriguen sehen... Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen... Wäre ich schuldig, so hätte ich wahrscheinlich Vorkehrungen getroffen, um im Geheimen meinen Neigungen zu fröhnen; aber mein ganzes Leben liegt offen da, und ich sehe durchaus kein Unrecht darin, Portraits zu behalten, die ich, bevor ich Sie gekannt, gemalt habe, und die mir meine jugendlichen Studien zurückrufen... Es ist wahr, daß dasjenige der Person, der ich gestern begegnete, darunter ist... und es ist gerade das, was sie mir abverlangte und ich ihr zustellen zu lassen versprach, als Sie dazu kamen."

„Nicht ihr es zustellen zu lassen, sondern es ihr selbst zu bringen. Ich erinnere mich ganz gut der Worte. Ah! Sie werden mir nicht glauben machen wollen, das Portrait sei schon lange gemalt. Die Frau ist ganz so, wie ich sie gestern sah, als sie Ihnen zärtlich die Hand drückte... und noch wagen Sie, sich für unschuldig auszugeben, wenn ich jeden Tag neue Beweise Ihrer Unbeständigkeit entdecke!... Aber Sie sollen ihr ihr Portrait nicht bringen... weder das ihrige noch ein anderes... Da! sehen Sie, was ich damit thue!... Ah! so möchte ich auch die Bande brechen, die uns aneinander ketten!"

Eugenie hat die Miniaturbilder auf den Boden geworfen; sie tritt darauf und zerbröckelt sie mit den Füßen; noch nie sah ich sie einem solchen Ausbruch von Wuth hingegeben.

Ich sage nichts, bleibe sitzen, es scheint, daß meine Ruhe ihren Zorn noch vermehrt.

Endlich, nachdem sie das Elfenbein in Staub zermalmt, schiebt sie den Aermel ihres Kleides zurück, reißt ihr Bracelet, auf welchem mein Portrait angebracht ist, vom Arm, wirft es ebenfalls herab und drückt es mit ihren Füßen zusammen.

„Ich werde eben so wenig," ruft sie aus, „das Bild eines Mannes behalten, den ich nicht mehr lieben kann."

Der Anblick der zerstörten weiblichen Bilder hatte mir keine

Aufregung verursacht; aber als ich Eugenien mein Portrait mit ihren Füßen vernichten sah, welches sie geschworen hatte, ihr ganzes Leben hindurch zu verehren, ergriff mich ein tiefer Kummer. Es war ein lebendiger brennender Schmerz, der mich plötzlich überfiel... Es schien mir, als ob mit diesem Bild mein Glück für immer zerstört sei... Ich machte eine unwillkürliche Bewegung, um Eugenien abzuhalten, aber das Gefühl eines gerechten Stolzes ließ mich diese Bewegung unterdrücken, und Eugenie durfte das Opfer vollbringen.

Nachdem Eugenie mein Bild zerbrochen hatte, warf sie sich in einen Fauteuil, gleichsam erschöpft von den heftigen Aufwallungen, denen sie sich überlassen hatte... Es schien mir sogar, als ob ich in ihren Augen etwas wie Scham über die Handlung, die sie begangen, erblickte. Ich meinerseits stehe auf, betrachte traurig die zerbrochenen Stücke meines Portraits, werfe noch einen Blick auf meine Frau und verlasse das Zimmer, ohne ihr ein Wort zu sagen. Ich gehe aus... ohne zu wissen wohin. Ich habe nicht zu Mittag gegessen, fühle nun aber auch ebenfalls keinen Hunger. Noch steht Eugenie vor meinen Augen, wie sie mein Bild mit ihren Füßen zertritt, und es scheint mir, daß sie mich nun nicht mehr lieben könne, daß ihre Liebe, ihre Treue an dieses Bild gekettet waren, welches sie von sich stieß.

Ich fühle, daß man eher Mann als Liebhaber sein muß, denn die Liebe dauert nicht ewig, aber der Muth hält uns während unseres ganzen Lebens aufrecht.

Während ich mir dieses sage, stoße ich große Seufzer aus, denn ich bete noch immer Eugenien an; streng genommen, ist Eifersucht doch immer ein Beweis von Liebe; meine Frau wird der Vernunft wieder Gehör geben und ich ihr verzeihen. Aber mein Portrait zu zerbrechen!... mein Werk!... das ihr die wonnigen Sitzungen zurückrufen mußte, wo sie mir Gesellschaft

leistete; ach! das ist sehr arg! und es wird mir schwer werden, ihr das zu verzeihen.

Ich bin lange gegangen. Ich befinde mich in meiner alten Straße; ich glaube, daß unsere Beine auch eine Art Instinkt haben und uns an die Orte zurückführen, in denen sie oft gegangen sind.

Wenn ich Ernst und seine Frau besuchte, um mich von meinem Kummer zu zerstreuen? Diese halte ich allein für wahre Freunde, die gerne meinen Verdruß theilen würden.

Ich werde ihnen meine Schmerzen nicht erzählen, aber ich werde sie bei ihnen vergessen; ich wende mich demnach nach der Tempelstraße.

Der Portier sagt mir, daß ich Jemand antreffen werde. Ich steige hinauf. Madame Ernst öffnet mir und läßt mich eintreten, indem sie sagt:

„Ach! welchem Wunder verdanken wir heute Abend Ihren Besuch? Es ist schon eine Seltenheit, Sie unter dem Tage zu sehen. Ernst ist im Theater, aber er hat mir versprochen, bald heimzukommen."

Das Weibchen nöthigt mich zum Sitzen und nimmt ihre Handarbeit wieder vor. Wir sprechen, oder vielmehr sie spricht: sie erzählt mir von Ernst, seinen Arbeiten, seinen Erfolgen, ihrer Lebensweise. Ich höre ihr mit Vergnügen zu. Während sie spricht, sehe ich sie an, es ist mir, als ob es einer der Abende wäre, die ich in der Mansarde zubrachte... Margarethe ist immer die gleiche und in meinen Gedanken gebe ich ihr immer noch gerne diesen Namen. Plötzlich hält sie inne und sagt zu mir:

„Aber ich spreche in einem fort... das muß Sie langweilen." — O! durchaus nicht. — „Sie sagen aber gar nichts." — Ich höre Ihnen zu. — „Einerlei, aber so stille sind Sie gewöhnlich nicht... Sollten Sie Kummer haben." — Vielleicht. — „Ein kleines Zerwürfniß mit Ihrer Frau!... ich wette, es

ist so etwas?“ — In der That ... wir sind ein wenig aneinander gerathen. — „Und das macht Ihnen Kummer ... Ah! Sie sind wie ich: wenn ich Streit mit Ernst habe, thut mir das wehe! ... Glücklicherweise kommt es selten vor und dauert nicht lange ... Ich würde zu Grunde gehen, wenn so etwas anhielte!“ — Und das Weibchen schildert mir einige kleine Scenen, die zwischen ihr und Ernst vorgekommen, wahrhafte Kindereien, die keinen Augenblick ihre Liebe unterbrochen haben.

Seit einer Stunde höre ich meiner kleinen Nachbarin zu, ohne einen Augenblick Langeweile zu empfinden; doch möchte ich wissen, wie es bei mir zu Hause aussieht und stehe daher auf. „Ich will Sie nicht zurückhalten,“ sagt mir Madame Ernst, „Ihre Frau erwartet Sie ohne Zweifel, und Sie müssen sie nicht ärgerlich werden lassen. Ernst wird sehr bedauern, Sie nicht gesehen zu haben.“

Ich verabschiede mich bei meiner alten Nachbarin und gehe. Im Augenblicke, wo ich das Haus verlassen will, ergreift mich eine Frau, die sich an einen Eckstein bei der Einfahrt gelehnt hatte, mit einer krampfhaften Bewegung am Arme und sagt mir: „Sie waren anderthalb Stunden allein bei ihr; ihr Ernst war nicht zu Hause, ich weiß es vom Portier.“ — Es ist Eugenie! ... Eugenie, die mir ohne Zweifel gefolgt war, mich in das Haus hat eintreten sehen, und während der ganzen Zeit, welche ich bei Margarethen war, an der Thüre gewartet hatte.

Ich bin dergestalt überrascht, dergestalt erschüttert, daß ich nicht antworten kann. Nachdem sie mir diese wenigen Worte gesagt, hat mich meine Frau verlassen und ist rasch vor mir her geflohen. Ich rufe ihr, versuche sie zu erreichen, und gelange endlich dazu; aber sie antwortet mir nicht und weigert sich hartnäckig, mir ihren Arm zu geben.

So kommen wir zu Hause an. Ich will mich gegen meine Frau erklären, aber sie hat sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen und läßt sich durchaus nicht bewegen, mir zu öffnen.

Man macht mir ein Bett in meinem Arbeitszimmer zurecht. Es schläft also Jedes für sich... Sich so nach den Vorgängen dieses Abends zu trennen. Ach! welch eine traurige Einweihung unserer neuen Wohnung.

Dreizehntes Kapitel.

Eugenie und Margarethe.

Nachdem mehrere Wochen vergangen waren, ohne daß wir ein Wort mit einander gewechselt, haben wir uns endlich wieder genähert und versöhnt; aber diese Versöhnung ist keine aufrichtige, sie scheint mir nur übertüncht. Hat die Wiederholung dieser Scenen unsere Liebe bereits vermindert? Nein, ich liebe noch immer meine Frau; aber zu oft wiederholt, verderben die Streitigkeiten die gute Laune und ändern den Charakter. Ausdrücke, die man im Zorne gegen einander braucht, obschon sie in der Folge vergessen werden, versetzen doch unsern idealen Erwartungen harte Stöße, und diese erneuern sich nicht wieder.

Wir waren wieder in Livry bei der Amme unserer Tochter, und zwar diesesmal an einem prächtigen Junitag. Und doch, wie verschieden war diese Partie von der ersten!... Wir haben keinen Streit zusammen, aber diese Ruhe, die zwischen uns herrscht, gleicht derjenigen, welche man etwa nach einer zwanzigjährigen Ehe erwarten darf, und wir kehren zurück, ohne daß uns unser Pferd an den Rand eines Grabens geführt hätte.

Ein sehr trauriges Ereigniß bezeichnete die ersten Monate unseres Aufenthaltes in unserem neuen Logis: Eugenie verlor ihre Mutter.

Die gute Madame Dumeillan wurde uns in Folge einer kurzen Krankheit entrissen, während wir hoffen durften, uns noch lange ihrer Gegenwart und ihrer Zärtlichkeit erfreuen zu können.

Ich fühlte diesen Verlust fast eben so tief als meine Frau; denn sie war unsere beste Freundin. Ungeachtet sie stets vermied, sich in unsere Streitigkeiten zu mischen und sich stellte, als ob sie solche gar nicht wahrnähme, so wußte sie, ohne einem von uns Recht oder Unrecht zu geben, uns jedesmal wieder einander zu nähern und in unserem Herzen die heißesten Gefühle wieder zu beleben. Ich bemerkte es jedesmal, wenn Eugenie von ihrer Mutter zurückkam, denn da war sie viel liebenswürdiger gegen mich.

Ach! wie selten sind jene Eltern, welche uns glücklich zu sehen wünschen, ohne Anspruch darauf zu machen, unser Betragen, unsere Handlungen zu controliren und uns mit ihren Rathschlägen zu ermüden!... Der Verlust, den wir erlitten, war unersetzlich: man begegnet nicht zweimal im Leben Personen, die uns nur um unserer selbst willen lieben und uns nicht tausend Unterwürfigkeiten als Preis für ihre Freundschaft anmuthen.

Eugeniens Schmerz war sehr stark, sehr tief. Um sie zu zerstreuen, führte ich sie in die Welt. Wir besuchten Abendgesellschaften, Theater, Concerte; wir sahen häufiger Leute bei uns. Das Geräusch der Welt läßt uns einen grausamen Verlust nicht ganz vergessen, aber es beschäftigt, es betäubt. Es gibt Kummer, mit dem wir gerne in uns selbst einkehren; es gibt andern, der uns zwingt, vor uns selbst zu fliehen, und bei dem das Nachdenken tödtlich wirkt.

Wir nehmen unsere Tochter zu uns. Ihre Gegenwart trägt dazu bei, den Schmerz meiner Frau zu zerstreuen. Der Anblick ihrer kleinen Henriette, ihre Schmeicheleien, ihre nur für uns verständlichen Worte, machen endlich, daß Eugenie ihren herben Verlust leichter erträgt. Man ist Tochter, ehe man Mutter wird, man bleibt aber viel länger Mutter, als man Tochter war; und in unserem Herzen bewegt sich die Zärtlichkeit nicht in aufsteigender Linie, sie neigt sich vielmehr neuen Generationen zu. Der

Lob von Madame Dumeillan hat dem Vermögen meiner Frau einen Zuwachs von viertausend Franken jährlicher Rente gebracht. Ich beneide sie nicht um ihr Vermögen, aber ich wünschte, daß meine Kinder ihrer Mutter nicht mehr zu verdanken hätten, als mir. Dieser Gedanke veranlaßt mich zu eifrigerem Arbeiten; ich bringe einen Theil meiner Zeit in meinem Bureau und dem Gerichtshofe zu. Eugenie und ich sehen uns weniger; sind wir vielleicht deßhalb wieder einiger? Ich will nicht hoffen, daß hierin die Ursache liegt. Ich kehre immer wieder mit Vergnügen zu Eugenien zurück und fühle mich glücklich, wenn ich meine Tochter in den Armen halte. Meine kleine Henriette ist so lieblich! ich finde schon Geist in ihr, und bin auf bestem Weg, sie zu verderben, ihr in Allem den Willen zu thun; meine Frau jedoch ist strenger.

Meine Mutter besucht uns, aber nicht oft; sie findet, daß man bei uns schlecht Whist spielt. Auch Girauds kommen zuweilen, sie lassen sich noch immer das Heirathsstiften angelegen sein; ich habe mir einmal den Spaß gemacht, sie zugleich mit Belan und seiner Frau einzuladen. Da regnete es in Wahrheit Epigramme von Seiten Girauds. Die stolze Armide schien solche nicht zu beachten und Belan verschanzte sich hinter seine Frau, deren Bediente er zu sein schien und mit welcher er nur sprach, nachdem er sie zuvor gegrüßt.

In den zahlreichen Gesellschaften und lärmenden Zirkeln, wo wir uns ziemlich oft einfanden, gab es hübsche Frauen und sehr hübsche Mädchen. Ich gestehe es offen; ich überraschte mich öfters bei einem gänzlichen Vergessen meines Ehestandes, bei verliebten Blicken an die Damen und bei einem Scharwenzeln um die jungen Mädchen: die letztern ließen mich mit meinen schmachtenden Augen abschweben, der Titel Ehemann flößte ihnen zu viel Respekt ein: bei den andern war das nicht immer der Fall. Aber diese Vergeßlichkeiten dauerten nur einen Augenblick; ich war

dann allemal ganz erstaunt, mich wieder wie ein Junggeselle aufgeführt zu haben.

Ich finde übrigens noch kein so entsetzliches Vergehen darin, auch andere Frauen als die seine zärtlich anzusehen: und doch, wenn Eugenie es ebenso machte, würde mir das sehr fatal vorkommen ... Ich fühle mich nun einmal nicht unzufrieden darüber, daß ich verheirathet bin; warum soll ich mich also in der Welt hie und da benehmen, als ob ich es nicht wäre? Aber dieser anscheinende Lichtsinn liegt in meinem Humor, nicht in meinem Herzen. Weil man Gatte ist, soll man darum nicht aussehen wie ein Uhu, und sich auch erlauben dürfen, mit Andern, als mit seiner Frau, zu scherzen und zu lachen; denn sonst wäre die Ehe eine zu schwere Kette.

Ich gehe zuweilen zu Ernst; er ist auch Vater geworden: seine kleine Margarethe hat ihn mit einem Knaben beschenkt. Sie haben den Gipfel ihrer Wünsche erreicht: das Glück lächelt ihnen. Ernst gewinnt Geld, und wenn er wollte, würden sich auch Leute an seinem Tische einfinden, die ihm zu seinen Erfolgen gratuliren und seine Frau beräuchern würden, ohne sich an ihre nicht ganz regelrechte Verbindung zu stoßen. Aber Margarethe will nichts von Gesellschaften wissen; sie behauptet, daß einige wahre Freunde mehr werth seien, als jene Zusammenkünfte, wo sich die Weiber zerfleischen, oder die Männer sich betrügen. Man sollte wahrhaftig glauben, sie kenne die Welt, wenn man sie so sprechen hört. — „Diese Welt," sagt sie zu Ernst, „in die Du mich einführen willst, würde mir eine große Ehre zu erweisen glauben, wenn sie mich aufnähme und viele Frauen würden erröthen, wenn sie mit mir sprächen. Sie ist nicht verheirathet, würden sie sagen, und mich dabei mit einer verächtlichen Miene messen. Ein solcher Empfang lieber Freund, könnte mich nicht befriedigen. Ich fühle mich im Innern meiner Seele ebenso würdig, als diese Damen; denn ich

würde mein Blut, mein Leben für Dich hingeben! . . . und es ist wohl manche unter ihnen, die das nicht für ihren Gatten thäte."

Ich finde, daß meine ehemalige Nachbarin nicht Unrecht hat. Ernst selbst weiß nichts darauf zu sagen; und doch wäre es ihm lieb, wenn sie zuweilen unter die Leute ginge, um sich die Gebräuche der Gesellschaft anzueignen und nicht gezwungen zu erscheinen, wenn sie einmal Leute empfangen sollte. Er möchte gerne aus seiner kleinen Margarethe eine Dame machen. Mir scheint sie jedoch, wie sie ist, am besten zu sein.

Seit einiger Zeit ist meine Frau nicht mehr so eifersüchtig; sie hat ohne Zweifel gefühlt, daß sie stets Unrecht hatte, es zu sein; sie wird an ihrer Besserung gearbeitet haben . . . Wenn dies aber nicht der Grund wäre; wenn sie mich weniger liebte . . . Mein Gott! wie scharfsinnig sind wir, uns zu quälen! Ich war unglücklich wegen der Eifersucht meiner Frau, und nun macht es mir Unruhe, daß sie mich in Ruhe läßt! Doch sehe ich zuweilen, daß sie mich mit den Augen verfolgt, wenn ich mit einer hübschen Frau plaudere: wenn ich jedoch, nachdem ich den Galanten gespielt, mich Eugenien nähere, gleichsam um ihr Herz zu beruhigen, so wendet sie ihre Blicke mit Gleichgültigkeit von mir ab und scheint gar nicht mit mir beschäftigt. Ist das eine neue Methode von ihr, mich zu lieben, und gibt es zwischen dieser kalten Miene und den Ausbrüchen der Eifersucht keinen Mittelweg?

Unter den Personen, die mich besuchen, befinden sich viele Gelehrte und Künstler. Ihre Gesellschaft ist angenehm; sie mischen wenigstens Geist in ihre Bosheit und betragen sich zwanglos. Ein sehr liebenswürdiger Maler, der sich in vielen Zusammenkünften mit uns befindet, will, obschon Junggeselle, durchaus den Damen, bei denen er öfter tanzt, einen Ball geben. Herr Leberger hat seine Einladungen erlassen und Jedermann hat zugesagt; man verspricht sich vielen Stoff zum Lachen und gute Unterhaltung von einer Soirée, die ein unverheiratheter Maler

gibt. Um meinerseits einen Beitrag zu liefern, habe ich ihn bestimmt, gleichzeitig Belans und Girands einzuladen; ich liebe es, Feinde einander gegenüber zu stellen. Leberger ladet ein, wen man nur will, sein Hauptwunsch ist, recht viele Leute um sich zu sehen; der Ball soll in seinem Atelier stattfinden, und da fehlt es nicht an Platz.

Meine Frau machte einige Einwendungen gegen den Besuch dieses Balls; sie glaubte, man werde sich dort nicht unterhalten; auch schützte sie vor, keine Lust am Tanzen zu haben. Nicht mehr tanzen zu wollen! ... mit zwanzig Jahren! ... Ich bestehe darauf, daß sie gehe und sie willigt endlich ein. Wir werden aber erst gehen, wenn unsere kleine Henriette eingeschlafen ist; ich wollte, sie wäre schon im Alter, mit uns zum Tanze gehen zu können.

Zwei kleine Lampen, die an der Hausthüre von Lebergers Wohnung angebracht sind, bezeichnen solche schon von Ferne. Unser Künstler will, daß nichts bei seinem Balle fehle; die Treppe ist mit Leuchtern erhellt, die in kurzen Zwischenräumen von einander stehen; man hat keine Blumen auf die Stufen geworfen, aber Teppiche gelegt. Wir gehen den Tönen der Instrumente nach, denn der Ball ist schon im Gange. Wir steigen hinauf. Ein gefälliger Nachbar, der auf dem nämlichen Boden wie der Künstler wohnt, hat ihm seine Wohnung abgetreten, die zugleich zur Kleiderbewahranstalt und zum Speiselaboratorium dient; denn beim Nachbar wird der Punsch gemacht und die Erfrischungen bereitet.

Das Atelier, in einen schönen Tanzsaal verwandelt, bietet einen pikanten Anblick. Es ist groß, aber sehr gut beleuchtet. Vollendete Gemälde, Skizzen und Studien zieren die Wände. Büsten, Abgüsse, verstümmelte Bildsäulen tragen Kerzen und vertreten die Stelle von Armleuchtern. Die Musiker stehen auf einem großen Fußtritt, durch eine Draperie von römischen Gewänden fast ganz versteckt. Das Orchester besteht aus Liebhabern, aber

diese Liebhaber besitzen eine Sicherheit und ein Talent fast wie Strauß. Hinter ihnen ist ein Gliedermann angebracht, der einen Serpent hält, auf dem er zu blasen scheint; dann hat man Ajax eine kleine Flöte in den Mund gesteckt und Belisar hat eine Posaune in der Hand.

Der Saal ist gefüllt: Leberger hat viele seiner Collegen und Poeten, Musiker und Bildhauer eingeladen. Der Ball ist schon belebt. Ich bemerke Giraud, der mit seiner Tochter tanzt, während seine Frau sich von ihrem ältesten Sohne engagiren ließ, der mit seinen Füßen hübsche Tritte an seine Nachbarn auszutheilen beginnt. Ich sehe Madame Belan, die sich zu einem Poeten herabgelassen, während ihr Gemahl nicht tanzt, sondern seiner Schwiegermutter, Frau von Beausire, in einem Winkel des Ateliers Gesellschaft leistet, wo diese zur Mutter der Makkabäer Modell zu sitzen scheint.

Meine Frau hat sich zu Damen ihrer Bekanntschaft gesetzt. Ich sehe einer Quadrille zu: meine Augen bleiben auf einer jungen Dame haften, die ängstlich tanzt, demungeachtet aber nicht der Grazie entbehrt. Ich kenne dieses Gesicht . . . ganz gewiß kenne ich es . . . aber woher? . . . Ach! wäre es möglich! . . . Es ist Margarethe, Madame Ernst. Ihre Toilette, so ganz verschieden von der einfachen, in der ich sie bisher gesehen, hat mich verhindert sie zu erkennen. Wie konnte ich auch entfernt sie auf einem Balle vermuthen! . . . Wie war auch das möglich? Nun, ihr Gatte wird es verlangt haben. Dann muß er aber auch hier sein . . . ja, da ist er; er sieht zu, wie seine Frau tanzt, er betrachtet sie mit Vergnügen. Er hat Recht: sie ist eine der Schönsten auf dem Balle.

Ich sehe nichts Erstaunliches darin, daß Ernst seine Frau hierher geführt hat: ich würde überhaupt nichts Unrechtes darin sehen, wenn er sie überallhin mit sich nähme; aber in dieser Gesellschaft gibt es lächerliche Personen, die nicht wie ich denken.

Glücklicherweise stehen die Verhältnisse der Leute denselben nicht auf die Stirne geschrieben. Aber meine Frau! . . . seit jenem verhängnißvollen Abend, wo sie mir nachging, ist sie überzeugt, daß ich der Liebhaber der Madame Firmin bin oder war! . . . Ich werde ihr natürlich nicht sagen, daß meine ehemalige Nachbarin da ist; aber wenn sie Ernst sieht, wird sie es ohne Zweifel erfahren. Ich bin so unruhig, als ob ich die größte Schuld begangen hätte; ja wenn ich sie wirklich begangen, wäre ich vielleicht weniger in Verlegenheit. Ich kann jedoch nicht unterlassen, Madame Firmin einen guten Abend zu bieten; denn wenn meine Frau ungerecht ist, so darf mich das nicht bestimmen, ungezogen zu sein; ich will jedoch suchen, es auf eine möglichst unbemerkbare Weise zu thun.

Ich nähere mich Ernst, er sieht mich und geht mir entgegen: „Sie hier, mein lieber Blemont . . . Ach! das freut mich unendlich; ich hätte nicht vermuthet, Sie hier zu treffen . . . Sie kennen demnach Herrn Leberger?“ — Ja, er besucht uns zuweilen. — „Sein Ball ist recht hübsch . . . Ich habe meine Frau mitgebracht! . . . Sehen Sie . . . dort ist sie, sie tanzt.“ — Ich habe sie gesehen. — „Margarethe wollte nicht mitgehen; ich wurde aber böse darüber, da gab sie endlich nach. Zudem hatte mir Leberger gesagt: es ist ein kleiner Ball ohne Ceremonien. Bei einem Junggesellen kann man so etwas voraussetzen: im Uebrigen ist meine Frau so viel werth, als die andern, welche da sind. Sobald ich sie meine Frau nenne, darf sich Niemand erlauben, sie anders zu nennen; und wenn man sich überhaupt um alle Personen bekümmern wollte, die in einem Salon zusammenkommen, würde man, glaube ich, allerhand erfahren.“ — Sie wissen, wie ich hierüber denke, lieber Ernst; ich gehöre nicht zu denen, die nur an die Tugend glauben, wenn sie von dem Notar besiegelt ist. Man weiß übrigens hier nicht, daß Sie nicht verheirathet sind, und es ist ja nicht nöthig, es auszuposaunen. —

„Ganz recht. Betrachten Sie doch Margarethen, wie gut sie sich benimmt! ... ich fürchtete zuerst, sie möchte linkisch sein, bei so vielen Leuten in Verlegenheit gerathen; aber sie zieht sich besser aus der Sache, als ich selbst glaubte. Ich sagte ihr, ehe wir hereingingen: Liebe Freundin, halte Dich überzeugt, daß Du besser als alle die Leute bist, die Du sehen wirst, und ihre Blicke werden Dich nicht mehr einschüchtern." — Das sollte man sich jederzeit sagen, selbst wenn man zu Hof geht. — „Ist Ihre Frau Gemahlin nicht hier?" — Doch. — „Dann werde ich ihr einen guten Abend wünschen." — Ich glaube, daß sie gegenwärtig tanzt ... Es gibt mitunter recht possirliche Figuren da, nicht wahr? — „O ja! ... man könnte einen prächtigen Stoff zu einem Vaudeville finden."

Ich wünschte, Ernst vergäße meiner Frau einen guten Abend zu sagen; wie ihn aber daran verhindern? ... Der Contretanz ist zu Ende. Ich benütze den Augenblick, wo man die Tänzerinnen zurückbegleitet, und nähere mich Madame Ernst, die glücklicherweise sehr weit entfernt von meiner Frau sitzt. Meine ehemalige Nachbarin scheint entzückt, mich wieder zu sehen. „Setzen Sie sich doch einen Augenblick zu mir her," sagt sie mir, „ich bin so erfreut, einen Bekannten zu finden! ... Ich bin ganz verwirrt unter so vielen Leuten ... Und mein armer Ernst will mich nicht verlassen ... Ich fürchte, daß er sich langweilt ... Finden Sie mich hübsch coiffirt?" — Sehr hübsch, Madame. — „Ich meine, ich sei es nicht! ... Ich sehe mich viel lieber in meinem kleinen Häubchen, das ich zu Hause aufhabe. Aber Ernst wollte mich durchaus bei sich haben ... Da mußte ich wohl Toilette machen." — Verzeihen Sie, Madame, ich wollte Ihnen gerne Gesellschaft leisten ... aber ... meine Frau ist hier ... — „Madame Blemont ist hier ... Ach! mein Gott! und ich halte Sie auf. O! zeigen Sie mir doch Ihre Eugenie; ich möchte sie gar zu gerne sehen." — In diesem Augenblicke ist das Gedränge zu groß ...

aber Ernst kennt sie und wird sie Ihnen zeigen ... Verzeihung ... ich werde das Vergnügen haben, Sie wieder zu sehen."

Ich entferne mich von Madame Ernst; sie wird mich vielleicht nicht sehr artig finden. Mein Gott! wie schrecklich ist es, eine argwöhnische Frau zu haben; man weiß nicht mehr, wie man sich in der Welt betragen soll. Belan hängt sich an meinen Arm und sagt zu mir:

„Guten Abend, lieber Freund, Sie wissen, daß ich kein Hahnrei bin." — Aber, mein Gott, lieber Belan, hab' ich denn je gesagt, daß Sie einer seien? — „Wenn ich so spreche, bester Freund, habe ich meine Gründe ... Diese Schufte von Girauds haben unwürdige Dinge ausgesagt ... Meine Schwiegermutter verlangt, daß ich mich mit ihnen schlage." — Mit Giraud und seiner Frau? — „Mit dem Manne, versteht sich; ich wollte es auch ... meine Gemahlin Armide aber behauptet, es sei nicht der Mühe werth ... aber sie sind hier ... und diesen Leuten gegenüber weiß ich nicht, wie ich mich benehmen soll." — Ach, mein Gott, muß man denn Alles glauben, was man Einem hinterbringt? Diese Girauds haben vielleicht nie von Ihnen gesprochen. — „O doch! sie haben gesprochen ... Um Verzeihung, meine Schwiegermutter winkt mir." — Belan verläßt mich. Ich lache noch über das eben Gehörte, als ich Ernst erblicke, der mit meiner Frau spricht. Nun! ich habe es nicht verhindern können ... und wozu mich quälen, wenn ich mir nichts vorzuwerfen habe. Ernst hat sich von Eugenien entfernt; nun nähere ich mich ihr. An dem Gesichte, welches sie mir macht, merke ich, daß sie weiß, daß Madame Firmin da ist.

„Ich hatte gewünscht, nicht auf diesen Ball zu gehen," sagt mir Eugenie, „es war wie ein Vorgefühl. Ich hätte meiner Idee folgen sollen, dann wäre ich nicht mit Personen zusammen gekommen, die ich nicht zu sehen wünschte ... Sie haben ohne Zweifel mit Ihrer vormaligen Nachbarin gesprochen?" — Meine

Nachbarin? ... Ah! Pardon; Sie wollten sagen Madame Firmin. — „Ich weiß, daß sie hier ist. Ihr Herr war so gütig, mich davon zu unterrichten." — In der That, Madame Firmin ist hier, und ich habe ihr so eben einen guten Abend gesagt. — „Wie angenehm das für mich ist, mich mit dieser Frau in einer Abendgesellschaft zu befinden!" — Ich versichere Sie, daß wenn ich gewußt hätte, daß sie hierher käme, ich Sie nicht aufgefordert haben würde, ebenfalls zu kommen. — „O! das glaube ich gerne! aber Sie dürfen sich deßhalb nicht geniren! ... Ah! das ist sie ohne Zweifel, die mit ihrem Herrn Ernst vorbeigeht ... Welch' gemeines Gesicht! ... man sieht wohl, daß sie eine ... Aber gehen Sie, mein Herr; vielleicht hat sie Ihnen etwas zu sagen. Sie sieht mich, glaube ich, an ... wie unverschämt! ... Ich darf Sie wenigstens bitten, ihr zu verbieten, mich so anzusehen." —

Ich bin auf der Folter! Ernst und Margarethe sind ganz nahe an uns vorbeigegangen. Ich zittere, wenn sie Eugenien gehört haben. Ich gehe weg und stelle mich an einen Ecartéspieltisch, wo ich mehr als eine Stunde verweile. Als ich zum Tanze zurückkehre, komme ich an Madame Ernst vorbei. Sie sieht mich lächelnd an, hat also meine Frau nicht gehört. Ich nähere mich ihr, denn ich habe meinen Entschluß gefaßt und bekümmere mich nicht mehr um das, was man darüber denken wird.

„Sie tanzen, scheint es, nicht, Herr Blemont?" — Nicht oft. — „Ich habe Ihre Frau gesehen, sie ist recht hübsch, scheint aber sehr ernst. Ist sie immer so? — „Nein ... sie hat Kopfschmerzen." — Tanzen Sie nicht mit ihr? — „Sie hat Tänzer genug." — Dennoch; man fordert mich beständig auf; aber ich wollte auch mit Ernst tanzen ... Ich habe noch keinen Contretanz ausgelassen. — „Unterhalten Sie sich gut?" — So so ... ach! ich bin viel lieber zu Hause an unserem heimlichen Kamine!" — Ein Herr kommt, um Madame Ernst zum Tanze zu führen. Ich gehe im Saale auf und ab. Meine Frau tanzt mit einem

jungen Elegant, einem hübschen Jungen. Belan ist in der Quadrille seiner Frau gegenüber, die er mit Bewunderung betrachtet, während die große Armide ärgerlich scheint, ihren Mann zum vis-à-vis zu haben. Giraud kommt zu mir und sagt mir mit spöttischer Miene:

„Es scheint, daß Belan in der Ehe kürzer geworden ist; seine Frau drückt ihn zusammen." — Sie haben ein böses Maul, Giraud. — „Betrachten Sie doch da unten seine Schwiegermutter ... entweder hat sie geweint, oder weint sie, oder wird sie weinen." — Vielleicht aus Vergnügen. — „In der That, sie sieht teufelmäßig heiter aus! ... Belan muß sich doch bei diesen zwei Weibern entsetzlich amüsiren! ... Es hat ihm kein Glück gebracht, uns nicht zu seiner Hochzeit eingeladen zu haben. Aber ... der Marquis ist nicht mit ihnen ... Wie kommt das?" — Welcher Marquis? — „Ah! stellen Sie sich nur, als ob Sie es nicht wüßten! ... das öffentliche Geheimniß! ... aber ich glaube, meine Tochter sucht eine Erfrischung." —

Margarethe hat Recht: die Welt ist sehr boshaft! Der Contretanz ist zu Ende. Ich stehe neben meiner Frau, obschon ich nicht mit ihr spreche. Belan kommt zu uns und indem er das Publikum die Revue passiren läßt, zeigt er auf Margarethen mit den Worten:

„Das ist eine der hübschesten Damen auf dem Balle!" — Sie haben einen sehr schlechten Geschmack," ruft Eugenie. „Wie kann man diese Frau da hübsch finden! ... und nebenbei welche Haltung! ... Man sieht wohl, daß es eine ... — „Wie! ... was für eine? ... Kennen Sie sie?" frägt Belan neugierig. — „Nein ... ich kenne sie nicht! aber ich weiß, wer sie ist, und ... — „Madame," sage ich meinerseits, „was veranlaßt Sie, Uebles von einer Person zu sprechen, die Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat?" — Nie etwas zu Leide gethan! ... Ah! das beliebt Ihnen nur zu sagen, mein Herr! aber ich darf es unschicklich finden,

daß Herr Leberger auf einen Ball, den er uns gibt, die Maitressen seiner Freunde einladet. — „Bah! ... wie! dieses junge Frauenzimmer?“ — Ist die Maitresse des Herrn Firmin. — „Man hat mir gesagt, es sei seine Frau.“ — Es ist auch seine Frau,“ sage ich mit einem zornigen Blicke auf Eugenien; aber sie fährt in ironischem Tone fort: „Nein, Herr Belan, dieses junge Frauenzimmer, welche sie so hübsch zu finden belieben, ist nicht die Frau des Herrn Firmin; und mein Herr Gemahl weiß das besser als irgend Jemand, obgleich er Ihnen das Gegentheil sagt. — „Bah! wie? ... sie wäre?“ — Ich höre nicht, was Belan sagt; ich entferne mich von Eugenien. Ich hielt sie nicht für boshaft, aber was sie so eben gethan, empört mich im Innersten. In diesem Augenblicke erscheint sie mir verabscheuungswürdig.

Man tanzt, aber viele Leute sind schon fort. Ich spaziere im Atelier herum. Es kommt mir vor, als ob mehrere Damen zusammenzischelten und leise mit einander sprächen, während sie auf Madame Ernst hindeuten. Belan ist fähig, allen seinen Bekannten erzählt zu haben, was ihm meine Frau gesagt hat. Arme Margarethe! Sie ist hübsch, welch' erwünschter Grund, über sie schimpfen zu können. Diese Damen wären bei weitem nachsichtiger, wenn Margarethe häßlich wäre.

Man tanzt nur noch eine Quadrille. Das Orchester gibt das Signal. Madame Ernst ist engagirt: ihr Tänzer placirt sie gerade meiner Frau gegenüber. Ich sehe im gleichen Moment, wie Eugenie ihren Tänzer mit sich fortzieht und sich anderswo aufstellt. Der Tänzer von Madame Ernst führt sie sofort Madame Belan gegenüber. Die große Armide macht es gerade wie meine Frau; sie entfernt sich und setzt sich nieder, indem sie ziemlich laut ausruft: „Da tanze ich lieber gar nicht.“

Ich bin empört. Ich nehme die erste beste Dame, die ich sehe, bei der Hand, ohne mir Zeit zu nehmen, sie zu engagiren. Ich ziehe sie mit fort und wir stellen uns gerade vor Madame

Ernst und ihren Tänzer auf. Meine Frau macht es nun gerade wie Frau von Belan; sie tritt aus der Quadrille, indem sie mir Blicke zuwirft, um die ich mich nur sehr wenig kümmere. Während wir tanzen, nähert sich mir Ernst. Er ist roth, seine Augen belebt.

„Mein Freund," sagt er mir ganz leise, „ich danke Ihnen für das, was Sie eben gethan haben ... ich werde es nie vergessen." — Wie? — „O! Sie haben recht gut bemerkt, auf welch auffallende Weise man sich von meiner Frau entfernt hat ... Ich habe sogar einige Worte von der großen Frau dieses kleinen Herrn vernommen ... Ich habe Mühe gehabt, an mich zu halten." — Sie haben sich getäuscht, Ernst. — „O! nein ... man fürchtet sich zu compromittiren, wenn man einer Frau gegenüber tanzt, die nicht verheirathet ist! ... Es ist zum Erbarmen! ... Ich glaube, wenn ich die Aufführung vieler dieser verheiratheten Damen untersuchen wollte, würde ich schöne Dinge erfahren!" — Ernst spricht ziemlich laut, indem er ironisch ringsherum sieht. Ich fürchte, man könnte ihn hören und ein Auftritt stattfinden. Glücklicherweise geht der Contretanz zu Ende. Die kleine Margarethe hat auch wahrgenommen, daß mehrere Damen sich zu einem Lächeln zwangen, wenn sie sie ansahen. Es ist ihr nicht wohl. Sie sagt unmittelbar nach dem Tanze zu Ernst:

„Nicht wahr, lieber Freund, wir gehen jetzt? Es ist spät und ich bin müde." — Nein, nein, wir gehen noch nicht," antwortet rasch Ernst, „es wäre mir recht leid, jetzt zu gehen; wir bleiben bis zuletzt." — Seine Frau ist nicht gewöhnt, ihm zu widersprechen, auch sieht sie wohl, daß er etwas hat. Firmin nimmt mich am Arme und zieht mich mit fort. Wir gehen im Atelier auf und ab. Ich suche ihn von seinen Gedanken abzubringen, als Giraud auf mich zukommt und, sich die Hände reibend, zu mir sagt:

„Man macht Klatschereien hier; diese Belans sind abscheu-

liche Leute!“ — Mein lieber Giraud, ich bekümmere mich wenig um Klatschereien, und . . . — „Sehen Sie da unten die junge Dame in Blau? . . . mit blauen Kornblumen in den Haaren?“ — Giraud bezeichnet mir Madame Ernst. Ich antworte ihm nicht und will Ernst nach einer andern Seite hin mit fortziehen; aber er läßt meinen Arm fahren, nähert sich Giraud und sagt ihm:

„Was hat man Ihnen über diese Dame gesagt? . . . Ich höre Klatschereien sehr gerne, ich“ . . . — Man behauptet, daß sie nicht verheirathet, sondern die Maitresse eines jungen Schriftstellers sei, der sich hier befindet, und der sie überall als seine Frau vorstellt.“ — Ich winke vergeblich Giraud mit den Augen; er sieht mich nicht an und fährt fort, mit Firmin zu sprechen:

„Man findet es sehr unpassend, daß sie Leberger zu seinem Ball eingeladen hat, weil nicht viel an ihr sein soll: man sagt, sie sei Stickerin oder Spitzenarbeiterin gewesen . . . Einer hat sogar behauptet, sie sei Figurantin auf einem Boulevardtheater gewesen.“ — Mein Herr,“ sagt Ernst, indem er Giraud beim Arm nimmt, und ihn mit Heftigkeit drückt: „Sagen Sie von mir aus allen denjenigen, die solche Reden gehalten, daß sie Hundsfötter seien; daß, wenn diese junge Frau auch nicht verheirathet, sie nichts destoweniger ganz würdig ist; daß sie hundertmal besser ist, als viele legitime Frauen: und wenn ich zu den Damen, die hier sind, die Stelle aus der heiligen Schrift sagte, die lautet: Diejenige von Euch, die nie gesündigt, werfe den ersten Stein auf sie, so glaube ich, mein Herr, daß Ihre Frau selbst es nicht wagen würde, meine arme Margarethe zu steinigen.“ Giraud ist sehr in Verlegenheit; er sieht die Dummheit ein, die er begangen, und erschöpft sich in Entschuldigungen. Aber Ernst verlangt durchaus, daß er ihm die Personen bezeichne, die solche Reden gehalten, und der Geschäftsmann beeilt sich, ihm Belan zu zeigen. Ernst geht auf den kleinen Mann zu: ich will ihn vergeblich zurückhalten, er hört mich nicht.

Ich folge ihm, um zu versuchen, die Sache beizulegen. Belan ist im Begriffe, seiner Frau ein Glas Mandelmilch anzubieten. Ernst streift heftig an ihm vorbei und gibt ihm mit dem Ellbogen einen Stoß, daß das Glas und die Mandelmilch auf das Kleid der stolzen Armide fallen. Sie stößt einen Schrei aus; seine Schwiegermutter zwei. Belan dreht sich gegen Ernst um, indem er murmelt: „Zum Teufel... nehmen Sie sich in Acht!“ Ernst begnügt sich zu lächeln, indem er sagt: „Das große Unglück!“ Die große Armide hat das Lächeln bemerkt und sagt zu ihrem Manne: „der Herr da hat es mit Fleiß gethan; er hält es nicht einmal der Mühe werth, es zu verbergen.“ Die Schwiegermutter fügt hinzu:

„Ich hoffe, Herr von Belan, daß das nicht geschehen darf, und daß man das Kleid meiner Tochter nicht ungestraft verdorben haben wird. Der Herr muß sich entschuldigen, er muß.“ Belan ist weniger aufbrausend geworden, seitdem er verheirathet ist: er geht jedoch von seiner Frau weg und kommt auf Ernst zu, der einige Schritte entfernt stehen geblieben ist. „Mein Herr, Sie haben das Kleid meiner Frau verdorben, und ich bin erstaunt, daß Sie, als ein Mann von Lebensart, sie nicht wenigstens um Verzeihung gebeten haben.“ — Mein Herr, Sie haben versucht, Sie und Ihre Frau, den guten Ruf der meinigen zu beflecken; ein Kleid läßt sich wieder waschen, aber Worte der Lästerung verwischen sich lange Zeit nicht: die Reihe ist daher an Ihnen, mein Herr, sich bei mir zu entschuldigen.“ Belan steht bestürzt da. Ich beeile mich, zwischen ihnen zu vermitteln. „Mein lieber Ernst,“ sage ich, „Belan hat sich nur einer Unüberlegtheit schuldig gemacht; er hat bloß weiter erzählt, was er gehört hat.“ — So ist es,“ sagt Belan, „ich habe nur wiederholt, was mir Madame Blemont gesagt hatte. Ich habe nichts dazu gesetzt. Ungeachtet dessen, mein Herr, wenn Sie Genugthuung verlangen? — „Nein nein, Belan; Ernst sieht wohl ein, daß er es nur mit mir allein

zu thun hat, und Sie würden mir viel Verdruß machen, wenn Sie sich in eine Sache mischten, die nur mich angeht." Belan ist weggegangen; er begibt sich zu seinen Damen. Ich weiß nicht, was er ihnen sagte, aber sie gehen bald zusammen fort. Im Vorbeigehen schießt seine Schwiegermutter wuthentbrannte Blicke auf Ernst.

Ich bin bei ihm zurückgeblieben: er ist nachdenkend und spricht nicht mit mir. Ich breche zuerst das Stillschweigen: „Ernst, meine Frau ist an allem Unangenehmen Schuld, was Sie diesen Abend betroffen hat. Ich kann Ihnen die Beweggründe nicht auseinander setzen, die sie zu dieser Handlungsweise bewogen haben. Ich brauche Ihnen auch nicht erst zu sagen, daß ich ihr Betragen aufs Schärfste getadelt habe; aber damit können Sie sich nicht zufrieden erklären, und ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben." — Nein, mein lieber Blemont; wir wollen uns deßhalb nicht schlagen, weil Ihre Frau einige Bosheiten gesagt hat; ich habe nicht nöthig, daß Sie mir ihre Beweggründe auseinander setzen; sie sind mir hinlänglich bekannt. — „Sie sind Ihnen bekannt?" — Ich ahne sie wenigstens. Ihre Frau ist eifersüchtig auf Margarethen. — „Von wem haben Sie das erfahren?" — Hören Sie mich, mein Lieber: man kann kein Schriftsteller sein, ohne das menschliche und vorzüglich das weibliche Herz zu studiren! — „Es ist nur zu wahr, lieber Ernst: meine Frau ist entsetzlich eifersüchtig auf alle Personen, die ich vor meiner Heirath gekannt habe; hätte ich Sie sonst, Sie und Ihre Frau, nicht schon längst eingeladen, uns zu besuchen?" — Ich habe das Alles geahnt! ... ich beklage Sie, lieber Freund, aber ich bin Ihnen deßhalb nicht böse. — „Ich will Ihre Frau auf den nächsten Contretanz engagiren." — Nein, das würde der Ihrigen Verdruß machen ... — „Sie hat sich nicht gescheut, mir Kummer zu bereiten; und es liegt mir daran, zu beweisen, daß ich bei ihren bösartigen Reden nicht betheiligt bin." —

Ich gehe, Madame Ernst zum Contretanz einzuladen; sie nimmt es an, indem sie mir lachend sagt:

„Das ist recht schön von Ihnen, daß Sie mich einladen, ich glaubte schon, ich tanzte nicht gut genug für Sie.“ — Ich werde Ihnen gegenüber tanzen,“ sagt Ernst, „auf diese Weise werde ich sicher sein, daß Sie ein vis-à-vis bekommen.“ Die Violinen beginnen. Ich nehme meine Tänzerin bei der Hand. Das Personal langt nur noch zu einer Quadrille. Alle unsere Bekannten sind fort. Ich suche meine Frau mit den Augen. Sie ist todtenblaß: das macht mir Kummer; ich fühle meinen Zorn schwinden. Ich bin fast böse, jetzt zu tanzen; aber man hätte mich auch nicht aufs Aeußerste treiben sollen!

Plötzlich steht Eugenie auf und geht auf mich zu. Was will sie? „Mein Herr, ich bin unwohl und will nach Hause gehen.“ — Wir werden gleich nach dem Contretanz fortgehen, Madame. — „Nein, mein Herr, ich will auf der Stelle gehen.“ — Margarethe hat meine Frau gehört; sie sagt mir sogleich: „Herr Blemont, wenn Ihre Frau Gemahlin leidend ist, so gehen Sie doch, ich bitte Sie recht sehr, und geniren sie sich meinethalben nicht!“ — Nein, Madame, ich werde das Vergnügen haben, mit Ihnen zu tanzen. Nach Beendigung des Tanzes werden wir gehen. — „Wie, mein Herr!“ sagt Eugenie ironisch, „Sie gehen nicht, da es Ihnen Madame doch erlaubt.“ — Madame, nun ist es genug; kein Wort weiter, ich bitte Sie. — „Nun gut, mein Herr! ich habe auch genug. Ich lasse Sie da. Tanzen Sie mit dieser Frau. Machen Sie sie wieder zu Ihrer Maitresse, wie damals, wo sie unter dem Dache, in den Mansarden Ihres Hauses wohnte; ich gehe.“ —

Sie ist in der That gegangen, aber Madame Ernst hat Alles gehört, man hat auf eine Art gesprochen, daß man verstanden werden konnte. Margarethe ist abwechselnd roth und blaß geworden. Sie senkt die Augen, ich glaube Thränen zu

bemerken, die ihre Wimpern befeuchten. Aber sie dreht sich lebhaft um, trocknet ihre Augen mit ihrem Taschentuche und bemüht sich, eine heitere Miene anzunehmen, indem sie ihren Mann ansieht.

Ich bin zu Boden geschmettert und empört zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, woran ich halte, und inmitten dieser Stimmung soll man tanzen:

„He! es ist an Ihnen," ruft uns Ernst zu. „En avant!... an was denken Sie denn?..." glücklicherweise hat er nichts gehört.

Ich benütze einen Augenblick, wo wir nicht zu figuriren haben, um leise mit meiner Tänzerin zu sprechen: „Madame, Sie haben gehört, was meine Frau gesagt hat, ich sehe es. Ich verlange nicht, daß sie ihr verzeihen: sie ist unentschuldbar, die Eifersucht hat ihre Vernunft getrübt; aber glauben Sie mir, daß ich viel tiefer als Sie dadurch verletzt bin." — Ich gestehe Ihnen, Herr Blemont, daß ich überrascht... erschüttert war, mich Ihre Maitresse nennen zu hören!... Großer Gott! wer hat ihr doch sagen können, ich sei Ihre Maitresse gewesen? — „Ich hoffe, Madame, daß Sie das nicht von mir glauben." — O! gewiß nicht, mein Herr!... gewiß nicht!... wer hat es aber wohl sagen können? — „Niemand hat es gesagt, Madame. Ich wiederhole, die Eifersucht allein konnte ihr solche Verleumdungen eingeben." — Meine Mansarde!... Sie hat geglaubt, mich zu beschämen, indem sie mich an meine frühere Wohnung erinnerte... Ach! ich erröthe nicht darüber! Es findet sich oft mehr Tugend, mehr Zartgefühl in den Mansarden, als in den Toilettezimmern! Aber wie!... Ihre Frau ist eifersüchtig auf mich?... — „Ja, Madame, seitdem ich das Unglück hatte, ihr davon zu sagen, daß ich zuweilen den Abend bei Ihnen und Ernst verbringe... Wenn Sie wüßten, wie unglücklich mich ihre Eifersucht macht! Ach! die schönen Tage unserer Ehe sind schnell

verflossen!...“ — Ach! Herr Blemont, ich bedaure Sie... Ich bedaure auch Ihre Frau, und verzeihe ihr... denn Ernst hat nicht gehört, was sie gesagt hat... Aber ich bitte Sie, lassen Sie es ihn nie erfahren, was Ihre Frau gesagt hat. — „Ganz sicher werde ich es ihm nicht sagen.“ — Ach! ich wollte nicht auf diesen Ball gehen!... ich hätte weit besser daran gethan, zu Hause zu bleiben!“

Dieser fatale Contretanz ist endlich aus. Alle Welt geht. Ernst und seine Frau sagen mir Adieu. Ich lese in den Augen der Letztern, wie zufrieden sie ist, den Ball verlassen zu dürfen.

Meine Frau ist fort... Wer mag sie wohl begleitet haben ... Sollte sie allein gegangen sein ... So viel steht fest, daß sie nicht mehr da ist.

Leberger kommt auf mich zu und sagt: „Sie suchen vielleicht Ihre Frau?... Es wurde ihr übel, während Sie tanzten; Dulac hat sie begleitet... Sie wissen, der große Dulac, einer unserer Orchesterdilettanten.“ — Ich kenne diesen Herrn nicht, aber ich werde ihm danken, sobald ich ihn sehe. — „Er ist eine gute Haut... und spielt artig Violine. Ich will ihn auf eine Ihrer Soiréen mitbringen, wenn Sie es erlauben.“ — Gerne. Adieu! es ist spät. — „Es war hübsch und man hat sich gut unterhalten, nicht wahr?“ — Ausgezeichnet... besonders ich!...“ Ich komme heim. Ich halte mich auf einen Auftritt gefaßt; es hat immer etwas Gutes, wenn man vorbereitet ist. Ob wohl meine Frau schon zu Bette und eingeschlafen ist!... Nein, ich höre sie noch in ihrem Salon hin- und hergehen. Ah! ich begegne der Bonne, die Matratzen trägt!... Madame läßt sich ein Bett in ihr Toilettezimmer machen. Wie traurig, in seinem Hause keinen Frieden zu finden!... beständig Auftritte und Streitigkeiten zu haben... und doch sind wir erst drei und ein halb Jahr verheirathet!

Muth! Man muß dem Sturme Trotz bieten. Ich trete in

den Salon. Madame sitzt mit aufgelöstem Haare da: sie macht mir fast Angst. Sie hält sich ein Fläschchen mit Essenzen an die Nase.

Ich bin so gut, mich ihr zu nähern und sie zu fragen, ob sie sich unwohl befinde. Man gibt mir keine Antwort. Ich bin im Begriffe ein Licht zu nehmen und mich zu entfernen, als Madame sich lebhaft erhebt und vor mich hintritt:

„Haben Sie doch endlich das Weib verlassen, mein Herr!" — Ich weiß nicht, wer das Weib ist, Madame. Ich habe mit einer Dame getanzt, die ich hochschätze und die noch so gut war, Ihnen die unwürdigen Aeußerungen zu verzeihen, die Sie in ihrer Gegenwart gemacht haben. — „Sie war so gut, mir zu verzeihen!... das ist in Wahrheit sehr schön von ihr!... Aber ich, mein Herr, verzeihe dieser Dame nicht, die Sie hochschätzen, daß sie es gewagt hat, in meiner Gegenwart mit Ihnen zu tanzen. Daß ihr Dummkopf von Liebhaber es billigt, sieht ihm ganz gleich; aber Sie, mein Herr, schämen Sie sich nicht?" ... — Ja, Madame, ich habe mich diesen Abend geschämt, und zwar geschämt, der Mann einer Frau zu sein, die sich wie Sie beträgt! — „Welche Abscheulichkeit!... mir Vorwürfe zu machen!" — Ja, Ihnen, die Sie öffentlich eine ehrbare Frau verleumden. — „Sagen Sie, ein Mädchen, mein Herr..." — Die Sie das Publikum zum Zeugen Ihrer lächerlichen Eifersucht machen! — „Ich bin auch in der That recht thöricht, eifersüchtig auf Sie zu sein, denn es lohnt sich wegen Ihrer nicht der Mühe!" — Aber schmeicheln Sie sich nicht, Madame, daß ich ein solches Betragen dulden werde!... daß Sie meine Freunde beleidigen dürfen und ich dazu schweigen werde. — „Sie hätten mir ja vor Ihrer Maitresse eine solche Scene spielen können, das hätte ihr Vergnügen gemacht." — Sie haben sich nicht gescheut, mich vor der ganzen Gesellschaft zu demüthigen; denn das heißt einen Mann demüthigen, wenn man ihn in eine solche Stellung,

wie mich auf diesem Balle, bringt. — „Ich werde nicht mehr mit Ihnen gehen, mein Herr. Sie können dann nicht mehr sagen, ich mache Ihnen Schande, oder ich demüthige Sie." — Daran werden Sie sehr wohl thun, Madame. Es ist besser, nicht mit seinem Manne auszugehen, als sich zu benehmen, wie Sie heute Abend. — „Aus dem Tone, in welchem Sie mit mir sprechen, mein Herr, erkenne ich die Personen, welche Sie verlassen haben! Sie benützen ihre Rathschläge!"

Diese Worte bringen mich vollends außer mir. Ich gehe aufs Schnellste aus dem Salon heraus und verschließe mich in das Schlafzimmer.

Vierzehntes Kapitel.

Herr Dulac.

Aus häufigen Streitereien und seltenen Versöhnungen soll nun hinfüro unser Leben bestehen. Nach dem Ball bei Leberger waren wir einen ganzen Monat, ohne eine Silbe mit einander zu sprechen. Dieser Monat erschien mir sehr lang; ich habe mein Junggesellenleben bedauert, noch mehr aber die ersten Monate unserer Ehe. Endlich sprechen wir uns einmal wieder; aber es ist nicht mehr mit der früheren Vertraulichkeit. Ueber den unbedeutendsten Gegenstand fährt meine Frau auf und erzürnt sich. Leiste ich ihr Widerstand, so bekommt sie Nervenzufälle, stößt entsetzliche Schreie aus! . . . In den ersten Zeiten unserer Verbindung weinte sie, wenn wir einen kleinen Wortwechsel hatten, aber sie schrie nicht und hatte keinen Nervenzufall!

Meine Tochter ist drei Jahre alt; sie ist reizend: ihre Züge haben die Schönheit derer ihrer Mutter, und sie verzieht sie nie zum Maulen; sie spricht schon vernünftig mit mir; ich bin ein Narr mit meiner kleinen Henriette. Wenn ich mich mit ihrer Mutter

entzweit habe, so nehme ich meine Tochter in meine Arme, bedecke sie mit Küssen, und entschädige mich für die Liebkosungen, die ich bei Eugenien nicht anbringen kann. — „Du wirst mich stets lieben, nicht wahr," sage ich zu meiner Henriette; und wenn mir ihre süße Stimme antwortet: „Ja Papa, stets . . ." so empfinde ich in meinem Herzen ein Wohlbehagen, das mich oft die Händel mit meiner Frau vergessen läßt.

Als mit dem Winter die Periode der Soiréen und Bälle zurückkehrt, führt uns Leberger den Herrn Dulac zu: es ist ein großer brauner junger Mann, ziemlich hübsch, aber mit etwas faden Zügen; man darf sich jedoch nicht immer an die Manieren halten, die Jemand in der Gesellschaft zur Schau trägt: um die Leute genau kennen zu lernen, muß man einen Blick in ihr Inneres thun. Uebrigens besitzt Herr Dulac eine feine Lebensart, ist nicht unliebenswürdig; er gilt für sehr musikalisch, besitzt ein unabhängiges Vermögen: lauter Eigenschaften, die ihn in der Gesellschaft beliebt machen.

Herr Dulac scheint sehr geschmeichelt, uns besuchen zu dürfen. Er kommt sehr fleißig zu unsern Reunionen; er besucht mich auch zuweilen des Morgens. Er hat einen unbedeutenden Rechtshandel wegen eines Meierhofs, den er in Gemeinschaft mit einem seiner Vettern besitzt; er bittet mich, die Sache zu vergleichen, was ich mit Vergnügen thue. Dieser junge Mann bezeigt mir viel Freundschaft, und obschon ich weiß, daß man auf die Gesellschaftsfreunde nicht zu sehr zählen darf, so lasse ich mich doch immer durch die Freundschaft gewinnen, die man für mich zu haben vorgibt, denn ich selbst habe nie Freundschaft für Leute geheuchelt, die ich nicht liebte.

Dank Herrn Dulac, wird oft bei uns musicirt. Meine Frau war fast ganz von ihrem Clavierspielen abgekommen; ich brauche nicht beizufügen, daß die Lectionen, die sie mir gab, aufgehört haben; man muß schon sehr gut mit Jemand stehen, um die



Band XVIII. Seite 210.
Ernst und Margarethe.

gehörige Geduld zu haben, ihn ein Instrument zu lehren. Wir stehen aber nicht immer gut mit einander, und Eugenie hat keine Geduld; sie behauptete, ich passe nicht auf; und ich sagte das Gleiche in Betreff der Malerei, so daß Pinsel und Piano gleichzeitig zur Ruhe kamen.

Aber Herr Dulac, der sehr gut Violin spielt, fordert meine Frau auf, die Musik wieder vorzunehmen; ich selbst würde es gerne sehen, wenn Eugenie das Talent, welches sie in hohem Grade besaß, nicht vernachlässigte. Meine Frau läßt sich erbitten, denn die Complimente eines Fremden sind schmeichelhafter, als die eines Gemahls; das Piano ertönt von Neuem unter ihren Fingern, und ich höre ihr mit Vergnügen zu. Sie spielte so oft, als ich mich noch um sie bewarb!

Mit dem Geschmack an der Musik kommt Eugenien auch der Geschmack an Bällen, Soiréen, Schauspielen, kurz an der Welt. Wir sehen jetzt häufig Gesellschaft bei uns und erhalten beinahe alle Tage Einladungen zu Diners u. s. w.; man muß die Artigkeiten zurückgeben, die man empfangen hat, und auf diese Weise haben wir fast keinen Tag für uns. Das ist nicht das friedliche Leben, das wir uns in den ersten Zeiten unserer Verbindung vorgezeichnet hatten. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß dieser ewige Wirbel mich betäubt; aber er gefällt meiner Frau und ist somit ein Mittel, den Frieden zu erhalten!

Ich gewinne hinlänglich Geld, um diese Lebensweise fortsetzen zu können. Eugenie verbraucht jetzt mit ihrer Toilette einen bedeutenden Theil ihres Einkommens. Seit einiger Zeit ist sie sehr kokett geworden; inzwischen ist sie noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt und noch immer gleich hübsch.

Was mich schmerzt, ist, daß sie sich im Strudel ihrer Vergnügungen wenig mit ihrer Tochter beschäftigt. Es fehlt zwar unserer Henriette nie an etwas, man trägt alle Sorge für sie ... aber ich meine, ihre Mutter küsse sie zu wenig.

Eugenie liebt ihre Tochter zärtlich, ich darf nicht daran zweifeln; vielleicht geschieht es, weil ich sie ein wenig verderbe, daß sie ihr mehr Strenge zeigt. Ich wage es nicht, ihr darüber einen Vorwurf zu machen; ich vermeide überhaupt in diesem Augenblicke sorgfältig auch den kleinsten Anlaß zu einer üblen Laune für sie; sie ist von Neuem guter Hoffnung, und ich habe diese Nachricht mit der lebhaftesten Freude empfangen; ich wäre so glücklich, einen Sohn zu bekommen! Ich würde ihn nicht mehr lieben als meine Tochter, aber eben so, und nach den Freuden zu urtheilen, die mir das eine Kind verursacht, nehme ich an, daß sich mein Glück bei einem zweiten verdoppeln würde. Ich lasse es auch an keiner Aufmerksamkeit für meine Frau fehlen, finde aber nicht, daß sie dafür etwas liebenswürdiger gegen mich wäre.

Ich gehe nur selten zu Ernsts, aber ich weiß, daß sie glücklich sind. Sie haben jetzt zwei Kinder, welche sie anbeten, und Margarethe bleibt lieber bei ihren Wiegen, als daß sie auf Bälle oder in Abendgesellschaften ginge. Ach! ich wollte, daß Eugenie eben so genügsame Neigungen hätte. Margarethe ist immer so gut, sich nach meiner Frau zu erkundigen; was Ernst betrifft, so hat dieser nie mehr einen Fuß in unser Haus gesetzt, und ich kann das nur billigen.

Seit langer Zeit bin ich Belan nicht mehr begegnet, als ich ihn eines Morgens roth, keuchend und schwitzend in mein Arbeitszimmer treten sehe. Er setzt sich neben mich hin, und ohne mir Zeit zu lassen, ihn zu fragen, beginnt er:

„Ich bin einer, mein Freund, es ist gar kein Zweifel mehr, ich bin einer ... Ich habe nun die volle Ueberzeugung ... Es ist etwas Schreckliches! ... etwas Abscheuliches!“ — Was sind Sie denn?“ frage ich, indem ich zusehe, wie sich Belan die Stirne abtrocknet. — „Zum Teufel! Wie kann man da noch fragen! ... ich bin ein Hahnrei!“

Belan sagt mir das so drollig, daß ich dem Trieb, zu lachen, nicht widerstehen kann. Während ich mich von ihm hinreißen lasse, steht Belan auf und murmelt in einem gereizten Tone:

„Ich glaubte nicht, daß ein alter Freund ... ein Ehemann über mein Unglück lachen würde." — Verzeihen Sie mir, mein lieber Belan," sage ich, indem ich ihn wieder zu sitzen nöthige, „verzeihen Sie mir ... und denken Sie nicht, daß ich je die Absicht haben konnte, Sie zu kränken ... Aber ... Sie haben mir die Sache so ohne alle Umstände gesagt! ... daß ich sie zuerst für einen Scherz hielt ... — „Nein, ich schwöre Ihnen, es ist mir keineswegs scherzhaft zu Muthe ... Ah! Gott! die ruchlose Armide! ... so gut erzogen ... von Adel! ... die nicht zugeben wollte, daß ich mein Hemd in ihrer Gegenwart auszog! ... ich weiß nicht mehr wo hinaus, und bin deßhalb gekommen, Sie wegen meines ferneren Verhaltens in dieser Sache um Rath zu fragen ... Sie sind Advokat, Sie werden mich am besten leiten ... Unwürdiges Weib!" — Vor Allem, lieber Belan, beruhigen Sie sich, und hernach sagen Sie mir, da Sie meinen Rath verlangen, auf was Sie die Vermuthung stützen, daß Ihre Frau Sie betrüge. — „Ich habe Ihnen, lieber Freund, schon einmal von einem Marquis gesagt, der ehemals meiner Frau den Hof machte, und sich später auf eine sehr höfliche Art bei mir einführte ... O! was das betrifft, muß ich gestehen, daß er mich mit Höflichkeiten überschüttete ... Er kam öfters." — Sie haben ihn, so wie Sie mir sagten, dazu eingeladen. — „Freilich that ich das, weil sich die Girauds Reden erlaubt hatten ... Konnte ich aber so etwas vermuthen ... Treulose Armide! ... Eine Frau, die mich gekneipt, gebissen, gekratzt hat, als ich in der Hochzeitnacht ... Sie verstehen mich schon ..." — Vollständig, lieber Belan, nur weiter. — „Nun, der Marquis kam gar nicht mehr von uns weg. Er gab meiner Frau den Arm, führte sie ins Theater, führte sie aus dem Balle nach Hause, machte Duos

mit ihr; er hat eine sehr schöne Stimme, das ist wahr. All das gefiel mir ganz gut. Ueberdies sagte ich mir: meine Schwiegermutter ist da. Vorgestern jedoch, als ich unterm Tage unversehens heim kam, wollte ich zu meiner Frau gehen; sie hatte sich mit dem Marquis in ihr Toilettezimmer eingeschlossen ... Wozu? ... Es steht kein Clavier in ihrem Toilettezimmer. Lieber Freund, da rief ich mir alle meine Abenteuer als Junggeselle ins Gedächtniß, alle die Ehemänner, die ich betrogen habe; da lief es mir ganz kalt den Buckel hinauf! ... Ich rannte auf das Toilettezimmer zu, schlug auf die Thüre wie ein Tauber; meine Frau öffnete mir und machte mir den Marsch ... Der Marquis schien beleidigt über meine argwöhnische Miene, ich glaubte im Unrecht zu sein. Und doch ... wenn einmal diese Teufelsgedanken sich des Geistes bemächtigen, sind sie nicht mehr fortzubringen ... Ich träumte die ganze Nacht von Molières George Dandin, seinem eingebildeten Hahnrei ... und stellte gewisse verdächtige Umstände zusammen. Ah! mein lieber Blemont, es ist etwas Schauderhaftes um die Eifersucht! ... Sie kennen das nicht, Sie sind sehr glücklich! ... und das überfiel mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel!" — Meine Frau, lieber Belan, hat mir die Folter dieses Gefühls in allen Abstufungen gezeigt. Aber fahren Sie fort. — „Nun, gestern wollte ich außer dem Hause speisen und meine Frau bei einer ihrer Tanten. Ich ging ... unterwegs fiel mir mein Abenteuer mit Madame Montdidier ein ... Sie wissen ... vor unserer Hochzeit?" — Ich erinnere mich dessen ganz gut. — „Sie hatte auch gesagt, daß sie bei einer ihrer Tanten speisen wolle, und diese Tante war ich ... Ach! mein Freund, ich glaube, daß das Schaden bringt, wenn man Andern so vielen zugefügt hat. Kurz, der Gedanke kam mir, wieder nach Hause zu gehen und meiner Frau aufzulauern. Ich kam zurück, postirte mich in einem Hausgang, gegenüber von unserer Thüre ... Da mußte ich wieder an mein Jung-

gesellenleben denken! ... Nach Verfluß von fünf Minuten sehe ich Armiden in einem sehr eleganten Négligé in einen Fiaker steigen. Die Schwiegermutter war nicht bei ihr, obwohl man mir gesagt hatte, sie würden zusammen gehen. Ich lief dem Fiaker nach auf die Gefahr hin, mir eine Lungenentzündung zu holen... Er führte meine Frau nach den neuen Boulevards: das war ganz und gar nicht der Weg zu ihrer Tante. Man hielt vor einem Traiteur, der wegen seiner gebackenen Fische, namentlich der Grundlinge, sehr berühmt ist. Armide tritt hinein; nach einigen Augenblicken ich auch; ich drücke dem Kellner ein Fünffrankenstück in die Hand und lasse mir sagen, mit wem diese Dame zu Mittag speist. Er beschreibt mir das Aeußere des Herrn, der sie erwartete, so genau, daß der Marquis nicht zu verkennen ist. Er zeigt mir das Kabinet, wo sie sind, am Ende eines Ganges; ich laufe wie ein Narr... Ich sehe den Schlüssel in der Thüre, trete wie ein Wüthender herein, und befinde mich vor einem Artilleristen der Garde, der mit einer Grisette aus dem zwölften Arrondissement Narrheiten trieb.

Der Artillerist findet es sehr ungeeignet, daß ich ihn störe; ich entschuldige mich einmal über das andere. Er sagt mir Grobheiten, und während das Weibsbild ihr Halstuch wieder zurecht legt, geht er auf mich zu, nimmt mich an den Schultern, gibt mir einen Stoß, daß ich zur Thüre hinausfliege und ruft mir noch nach, er werde mich nach dem Dessert wieder sprechen. Sie können sich denken, daß es mir nicht darum zu thun war, mit dem Artilleristen nähere Bekanntschaft zu machen. Als ich mich wieder in dem Gange befinde und an keiner der Thüren einen Schlüssel sehe, fange ich an mit donnernder Stimme zu schreien: Armide, öffne mir! aber Niemand öffnet, und der Kellner sagt mir, daß die Dame während meiner Verhandlung mit dem Artilleristen sich aufs Schnellste mit ihrem Begleiter entfernt habe. Wo aber war sie hingegangen? ... das konnte mir kein Mensch

sagen. Ich ging also wieder nach Hause; dort fand ich nur meine Schwiegermutter, die mich einen Gespensterseher schalt; und Abends schloß sich meine Frau, nach den ersten Worten, die ich an sie richtete, in ihr Zimmer ein und wollte mir nicht mehr öffnen. So ist meine Lage, lieber Freund; es träumte mir abermals von George Dandin, und so kam ich diesen Morgen ganz schnell hierher, um Ihnen das Alles zu erzählen.“

Belan ist mit seiner Erzählung zu Ende. Ich verspüre zwar allerdings wieder einige Lachlust, aber ich bezwinge mich, indem ich ihm sage:

„Alles, was Sie mir da erzählt haben, besteht nur aus Vermuthungen, aber Beweise liegen keine vor.“ — Ach, mein lieber Blemont, für uns Andere, die wir schon so viele Abenteuer gehabt haben! ... die mit all' den Schlichen bekannt sind ... sind das so viel als Beweise. — „Der Kellner hat sich täuschen können; es war vielleicht nicht der Marquis; Sie haben ihn nicht gesehen?“ — Nein, da sie fort waren und ich nicht Lust hatte, den Artilleristen abzuwarten. — „Sie sind nicht geschickt zu Werke gegangen ...“ — Es ist wahr ... ich war ganz aus dem Concepte! ... ich wußte nicht mehr, wo mir der Kopf saß. — „Der Schein trügt, mein lieber Belan, ich kann davon mehr als ein Anderer aus Erfahrung sprechen.“ — Wie, sollten Sie auch einen Verdacht auf Ihre Madame haben? — „Ich? o! niemals; aber sie hat auf mich, und zwar sehr ungegründeten, das kann ich beschwören.“ — Teufel ... wenn ich Unrecht hätte ... was rathen Sie mir? — „Warten Sie ... sehen Sie ... prüfen Sie ... aber mit Vorsicht; oder auch verlangen Sie geradezu von Ihrer Frau eine Erklärung über ihr gestriges Benehmen: das Ganze ist vielleicht etwas sehr Einfaches, sehr Unschuldiges.“ — In der That ... es wäre möglich. So viel steht fest, daß ich wie ein Kind gehandelt habe. Sie, lieber Blemont, Sie beruhigen meinen Geist wieder. In Wahrheit, daß ein junger

Mensch öfters zu uns kommt, und bei meiner Frau den Galanten spielt, beweist noch gar nichts ... denn Sie selbst sind ja nicht eifersüchtig auf Herrn Dulac, den man den ganzen Tag bei Ihnen sieht, und der öfters Ihre Frau Gemahlin am Arme führt ... Ich hörte meine Schwiegermutter dieser Tage davon mit meiner Frau sprechen! ... — „Ah! diese Damen unterhielten sich von mir?“ — Nein; sie sprachen nur von Herrn Dulac. Armide findet, daß er ein hübscher Junge sei. Ich selbst sehe nichts Außerordentliches an ihm. Man kam dann auf Sie zu sprechen und sagte: „‚Das ist einmal ein Mann, der nicht eifersüchtig ist; so ist es recht! Herr Dulac ist der Cavalier seiner Frau, und er thut gar nicht, als ob er es bemerke; das ist ein Ehemann, der Lebensart hat.‘“ Dann lachten die Damen, denn Sie wissen, wenn die Weiber uns die Revue passiren lassen, so werden Sie nicht fertig ... Nun! mein Lieber, an was denken Sie denn? ... Sie hören mir nicht mehr zu! — „Verzeihen Sie mir ... es fiel mir gerade ein ... daß die Welt Sachen bemerkt ... denen wir häufig keine Aufmerksamkeit schenken, obschon sie uns nahe berühren.“ — Sie rathen mir also zu warten, wachsam und klug zu sein: das will ich genau befolgen ... Wenn ich aber Beweise erhielte ... o! aber dann ... würde ich losbrechen ... ich wäre schrecklich ... unbeugsam ... Adieu, mein Lieber; ich verlasse Sie jetzt, denn ich sehe, daß Sie Geschäfte im Kopfe haben. Auf Wiedersehen!“

Belan ist fort; ich sagte ihm dieses Mal Adieu, ohne irgend eine Versuchung zum Lachen zu haben. Was er mir von dem Geschwätz seiner Frau und Schwiegermutter hinterbrachte, hat einen eigenthümlichen Effekt auf mich gemacht. Es wird also bemerkt, daß Herr Dulac sehr häufig zu mir kommt, sehr galant gegen meine Frau ist, und ich, ich hatte nichts bemerkt. Nur deßhalb, weil ich nichts Uebles darin sah, während die Welt so abscheulich und Verleumdung eine so tückische Waffe ist! ...

Figaro hat wohl Recht ... Verleumdet! ... nur immer frisch darauf los verleumdet!

Obschon ich weiß, daß das Abscheulichkeiten sind, so komme ich doch unwillkürlich darauf, das Benehmen des Herrn Dulac einer Prüfung zu unterziehen ... Ich erinnere mich seines lebhaften Verlangens, Zutritt in mein Haus zu erhalten, seit dem Balle, von dem er meine Frau heimbegleitet hatte. Ich werde traurig, träumerisch; ich empfinde ein Unbehagen, eine Unruhe, die ich vordem nicht kannte ... Fängt etwa die Eifersucht auf die Weise an? Ach! welche Thorheit! mit was bin ich im Begriffe mich zu beschäftigen? ... Daran ist dieser Belan Schuld, der mich mit seinem häuslichen Unglück ganz verwirrt machte. Daß ihn seine Frau anführt, ist möglich, sogar wahrscheinlich; sie hat ihn nie geliebt; aber meine Eugenie, die mich so sehr liebte, die mich noch immer liebt, wie ich hoffe ... wenn auch die Eifersucht ihren Charakter ein wenig verbittert hat! aber diese Eifersucht war ja ein Beweis von Liebe. Sie ist nun nicht mehr eifersüchtig ... Warum? Ach! Belan hat wohl nöthig gehabt, mir diese Reden zu hinterbringen! ... Er hat es aus Bosheit gethan.

Um mich von diesen Gedanken abzubringen, gehe ich aus meinem Arbeitszimmer. Ich höre Clavier spielen. Meine Frau ist im Salon; ihr Anblick wird mich all' die Thorheiten vergessen machen, die mir durch den Kopf gegangen sind. Ich trete rasch ein ... Herr Dulac ist da ... nahe bei meiner Frau sitzend ... sogar sehr nahe, wie mir scheint. In diesem Augenblicke, ich muß es gestehen, macht seine Gegenwart einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich.

Dulac steht schnell auf und geht mir entgegen: „Guten Tag, Herr Blemont. Ich habe Ihrer Frau Gemahlin eine herrliche Phantasie über eine Lieblingsarie von Rossini gebracht. Madame spielte sie vom Blatte mit einer Sicherheit ... einem Geschmack!“

— Ah! Sie schmeicheln mir immer, Herr Dulac! — „Nein, wahrhaftig, Madame; Sie besitzen ein merkwürdiges Talent.“ Ich mache einige Gänge im Salon; dann sage ich zu Eugenien: „Wie kommt es, daß Henriette nicht hier ist?“ — Weil sie ohne Zweifel in meinem Zimmer spielt. Glauben Sie, mein Herr, daß ich mich stets mit ihr beschäftigen könne? ... Ein Mädchen, das bald vier Jahre alt ist, kann allein spielen.“

Ich setze mich nieder, um der Musik zuzuhören, aber nach fünf Minuten fühlt sich meine Frau ermüdet und verläßt das Clavier. Herr Dulac spricht noch einige Augenblicke und verabschiedet sich alsdann. Meine Frau kehrt in ihr Zimmer zurück und ich in mein Bureau, wobei ich mir sage, daß ich vor diesem Herrn eine sehr dumme Figur gespielt haben muß. Als ich mich allein befinde, erröthe ich über den Argwohn, der mir durch den Kopf gegangen ist. Ungeachtet dessen bin ich häufiger um meine Frau. Ich überlasse Niemand anders mehr die Sorge, ihr den Arm beim Besuch einer Soirée zu bieten, ich begleite sie selbst dahin. Da aber der Zeitpunkt ihrer Entbindung herannaht, so bleibt Eugenie mehr zu Hause. Sie besucht keine Bälle mehr, Gesellschaften nur selten, und vernachlässigt sogar die Musik ein wenig. Endlich erscheint der Augenblick ihrer Niederkunft, und ich bin Vater eines Knaben! Ich renne selbst überall herum, das frohe Ereigniß zu verkünden, und vergesse natürlich bei meinen Besuchen Ernst und seine Frau nicht, denn ich weiß, daß sie Theil an meinem Glück nehmen werden. Sie fallen mir um den Hals, gratuliren mir; sie lieben ihre Kinder, und wissen mein Gefühl zu würdigen.

Meine Mutter steht mit einem Verwandten meiner Frau bei meinem Kinde zu Gevatter. Ich lasse meinen Sohn Eugen taufen, und wir geben ihm zur Amme die nämliche Bäuerin in Livery, die unsere Tochter gehabt hat, und die von Berufswegen stets bei Milch ist.

Eugenie schien zufrieden, einen Sohn bekommen zu haben, obschon ihre Freude sich weniger kund gibt, als die meinige. Unsere Bekannte haben uns alle besucht: Herr Dulac war keiner der letzten. Dieser junge Mann schien so viel Theil an meiner Freude zu nehmen, daß ich davon gerührt wurde. Ich habe die Ideen, die mir vor einigen Monaten durch den Kopf gingen, ganz vergessen; es ist mir sogar unbegreiflich, wie ich nur einen Augenblick an der Treue meiner Eugenie zweifeln konnte.

Belan hat mich auch wieder besucht. Er ist gegenwärtig hinsichtlich der Tugend seiner Armide vollständig beruhigt. Seine Frau hat ihn überzeugt, daß sie nur, um eine Collecte zu Gunsten der Armen zu veranstalten, mit dem Marquis auf den neuen Boulevards zusammengekommen war: und wenn sie diese Handlung mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckte, so geschah es nur, weil ihre Bescheidenheit zu sehr gelitten hätte, wenn man von Allem unterrichtet worden wäre, was sie zum Troste der leidenden Menschheit that. Belan ist vor seiner mildthätigen Ehehälfte zu Kreuze gekrochen: er posaunt jetzt überall die schöne Handlungsweise seiner Frau aus; alle Furcht vor einer Kopfzierde ist verschwunden. Um so besser für ihn. Ich beglückwünsche ihn deßhalb und breche die Unterhaltung in dem Augenblicke ab, wo er die Rede wieder auf Herrn Dulac bringen zu wollen scheint. Ich gebe ihm zu verstehen, daß ich kein Freund von Lästermäulern bin und denjenigen Personen nur schlechten Dank wissen würde, die versuchen wollten, meinen häuslichen Frieden zu stören.

Nein gewiß, ich werde nicht mehr eifersüchtig sein. Ich schäme mich, es nur einen Augenblick gewesen zu sein. Wenn Eugenie sich nicht mehr wie in den ersten Monaten unserer Ehe gegen mich benimmt, so ist es deßhalb, weil es nicht in der menschlichen Natur liegt, ein so lebendiges Glück ohne Unterbrechung zu genießen. Der Genuß, wenn er auch die Liebe nicht ganz auslöscht, macht sie doch jedenfalls weniger pikant: wenn

man so oft man nur will seine Gelüste befriedigen kann, so hat man deren weniger. Ernst und Margarethe jedoch sind noch immer zusammen wie zwei Verliebte! ... Allerdings sind sie nicht verheirathet ... Ist nun wohl der Gedanke, daß man sich jeden Augenblick trennen könne, Ursache, daß ihre Liebe nicht altert?

Nachdem sich Eugenie von ihrem Wochenbette erholt, gibt sie sich wieder den Genüssen der Welt hin; sie beschäftigt sich wenig mit ihrer Tochter. Das macht mir Verdruß: Und doch ist unsere Henriette so reizend! Ich bleibe ganze Stunden bei ihr, um mich mit ihr zu unterhalten, und diese Stunden entfliehen mir viel schneller als diejenigen, welche ich in den Soiréen verbringen muß.

Ich möchte meinen Sohn in Livry besuchen. Meine Frau behauptet, er sei noch zu klein, man müsse warten, bis seine Züge mehr entwickelt seien: ich aber will nicht warten. Es drängt mich, meinen kleinen Eugen zu küssen; ich miethe ein Pferd, und an einem schönen Morgen reite ich nach Livry.

Ich finde meinen Sohn reizend, ich erkenne in seinen Zügen die seiner Mutter. Ich küsse ihn ... aber seufze; es fehlt mir etwas zu meinem Glücke. Es dünkt mich nicht recht von Eugenien, daß es sie nicht auch nach ihrem Sohn verlangte! die Amme fragt mich, ob meine Frau krank sei. Die guten Leute glauben, sie müsse krank sein, sonst hätte sie mich gewiß begleitet.

„Ja, sie ist unpaß," sage ich zur Amme. — „O! wenn sie nur recht bald wieder gesund wird, denn Madame wird gewiß auch kommen wollen! — „Ja, wir werden zusammen kommen." Ich bleibe mehrere Stunden an der Wiege meines Sohnes. Auf dem Rückwege nach Paris, überlasse ich mich Gedanken, die keineswegs angenehm sind. Ich gebe mir alle Mühe, Entschuldigungsgründe für Eugenien zu finden, aber ich fühle, daß ihre Auf-

führung nicht ist, wie sie sein sollte; und es thut mir weh, Fehler an ihr zu finden.

Ich komme um sechs Uhr zu Hause an. Madame ist nicht da; sie speist außer dem Hause, bei Madame Dorcelles. Das ist eine ihrer Freundinnen aus der Pension, die sie in der Gesellschaft wiedergefunden hat; eine jener leichtfertigen, koketten Weiber, die es ganz in der Ordnung finden, ihren Mann nur von ungefähr, etwa bei Tische, zu sehen. Ich kann diese Frau nicht leiden; ich habe es zu Eugenien gesagt, sie gebeten, nicht zu oft zu ihr zu gehen: und sie speist bei ihr zu Mittag!

Sie hat ihre Tochter nicht mitgenommen. Meine kleine Henriette läuft auf mich zu, küßt mich, umfaßt mich mit ihren Armen! Wie kann Eugenie fern von ihrer Tochter Vergnügen finden!... Ich begreife es nicht.

„Deine Mama wollte Dich also nicht mitnehmen?“ fragte ich meine Tochter, sie auf meinen Schooß setzend. — „Nein, Papa. — — „Hast Du geweint, als sie fortging.“ — Ja, Papa; ich habe geweint. — „Arme Kleine! Du hast geweint!... und Deine Mutter konnte Dich verlassen!“ — Aber Mama hat mir gesagt, wenn ich recht vernünftig sei, werde sie mir einen Kuchen mitbringen, und dann habe ich nicht mehr geweint. — „War heute Besuch bei Mama?“ — Ja! er war da. Du weißt, der Herr, der mit Mama Musik macht, und mir Bonbons gibt? — „Herr Dulac?“ — Ja. — „Und... bliebst Du bei Mama, während sie Musik machte?“ — Nein, weil Mama fand, daß ich zu viel Lärm mache; man hat mich mit meiner Puppe in den Saal gehen heißen.“

Ich fühle mein Herz sich zusammenziehen und verharre längere Zeit in Schweigen. Meine kleine Henriette scheint zu ahnen, daß ich Kummer habe: sie sieht mich verzagt an und spricht nichts mehr. Ich küsse sie zärtlich; nun lächelt sie mir aufs Neue zu. Wo wird Eugenie den Abend zubringen?... diese

Madame Dorcelles empfängt keine Besuche; wenigstens ist heute nicht ihr Tag. Ohnehin, will ich nicht zu ihr gehen ... Ich habe diese Frau im Verdacht, Eugenien sehr schlimme Rathschläge zu geben ... Ich könnte meinen Unmuth durchblicken lassen ... Es ist besser, ich gehe nicht hin.

Warum sich aber immer Zwang auflegen? ... warum nicht offen seiner Frau sagen, was man auf dem Herzen hat? ... Nur um den Frieden zu erhalten ... um Streitigkeiten zu vermeiden ... Aber soll man, um den Frieden zu erhalten, zugeben, daß die Frau Thorheiten, oder doch wenigstens unpassende Handlungen begeht? Nein, ich will Eugenien sagen, was mir das Herz bedrückt.

Die Damen sind vielleicht im Theater. Ich gehe, nachdem ich meine Henriette geküßt und sie ihrer Bonne empfohlen habe. Aber wo soll ich hingehen? ... in welchem Theater sie suchen? ... Ich gehe in die Variété's, ins Gymnase, hernach in die Porte Saint-Martin. Dort erinnere ich mich mit Eugenien, am andern Tage des Balls bei Girauds, wo ich sie zum erstenmal gesehen, zusammengetroffen zu sein. Meine Augen wenden sich nach der Loge, in welcher sie an diesem Abend war ... Ah! ich wünschte, jene Zeit wäre noch! ... wie verliebt war ich in sie! ... ich liebe sie noch immer eben so sehr! aber sie! ...

Bei Erinnerungen verfliegt die Zeit schnell! das Stück war zu Ende, ehe ich mir's versah. Ich werde durch das Fortgehen aller Leute aus meinen Gedanken aufgeweckt; jetzt begreife ich, daß ich auch nicht da bleiben kann.

Ich kehre in meine Wohnung zurück. Im Augenblicke, wo ich vor derselben anlange, bemerke ich einen Herrn und eine Dame, die an der Thüre stehen: es scheint mir meine Frau zu sein ... Ich stelle mich hinter einen der Bäume des Boulevards, von wo ich sie besser sehe ... Ja es ist meine Frau mit Herrn Dulac ... Er hat Eugenien nach Hause begleitet ... Aber sie

sprechen lange mit einander! ... Er nimmt sie bei der Hand ... er läßt sie nicht los ... Warum ihr so die Hand halten? ... Wenn man so lange die Hand einer Frau hält, so ist das ein Zeichen bereits eingetretener Vertraulichkeit. Ich erinnere mich ganz gut, daß ich es auch so machte; und die Hand, die ich in der meinigen hielt, zärtlich drückte. Er drückt die meiner Frau ohne Zweifel, und sie läßt sie ihm! ... dieser Gedanke bringt mich aufs Aeußerste, ich kann mich nicht mehr zurückhalten und trete rasch vor ... man hat die Hand schnell losgelassen; man grüßt sich auf eine sehr umständliche Weise, und ruft dann aus:

„Ah, Herr Blemont! Ich habe Ihnen Ihre Frau Gemahlin zurückgebracht, die so gütig war, meinen Arm anzunehmen. Schönen guten Abend, Madame; ich empfehle mich Ihnen bestens."

Er grüßte und entfernte sich; ich weiß nicht einmal, ob ich ihm geantwortet habe. Ich dränge meine Frau ins Haus; wir steigen hinauf, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Oben angekommen, geht Madame in ihr Schlafzimmer; ich folge ihr dahin. Ich gehe lange auf und ab, ohne eine Silbe zu sprechen. Ich will sehen, ob sie nicht nach dem Befinden ihre Sohnes frägt, denn sie kann sich wohl denken, daß ich in Livry war. Aber sie gibt keinen Laut von sich' und begnügt sich, ihre Locken aufzuwickeln.

Nun kann ich mich nicht mehr zurückhalten. Ich nähere mich ihr mit den Worten:

„Wo sind Sie heute gewesen, Madame?" — Wo es mir Vergnügen machte, mein Herr. Ich meine, daß ich Sie auch nicht frage, wo Sie hingehen! — „Das ist kein Grund, Madame, und ich habe das Recht, Auskunft über ihre Handlungen zu verlangen." — O! über das Recht! ... Ich hatte auch dieses Recht ... Aber als ich Gebrauch davon machen wollte, ist es mir nicht zum Besten bekommen! ... — „Madame, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen ... Uebrigens ist das keine Antwort

auf meine Frage.“ — Ich habe bei Madame Dorcelles zu Mittag gespeist, das ist kein Geheimniß: ich hatte es der Bonne gesagt, und ich dachte, daß Sie mich abholen würden. — „Sie konnten wohl denken, daß ich zu keiner Frau gehen würde, die ich nicht leiden kann . . . und Sie mußten auch wissen, daß Sie mir kein Vergnügen machen, wenn Sie bei dieser Madame Dorcelles essen, die im Rufe einer Kokette, und nicht in dem einer guten Familienmutter steht.“ — Der Ruf! . . . Wissen Sie etwa von Madame Ernst, daß Laura eine Kokette ist? — „Madame Ernst spricht von Niemand übel.“ — Sie wird ihre Gründe dazu haben. — „Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen wir Madame Ernst aus dem Spiele, zu der ich fast nie komme.“ — O! das ist mir jetzt ganz gleichgültig. — „Ich glaube es wohl, Sie beschäftigen sich jetzt mit ganz andern Dingen.“ — Was verstehen Sie darunter, mein Herr? — „Wenn Sie mich eine Dame nach Hause führen sähen, wie ich Sie mit Herrn Dulac gefunden habe, so möchte ich wohl wissen, was Sie sagen würden?“ — Mein Gott! wären Sie zufällig eifersüchtig . . . Sie mein Herr, der es so lächerlich gefunden hat, daß ich es war? — „Ohne eifersüchtig zu sein, Madame, ist es mir erlaubt, darüber zu wachen, daß Sie sich nicht üblen Nachreden aussetzen.“ — O! ich danke Ihnen, mein Herr; ich denke, ich bin alt genug, um zu wissen, wie ich mich aufführen muß. — „Eugenie, Sie werden ganz sonderbar, ich weiß nicht, wer Ihnen Rathschläge ertheilt, denn ich kann nicht annehmen, daß Sie aus sich selbst so handeln; aber ich zweifle, ob Ihre neue Manier, mit mir umzugehen, uns Beide glücklich macht . . . In Wahrheit, ich erkenne Sie nicht mehr.“ — Ich habe schon vor langer Zeit das Nämliche von Ihnen gesagt. — „Daß Sie nicht mehr die Nämliche für mich sind . . . ich sehe es zu gut ein . . . aber für Ihre Kinder! . . . Sie fragen mich nicht einmal um Nachrichten über Ihren Sohn!“ — Konnte ich ahnen, daß Sie bei ihm waren?

— „Sie gehen von Ihrer kleinen Henriette fort ... und überlassen Sie ganz der Sorge einer Bonne.“ — Kann man, wenn man in Gesellschaft geht, immer sein Kind mit sich schleppen? — „Schleppen! O! Madame, ich will hoffen, daß dieses Wort nicht aus Ihrer Seele kommt: Sie werden es wahrscheinlich von Madame Dorcelles gelernt haben, wenn die von ihren Kindern sprach!“ — Ohne Zweifel mögen Sie Laura deßhalb nicht leiden und sprechen so viel Uebels von ihr, weil sie eine meiner Pensionsfreundinnen ist; aber ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mich das nicht abhalten wird, sie zu sehen und zu besuchen, so oft es mir Vergnügen macht. — „Wenn ich es Ihnen aber verböte?“ — So wäre das ein Grund weiter für mich, es zu thun. — „Ganz gut, Madame, Gehen Sie Ihre Wege, ich werde den meinigen gehen.“ — Gehen Sie wohin Sie wollen, das gilt mir gleich!“

Ich mache noch einen Gang durch das Zimmer und verlasse dann Madame, die fortfährt, ihre Haare aufzuwickeln.

Fünfzehntes Kapitel.

Dienstleistung einer Frau.

Sechs Monate sind verflossen, während welcher ich mein Vergnügen fern von meiner Frau suchte. Zunächst veranlaßte mich der Auftritt am Abend meiner Rückkehr von Livry zu dieser Handlungsweise; alsdann kam Verdruß, gekränkte Eigenliebe dazu!... Man will nicht den ersten Schritt zu einer Ausgleichung thun, besonders wenn man sich in seinem Rechte fühlt. Aber doch ist diese Lebensart weit entfernt, mir zu gefallen, und ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Genöthigt zu sein, sein Glück außer dem Hause, von den Seinigen entfernt, zu suchen, ich, der ich meine Frau noch gern habe, meine Kinder

zärtlich liebe! Aber Eugenie! ... sich so zu betragen ... Es gefällt ihr also, nicht mehr mit mir zu gehen? ... Jeden Tag hoffe ich, sie werde mich in meinem Bureau aufsuchen, mir um den Hals fallen ... Aber ich hoffe vergeblich. Da empfinde ich dann eine Anwandlung von Zorn, von Verdruß: ich schwöre, nicht mehr an sie zu denken; ich gehe aus, um sie zu vergessen, und denke bei der Rückkehr doch wieder an sie.

Sie kann nicht sagen, daß ich sie in irgend etwas hindere, daß ich mich ihren Wünschen widersetze. Ich will ihr jeden Grund zu Klagen benehmen. Ich weiß öfters nicht, wo sie hingeht. Aber ich kann mir nicht denken, daß Eugenie je vergesse, was sie sich selbst schuldig ist, und ihre Pflichten verletze; wäre das der Fall, so würde sie meine Verachtung, und nicht meine Liebe verdienen. Man hat demnach stets Unrecht, eifersüchtig zu sein. Denn entweder ist man es ohne Grund, oder ist es der Gegenstand nicht werth, daß man sich mit ihm beschäftige.

Ungeachtet dieser Vernunftschlüsse, die man bei ruhigem Blute macht, gestehe ich, daß ich zuweilen an Herrn Dulac denke. Jener Abend, wo er Eugeniens Hand in der seinigen hielt, ist noch frisch in meinem Gedächtnisse. Aber es gibt so viele junge Leute, die aus Gewohnheit allen Damen den Hof machen, ohne daß dieses Folgen nach sich zieht! ... Ich glaube, daß dieser auch zur Zahl gehört. — Ich erinnere mich, daß ich als Junggeselle ebenfalls keine hübsche Frau sehen konnte, ohne darauf auszugehen, ihr den Hof zu machen. Ueberdies kommt Herr Dulac nicht mehr so häufig zu mir, auch weiß ich nicht, ob er noch Eugenien nach Hause begleitet; ich gehe ihr nicht mehr nach.

Ernst und seine kleine Margarethe sind aufs Land gegangen, um die schöne Jahreszeit dort zuzubringen, in einer entfernten Gegend, wo sie nur sich und ihren Kindern leben werden; aber sie langweilen sich nicht, wenn sie zusammen sind! Wie sehr beneide ich ihr Glück!

Ich gehe Belan aus dem Wege; er macht mir Langeweile: den einen Tag hält er sich für einen Hahnrei, den andern Tag ist er von der Treue seiner Frau überzeugt. Ich begreife nicht, wie es ein Mensch so aushalten kann; wenn ich den hundertsten Theil seiner Verdachtgründe gehabt hätte, würde ich schon lange gewußt haben, was zu thun.

Ebenso wenig mag ich mit Girauds zusammenkommen: bei ihrem Anblicke fallen mir zu viele Epochen meines Lebens ein! Giraud sieht mich nie, ohne ein Compliment über meine Hochzeit und das prachtvolle Souper, das dem Balle folgte, in sein Gespräch einfließen zu lassen. Es ist mir widerwärtig, dieses Tages erwähnen zu hören, und überdies scheint mir, als ob in der Art, mit der sie mich über mein Glück becomplimentiren, Malice und Spott läge. Möchte ich falsch sehen.

Im Allgemeinen gefällt es mir nicht in der großen Welt. Ich gehe hin, um mich zu betäuben, ich gefalle mir noch eher im Theater; hier kann man thun, was man will: man kann zuhören, oder nachdenken; ich habe schon einige Male meine kleine Henriette hingeführt; sie scheint schon einiges Verständniß der Stücke zu haben; und ich fühle mich so glücklich, wenn meine Tochter bei mir ist! Ich war wieder in Livry, um nach meinem Sohne zu sehen; aber er hat noch nicht das Alter, um mich zu verstehen und mir zu antworten, wie seine Schwester.

Ich besuche zuweilen meine Mutter. Mit ihr habe ich nie über meinen häuslichen Kummer gesprochen: wozu auch? Das sind Sachen, die man am besten für sich behält. Meine Mutter würde mir sagen, ich sei alt genug, um meine Frau und mein Haus in Ordnung zu halten. Ich wünschte nicht, daß sie ihrer Schwiegertochter auch nur die kleinste Vorstellung machte. Ich weiß, wie selten man die Rathschläge einer Schwiegermutter beachtet. Es ist also viel besser zu schweigen . . . und das thue ich.

Der Winter hat sich wieder eingestellt, und mit ihm die

Soiréen und die Bälle. Eugenie will einen Tag in der Woche festsetzen, um unsere zahlreichen Bekannten zu empfangen. Ich überlasse ihr ganz einzuladen, wen sie will. Es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß mein Bestreben, alle ihre Wünsche zu erfüllen, Eindruck auf sie mache; ich sehe sie zuweilen träumerisch, traurig, befangen; aber ich sehe nicht, daß sie sich mir nähert, obgleich sie mir mehr Sanftmuth und Freundschaft zeigt; im Gegentheile, sie scheint mich eher zu fliehen und zu fürchten, ich möchte ihr Liebe bezeigen. Was mag doch in ihr vorgehen?

Dulac kommt sehr häufig zu uns. Entschieden ist mir dieser junge Mensch zuwider. Er scheint mir immer sich zwischen Eugenien und mich zu stellen. Aber wie ihn los werden? er ist stets außerordentlich artig gegen mich, und gegen meine Frau die Gefälligkeit selbst. Alle Welt findet ihn liebenswürdig; ich allein bin nicht der Ansicht aller Welt.

Madame Dorcelles kommt auch hie und da zu uns, ich bemerke aber nicht, daß meine Frau öfters als sonst zu ihr geht: ich glaube im Gegentheil, daß sie sie seltener besucht, und ich bin ihr dankbar dafür. Madame Dorcelles wollte mit mir die Kokette spielen; sie nennt mich den Wilden, den Menschenfeind: ich lasse sie mich nennen, wie sie will und ignorire ihre Mienen und schmachtenden Blicke. Ich muß gestehen, meine Frau hat da eine ganz eigenthümliche Freundin. Ich will es versuchen, mit meiner Frau in Gesellschaft zu gehen ... Es verdrießt mich, diesen Dulac stets als ihren Cavalier sehen zu müssen.

Eugenie scheint von meiner neuen Handelsweise überrascht; sie sagt aber nichts darüber; ich weiß somit nicht, ob sie ihr gefällt, aber zwischen ihr und Herrn Dulac glaubte ich schon Blicke wechseln ... verstohlene Winke zu sehen. Ah! wenn ich das gewiß wüßte! ... Oft will mich die Wuth übermannen; aber ich besinne mich wieder und sage mir, ich sei ein Narr.

Es war von einer Zauberlaterne bei einer bekannten Dame

von uns, die eine sehr schöne besitzen soll, die Rede; man verspricht sich davon viel Unterhaltung für die Kinder und vielleicht auch die Großen; es wird ein Abend zu einer Vorstellung mit der Zauberlaterne festgesetzt.

Ich begleite meine Frau hin; sie ist traurig oder vielmehr mürrisch; wir nehmen Henrietten mit, die sich eine große Freude von dem Schauspiel verspricht, das sie zu sehen bekommen wird, und ich freue mich darüber für sie.

Wir finden in der Gesellschaft Belans, Girauds und den unvermeidlichen Herrn Dulac . . . Dieser Mensch will mich, scheint es, überallhin verfolgen! . . . Jedes Vergnügen, das ich mir verspreche, wird durch seine Gegenwart gestört . . . Ich fange an, ihn zu verabscheuen.

Nachdem wir einige Zeit im Salon verbracht, ladet man uns ein, in den Speisesaal zu treten, wo die Zauberlaterne aufgestellt ist. Die Gesellschaft begibt sich in diesen Saal, wo man kaum etwas sieht, weil das so sein muß, damit die Laterne um so heller strahle. Die Damen lassen sich nieder, andere bleiben stehen. Man lacht zum Voraus über das, was man zu sehen bekommen wird. Einige der Herren machen den Polischinell oder den Teufel nach; man spielt Scenen vor dem Schauspiel. Die Dunkelheit, die im Saale herrscht, scheint die Munterkeit Mancher zu vermehren.

Giraud, der neben mir steht, sagt mir ins Ohr: „Die komischsten Scenen werden nicht die mit der Laterne sein . . . Sehen Sie da unten in der Ecke . . . Madame Belan mit dem Herrn Marquis . . . Das ist sehr drollig . . . Armer Belan! . . . er hat aber auch ein Gesicht darnach . . .“

Diese Scherze erwecken meine Lachlust nicht mehr. Ich suche mit den Augen meine Frau; es schien mir, als ob Herr Dulac den Salon, wo man Ecarté spielte, nicht verlassen habe, und ich fühle mich beruhigter.

Das Schauspiel fängt an. Es sind noch mehr Leute gekommen, und wir stehen so gedrängt, daß wir uns nicht rühren können.

Man zeigt uns die Sonne und den Mond, Pierrot und den Teufel, die Liebe und den Wilden. Der Herr, der die Erklärungen gibt, hält Reden, die kein Ende nehmen. Die Kinder stoßen Freudenschreie aus; die Damen lachen viel. Ich finde Alles sehr lang; ich kann mich nicht von meinem Platze bewegen, um mich meiner Frau zu nähern; und es wird noch finsterer.

Plötzlich, mitten im schönsten Gang seiner Erklärung, stößt der Herr zu heftig an die Laterne, sie fällt vom Tische auf den Boden, die Lichter stehen jetzt frei da, und Alles ist helle. Mein erster Blick war nach meiner Frau. Herr Dulac sitzt hinter ihr; aber einer ihrer Arme hängt nach hinten über den Sessel herunter und ihre Hand ruht in der ihres Nachbars. Ich mache eine so heftige Bewegung, um mich meiner Frau zu nähern, daß ich Herrn Giraud, der hart neben mir stand, auf die Füße trete. Er stößt einen durchdringenden Schrei aus und sagt, ich habe ihn verwundet. Ich denke nicht daran, mich zu entschuldigen. Ich breche bis zu meiner Frau durch; aber schon hängt ihr Arm nicht mehr hinten hinunter, und Herr Dulac ist nicht mehr so nahe bei ihr.

Ich weiß nicht, welches Gesicht ich ihnen mache, Eugenie scheint bestürzt und Herr Dulac ziemlich verlegen.

„Nehmen Sie Ihren Shawl," sage ich barsch zu meiner Frau, „rufen Sie Ihrer Tochter und dann fort." — Warum schon fort?" antwortet Eugenie, mich überrascht anblickend. — „Weil ich es will, Madame. Schnell! keine Bemerkungen, machen Sie voran." — Der Ton, mit dem ich diese Worte aussprach, ist so neu für Eugenien, daß sie sogleich aufsteht, um zu gehorchen; überdies könnte es gehört werden, wenn ich so mit ihr spreche, und daran scheint sie kein Vergnügen zu haben.

Madame ist bereit, ich halte meine Tochter an der Hand; wir richten uns zum Gehen. „Sie gehen schon?“ sagt die Herrin des Hauses zu uns, „aber es ist noch nicht zu Ende, man bringt die Laterne wieder in Ordnung.“ — Wir können nicht länger bleiben,“ sage ich ziemlich trocken. — „Ich fühle mich nicht ganz wohl,“ murmelt Eugenie. Wir gehen.

Ich sage während des ganzen Wegs kein Wort zu meiner Frau: unsere Tochter ist bei uns. Das arme Kind! Ich beraube sie eines Theils des Vergnügens, das sie zu genießen hoffte, und sie wagt nicht, sich zu beklagen.

Nachdem wir zu Hause angekommen und ihre Tochter zu Bette gebracht ist, sagt Eugenie mit ziemlich bitterem Tone zu mir:

„Darf ich jetzt erfahren, warum Sie mich auf eine so barsche Weise aus der Gesellschaft fortgeführt haben?“ — Darf ich erfahren, Madame, was Ihre Hand in der des Herrn Dulac während der Finsterniß im Saale zu thun hatte? — „Meine Hand in der des Herrn Dulac! ... Das hat Ihnen geträumt!“ — Nein, Madame, das hat mir nicht geträumt: das habe ich gesehen und recht gut gesehen. — „Ich weiß nicht, ob zufällig im Scherz Herr Dulac meine Hand ergriffen hat ... Ich habe es nicht einmal wahrgenommen! ... Aber ist das ein Grund, daß Sie wie ein Wüthender herbeikommen ... mich in einem Tone anreden, als ob Sie mich schlagen wollten ... daß Sie die Augen der ganzen Gesellschaft auf mich richten? Noch nie hat man Jemand, der Lebensart besitzt, sich so wie Sie betragen sehen!“ — Madame, wenn ich mich für beleidigt halte, bekümmere ich mich sehr wenig um die Welt. Es gab eine Zeit, wo Sie ebenso dachten und handelten. Ich weiß nicht, welche Gattung Scherz sich Herr Dulac mit Ihnen erlaubt, aber ich erkläre Ihnen, daß mir das mißfällt, und ich muß Sie bitten, es nicht mehr zu dulden und dem Herrn zu sagen, daß er es für die Folge unterlasse. — „Ich soll mit dem jungen Menschen über Ihre närrischen Einfälle

sprechen! ... da werde ich mich sehr hüten! ... es läuft gegen allen gesunden Verstand." — Uebrigens werde ich mich, wenn es mir passend scheint, nicht geniren und dem jungen Herrn die Thüre weisen. — „Das rathe ich Ihnen, jagen Sie nur den jungen Mann fort, weil er artig, liebenswürdig und gefällig gegen mich ist. Das fehlt Ihnen allein noch, um Ihnen einen guten Ruf in der Welt zuzuziehen!" — Hüten Sie sich, Madame, mir nicht einen zuzuziehen, der mir noch weniger gefallen würde. — „Ich meine, Sie hätten sich die Mühe sparen können, mit mir zu gehen, wenn Sie mir solche Auftritte bereiten wollten. Ehemals gingen Sie Ihren Weg, mein Herr, und ich den meinigen." — Ich werde Sie begleiten, Madame, so oft es mir gefällt. Ich weiß wohl, daß Ihnen das sehr störend sein wird, und ich bedauere es; aber Sie werden nirgends ohne mich hingehen, wenn ich es nicht erlaube. — „O! das wollen wir sehen, mein Herr!"

Ich kehre in mein Zimmer zurück und schlafe die ganze Nacht nicht; ich sehe beständig den jungen Mann bei meiner Frau. Jedoch, was mir Eugenie gesagt hat, scheint ziemlich wahrscheinlich, ja die Sache kann sich möglicherweise ganz so verhalten ... aber tausend andere Umstände, die ich mir jetzt ins Gedächtniß zurückrufe, bestärken stets meinen Argwohn wieder, so oft ich ihn von mir entfernen will. Wenn sie mich täuschte! ... Bei diesem Gedanken durchschauert ein Frost mein ganzes Wesen, und seit gestern Abend liegt beständig eine ungeheuere Last auf mir, die mich erdrückt, des Athems beraubt. Welch' eine Marter. Ich will wissen, mich versichern, ob ich betrogen bin. Mich versichern! ... das geht nicht so leicht! ... Die Weiber wissen zu gut ihre Maßregeln zu treffen! ... doch nicht jederzeit ... Diejenigen, die nicht in Intriguen geübt sind, können sich überraschen lassen. Ich bin also eifersüchtig! ... ein eifersüchtiger Ehemann! ... ich, der ich so oft über sie gespottet ... so viele getäuscht habe! ... Die Reihe wäre jetzt also auch an mich gekommen! ...

Und wenn ich es wäre! ... Ach! ich weiß nicht, was ich thun würde! Sonst lachte ich über dieses Wort ... ich fand es ganz einfach, ganz natürlich! ... Wir versetzen uns nie an die Stelle derer, über die wir lachen. Wahr ist's, es gibt Manche, die es mit so viel Gleichgültigkeit aufnehmen ... Andere, die selbst darüber scherzen ... Solche Männer lieben ihre Frauen nicht. Aber die Vernünftigsten, Weisesten wollen nicht über das aufgeklärt werden, was sie sind ... Im Gegentheile, sie vermeiden sorgfältig Alles, was sie, indem es ihnen die Wahrheit enthüllt, um ihre Ruhe bringen könnte. Ach! sie haben wohl Recht, die so handeln! ... Warum mache ich es nicht ebenso?

Nach dieser so langen, so peinlichen Nacht zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück und suchte in meinen Berufsarbeiten Zerstreuung von meinen Gedanken. Es ist noch nicht zehn Uhr, als ich Belan kommen sehe, nichts konnte mir in diesem Augenblicke unangenehmer sein, als sein Besuch. Er wirft sich schachmatt in einen Fauteuil und sagt:

„Dieses Mal, mein Lieber, kann ich nicht mehr daran zweifeln ... ich bin ein Hahnrei!" — Bei diesem Eingang stehe ich lebhaft von meinem Sitze auf, gehe in meinem Zimmer auf und ab und rufe mit Unmuth aus:

„Seit der langen Zeit, wo Sie schon davon sprechen, mein Herr, wäre es ein Wunder, wenn Sie keiner geworden wären." Belan macht große Augen und brummt:

„Wenn Sie mir keinen andern Rath zu ertheilen wissen! ... Ah! wenn das Ihre Meinung ist?" — Ich habe Ihnen weder einen Rath zu ertheilen, noch eine Meinung zu sagen ... Es gibt Umstände, wo man selbst am besten wissen muß, was Einem frommt. Was ich allein nicht begreife, ist, daß man seine Schande wie Sie überall austrompetet! — „Austrompeten! ... Was wollen Sie damit sagen? ... Wenn ich mich einem Freunde anvertraue, so heißen Sie das austrompeten! ... Hören Sie wohl! mir macht

es kein Vergnügen, Hahnrei zu sein, mir; Jeder hat seine eigene Art, eine Sache zu betrachten. Ich weiß ganz gut, daß es Männer gibt, die sich nichts daraus machen ... die ihre Frau mit ihrem Galan herumlaufen lassen, und sich das Ansehen geben, als bemerken sie es nicht."

Ich hörte Belan mit Ungeduld zu, in diesem Augenblicke konnte ich mich jedoch nicht mehr halten: ich springe auf ihn zu, nehme ihn am Kragen und schüttle ihn mit Heftigkeit, indem ich schreie: „Soll das mir gelten, was Sie da gesagt haben, mein Herr? Haben Sie die Absicht, mich zu beleidigen und mich in eine Linie mit jenen gefälligen Ehemännern zu stellen, von denen Sie sprachen? Zum Teufel, Herr Belan, ich bin nicht in der Stimmung, etwas Derartiges zu ertragen."

Der arme kleine Mann ließ sich schütteln, ohne einen Versuch zu seiner Vertheidigung zu machen, so war er von meinem Verfahren aus der Fassung gesetzt. Endlich schreit er, indem er mich erschreckt ansieht:

„Blemont ... mein Freund! was wandelt Sie an? ... Sie sind ohne Zweifel krank ... Sie sind nicht in Ihrem natürlichen Zustand!"

Ich lasse seinen Kragen los und mich meines Zornes schämend, werfe ich mich auf einen Sessel, indem ich stottere:

„Ach! ja ... ich befinde mich nicht wohl ... Es kam mir vor, als hätten Sie mich beleidigen wollen ... aber ..." — Ich, einen alten Freund beleidigen wollen ... wenn ich komme, um Ihnen mein häusliches Unglück anzuvertrauen ... Sie machen mir Kummer, Blemont, Sie gehen mir zu Herzen ... Uebrigens, wenn Sie wirklich der Meinung sind, ich habe über Sie scherzen wollen ... Vor Allem wußte ich nicht, daß es einen Anlaß gebe, über Sie zu scherzen ... Kurz, wenn Sie Genugthuung verlangen ... Sie wissen, daß ich kein Kamerad bin, der auszuweichen sucht, ich habe meine Proben abgelegt ... Ich bin zwar dem

Artilleristen aus dem Wege gegangen, das ist wahr, denn man schlägt sich nicht gerne mit einem Unbekannten; aber mit einem Freund, da ist es etwas Anderes." — Ich reiche Belan die Hand und sage ihm:

„Ich wiederhole Ihnen, ich weiß nicht, was über mich kam ... Wir Beide uns schlagen! ... nein, nein, mein lieber Belan, vergessen wir das Vorgefallene." — Belan drückt mir kräftig die Hand, indem er mir erwidert:

„Ja, vergessen wir es ... das ist auch meine Meinung ... und reichen wir uns die Hände. Ach! mein lieber Freund ... ich glaube, daß wir uns die Hände reichen dürfen ... als Brüder ... Ich verlasse Sie, weil Sie sorgenvoll und in Gedanken sind ... in unangenehmen ... Treulose Armide! ... Betrügerische Armide! ... Pope hat wohl Recht! ... Haben Sie Pope gelesen, mein Freund?" — Ich weiß nicht ... ich glaube, ja. — „Nun dann! er sagt: Jede Frau hat ein ungezügeltes Herz. Was denken Sie davon?" — Ich denke, daß das nicht artig ist. — „Aber ich fürchte, daß es wahr ist ... So hat Armide ein ungezügeltes Herz und auch Ihre Frau hat ein ..." — Ich bitte Sie um Gotteswillen, Belan, berühren wir diesen Gegenstand nicht. — „Ja, ich will Ihnen meine neuen Entdeckungen ein andermal erzählen ... O! diese Weiber! sind sie spitzfindig! ... aber Sie wissen das so gut wie ich ... Auf Wiedersehen, mein lieber Freund."

Er that wohl daran, zu gehen, denn es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ihm wieder an den Kragen gesprungen. Kann ich denn gar nicht mehr von betrogenen Ehemännern und ungetreuen Weibern sprechen hören, ohne in Wuth zu gerathen? Ah! ich muß mich durchaus zusammennehmen, kaltes Blut bekommen, der Vernunft Gehör geben; aber ich muß auch über die Verbindung zwischen Eugenien und Herrn Dulac ins Reine kommen.

Wir sprechen uns nicht mehr, Eugenie und ich, als um uns

Bitterkeiten, Anzüglichkeiten zu sagen: am öftesten sagen wir uns gar nichts. Ungeachtet dessen begleite ich meine Frau überall hin, ich will nicht, daß sie ohne mich ausgehe. Aber ich bringe in die Gesellschaft das traurige, gedankenvolle Gesicht mit, das alle Liebenswürdigkeit verhindert; denn wir treffen den Herrn Dulac fast in allen Reunionen, die wir besuchen. Spiele ich, so bin ich nicht bei meinem Spiele, und meine Augen spähen nach meiner Frau; ich will sehen, wer mit ihr spricht, wer sich ihr nähert. Spielt sie, so setze ich mich an ihre Seite, aus Furcht, ein Anderer möchte sich hinsetzen. Tanzt sie, und zwar mit Herrn Dulac, so nöthige ich sie auf der Stelle, den Ball zu verlassen und sie wagt sich nicht zu widersetzen, denn sie liest in meinen Augen, daß ich vor der ganzen Gesellschaft einen Auftritt mit ihr herbeiführen würde. Ich bin überzeugt, daß ich bei Jedermann für einen sauertöpfischen, zänkischen, eifersüchtigen Menschen gelte und daß man sich über Eugenien dahin ausspricht: „Armes Weibchen! ihr Mann macht sie sehr unglücklich! er ist ein Tyrann! ein schlechtes Subjekt.“ Ja, so wird die Welt gegenwärtig von mir sagen, denn die Welt urtheilt fast immer nach dem Scheine!

Nur wenn ich meine Tochter küsse, empfinde ich Augenblicke von Glück. Theures Kind! wenn ich Deiner Liebkosungen beraubt wäre, was bliebe mir dann noch auf der Welt? . . . Dein Bruder ist noch zu jung, um mich zu verstehen; aber Du, Du scheinst die Traurigkeit in meinen Augen zu lesen und mich dann durch Deine lieblichen Worte von meinem Kummer abziehen zu wollen.

Eines Morgens kleide ich mich, ermüdet von einer schlaflosen Nacht, zu Boden gedrückt von meinen Gedanken, an und gehe, gegen meine Gewohnheit, bis zehn Uhr in meinem Arbeitszimmer zu bleiben, schon etwas vor acht Uhr aus.

Der Zufall, vielleicht auch mein Geschick, führt mich nach der Seite des Boulevards des Tempels. Zuerst wandelt mich die

Lust an, meine Mutter zu besuchen ... ich besinne mich aber, daß es viel zu bald ist ... denn sie steht nicht leicht vor zehn Uhr auf. Ich denke am Besten zu thun, meine Freunde in der Tempelstraße zu besuchen, die ich schon mehr als sechs Monate nicht mehr gesehen habe. Ich gehe in Ernst's Wohnung; hier erfahre ich, daß er ausgezogen ist und nun auf dem Boulevard Saint Martin wohnt.

Dorthin bin ich im Begriff zu gehen, als mir eine Frau in einer Haube, in einem Morgencamisol und mit einem Milchhafen in der Hand, im Vorbeigehen einen leichten Gruß zuwirft. Ich drehe mich um ... es ist Lucilie. Ich hatte sie seit jenem Tag, wo meine Frau uns auf der Terrasse der Feuillantiner überraschte, nicht mehr gesehen. Sie hat sich ebenfalls umgedreht und blieb stehen; sie lächelt mir zu. Da ich nicht mehr zu fürchten habe, von meiner Frau belauert zu werden, so wünsche ich Lucilien einen guten Morgen.

„Dieses Mal finden wir uns auch einmal außerhalb der Tuilerien zusammen!" — Ja wohl ... es ist eine schöne Zeit seitdem verflossen! ... Finden Sie mich verändert? — „O nein ... Sie sind immer noch hübsch." — Ah! wie der Herr heute so galant ist! ... Ich muß gestehen, ich finde Sie blaß, abgemagert ... Die Heirath hat Ihnen nicht allzugut zugeschlagen, wie ich merke. — „Vielleicht! ... Sie wohnen gegenwärtig hier herum?" — Ja, dort ... in der untern Tempelstraße; ich habe so eben meine Milch geholt. Was kann man machen! ich muß ökonomisiren, ich halte keine Kammerfrau mehr! ... Wollen Sie mit mir frühstücken? Ich kann Ihnen Käffee geben? — „Nein ... ich kann nicht, ich muß zurückkehren." — Fürchten Sie immer noch, gezankt und von Ihrer Frau verfolgt zu werden? — „O! nein, ich kann Sie versichern." — Ich glaube Ihnen! ... sie hat Anderes zu thun, als Ihnen nachzugehen! ... Ha! ha! ha! der arme Heinrich!" Lucilie lacht, ich fühle bereits, wie mir das Feuer ins Gesicht steigt; ich nehme mir jedoch vor, an mich zu halten.

„Was haben Sie zu lachen, Lucilie, ich denke, daß, wenn meine Frau viel zu thun hat, Sie es nicht wissen können." — Ich weiß es vielleicht besser als Sie! ... Ich bin unterrichteter, als Sie glauben. — „Erstens kennen Sie meine Frau nicht." — Ich sie nicht kennen! ... Ich habe sie einmal auf der Terrasse der Feuillantiner gesehen, und das ist für mich gerade genug, um sie wieder zu erkennen, und ich stehe Ihnen dafür, daß ich sie inzwischen gar gut wieder erkannt und mich nicht getäuscht habe. — „Was wollen Sie damit sagen?" — Damit will ich sagen, daß Ihre Frau ihre Streiche macht wie jede andere! ... Potz Kuckuk! haben Sie etwa geglaubt, Sie hätten ein Privilegium? Nein, mein Herr, sie sitzen Ihnen auf dem Kopfe und zwar recht hübsch!"

Ich bemühe mich, die Qualen zu unterdrücken, die mich peinigen, und sage zu Lucilien: „Sie sind recht froh, daß Sie mir Abscheulichkeiten sagen können ... das ist Ihre Gewohnheit, aber Sie wären sehr in Verlegenheit, wenn Sie die Verleumdungen beweisen sollten, die Sie über meine Frau aussagen." — Verleumdungen! ... Nein, mein Herr, ich sage keine Verleumdungen ... Ihre Frau hat beim ersten Anblick den Eindruck einer bösen Sieben auf mich gemacht; aber ich hätte ihr doch nichts Uebles nachgesagt, wenn ich meiner Sache nicht sicher wäre. Ich kann nicht sagen, daß ich darüber böse bin, daß Ihre Frau Liebhaber hat! ... Ich würde lügen, wenn ich das sagte ... aber ich habe ihr wenigstens nicht gesagt, Sie zu einem Hörnerträger zu machen: sie hat meiner Anweisung dazu nicht bedurft. — „Lucilie, das geht zu weit! ... Sie müssen mir beweisen, was Sie mir so eben gesagt haben, und das auf der Stelle." — O! der Herr ist gar zu pressirt! ich pressire niemals, ich ... Wenn Sie eine Erklärung von mir verlangen, so müssen Sie zuerst mitkommen; denn ich habe Hunger und muß vor Allem frühstücken."

Lucilie geht nach ihrer Wohnung; ich folge ihr, indem ich

mir jeden Augenblick sage: Halte zurück . . . sei ein Mann; und wenn sogar das, was sie mir sagt, wahr ist, so suche doch immer mit Ueberlegung zu handeln.

Lucilie ist in ein Haus mit einem langen Hausgange, nahe bei der Crussolstraße, getreten. Sie steigt in den dritten Stock und öffnet ihre Thüre. Ich trete in ein bescheiden meublirtes, aber reinliches Gemach. Lucilie nähert sich dem Kamine, bläst das Feuer an und schickt sich an, ihren Kaffee zu machen. Ich nehme sie am Arme und halte sie zurück:

„Lucilie, wollen Sie mich noch länger leiden lassen? Ich bitte Sie, sagen Sie mir, was Sie über meine Frau wissen?" — Lucilie sieht mich an; sie scheint Kummer zu empfinden:

„Mein Gott! Heinrich, in welchem Zustand sind Sie! . . . wenn ich gewußt hätte, daß das eine solche Wirkung auf Sie ausüben würde, so hätte ich gar nichts gesagt . . . was ist das thöricht, sich um eine solche Bagatelle abzuhärmen! . . . Ihre Frau geht ihren Weg und Sie den Ihrigen . . . Ist das nicht der Gebrauch? Sie besitzen wenig Philosophie!" — Ich werde sie besitzen, wenn ich über mein Schicksal im Reinen sein werde. Noch einmal, sprechen Sie! — „Nun wohl! . . . kommen Sie hier an's Fenster . . . Sehen Sie da unten diese kleine niedere Thüre?" — Ja. — „Das ist der Eingang zu dem Hintergebäude eines Gasthauses . . . eines Kaffeehauses . . . wo es Separatkabinette gibt . . . Sie wissen, so ein Gelegenheitshaus?" — Ich verstehe Sie vollkommen. — „Wenn man von da aus hineingeht, wird man nicht gesehen, man kommt da nicht in das Kaffeehaus. Man steigt sogleich eine Treppe hinauf; durch eine Glocke wird ein Kellner benachrichtigt, der sofort kommt und ein Kabinet öffnet. O! das ist sehr bequem. Ich ging selbst früher öfters hin." — Und weiter. — „Nun, hier kommt Ihre Frau mit ihrem Liebhaber zusammen." — Meine Frau! . . . das ist falsch! — „O! ich habe sie sehr gut wiedererkannt, obgleich sie sehr häufig in

einem Fiaker kommt, und zwei Schritte davon absteigt. Sie war unter einem großen Hut verborgen, und in ihren Shawl eingehüllt; aber zuerst fiel mir ihre Figur auf: dann legte ich mich auf die Lauer... O! das unterhält mich ungeheuer, Liebenden aufzulauern, die dort hineingehen. Ich habe sonst nichts zu thun, und das beschäftigt mich!... O! ich bin sicher, daß sie es ist... Und sie ist nicht nur einmal, sondern wohl schon zehnmal dort gewesen." — Und um welche Zeit kommt sie? — „Gewöhnlich schon um ein Viertel, bis halb acht Uhr, und bleibt ungefähr eine Stunde." — Wie unwahr! meine Frau steht nie vor neun Uhr auf. — „Das glauben Sie, mein Freund!... Sie bilden sich ein, man schlafe!... und wenn ich Ihnen nun sage, daß sie gerade gegenwärtig gegenüber ist?" — Gegenwärtig! — „Ja... Eine halbe Stunde, ehe ich Ihnen begegnete, sah ich sie hineingehen. Bleiben Sie am Fenster... Sie werden einen Fiaker vorfahren sehen, den man bestellt, dann wird Madame einsteigen, und der Herr sich fünf Minuten später entfernen ... es geht Alles wie am Schnürchen." — Wie sieht dieser Mann aus? — „Er ist jung, groß, braun... O! er ist hübsch, diese Gerechtigkeit muß man Ihrer Frau widerfahren lassen." — Ich habe meinen Hut genommen und gehe auf die Thüre zu. Lucilie läuft mir nach und versperrt mir den Weg.

„Wo wollen Sie hin?" — Mich überzeugen, daß sie es sind. — „Sie wollen Lärm machen... einen Scandal herbeiführen... Ist das Ihre Absicht?" — Nein... Sie kennen mich schlecht! wenn ich einmal von meinem Unglück überzeugt bin, werde ich ruhig sein... aber ich will sie sehen... Lucilie, lassen Sie mich hinaus! ich will es. — „Nun wohl! aber unter der Bedingung, daß ich mitgehen darf... Ich kenne dieses Haus, ich will Sie führen... aber dagegen versprechen Sie mir..." — Schnell! kommen Sie."

Lucilie nimmt ihren Hut, wirft einen Shawl über ihre

Schultern; wir steigen hinab ... und sind bald zur Stelle. Wir öffnen eine kleine hölzerne Klappe, die eine Glocke ertönen macht ... und steigen eine kleine Treppe hinauf. Lucilie führt mich bei der Hand; sie geht vor mir her. Mein Herz schlägt so heftig, daß ich genöthigt bin, stehen zu bleiben, um wieder zu Athem zu kommen.

Wir kommen in einem Hof an. Ein Kellner erwartet uns im Vorhause und begleitet uns, vorausgehend, eine Treppe hinauf. Oben angekommen, halte ich ihn zurück:

„Es ist ein Herr und eine Dame hier?" — Der Kellner sieht mich an und weiß nicht, ob er antworten soll. Ich stecke ihm ein Zwanzigfrancsstück in die Hand und erneuere meine Frage, indem ich ihm die beiden Personen genau bezeichne.

„O! mein Herr, ich weiß, wen Sie meinen! ... Um diese Zeit kommt auch gewöhnlich Niemand anders her ... Sie sind da ... nach vorn hinaus." — Oeffnen Sie uns ein Zimmer neben ihnen." — Der Kellner schließt ein großes Zimmer auf. Wie sie aber sehen? ... wenn es nur eine Bretterwand wäre! ... aber es ist eine Steinwand ... Nun! ich werde sie wenigstens fortgehen sehen. Der Kellner hat den Befehl, mir es mitzutheilen, sobald man nach dem Fiaker schickt. Welche Lage! ... da zu sein ... neben seiner Frau, während sie in den Armen ihres Liebhabers ist! Ich habe gute Lust, die Thüre einzustoßen ... Doch nein ... ich will meiner mächtig bleiben ... ich will es um meiner Kinder willen ... Wenn sie es aber nicht wäre! ... Ich horche an der Mauer ... Ich höre ein Geräusch, kann aber nichts unterscheiden. Lucilie öffnet sachte unsere Thüre und zeigt mir die zur Seite, indem sie sagt:

„Hier könntest Du besser hören." Ich gehe mit größter Vorsicht zu dieser Thüre und lege mein Ohr an. Ja ... ich höre ganz gut ... sie küssen sich! ... und ich unterscheide die Worte:

„Nun darf ich nicht länger bleiben ... Ich muß in meinem Zimmer sein, ehe der Herr aus seinem Bureau herausgeht." —

Sie ist es!... kein Zweifel mehr!... diese Stimme ist mir ins Herz gedrungen, sie hat mein ganzes Wesen zerrüttet. Ich bin zu Lucilien zurückgekehrt. Ich weiß nicht, was in mir vorgegangen ist und welches der Ausdruck meiner Physiognomie ist; aber Lucilie wirft sich vor mir auf die Kniee und stammelt unter Thränen:

„Verzeihen Sie mir!... ach! verzeihen Sie mir!... Mein Gott! wenn ich gewußt hätte! O! wie bedaure ich, was ich gethan habe!“

Ich antworte ihr nicht. Ich kann nicht mehr sprechen. Man läutet nebenan; ich horche. Der Kellner kommt herauf, man läßt ihn einen Fiaker bestellen. Dieses Mal habe ich Dulac's Stimme erkannt. Die Brust will mir springen, aber ich bezwinge mich. Der Kellner kommt zurück und meldet mir, daß der Fiaker unten sei. Jetzt trete ich zum Kabinet hinaus und warte unten an der Treppe.

Endlich kommt sie herab... Ich höre das Rauschen ihres Kleides. Schon hat sie die letzte Stufe erreicht, als ich plötzlich vor ihr erscheine; und sie am Arme zurückhalte. Eugenie erhebt ihre Augen, und von Schrecken ergriffen, fällt sie, ohne einen Laut hervorzubringen, auf den Stufen der Treppe nieder.

Ich hebe sie auf, trage sie hinaus, lege oder werfe sie vielmehr in den Wagen, bezeichne dem Kutscher meine Wohnung und entferne mich dann eiligen Schrittes, als ob ich nicht schnell genug das Haus fliehen könne, wo ich die Ueberzeugung meiner Schande erlangt habe.

Sechzehntes Kapitel.

Unvermeidliche Folgen.

Ich ging lange; erschöpft von Müdigkeit, bleibe ich endlich stehen. Ich bin auf dem freien Felde, an einem mit Hecken begrenzten Orte: ich sehe keine Häuser. Ich weiß nicht, wo ich bin; aber was liegt mir daran? Ich setze mich auf die Erde, zu Füßen eines entblätterten Baumes; denn die Natur ist noch erstorben, und noch nirgends etwas Grünes zu erschauen.

Ich bin allein; ich stütze meine Stirne in meine Hände und überlasse mich meinem Schmerze . . . meiner Verzweiflung . . . und wozu es läugnen? ich vergieße Thränen, ja, ich weine: denn Niemand kann mich sehen, und es scheint mir, daß ich durch die Thränen einige Erleichterung erhalte.

Es ist nicht ihre Liebe allein, deren Verlust ich beklage, es ist mein zerstörtes Glück, meine hoffnungslose Zukunft . . . Mein Glück! . . . ach! schon längere Zeit hat es mich verlassen; aber ich schmeichelte mir immer, es wieder erstehen zu sehen: ich hoffte noch auf so schöne Tage des Vertrauens und der Liebe, wie sie mich beim Beginne unserer Ehe beglückt hatten. Alles ist verloren! . . . und keine Möglichkeit mehr vorhanden, dieses Glück mir je wieder erblühen zu sehen . . . Unmöglich! . . . ach! dieses Wort ist grausam; ich kann nicht begreifen, wie es Eugenie vermochte, mich zu diesen ewigen Qualen zu verdammen!

Und doch gibt es Männer, die verzeihen und ihre Augen über der Untreue ihrer Weiber verschließen. Sie täuschen dieselben ebenfalls und finden es ganz natürlich, daß sie von ihnen getäuscht werden. Ach! wenn ich tausendmal Eugenien betrogen hätte, so könnte ich den Gedanken nicht ertragen, es von ihr zu sein. Wenn sie wenigstens, während sie sich ihrer Schwachheit hingeben, nicht aufhören würden, uns zu lieben! . . . aber ein

neues Gefühl tödtet das alte ... In dem Verhältnisse, als sie einen Andern lieben, verlieren wir an Liebenswürdigkeit in ihren Augen, und bald gehören sie ganz ihrer neuen Leidenschaft an.

Ich werde sie nicht mehr sehen ... wir werden uns trennen ... aber ohne Geräusch, ohne Aufsehen ... Ich habe Kinder und ihretwegen werde ich meine Schande zu verheimlichen wissen: ihretwegen habe ich mich diesen Morgen beherrscht. Ich hätte Dulac schlagen können, ein Duell wäre die Folge gewesen; aber nach den Reden, die schon circuliren, hätte alle Welt die Ursache und Beweggründe dieses Duells geahnt. Ich werde ein anderes Mittel ausfindig machen, um meiner Rache zu genügen, ohne deßhalb meine Unehre den Augen der ganzen Welt bloßzulegen.

Ich stehe auf. Es gibt Augenblicke, wo mich der Flug meiner Gedanken von meinem Unglück abzieht und mir neuen Muth verleiht; aber wenige Momente darauf verschwinden die Vernunftschlüsse, und ich denke wieder an meinen unersetzlichen Verlust.

Ich sehe mich wieder allein auf der Welt, während ich geliebt von der zu sein glaubte, die ich anbetete; ich sehe alle meine Pläne zerstört, alle meine Träume verschwinden. Dann bricht mir das Herz, meine Augen füllen sich aufs Neue mit Thränen. Ich komme mir vor wie Einer, der aus einem Abgrunde herauszukommen strebt, aber nach einigen Bemühungen immer wieder in die Tiefe zurückfällt.

Ich setze mich wieder in Bewegung. Ich sehe Häuser vor mir. Ein Landmann sagt mir, daß ich in Montreuil bin. Ich sehe auf meine Uhr ... es ist erst zwölf Uhr ... Mein Gott! wie lange kommt mir nun die Zeit vor!

Ich kehre bei einer Art Traiteur ein. Ich habe keinen Hunger, aber ich möchte Mittel finden, diesen Tag abzukürzen; ich möchte noch nicht nach Paris zurückkehren.

Es scheint mir, als ob die ganze Welt, mir mein Unglück an den Augen ansehen müsse; aber hauptsächlich fürchte ich in

mein Haus zurückzugehen. Ich hoffe zwar, sie dort nicht zu finden. Ihr Vermögen ist hinreichend, daß sie im Wohlstande leben kann; möge sie gehen, aber mir meine Kinder lassen; ich verlange sie und bin, glaube ich, vollkommen berechtigt, sie von ihrer Mutter zu trennen. Das wird übrigens nicht einmal eine große Entbehrung für sie sein; sie hatte kein Gemüth für ihre Kinder und verdient in Wahrheit nicht, daß ich sie deßhalb bedaure.

Ich wollte versuchen, Speise zu mir zu nehmen: es war mir unmöglich, etwas hinunter zu bringen ... Ich zahle und mache mich aufs Neue auf den Weg. Ich ziehe meine Uhr zu Rathe ... die Zeit will nicht vergehen ... dennoch muß ich nach Paris zurückkehren. Ich komme um drei Uhr daselbst an.

Wenn sie aber doch noch im Hause wäre ... ich fühle, daß ich ihre Gegenwart nicht ertragen könnte und will mir daher vor meinem Eintritt ins Haus Gewißheit darüber verschaffen.

Es überschleicht mich ein peinliches Gefühl, als ich die Boulevards wieder ansichtig werde, mehr noch, als ich mich meiner Wohnung nähere. Ich sehe nach meinen Fenstern ... Sie legte sich zuweilen in dieselben ... blickte nach mir, lächelte mir zu ... Warum ist sie doch nicht mehr dort? ... Ach! wenn das Alles nur ein Traum wäre ... wie wäre ich glücklich! ... welche Last fiele von meiner Brust! ... Ach nein! es ist nur zu wahr ... ich habe kein Weib mehr! ... für mich gibt es keine Eugenie mehr! ... Was hatte ich ihr denn gethan, daß sie mich so unglücklich macht!

Thor, der ich bin! Ich vergieße nochmals Thränen, und bin doch in Paris, inmitten jener Welt, die über mich lachen würde, wenn sie die Ursache meines Schmerzes kennte. Noch einmal, ermannen wir uns, wenigstens in Gegenwart der Andern. Ich trete ins Haus und auf meinen Portier zu.

„Ist Madame zu Hause.“ — Nein, mein Herr; Madame

ist um zehn Uhr in einem Wagen, bepackt mit Schachteln und Paketen, und in Begleitung ihrer Fräulein Tochter weggefahren. — „Mit meiner Tochter! ... Sie hat meine Tochter mitgenommen?“ — Ja, mein Herr. Es schien mir, als ob Madame aufs Land gehe ... Wissen Sie nichts davon? —“

Ich höre nicht weiter auf den Portier. Ich gehe hinauf und läute mit Heftigkeit an. Die Bonne öffnet mir. Die Arme fängt an zu zittern, als sie mich erblickt.

„Ihre Frau ist abgereist?“ — Ja, mein Herr ... Madame sagte, sie gehe aufs Land ... Als sie heute früh vom Bade zurückkam, sah sie sehr leidend aus. — „Vom Bade?“ — Ja, mein Herr; Madame, war heute sehr früh ausgegangen, um ein Bad zu nehmen. — „Ging sie öfters ins Bad?“ — Ja, Herr, seit einiger Zeit ziemlich oft. — „Warum haben Sie mir das niemals gesagt?“ — Madame ... hatte es mir verboten. — „Nun gut, wie weiter?“ — Zuerst hat sich Madame lange in ihr Zimmer eingeschlossen; dann hat sie mir gerufen und ließ mich ihre Sachen einpacken, wobei sie mich zur Eile antrieb; darauf mußte ich einen Wagen holen; sie ließ ihre Pakete hinabbringen und reiste sodann mit ihrer Tochter ab, indem sie mir sagte: diesen Brief gibst Du dem Herrn. — „Ein Brief, wo ist er?“ — Ich habe ihn auf Ihren Schreibpult gelegt, mein Herr.“

Ich eile in mein Bureau. Da liegt er, dieser Brief ... Was kann sie mir schreiben? ich breche das Siegel ... Ich suche Spuren von Thränen auf dem Papier ... aber finde keine. Sie hat mich verlassen, auf ewig verlassen, ohne eine Thräne zu vergießen! ... Mein Herz empört sich. Ah! wenn es noch eine Gerechtigkeit im Himmel gibt, so werde ich den Tag erleben, wo ich sie eben so bittere vergießen lassen kann, als sie mir ausgepreßt hat. Lesen wir:

„Mein Herr! Ich habe Sie betrogen. Ich könnte es vielleicht noch läugnen; aber ich will offener sein, als Sie es je mit mir

waren. Ich bin schuldig, ich weiß es; aber ohne Ihr Beispiel wäre ich es nie geworden. Und obschon ich in den Augen des Gesetzes viel schuldiger bin, als Sie, so sehe ich die Sache nicht so an. Wir können nicht mehr zusammen leben, ich fühle es. Das wird übrigens, wie ich glaube, für uns Beide ein Glück sein. Ich werde meine Tochter behalten, behalten Sie Ihren Sohn. Mein Vermögen reicht für mich aus und ich werde niemals nöthig haben, das Ihrige in Anspruch zu nehmen. Leben Sie wohl, mein Herr; und glauben Sie übrigens, daß ich aufrichtig Ihr Glück wünsche. Eugenie."

Welch ein Brief! ... Kein Wort des Bedauerns ... kein Ausdruck der Reue! ah, um so besser! das gibt mir Muth. Aber meine Tochter, meine Henriette ... ich soll leben, ohne sie zu sehen, ohne sie alle Tage an mein Herz zu drücken! ... Welche Grausamkeit! ... Eugenie weiß, bis zu welchem Grade ich meine Tochter liebe, und sie nimmt sie mit fort ... Das geschieht nicht aus mütterlicher Zärtlichkeit ... Nein, sie versteht nicht, ihre Kinder zu lieben. Es geschieht nur, um mich noch unglücklicher zu machen! ... Henriette ... theures Kind ... du wirst nicht mehr alle Morgen kommen und dich auf meinen Schooß setzen; ich werde nicht mehr mit der Hand durch dein blondes Haar fahren und dein liebes Haupt an meine Brust drücken; und indem du mich nicht mehr siehst, wirst du vielleicht aufhören, mich zu lieben.

Ich werfe mich auf einen Stuhl; ich lehne meinen Kopf auf meinen Schreibtisch und bleibe, ich weiß nicht, wie lange, in dieser Lage.

Ich höre die Bonne. Das arme Mädchen steht hinter mir: sie spricht vielleicht schon lange an mich hin.

„Was wollen Sie von mir?" — Wollen der Herr nicht zu Mittag speisen? ... es ist sechs Uhr vorbei. Deßhalb habe ich mir erlaubt ... Ich fürchtete, der Herr könnte unwohl sein. —

„Nein . . . ich danke, ich werde nicht zu Mittag speissen . . . Aber was sagte meine Tochter beim Fortgehen? was that sie . . . die arme Kleine?“ — Ei! mein Herr, sie wollte ihre Puppe mitnehmen; aber ihre Mutter hat es nicht erlaubt, sie sagte ihr, sie werde ihr eine andere kaufen. — „Das ist Alles?“ — Dann sagte Mademoiselle Henriette: warum warten wir nicht auf den Papa, um fortzufahren? — „Theures Kind, es hat an mich gedacht!“

Diese Worte thun mir wohl. Ich fasse mich wieder. Eugenie hat nicht gesagt, wohin sie geht, aber ich werde es von ihrem Banquier erfahren . . . Ich muß es unter allen Umständen wissen: und dann wollen wir sehen, ob sie sich weigern wird, mir meine Tochter zurückzugeben. Nun keine Schwäche mehr: denken wir nur daran, mich an Dulac zu rächen. Ich weiß, welche Gesellschaft er diesen Abend besuchen wird . . . Ich sollte Madame dahin begleiten. Wenn sie ihm aber geschrieben . . . wenn sie ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet hätte . . . Doch nein! sie hat zuerst nur an ihr Weggehen gedacht.

Ich frage die Bonne, ob Madame noch andere Briefe geschrieben hat; sie weiß nichts davon. Ach! wenn mir Dulac diesen Abend entginge. Es ist fast sieben Uhr; kleiden wir uns für die Soirée an . . . Unter die Leute zu gehen! . . . Ruhe zu heucheln, wenn das Herz zerrissen ist . . . doch das wird auf lange sein, hoffe ich.

Ich stecke viel Geld in meine Taschen; es ist noch zu bald, um in die Soirée zu gehen . . . ich gehe in meinem Zimmer auf und ab! . . . Verfluchtes Logis, wo mein Unglück anfing, du wirst mich nicht lange mehr sehen!

Endlich schlägt es acht Uhr; ich gehe fort. Die Gesellschaft ist bei der nämlichen Dame, wo die Zauberlaterne gezeigt wurde. Dort bekam ich das erste Licht über mein Unglück: es ist nicht mehr als billig, daß auch dort meine Rache beginne.

Es sind schon Leute dort, aber noch wenige; er ist noch nicht

gekommen. Man erkundigt sich nach Madame; ich sage, sie sei unpäßlich und setze mich an einen Spieltisch. So oft die Thüre des Salons aufgeht, drehe ich mich mit einem unwillkürlichen Zittern um ... er kommt nicht!

Belan, Giraud erscheinen. Sie sagen mir guten Abend; ich stelle mich sehr beschäftigt mit dem Spiele, um mich in kein Gespräch mit ihnen einlassen zu müssen; aber Belan findet Gelegenheit, sich mir zu nähern und mir ins Ohr zu flüstern:

„Lieber Freund, ich bin keiner ... Alles hat sich zu meiner größten Befriedigung aufgeklärt ... Ich werde Ihnen das an einem der nächsten Morgen erzählen.“

Ich begnüge mich, ihm die Hand zu drücken; zwar etwas convulsivisch ohne Zweifel, denn er zieht die seinige hastig mit den Worten zurück: „Meinen Dank, lieber Freund, für diesen Ausdruck freudiger Theilnahme.“

Da ist er endlich! Er ist in den Salon getreten ... den er mit seinen Augen durchläuft ... Ich ahne, wen er sucht ... Er kommt auf mich zu ... Gut! er weiß nichts! Er hat die Kühnheit, sich nach meiner Frau bei mir zu erkundigen und warum sie nicht gekommen sei. Ich halte an mich, antworte ihm mit einigen Allgemeinheiten und gehe von ihm weg.

Ich warte bis er sich zum Ecarté niedersetzt; er thut es endlich. Ich parire gegen ihn. Beim zweiten Abheben, wo wir zwei Points verlieren, behaupte ich, daß unser Gegner nicht habe abheben lassen; ich gebe mir die Miene, als glaube ich, das Spiel sei zugerichtet. Man betrachtet sich mit Staunen, sagt aber Nichts. Herr Dulac wird träumerisch, zerstreut; er schlägt vor, das Spiel nicht gelten zu lassen, man widersetzt sich.

Wir verlieren. Ich beeile mich, den Platz einzunehmen. Ich verdreifache den Einsatz meines Spieles, damit die Wettenden nicht auf mich pariren; endlich halte ich meine Karten auf eine Weise, daß man sie nicht sehen kann. Ich entferne meine Trümpfe,

um zu verlieren. Ich verlange Revanche, und obschon es gebräuchlich ist aufzustehen, wenn man verliert, so stehe ich nicht auf und verdopple meinen Einsatz, indem ich mir spöttische Ausfälle über das Glück meines Gegners erlaube.

Herr Dulac zeigt eine große Geduld, es scheint ihm nicht wohl bei der Sache; aber er sagt nichts. Ich verliere von Neuem; ich nehme die Manieren eines Erzspielers an; ich vermehre nochmals meinen Einsatz, verliere Alles, stehe auf und werfe Herrn Dulac die Karten ins Gesicht.

Das konnte man unmöglich ruhig hinnehmen. Dulac steht seinerseits auf und frägt mich, ob ich die Absicht gehabt habe, ihn zu beschimpfen. Ich lache ihm ins Gesicht und antworte nicht. Man sucht die Sache zu vermitteln, indem man ihm zu verstehen gibt, ich sei kein guter Spieler, und wegen meines Verlustes aufgeregt. Ich sehe wohl, daß mir Jedermann Unrecht gibt. Dulac sagt nichts, ich eben so wenig. Ich habe es bereits so weit getrieben, daß sich ein Duell aus diesem Vorgange gut erklären läßt.

Nach einigen Augenblicken nähere ich mich Dulac und sage ihm ganz leise: „Ich werde Sie morgen um sieben Uhr mit einem Freunde beim Eingange von Vincennes erwarten; verfehlen Sie nicht zu kommen, und bedenken Sie, daß diese Sache sich nicht mehr vermitteln läßt.“

Er macht mir ein bejahendes Zeichen. Ich mache noch einige Gänge im Salon und verschwinde dann.

Ich brauche einen Sekundanten; meine Wahl ist schon getroffen: die Zahl unserer wahren Freunde ist nicht so groß, daß man in Verlegenheit kommen könnte. Ich gehe zu Ernst in seine neue Wohnung. Sie sind ausgegangen, sie sind mit ihren Kindern im Theater. Aber sie haben jetzt einen weiblichen Dienstboten. Ich werde auf sie warten, denn ich muß jedenfalls Ernst diesen Abend noch sprechen. Die Gewißheit einer baldigen Rache oder

des Endes meiner Qualen hat meine Sinne ein wenig beruhigt. Ich denke an meine Lage; ich gehe, mich zu schlagen ... tödte ich meinen Gegner, so wird dadurch mein Glück nicht wieder hergestellt ... tödtet er mich, so bleiben meine Kinder in den Händen einer Mutter, die sie nicht liebt; dieses Duell kann also auf keinen Fall einen befriedigenden Ausgang für mich haben. War es denn so nöthig? ... Ja, weil ich jetzt diesen Dulac verabscheue ... und doch hat er nichts gethan, als seine Rolle als junger Mann gespielt, er hat nichts Anderes gethan, als was ich als Junggeselle auch gethan habe ... Meine Frau ist bei weitem schuldiger! ... und sie kann ich nicht strafen!

Für den Fall meines Todes habe ich nicht nöthig, etwas aufzusetzen, meine Kinder sind meine natürlichen Erben. Mögen sie nie den Fehltritt ihrer Mutter inne werden!

Wie viel Unheil kann aus einem einzigen schwachen Augenblicke entstehen! wenn das eine Frau bedächte, würde sie jemals schuldig werden! ... Aber habe ich das selbst bedacht, ehe ich heirathete? Nein; unsere Seele bedarf der Leidenschaften, der Qualen, der Erschütterung. Ein reines und ruhiges Glück würde uns langweilen.

Und doch gibt es Leute, die dieses Glück kennen! Es gibt bevorzugte Wesen! es gibt auch leidenschaftlose, die gerade so lieben wie sie essen, wie sie trinken, wie sie schlafen. Da sie die wahrhafte Liebe nicht kennen, so haben sie auch nichts von ihren Qualen zu leiden: es sind vielleicht die glücklichsten. Nach fünf Jahren und einigen Monaten der Ehe ... einer aus Liebe geschlossenen Ehe! ... Sie schien mich so sehr zu lieben! ... War das etwa nicht wahr? ... Aber wer hätte sie gezwungen, es mir zu gestehen, mich zu heirathen? Ihre Mutter hatte keinen andern Willen, als den ihren. Diejenige, die man nöthigt, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie nicht liebt, begeht ein viel kleineres Unrecht, wenn sie die Treue verletzt. Aber mir so viele Liebe zeigen und dann ... Doch, vergessen wir das Alles.

Ernst und seine Frau kommen aus dem Theater zurück. Man sagt ihnen, daß sie ein Herr in ihrem Salon erwarte. Sie treten herein und stoßen einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie mich sehen.

„Wie, Blemont!“ — Ah! Herr Heinrich ... ach! wie lange ist es ... welcher Zufall führt Sie so spät zu uns? ... — „Ich wollte Sie besuchen ... ich habe Ernst um etwas zu bitten.“

Beide betrachten mich und nähern sich mir gleichzeitig.

„Was haben Sie denn? ... was ist Ihnen zugestoßen?“ — Wie blaß er ist ... wie entstellt! — „Ich habe nichts.“ — O! doch, lieber Freund, Sie haben etwas ... Sollte Ihre Frau ... Ihre Kinder krank sein?“ — Ich falle auf meinen Sessel zurück und stottere:

„Ich habe keine Frau mehr ... kein Kind mehr bei mir ... ich stehe jetzt allein.“ — Was sagt er?“ ruft Margarethe aus, „Ihre Frau? — „Hat mich betrogen ... verrathen ... sie ist nicht mehr bei mir.“

Sie sagen kein Wort mehr; sie scheinen zu Boden geschmettert. Ich stehe auf und beginne wieder in etwas festerem Tone:

„Ja, sie hat mich betrogen, diese Eugenie ... die ich so sehr liebte ... Ihr wisset es, Ihr, die Ihr die Vertrauten meiner Liebe waret ... Erst diesen Morgen erhielt ich den vollständigen Beweis ihrer Untreue ... Ich bin noch nicht an das Leiden gewöhnt ... ich werde es vielleicht werden ... aber ich schwöre es, ich werde mein Möglichstes thun, um ein meiner unwerthes Weib zu vergessen ... Ich war unglücklich in der Liebe ... vielleicht bietet mir die Freundschaft einigen Trost.“

Ernst und Margarethe werfen sich in meine Arme; Margarethe weint; Ernst drückt mir zärtlich die Hand. Endlich winde ich mich aus ihren Armen los.

„Liebe Freunde, es ist spät; verzeihen Sie mir, daß ich auf

diese Weise Ihre Ruhe gestört habe. Adieu, liebe Nachbarin. Ernst, auf zwei Worte, wenn es Ihnen gefällig ist."

Er folgt mir in die Vertiefung eines Kreuzstocks.

„Ich schlage mich morgen. Sie können errathen mit wem und weßwegen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß von einer Vermittlung keine Rede sein kann ... obschon es den Anschein hat, daß wir uns nur wegen eines Streits beim Spiele schlagen. Wollen Sie mein Sekundant sein?" — Gewiß, ohne Zweifel. — „Ich werde Sie morgen früh präzis sechs Uhr erwarten." — Ich werde pünktlich sein."

Margarethe war in ein anderes Zimmer gegangen. Sie kommt jetzt heraus und sagt mir: „Wollen Sie nicht, ehe Sie gehen, unsere Kinder küssen?"

Bei diesen Worten kommen mir Thränen in die Augen, denn ich denke daran, daß ich diesen Abend meine Tochter vor dem Schlafengehen nicht küssen kann.

Margarethe hat ohne Zweifel meine Gedanken errathen: „Ach, verzeihen Sie mir," sagt sie, „ich machte Ihnen Verdruß ... Mein Gott! es geschah, ohne es zu wollen."

Ich drücke ihr die Hand, winke Ernst mit dem Kopfe und entferne mich eiligst. Ich muß noch einmal in diese Wohnung zurückkehren ... Ach! welche Marter. Wie leer erscheint sie mir! ... und sie ist es auch in der That. Keine Frau ... kein Kind mehr um mich. Nicht Eugenien suchen meine Augen ... Seit lange floh und vermied sie meine Gegenwart ... Meine Tochter, meine kleine Henriette ... sie floh mich nicht!

Welch' peinvolle Nacht brachte ich zu! keinen Augenblick Schlaf! ... ich möchte wissen, ob sie ruhig schlafen kann, sie, die mich so elend gemacht hat.

Endlich graut der Tag und um sechs Uhr findet sich Ernst bei mir ein. Ich nehme meine Pistolen, ein Wagen wartet unten, wir steigen hinein und ich rufe dem Kutscher zu: nach Vincennes!

Ich spreche unterwegs kein Wort. Nahe vor Vincennes sagt Ernst zu mir:

„Für den Fall Sie unterliegen, haben Sie mir nichts mitzutheilen oder anzuordnen, mein Freund?“ — Nichts, mein theurer Ernst ... denn mit Ihrer und Ihrer Frau Ausnahme interessirt sich Niemand wahrhaft für mich. Mein Sohn hat noch nicht das Alter, um den Verlust zu begreifen, den er erleiden würde ... Meine Tochter ... würde vielleicht weinen! ... und gerade deßhalb wünschte ich nicht, daß man ihr etwas sage ... Armes Kind! ich möchte ihr eine jede Thräne ersparen!“

Wir sind angekommen. Einige Büchsenschüsse vom Schlosse entfernt, sehe ich einige Männer, die auf- und abgehen: es ist Dulac und sein Sekundant. Wir gehen mit großen Schritten auf sie zu: wir treffen zusammen; sie grüßen uns: ich erwidere diese Artigkeit nicht, sondern gehe auf das Gehölz zu.

Ich kenne Dulac's Sekundanten nicht: er kommt nicht in unsere Gesellschaften: um so besser! Ich weiß nicht, was ihm Dulac gesagt hat, aber ich bin überzeugt, daß dieser selbst sich nicht von dem Vorwande täuschen läßt, unter dem ich gestern Abend den Streit mit ihm herbeigeführt habe.

Wir bleiben stehen. Die Sekundanten geben uns unsere Waffen, nachdem sie solche untersucht; sie haben die Entfernung ausgemessen.

„Schießen Sie, mein Herr,“ sage ich zu Dulac, „ich bin der Fordernde.“ — Nein, mein Herr,“ antwortet er kalt, „Sie sind der Beleidigte.“

Ich lasse mir es nicht zweimal sagen: ich schieße ... und fehle. Nun hält es an ihm ... er zögert.

„Schießen Sie,“ sage ich zu ihm, „und denken Sie, mein Herr, daß sich die Sache nicht auf diese Weise beilegen läßt.“

Er schießt ... Ich bin nicht getroffen. Ernst gibt mir eine

andere Pistole. Ich ziele aufs Neue auf Dulac: der Schuß geht los . . . er fällt.

Ich bin nicht bösartig, aber ich wünschte, ihn getödtet zu haben.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine weitere Qual. — Eine alte Bekanntschaft.

Ich habe das Gehölz sogleich verlassen; Ernst that das Gleiche, indem er Dulac's Sekundanten mittheilte, daß er ihm Leute schicken werde.

Nun, diesesmal war das Schicksal gerecht! . . . meine Rache ist erfüllt. Ich sollte mich etwas erleichterter fühlen, und doch ist dem nicht so; deßhalb nicht, weil ich noch nicht an der gerächt bin, die mir am meisten Uebles zugefügt hat . . . Ich bedanke mich bei Ernst und verlasse ihn mit dem Versprechen, ihn häufig zu besuchen. Er wünschte, daß ich schon heute bei ihm zu Mittag speisen möchte; aber ich habe noch das Bedürfniß, allein zu sein . . . Ich werde sie besuchen, sobald ich ein wenig gelernt habe, meinen Kummer zu ertragen, oder wenigstens ihn zu verbergen.

Ich suche eine Wohnung in Ernst's Nähe, entfernt von meiner jetzigen. Ich miethe die erste beste, die vakant ist, und kehre dann in meine bisherige zurück. Ich gehe zu meinem Miethsherrn, zahle ihm, was er verlangt, um gleich ausziehen zu können. Endlich bin ich frei! Ich lasse sogleich meine Möbeln wegbringen.

Ich entlasse meine Dienerin. Ich habe mich über diese Person durchaus nicht zu beklagen, im Gegentheile; aber sie diente zu einer Zeit bei mir, die ich vergessen will: ich will sie nicht mehr sehen. Ich gebe ihr so viel, um in Ruhe eine neue Stelle erwarten zu können.

Meine Möbel werden in mein neues Logis in der Straße Saint-Louis gebracht. Ich richte mich daselbst ein ... Ich fühle mich bereits besser, ich athme freier. Für Herzweh ist, sowie für jedes körperliche Weh, Luftveränderung das beste Mittel.

Ich möchte gerne meinen Sohn besuchen; für heute ist es aber zu spät, nach Livry zu gehen. Ich gehe zu Eugeniens Banquier, um wo möglich von ihm zu erfahren, wo sie ist. Ich werde ihr schreiben und sie auffordern, mir meine Tochter zurückzugeben. Ich habe nicht zu viel an meinen beiden Kindern als Ersatz für Alles, was ich verloren habe.

Dieser Banquier ist ein schätzbarer Mann. Ich hüte mich wohl, ihm den eigentlichen Grund der Scheidung von meiner Frau mitzutheilen. Ich gebe ihm zu verstehen, daß unsere Laune, unser Geschmack sich geändert, und wir geglaubt haben, diesen unwiderruflichen Ausweg ergreifen zu müssen. Es ist also nicht, um etwa meiner Frau nachzureisen, daß ich ihren Aufenthaltsort zu erfahren wünsche, sondern einfach, um ihr über einige wichtige Angelegenheiten zu schreiben, die noch zwischen uns zu ordnen sind.

Er weiß nicht, wo Eugenie ist; sie hat ihm noch nicht geschrieben. Aber er verspricht, mir ihre Adresse zukommen zu lassen, sobald er sie erfährt.

Ich muß daher warten, um meine Tochter wieder sehen zu können. Wenn ich sie doch bei mir hätte, ich meine, ich würde dann all' meinen Muth wieder finden und könnte noch einmal glücklich werden. O! gewiß, ich würde es sein, wenn ich dieses liebliche Kind herzen könnte. Wenn ich nur wenigstens ihr Bild besäße! ... Schon oft hatte ich die Absicht, es zu malen, aber Geschäfte oder Auftritte mit ihrer Mutter hatten mich jederzeit gehindert, diese Arbeit vorzunehmen ... Warten wir noch einige Tage, das Original wird dann zu mir zurückkommen, und ich mich nie mehr von ihm trennen.

Der Verdruß, dieses Portrait nicht gemalt zu haben, er-

innert mich an das, welches ich beständig bei mir trage ... Ha! ich will es zerbrechen, wie sie unlängst das meinige zerbrochen hat.

Das Portrait Eugeniens ist im Innern einer Brieftasche angebracht. Ich ziehe sie heraus, öffne sie und unwillkürlich fallen meine Augen auf das Miniaturbild, welches ihre Züge so trefflich wiedergibt. Ich weiß nicht, wie es geschieht, aber meine Wuth legt sich. Ich fühle mich bewegt, erweicht ... Ach! das ist nicht das Bild der Frau, die mich verrathen, verlassen hat! ... es ist das Bild der Frau, die mich liebte ... die meine Entzückungen theilte ... deren Augen stets die meinigen suchten! ... Diese Eugenie von ehedem ist nicht mehr die Eugenie von heute ... warum sollte ich ihr Bild zerbrechen?

Ich sehe mich nach allen Seiten um ... ich bin allein ... ich drücke meine Lippen wieder auf dieses Bild ... das ist eine unwürdige Schwäche ... aber ich bilde mir ein, daß ich sie wieder wie vor fünf Jahren finde, und diese Täuschung verschafft mir einen Moment des Glücks.

Am andern Tage reise ich in aller Frühe nach Livry. Dieser Weg ruft mir so viele Erinnerungen zurück! ... mein Sohn ist erst elf Monate alt, aber sobald es sich, ohne seiner Gesundheit zu schaden, thun läßt, werde ich ihn von seiner Amme wegnehmen und dann nicht mehr in diese Gegend kommen.

Ich komme bei den Bauersleuten an. Sie fragen immer nach meiner Frau! Ich schneide ihre Fragen mit der Erklärung ab, daß sie auf lange Zeit verreist sei. Ich verlange meinen Sohn. Man bringt mir den kleinen Eugen. Ich nehme ihn in meine Arme ... ich will ihn mit Küssen bedecken ... Da durchfährt plötzlich eine neue Idee ... ein gräßlicher Gedanke meine Seele ... meine Züge verändern sich. Ich wende mich von dem Kinde, das seine Arme nach mir ausstreckte, ab und lege es in die seiner Amme zurück.

Die Gute begreift nichts von der Veränderung, die in meinem Innern vorgegangen ist. Sie sieht mich an und ruft aus:

„Ei, was ist das?... Sie geben mir Ihren Sohn zurück, ohne ihn zu küssen!... und er ist doch so lieb, der Herzensjunge."

„Mein Sohn!" sage ich zu mir, „mein Sohn!... er ist erst elf Monate alt ... und Dulac kam schon ins Haus, ehe Eugenie schwanger wurde!

Ein neuer Verdacht vermehrt das Gewicht meiner Qualen. Wer kann mir sagen, daß dieses Kind von mir ... daß es nicht eine Frucht ihrer Verbindung ist, die ich im Begriffe bin, zu küssen?

Bei diesem Gedanken stehe ich rasch auf.

„Sind Sie krank, Herr?" frägt mich die Amme.

Ich antworte ihr nicht und verlasse das Haus. Ich gehe einige Zeit auf dem Felde herum. Ich fühle, daß ich in Zukunft nicht mehr an meinen Sohn werde denken können, ohne daß mich dieser grausame Gedanke verfolge! so oft ich dieses Kind küsse, wird er mein Glück trüben und die Zärtlichkeit vermindern, die ich sonst für es gehabt hätte. Und diese Frauen behaupten, sie seien nicht schuldiger als wir!... Ach! sie sind stets sicher, die Mutter zu sein ... sie beschleicht die Furcht nicht, daß sie ihre Liebkosungen an das Kind einer Fremden verschwenden! das ist ein großer Vortheil, den sie vor uns voraus haben. Aber die Natur thut nicht Alles ... man wird auch Vater, wenn man ein unschuldiges Geschöpf an Kindesstatt annimmt; der ist es nicht mehr, der seine Kinder verlassen kann.

Ich kehre beruhigter zu der Amme zurück. Die arme Frau sitzt in einem Winkel mit dem Kinde auf den Armen; sie wagt nicht mehr, es mir hinzubieten. Ich gehe auf sie zu und küsse das Kind auf die Stirne, indem ich tief aufseufze. Ich empfehle es der Bäuerin, gebe ihr Geld und komme trauriger nach Paris zurück, als ich es verlassen hatte.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich Ernst, der mich erwartete. Er war zuerst in meiner alten Wohnung, erfuhr dann meine neue und suchte mich seit diesem Morgen überall auf, um mich zu zerstreuen, zu trösten.

„Was sagt man in der Stadt?“ war meine erste Frage, als ich ihn wieder sah; denn ich läugne nicht, meine größte Furcht ist, man möchte erfahren, daß mich meine Frau betrogen, und das fürchte ich weit weniger für mich, als für sie selbst. Ich möchte nicht, daß sie in den Augen der Gesellschaft schuldig erschiene; es ist hinreichend, daß sie es in den meinigen ist. Ich bitte daher Ernst, mir nichts zu verheimlichen.

„Ihr Duell ist bekannt,“ antwortet er mir, „aber man schreibt es dem Auftritte zu, der während des Spiels stattfand. Man gibt Ihnen Unrecht und bedauert Ihren Gegner. Dulac ist nicht todt, man glaubt sogar, daß er davon kommen werde; aber seine Wunde ist schwer und wird ihn lange ans Bett fesseln. Ich weiß nicht, woher Giraud schon Ihre Wohnungsveränderung erfahren hat und daß Sie hier ohne Ihre Frau eingezogen sind. Er hat ohne Zweifel die Portiers befragt . . . und es überall erzählt. Man klatscht darüber, Jeder macht seine Bemerkungen; der größte Theil ist der Ansicht, Sie hätten Ihre Frau so unglücklich gemacht, daß sie gezwungen gewesen sei, sich von Ihnen zu trennen.“ — O! um so besser! . . . Möge man das glauben und alles Unrecht auf mich schieben, so habe ich es gewünscht. Sie allein und Ihre Frau kennen die Wahrheit, mein lieber Ernst; aber ich bin überzeugt, daß Sie mein Vertrauen nicht täuschen werden. — „Gewiß nicht . . . obgleich es mich empört, hören zu müssen, daß man Sie anklagt und Ihre Frau bedauert. Ich weiß nicht, ob ich an Ihrer Stelle so edelmüthig wäre?“ — Aber meine Kinder, lieber Freund, und meine Tochter! — „S' ist wahr! . . . an das dachte ich nicht.“ — Was bekümmert es mich, wenn mich die Welt tadelt! . . . ich werde nun nicht mehr

unter sie gehen. — „Ich hoffe jedoch, Sie werden kein Menschenfeind werden, sich zu zerstreuen und eine Frau zu vergessen suchen, die Ihr Bedauern nicht verdient: würden Sie anders handeln, so müßte ich Sie einer unverzeihlichen Schwäche zeihen.“ — Ich will mir Mühe geben, Ihrem Rathe zu folgen, ich verspreche es Ihnen. — „Zum Anfang speisen Sie heute bei mir zu Mittag.“

Ich kann Ernsts Einladung nicht zurückweisen, obgleich die Einsamkeit jetzt mein einziger Wunsch ist. Ich gehe zu ihm. Seine Gefährtin überhäuft mich mit Aufmerksamkeiten, mit Freundschaftsbezeigungen, ihre Kinder kommen, mich zu liebkosen, mit mir zu spielen. Bei Tische bieten sie Allem auf, mich zu zerstreuen. Ich empfinde in vollem Maße ihre Freundschaft; aber der Anblick dieses häuslichen Glückes, dieser glücklichen Familie, ist nicht im Stande, meine Leiden zu erleichtern; er verdoppelt sie im Gegentheile. Ich habe ja auch eine Frau, Kinder! ... Ach! Solche Bilder darf man mir nicht vorführen: sie brechen mein Herz. Man muß mir große Menschenmassen, Tumult, rauschende Vergnügen anbieten; ich will mich betäuben und nicht erweichen.

Ich verlasse meine guten Freunde bald. Drei Tage nachher erhalte ich einen Brief von Eugeniens Banquier; er theilt mir mit, daß sie für den Augenblick in Aubonne bei Montmorency ist. Ich weiß, wo meine Tochter ist, das thut mir wohl; man glaubt sich näher bei Personen, wenn man weiß, wo sie sind. Ich erinnere mich, daß Eugenie eine alte Verwandte ihrer Mutter in Aubonne hat: zu dieser wird sie sich zurückgezogen haben. Ob sie dort bleiben wird, weiß ich nicht. Aber ich will ihr auf der Stelle schreiben. Ich gehe in mein Bureau. Ich weiß nicht, mit was anfangen: es ist das erste Mal, daß ich an Eugenien schreibe ... Wir waren noch nie getrennt ... Ich werde ihr keine Vorwürfe über ihre Aufführung machen ... Zu was sollte das jetzt dienen? man soll sich nie beklagen, außer wenn man die

Absicht hat, zu verzeihen. Keine Phrasen, gerade auf die Sache zugegangen:

„Madame, Sie haben meine Tochter mit sich genommen; ich wünsche und verlange, daß sie bei mir bleibe. Behalten Sie Ihren Sohn, Sie können ihm diesen Namen geben; aber kann ich ihn auch meinen Sohn nennen? Nehmen Sie dieses Kind und geben Sie mir meine Tochter zurück. Das wird für Sie keine Entbehrung sein; überdies werde ich ihr erlauben, Sie zu besuchen, so oft Sie es wünschen. Ich hoffe, Madame, daß Sie mich nicht nöthigen werden, Ihnen ein zweites Mal zu schreiben."

Ich unterzeichne diesen Brief und lasse ihn sogleich auf die Post tragen; denn ich sehne mich nach der Antwort. Ich will mich nicht mehr mit Geschäften abgeben und verzichte auf die Ausübung meines Berufs. Mein Einkommen reicht jetzt, wo ich weder ein Haus führen noch Besuche empfangen will, für meine Bedürfnisse aus. Aber was werde ich ergreifen, um die Zeit, die den Leidenden doppelt lange erscheint, zu tödten? Ich werde meine Farben wieder hervorsuchen; ja, ich will von Neuem diese trostbringende Kunst ausüben; ich will mich ihr ganz hingeben, sie soll die Stunden meiner Muße ausfüllen. Dieser Gedanke leuchtet mir ein; es ist mir, als sollte ich mein Junggesellenleben noch einmal beginnen. Ohne meine Kinder hätte ich Paris für einige Zeit verlassen, wäre gereist . . . aber meine Tochter ist noch zu jung, um sie den Wechseln des Klimas zu unterwerfen, was ihrer Gesundheit schaden könnte.

Noch sind keine zwei Tage abgelaufen, als ich einen Brief von Aubonne erhalte: es ist Eugeniens Antwort . . . Ich zittere, während ich diesen Brief öffne.

„Mein Herr, Sie täuschen sich sehr, wenn Sie glauben, der Verlust meiner Tochter sei für mich keine große Entbehrung; ich liebe sie gerade eben so sehr wie Sie. Was Ihren Sohn betrifft, so ist er wohl der Ihrige, mein Herr. Sie kennen meine

Offenherzigkeit, glauben Sie daher, was ich Ihnen sage. Die Sachen bleiben wie sie sind, und meine Tochter wird mich nicht verlassen. Sie können die Gesetze anrufen, wenn Sie wollen; nichts wird meinen Entschluß ändern. Eugenie."

Ich lese diesen Brief mit Mühe zu Ende. Ich bin empört, wüthend. Sie hat mich entehrt, mein Unglück bereitet und verweigert mir meine Tochter! Ach! dieses Weib hat kein Mitleid, kein Gefühl mehr! ... Sie liebe ihre Tochter, sagt sie ... ja, wie sie mich geliebt hat! ... Sie trotzt mir ... sie sagt mir, ich solle die Gesetze anrufen! Ha! wenn ich es könnte ... wenn es mir möglich wäre, die Beweise ihres Verbrechens herbeizubringen! ... Aber nein; wenn ich es auch könnte, so weiß sie zu gut, daß ich es nicht thun, daß ich nicht die Gerichtshöfe mit meinen Klagen erfüllen, daß ich nicht meinen Namen den Spöttereien der Welt preisgeben würde. Ja, sie kennt mich und fürchtet deßhalb nichts. Sie bekräftigt mir, daß ihr Sohn der meinige sei; sie will, daß ich ihrem Worte Glauben schenke! ... Nein, ich will dieses Kind nicht mehr sehen, ich will nicht mehr von ihm sprechen hören! Aber meine Tochter! Ach! ich kann und will sie nicht vergessen!

Ich bin während einiger Tage in der größten Aufregung, ich weiß nicht, was ich thun, welche Maßregel ich ergreifen soll. Bald will ich abreisen, Frankreich für immer verlassen: aber Henriettens Bild hält mich zurück; bald will ich in das Weltleben zurückkehren, mir Maitressen halten, meine Zeit mit ihnen zubringen, mich ganz über das Vergangene betäuben. Eine tiefe Abspannung folgt auf dieses Fieber meiner Sinne. Ich fliehe die Gesellschaft, ich gehe nicht einmal mehr zu Ernst, obschon er mich mehrere Male darum gebeten hat. Alles langweilt, ermüdet mich; ich will nur allein sein, um an meine Tochter zu denken ... Ihre Mutter hasse, verfluche ich. Ha! ich werde fortreisen, dieses Land verlassen ... Was hält mich denn noch zurück? Ich weiß es nicht.

Mehrere Wochen sind verflossen, ohne daß ich weiß, wie ich gelebt habe. Ich gehe ganz früh aus, um selbst die Besuche Ernst's zu vermeiden, denn ich werde jeden Tag menschenscheuer, mürrischer; ich treibe mich an einsamen Orten herum, kehre frühzeitig zurück und befehle stets meinem Portier, mich vor Jedermann zu verläugnen. Mein Portier ist zugleich mein Bedienter, er besorgt meine Wohnung, die schlimm genug besorgt ist.

Das Haus, das ich gegenwärtig bewohne, dient mir aus mehr als einem Grunde: traurig und düster, wie die meisten alten Häuser des Marais, enthält es, wie mir scheint, sehr wenig Miethsleute, denn ich begegne nie welchen auf der Treppe. Doch habe ich einen Nachbar, den ich gerne los wäre: das ist ein Mann, der in einem der Mansardenzimmer über meiner Wohnung logirt; das Haus selbst hat nur drei Etagen.

Dieser Nachbar hat die Gewohnheit, sobald er zu Hause ist, zu singen; er kommt gewöhnlich zwischen zehn und elf Uhr Nachts heim; und da muß ich, bis er sich zu Bette gelegt hat und eingeschlafen ist, seine fröhlichen Gesänge, seine Trinklieder hören. Das ist mir widerwärtig ... nicht, daß es mich am Schlafen hinderte; der Schlaf sucht mich nicht so bald heim. Aber es stört mich in meinen Gedanken, in meinen Betrachtungen. Es überkam mich einige Male die Lust, mich darüber beim Portier zu beklagen ... Aber soll ich, weil ich Kummer habe, Andere hindern, fröhlich zu sein?

Seit einigen Tagen ist es jedoch fast nicht mehr zum aushalten, da der Nachbar viel früher nach Hause kommt und die Gesänge oft schon um acht Uhr Abends anfangen. Ich, der ich sonst nie mit meinem Portier spreche, entschließe mich endlich, ihn zu fragen, wer der Nachbar sei, der immer singt.

„Mein Herr," antwortet der Portier, „es ist ein armer Schneider ... ein Deutscher ... Ich begreife nicht, woher er den Muth nimmt zu singen, denn er besitzt keinen Sou und findet

keine Arbeit, wie es scheint. Das wundert mich übrigens nicht, er ist ein Trunkenbold und arbeitet sehr schlecht! Ich habe ihm ein Paar Hosen gegeben, um daraus ein neues Kleid für meinen Sohn zu machen; das war schlecht gemacht ... ohne Geschmack, ohne Geschick ... die geflickten Stücke vorn! Ich habe ihm meine Kundschaft entzogen. Uebrigens wird er Sie nicht lange mehr incommodiren; da er den Miethzins für seine Kammer nicht zahlt, so hat man beschlossen ihm zu kündigen."

Ich gebe dem Portier zu verstehen, daß ich nicht verlange, daß man diesen Menschen fortschicke; aber es scheint, daß der Hauseigenthümer in Betreff des Zinses keinen Spaß versteht. Abends um acht Uhr höre ich wieder meinen Schneider singen ... und zwar macht er mit voller Stimme Rouladen, Kadenzen ... Wer sollte glauben, daß dieser Mensch keinen Sou hat?

Da fällt mir die Geschichte vom muntern Seifensieder ein; wie, wenn ich meinem Nachbar Geld gäbe, damit er schwiege? ... Wenn er aber Geld hat, wird er am Ende noch lauter singen; denn die muntern Seifensieder der Fabel sind selten: dennoch gebe ich zuletzt dem Gedanken, meinen Nachbar kennen zu lernen, nach. Wenn er gefällig ist, wird er vielleicht zu bewegen sein, etwas weniger stark zu singen ... ich hoffe es zwar nicht, denn die Deutschen sind eigensinnig und lieben die Musik. Einerlei, besuchen wir jedenfalls den Schneider.

Ich steige zu den Mansarden hinauf. Die Stimme des Nachbars leitet mich zu seiner Thüre. Der Schlüssel steckt, dennoch klopfe ich an, ehe ich öffne.

Man läßt sich in einer Passage des Freischütz nicht stören und antwortet mir nicht; nun öffne ich ohne Erlaubniß.

Ich trete in eine Kammer, in welcher in einer Ecke eine Matratze, mit einer schlechten Decke darauf, auf dem Boden liegt. Ein strohloser Sessel, einige Töpfe mit abgebrochenen Schnauzen und ein langes Brett, welches ohne Zweifel zum Arbeitstisch

dient, aber jetzt aufrecht an die Wand gelehnt ist, bilden das ganze Mobiliar. Auf dem Simse des Fensters, das offen steht, sitzt ein noch junger Mann, dessen sorgloses angetrunkenes Gesicht mir nicht unbekannt ist. Er sitzt im Hemde und hat die Füße, nach Schneidergebrauch über einander gelegt, über den Kreuzstock herabhängen, so daß er bei der geringsten Bewegung nach vorn in Gefahr ist, in den Hof zu stürzen.

Bei meiner Ankunft hält er mitten in seiner Roulade inne und schreit:

„Ei, ich glaubte schon, es sei der Portier, der mich wieder um Geld anzumahnen komme ... Ich hätte ihm gesagt: Ruhig, altes Haus! ... Setzen Sie sich doch, mein Herr."

Ich setze mich, denn der Nachbar scheint kein Mann von Umständen; er ist nicht aufgestanden. Ich weiß nicht, glaubt er vielleicht, ich sei gekommen, um ihn singen zu hören, denn er macht Miene, sein Lied wieder anzufangen; ich komme ihm jedoch zuvor:

„Mein Herr, ich bin Ihr Nachbar." — Ah! Sie sind mein Nachbar ... von neben oder von unten? — „Von unten." — Ah, ja! ... 's ist wahr, nebenan sind nur die Köchinnen des Hauses ... leider lauter alte ... Da wird nichts mehr gesungen ... da wird nicht mehr geliebt ... da wird nichts gemacht als Saucen ... verdünnte Fleischbrühe, wie die vom ersten Stock sagt ... Ich gäbe alle ihre verdünnte Fleischbrühe um eine einzige Bouteille Burgunder ... Ah! was ist dieser Burgunder gut ... Wenn ich hätte, würde ich Ihnen sogleich anbieten! ... aber seit drei Tagen habe ich nur Gänsewein getrunken ... Ruhig! Ruhig! man muß sich trösten."

Während der Schneider spricht, sehe ich ihn genau an, ich bin überzeugt, daß ich ihn schon irgendwo gesehen habe, ich weiß nur nicht wo.

„Wünschen Sie ein Paar Hosen oder einen Rock zu haben?" fängt mein Nachbar wieder an. „Das fiele in eine günstige Zeit,

ich habe gerade nichts zu thun, ich würde mich gleich daran machen und es im neuesten Geschmack fertigen, obgleich sich dieser abscheuliche Portier erlaubt hat, mein Talent in Zweifel zu ziehen ... Der Esel! verlangt er, daß ich für seinen Sohn ein neues Kleid aus einem Paar alte Hosen, die schon dreimal gewendet worden sind, herausschneide!" — Ich bin weder wegen eines Rockes noch wegen einer Weste gekommen ... sondern um eine Bitte an Sie zu richten. — „Eine Bitte!" — Sie singen viel, mein Herr. — „Beim Teufel! ich habe nichts Anderes zu thun!" — Sie singen sicher recht schön. — „Ja, ich bin bei Stimme; wir Deutsche sind alle musikalisch, das wird mit uns geboren." — Ich weiß es; aber glauben Sie, daß es für Jemand, der mit dem Kopfe arbeitet ... der genöthigt ist nachzudenken ... zu überlegen, angenehm sei, den ganzen Abend hindurch singen zu hören? — „Was geht mich das Alles an?" — Geduld, mein Herr, ich komme gleich zur Sache, Ihr Singen incommodirt mich, hindert mich, und wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, weniger oder weniger laut zu singen, so möchte ich Sie bitten, dies als einen schwachen Beweis meiner Dankbarkeit anzunehmen."

Ich hatte meine Börse aus der Tasche gezogen und sah mich um, wo ich sie etwa hinlegen könnte, was keine leichte Sache war, wenn man sie nicht gerade auf den Boden legen wollte, als der Schneider rasch von seinem Fenster in das Zimmer sprang, auf mich zuging und mit gerunzelter Stirne zu mir sagte:

„Sagen Sie mir einmal, Sie, Herr von unten, der Sie die Musik nicht lieben, sehe ich etwa aus, als ob ich Almosen verlange? Wer hat Ihnen erlaubt, mich in meinem Zimmer zu beschimpfen? Hat Petermann je für einen Bettler gegolten?" — Petermann!" sage ich, ihn genau fixirend. „Sie nennen sich Petermann? — „Sixtus Petermann ... Schneiderjunge seit meinem fünfzehnten Jahre ... der es nie zum Meister bringen konnte ... aber nicht aus eigener Schuld ... Nun! warum gucken

Sie mir so ins Gesicht?" — Jetzt bin ich darauf... wohnten Sie nicht einmal in der Mesley-Straße? — „Ich glaube wohl ... Ich bin schon so oft aus- und eingezogen, daß ich mich nicht mehr auf alle Wohnungen besinnen kann, in denen ich schon war!" — Erinnern Sie sich noch des kleinen Zimmers, in welches Sie oft durch das Dachfenster stiegen, indem Sie die Scheiben zerbrachen ... weil Sie Ihren Schlüssel verloren hatten? — „Ja, jetzt geht mir ein Licht auf ... es war eine breite Rinne da ... das war sehr bequem, ich kletterte darauf." — Und eine junge Nachbarin, bei der Sie Ihr Licht anzündeten. — „Ganz recht! die kleine Margarethe! jetzt erkenne ich Sie wieder! Sie waren der Liebhaber meiner Nachbarin." — O! nein, ich war nur ihr Freund ... aber ich kam oft hin ... Wir hörten Sie nach Hause kommen. Ach! damals war ich noch glücklich! — „Ah! Sie waren glücklich, weil ich meine Scheiben zerbrach? das machte Ihnen Spaß?" — Muß ich doch immer auf Erinnerungen an jene Zeit stoßen ... die ich so gerne fliehen möchte ... und doch gewährt mir Ihr Anblick Vergnügen. — „Sie sind sehr artig, mein Herr! ... Seitdem sind schon fünf Jahre verflossen, wenigstens. Mehr sogar, denn ich war damals noch nicht verheirathet. — „Ah! Sie waren seither verheirathet?" — Ach, mein Gott, sprechen Sie mir nicht davon! ... Ich weiß nicht, was für eine hundsföttische Idee mir in den Kopf kam, mir, der so leicht nicht an Liebe denkt, als höchstens für einen Tag ... Aber! aber! das packte mich wie ein Reiz zum Niesen; da redete ich mir ein, ich sei in eine junge Köchin verschossen, die einige Male von mir zu wissen verlangte, wie viel Uhr es sei ... dann Feuer verlangte ... kurz, Biebereien mit mir trieb, die auf den Wunsch, mit mir Bekanntschaft zu machen, schließen ließen. Susanne war hübsch ... Oh! ein prächtiges Mensch ... auseinander gegangen, wie eine Dampfnudel ... was den Körper betrifft, muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie hatte so ein zwölfhundert

Franken zusammengerafft, indem sie ihre Herrschaften bei den Gemüsern und der Butter ein wenig belugste. Ich sagte mir: damit läßt sich ein hübsches Schneidergeschäftchen mit Boutique, ganz wie im Palais Royal, anfangen. Ich trage mich demzufolge an, man acceptirt mich, wir machen flugs Hochzeit, ich miethe einen Laden auf dem Boulevard des Pont-aux-Choux, und das Ding geht ganz gut, während ..." — Während einiger Monate? — „Potz Kuckuk! Sie haben es gut vor! während einiger Tage ... höchstens einer Woche. Nach dieser Zeit findet meine Frau, daß ich zu spät heimkomme ... daß ich plaudere, daß ich trinke. Ich behaupte dagegen, daß sie sich nur um ihre Knopflöcher zu bekümmern habe. Sie will aber durchaus nicht an den Knopflöchern anbeißen, das sei Gesellenarbeit; darüber werde ich böse; ich werde hartnäckig, sie gibt auch nicht weich, kurz, wir prügeln uns! ... o, aber! wir prügeln uns wie Boxer; ich sage Ihnen, wenn man das Ding einmal verschmeckt hat, so kann man's nicht mehr lassen ... wir konnten keinen Tag ungeprügelt leben. Morgens und Abends! ... Es war der Mühe werth, uns zu sehen, wenn wir aufeinander herumdroschen." — Wäre es nicht besser gewesen, Ihre Frau zu verlassen? — „Ganz gewiß, und das sagte ich mir auch; und eines Abends, als sie mir das linke Ohr fast herausgerissen hatte, machte ich meine sieben Sachen zusammen und scherte mich fort." — Haben Sie sie seitdem nicht wieder gesehen? — „O! daß ich ein Narr wäre ... ich habe keine Lust, sie wieder zu sehen, und ich glaube, daß sie ihrerseits auch kein Gelüste nach mir hat. Zur Stunde ist Alles aus im Punkte der Liebe! ... Mag mein Weib draufgehen oder nicht, das ist mir ganz egal, ich heirathe nimmer." — Sie haben keine Kinder? — „Woher nehmen und nicht stehlen! Hatten wir denn Zeit, während wir uns prügelten, ans Kindermachen zu denken? ... und zudem bin ich froh, daß ich keine habe; die wären mir am Halse geblieben, ich hätte die kleinen

Krüppel unterhalten müssen, und das ist keine Kleinigkeit, wenn man für sich selbst nicht jeden Tag die Nahrung aufbringen kann." — Aber doch ist Ihnen Ihre Frau wenigstens treu geblieben? — „Treu? darum hab' ich mich nicht bekümmert! . . . Uebrigens waren wir nur vier Monate beisammen, und in dieser Zeit bin ich nicht reich geworden! . . . Seit einiger Zeit will das Geschäft gar nicht ziehen und man verdirbt sich die Finger mit lauter Nichtsthun. Das ist aber gleich, das ist immer noch kein Grund, daß Sie auf diese Weise mit dem Geldbeutel in der Hand zu mir kommen!" — Hören Sie mich an, Herr Petermann, ich habe mich unrichtig ausgedrückt, ich hatte entfernt nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. — „Ich bin nicht beleidigt, aber . . ." — Man hat mir gesagt, daß Sie ohne Arbeit seien, ich hatte die Absicht, Ihnen meine Kundschaft zuzuwenden. — „Ah! das ist was Anderes! Ihre Kundschaft, das kommt wie gerufen." — Ich kann Ihnen gerade heute Abend noch nicht sagen, was ich bei Ihnen werde machen lassen . . . aber ich hielt es nicht für Unrecht, Ihnen auf die Arbeit, die Sie von mir bekommen werden, einiges Geld zum Voraus anzubieten . . . wir haben schon einmal unter einem Dache zusammen gewohnt . . . wir kennen uns . . . und es wäre mir unangenehm, mich mit Ihnen zu überwerfen. — „Mein Herr, wenn Sie mir das als Vorschuß auf die zu liefernde Arbeit anbieten, so ist das etwas Anderes; dann können Sie mir geben, was Sie wollen . . . ich werde es annehmen und Sie darum nicht theurer halten." — So ist's Recht: Nehmen Sie hier vierzig Franken . . . wir werden später darauf abrechnen. — „Vierzig Franken! . . . dafür mache ich Ihnen einen Rock, Weste und Hose, feinste Arbeit . . . Und was das Singen betrifft, wenn es Sie genirt . . ." — Nein, lieber Petermann, singen Sie immer darauf los: seitdem ich weiß, daß Sie es sind, wird es mich nicht mehr stören; ich werde denken, ich wohne noch in meinem früheren Quartier."

Ich verlasse den Schneider, der nicht weiß, in welcher Tasche er seinen Schatz unterbringen soll, und kehre in mein Zimmer zurück ... Aber weder an diesem Abend, noch in der ganzen folgenden Woche höre ich Petermann singen, weil er erst um Mitternacht nach Hause kommt, toll und voll ist und einschläft, sobald er sich aufs Bett gelegt hat.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Begegnung — Abreise.

Meine Unterredung mit dem Schneider bot mir Zerstreuung; meine Gedanken sind etwas weniger düster und ich schlafe besser: wenn wir melancholisch werden, entziehen wir uns allen Zerstreuungen und fliehen unsere Freunde, deren Gegenwart mit der Zeit unsere Schmerzen lindern würde. Da sollte man mit uns umgehen, wie mit jenen Kranken, die man zwingt, Heiltränke zu nehmen, gegen die sie sich sträuben, und die doch zu ihrer Genesung nöthig sind.

Eines Morgens gehe ich zu Ernst, der wenigstens schon zehnmal bei mir war, ohne mich zu treffen.

Seine Frau macht mir große Vorwürfe über meine Aufführung: „Sie fliehen Ihre Freunde," sagt sie mir, „und leben wie ein Wolf! ... das ist unverständig ... Wollen sie sich für die Fehler Anderer bestrafen? Ihre Frau hat ihre Tochter behalten wollen ... ist das ein Grund, zu verzweifeln ... können Sie nicht zu ihr gehen?" — Zu ihr gehen ... Ach! diesen Wunsch habe ich schon tausendmal gehabt ... aber sie ist bei ihrer Mutter, deren Anblick mir unerträglich wäre. — „Ihre Mutter ist nicht immer bei ihr," sagt mir Ernst; „wenn sie nach Paris kommt, und das geschieht seit einigen Tagen

öfters, nimmt sie sie selten mit.“ — Wie! Eugenie ist schon wieder nach Paris zurückgekehrt! . . . Ich hätte nicht geglaubt, daß sie es wagen würde, sich dort wieder sehen zu lassen. — „Bedenken Sie doch, daß in den Augen der grossen Welt, Sie der schuldige Theil sind . . . Ihnen macht man den Vorwurf, eine liebenswürdige Frau verlassen zu haben, nachdem Sie solche unglücklich gemacht . . . Ich wiederhole Ihnen buchstäblich, was man sich sagt, und bitte, mir deßhalb nicht zu zürnen.“ — Im Gegentheil, lieber Ernst, ich bin ganz froh, das zu hören. Sagen Sie mir Alles, was Sie erfahren haben. — „Nachdem sie nur vierzehn Tage auf dem Lande war, ist Ihre Frau nach Paris zurückgekommen . . . Sie hat eine schöne Wohnung in der d'Antinstraße bezogen: sie hat sich bereits wieder in der Gesellschaft gezeigt und sich von Neuem den Vergnügungen überlassen. Sie ist auf's Eleganteste gekleidet; man hat sie schon in den Theatern, Concerten und auf Bällen bemerkt. Doch kehrt sie öfters aufs Land zurück, verbringt dort einige Tage und kommt dann wieder hierher. Vorgestern Abend war ich mit ihr in einer Soirée bei Frau von St. Albin zusammen.“ — Sie haben sie gesehen? — „Ja, es war große Gesellschaft dort. Als ich ankam, saß sie an einem Spieltische. Sie sprach sehr laut und lachte: angezogen von dem Tone ihrer Stimme, näherte ich mich. Als sie mich erblickte, waren meine Augen fest auf sie gerichtet; sie wandte die ihrigen ab, und mit ihren Zügen ging eine große Veränderung vor, ihre Stirne verfinsterte sich, sie hörte auf zu sprechen und verließ bald das Spiel.“ — Haben Sie mit ihr gesprochen. — „Nein, ich hatte keine Lust dazu; und ihrerseits, glaube ich, war das Verlangen darnach auch nicht groß, denn sie vermied sorgfältig, meinen Blicken zu begegnen. Sie verschwand, während ich sie noch im Salon suchte; ich glaube, daß sie meine Anwesenheit fortgetrieben hat.“ — Waren Sie nicht auch von der Partie, Madame,“ fragte ich, mich an Madame Ernst wendend. —

„O nein, Herr Heinrich!... Sie wissen wohl, daß man mich nicht einladet... ich bin nicht verheirathet!“ Bei diesen Worten schien mir die junge Frau zu seufzen und einen verstohlenen Blick auf Ernst zu werfen... Sie fährt nach einigen Augenblicken fort:

„Wäre ich übrigens auch verheirathet, so möchte ich deßhalb doch nicht lieber in Gesellschaft gehen... ich habe an dem Wenigen, was ich gesehen, genug bekommen!“ — Liebe Freundin,“ sagte Ernst, „man muß in Gesellschaft gehen, gerade wie man ins Theater geht, nicht um Andern Vergnügen zu machen, sondern um sich selbst zu unterhalten; ist das Stück langweilig, so ist man ja nicht genöthigt, es bis zu Ende zu sehen.“

„Und Herr Dulac?“ sage ich gleich darauf, „Sie haben mir noch nichts von ihm gesagt, lieber Ernst? fürchten Sie nicht, mir Alles zu sagen, was Sie hierüber wissen... Ich denke, er wird jetzt mehr wie je der Cavalier von Madame Blemont sein.“ — Sie irren sich... Kaum hergestellt von seiner Wunde, und das ist noch nicht lange her, ist er auf Reisen gegangen; man versichert, er sei nach Italien gereist.“

Ich gestehe, daß mir diese Nachricht Vergnügen machte. Und doch, was liegt mir im Ganzen jetzt daran, ob Herr Dulac oder ein Anderer der Liebhaber von Madame Blemont sei, da ich mit dieser Frau nichts mehr zu thun haben werde? Madame Blemont!... so läßt sie sich immer noch nennen; Ernst hat mich dessen versichert. Ich hatte gehofft, sie würde den Namen ihrer Mutter wieder annehmen. Ist es nicht grausam, seinen Namen einer Frau nicht entziehen zu können, die ihm Schande macht? Wenn Madame Blemont jetzt Kinder bekäme, so würden die auch meinen Namen tragen und mein Erbe theilen... Ist das Gerechtigkeit? und man verwirft die Ehescheidung!... man fand sie unmoralisch!... Ah! aber das ist viel moralischer, einer strafbaren Frau den Namen des Gatten zu lassen, dem sie ent-

flohen ist, und fremde Kinder in den Besitz von Titeln und Gütern zu setzen, zu denen sie nicht berechtigt sind!

Und Ernst will, ich soll in jene Gesellschaft zurückkehren, in welcher Madame Blemont gefeiert und gerne gesehen wird; während man glauben würde, sich etwas zu vergeben, wenn man die gute Margarethe einlüde, die ihre Kinder liebt, sich um ihr Hauswesen annimmt und das Glück Ernst's macht; und warum? ... weil sie nicht verheirathet ist. Ach! wie jammert mich diese von Lastern und thörichten Vorurtheilen erfüllte Welt! Ich trete sie an Madame Blemont ab und will nichts mehr mit ihr zu theilen haben.

Ich versprach meinen Freunden, sie öfter zu besuchen. Noch habe ich keinen Entschluß über das, was ich thun will, gefaßt; aber meine Absicht ist immer noch, zu reisen, Paris zu verlassen ... hauptsächlich, seitdem ich weiß, daß Madame Blemont dahin zurückgekehrt ist.

Mein Portier sagte mir, daß ein Herr schon zum dritten Mal nach mir gefragt habe. Nach der Beschreibung, die er mir von ihm machte, kann es Niemand anders als Belan gewesen sein, und ich befehle ihm, fortwährend zu ihm zu sagen, ich sei abwesend. Er stellte mir auch eine Karte mit dem Namen „Giraud" zu. Diese Leute wollen mich also nie in Ruhe lassen! Unglücklicherweise mußte ich meiner Geschäfte halber meine Adresse in meinem alten Logis zurücklassen. Aber ich will trachten, alle mir anvertrauten Rechtshändel mir so schnell wie möglich vom Halse zu schaffen, um Paris in möglichster Bälde verlassen zu können. Ich bringe einen Theil meiner Tage mit Herumlaufen bei meinen alten Clienten zu, denen ich ihre Aktenfascikel zurückgebe, unter dem Vorwande, meine Gesundheit zwinge mich, meine Praxis als Advokat niederzulegen. Bei meinen Gängen habe ich einige Male Belan oder Giraud bemerkt, konnte ihnen aber glücklicherweise stets ausweichen. Ich bin nun mit meinen letzten Ange-

legenheiten fertig geworden, fühle mich frei und zufrieden, nun mein eigener Herr zu sein, als ich bei raschem Durchgehen durch das Palais Royal von Belan angehalten werde. Diesesmal konnte ich ihm nicht ausweichen.

„Ah! habe ich Sie endlich einmal .... Das ist wahrhaftig ein glücklicher Zufall ... Wo Teufels stecken Sie denn, mein lieber Freund? ich war schon so oft bei Ihnen ... oft auch in Ihrem neuen Logis ... aber Sie sind nie zu Hause.“ — Ich habe viele Geschäfte zu Ende zu bringen ... mein lieber Belan, und bin selbst in diesem Augenblick sehr pressirt. — „O! das ist mir gleich ... ich lasse Sie nicht los ... ich habe Ihnen zu viel Dinge zu erzählen ... Aber sagen Sie mir, sind Sie wirklich von Ihrer Frau weg?“ — Ja ... wir konnten uns nicht verstehen ... — „Das habe ich gleich gesagt: sie verstanden sich nicht. Ich muß Ihnen aber gestehen, daß man im Allgemeinen Ihnen Unrecht gibt ... man nennt Sie einen eifersüchtigen Mann, einen Haustyrannen.“ — Möge man sagen was man will, das ist mir ganz gleichgültig. — „Da haben Sie auch Recht. Was mich betrifft, wenn ich mich nur auch scheiden lassen könnte von ... meiner Schwiegermutter! Gott! wie wäre ich zufrieden! Aber Armide will nicht von ihrer Mutter lassen; so bin ich immer zwischen zwei Feuern: wenn die Eine keine Händel mit mir anfängt, so thut es die Andere. Wahr ist es, in Betreff der Tugend meiner Frau bin ich nun ganz ruhig. Der Marquis kommt nicht mehr zu uns; warum, weiß ich nicht; aber er hat seine Besuche ganz eingestellt. Was Armiden betrifft, so ist sie von einem so störrigen ... zänkischen Humor geworden, daß es, weiß Gott, Augenblicke gibt, wo ich am Ende lieber ein Hahnrei sein möchte, wenn nur meine Frau sanft wäre ... und doch.“ — Belan, ich bin gezwungen, Sie zu verlassen. — „Bah! warum pressiren Sie so? ah! Sie sind jetzt glücklich ... Sie beginnen das Junggesellenleben aufs Neue ... Sie machen wieder Ihre

lustigen Streiche ..." — Ich bin nur mit Abwicklung meiner Angelegenheiten beschäftigt, um dann ... — „Ja! ja ... Sie sind der rechte Abwickler! ... Ich kenne Sie, alter Courmacher!... Unter uns, ich habe auch eine kleine Bekanntschaft gemacht ... hören Sie, man ist kein Heiliger! ... und obschon verheirathet, hat man noch seine schwachen Stunden, seine vergeßlichen Augenblicke; das ist uns übrigens gestattet, uns Männern. Aber ich muß mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, denn wenn mich meine Frau oder Schwiegermutter bei einem galanten Abenteuer ertappte ..." — Adieu, Belan ... ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen. — „Wo gehen Sie denn so geschwind hin? ... Ich will Sie begleiten."

Es ist mir nicht darum zu thun, daß mich der kleine Mann begleite; und, um seiner los zu werden, sage ich ihm, daß ich in das Gehölz von Boulogne gehe. Er schlägt sich in die Hände und ruft aus:

„Alle Henker! ... das trifft sich schön; dort habe ich meiner Kleinen ein Rendezvous gegeben ... beim Schlosse von Madrid... Ich komme nur immer vor den Barrièren mit ihr zusammen." — Ich habe gerade auf der entgegengesetzten Seite zu thun. — „Das macht nichts; wir nehmen ein Cabriolet und fahren zusammen bis an den Wald hin." — Ich muß nun, wohl oder übel, mit bis in das Gehölz von Boulogne gehen; was liegt mir auch im Ganzen daran ... Ich habe Zeit. Aber dort werde ich mich jedenfalls von Belan losmachen.

Wir nehmen ein Cabriolet. Unterwegs unterhält mich Belan von seiner Frau, seiner Maitresse, seiner Schwiegermutter und von meinem Duell mit Dulac, welches er für eine Folge unserer Scene beim Spiele hält. Ich hüte mich natürlich, ihn zu enttäuschen. Wir kommen an. Beim Eintritte ins Gehölz will Belan, daß ich ihn begleite, um mich mit seiner Schönen bekannt zu machen. Ich versichere ihn, daß man mich auch erwarte; aber

um ihn zufrieden zu stellen, verabrede ich mit ihm eine Zusammen kunft auf zwei Stunden später am Maillotthore, nehme mir aber dabei fest vor, nicht zu kommen. Belan läßt mich endlich gehen. Ich verfüge mich in eine Allee, die der von ihm betretenen gerade entgegengesetzt ist. Das Wetter ist schön. Es ist vier Uhr und es befinden sich viele Spaziergänger, vorzüglich viele Reiter in dem Gehölze. Seit einigen Augenblicken sehe ich den jungen Leuten zu, die hier ihre Toilette, ihre Pferde und ihre Reiterkünste zum besten geben. Es gab auch einmal eine Zeit, wo ich dieses Vergnügen theilte; jetzt macht mir aber nichts mehr von allen diesen Dingen Lust.

Eine Staubwolke kündigt mir eine Cavalcade an. Ich glaube zwei Damen mit ihren Cavalieren zu unterscheiden: ich bleibe stehen, um die Amazonen zu betrachten. Die Cavalcade kommt im Galopp heran und sprengt nahe an mir vorbei. Ich habe eine der Damen betrachtet und richte meine Augen auf die andere. Es ist Eugenie ... Eugenie in einem eleganten Amazonenkleide, ein lebhaftes Pferd zierlich leitend. Sie reitet hart an mir vorbei; ihr Pferd bedeckt mich mit Staub ... ich konnte keinen Schritt zurück machen. Ich mußte stehen bleiben ... so ergriffen ... so beklommen war ich; ich hätte nicht die Kraft gehabt, mich von der Stelle zu bewegen.

Die Cavalcade ist schon weit; meine Augen verfolgen sie noch immer, ich stehe noch auf der gleichen Stelle, unbeweglich, betäubt, auf nichts Anderes achtend. Neue Reiter kommen im stärksten Galopp angesprengt. Ich höre sie nicht. Sie schreien mir zu: Achtung! Ich rühre mich nicht vom Platze ... Plötzlich empfinde ich einen heftigen Schlag. Ich liege auf dem Sande, und der Huf eines Pferdes hat mich an die Stirne getroffen.

Meine Augen schließen sich, ich verliere die Besinnung. Als ich wieder zu mir komme, befinde ich mich in einem der Kaffeehäuser, am Eingange des Gehölzes. Ich sehe viele Leute um

mich beschäftigt, unter Anderen mehrere junge Elegants. Einer von ihnen sagt zu mir:

„Mein Herr, Sie sehen mich in Verzweiflung ... ich bin Schuld an diesem Unfalle ... Ich habe Ihnen jedoch „Achtung“ zugerufen; aber mein Pferd war im Schusse, es war mir nicht möglich, es zurückzuhalten.“

„Ja, es ist wahr,“ nimmt ein anderer Mann, der mir den Kopf hielt, das Wort, „ich kann es bezeugen, daß der Herr gerufen hat: „Achtung.“ Warum aber auch wie der Wind dahersausen? Ich schrie Ihnen zu „Anhalten!“ aber zum Kuckuk auch, Sie hielten nicht an.“

Ich habe Petermann erkannt; er ist's, der hinter mir steht. Ich nehme die Entschuldigungen des jungen Reiters an und erkläre ihm, daß ich ihm keinen Vorwurf mache. Ich beruhige ihn wegen meiner Wunde, obgleich ich mich sehr schwach fühle, denn ich habe viel Blut verloren. Man hat nach einem Wagen geschickt und ich frage Petermann, ob er mich begleiten kann.

„Wie, ob ich kann!“ antwortete der Schneider, „wenn ich aber auch nicht könnte, würde ich Sie doch unter allen Umständen begleiten ... Das wäre schön, wenn ich einen braven Nachbar, der mir vierzig Franken vorgeschossen hat, in diesem Zustand zurückließe! Ah! potz Kuckuk, da kennen Sie den Petermann nicht!“

Man hat meinen Kopf in Leinwand gewickelt und hilft mir in den Wagen steigen. Petermann setzt sich vor mich hin und wir kehren nach Paris zurück.

Unterwegs beschäftigt mich meine Wunde viel weniger, als die Begegnung, die ich gemacht habe. Ich frage Petermann, ob er nicht, während man mich aufhob und wegtrug, ein Frauenzimmer in Amazonentracht habe vorbeireiten sehen.

„Als Sie umgeworfen wurden,“ erwiederte der Schneider, „war ich nur dreißig Schritte von Ihnen entfernt. Ich ging

spazieren . . . halte Maulaffen feil . . . ich habe nichts zu thun . . . Ich war jedoch diesen Morgen schon bei Ihnen, mein Herr, um mich wegen Ihrer Stoffe bei Ihnen zu erkundigen; aber ich finde Sie nie des Morgens . . . und Abends finde ich Ihre Thüre nicht mehr.“ — Davon ist jetzt nicht die Rede. — „Nun also . . . Ich ging spazieren und sah Damen zu Pferde vorbeikommen . . . Ah! beim Kuckuk! die ritten tapfer darauf los! Andere Pferde kommen, ich weiche zur Seite; da erst erblicke ich Sie. Man schreit Ihnen zu: Achtung! aber ich weiß nicht, nach was Sie sahen, Sie wichen nicht vom Platze und doch sagte ich mir: dieser Herr ist nicht taub, denn er hörte mich ja singen. Die Pferde kamen immer näher. Ich rufe Ihnen auch zu: Achtung! und schreie den Reitern zu: Anhalten! . . . aber plumps! . . . da lagen Sie schon am Boden mit einer famosen Schmarre über den Kopf! . . . die jungen Leute hielten sogleich an. Ich hatte Sie schon im Arme. O! der, welcher Sie umwarf, war ganz trostlos, ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir brachten Sie ins nächste Kaffeehaus. Als ich gesagt hatte, ich sei Ihr Nachbar und kenne Sie, schickte man gleich nach einem Wagen, und dann schlugen Sie die Augen wieder auf . . . Aber das ist einmal richtig! Sie haben da einen schönen Fußtritt bekommen.“ — Und, während ich in Ohnmacht dalag . . . haben Sie Niemand anders um mich gesehen! . . . diese Damen zu Pferd . . . ist nicht eine von ihnen zurückgekommen? — „Nein, mein Herr. Es war keine andere Dame bei Ihnen, als die Kaffeewirthin; aber die hat Ihre Wunde gut ausgewaschen. O! die hat das Wasser nicht gespart!“

Ich sage nichts mehr. Ich fange an, heftig zu leiden; das Fahren thut mir weh: mein Kopf brennt, meine Ideen verwirren sich. Wir kommen endlich bei meiner Wohnung an. Petermann und der Portier bringen mich hinauf, legen mich ins Bett und gehen nach dem Arzte. Ich bekomme ein heftiges Fieber; bald

kann ich den mich Umgebenden nicht mehr antworten, ich erkenne sie nicht mehr.

Eines Abends öffne ich meine ermatteten Augen; ich lasse sie im Zimmer herumlaufen, welches durch eine Lampe nur schwach erhellt ist. Ich sehe Petermann an einem Tische sitzen, sein Haupt auf eine seiner Hände gestützt und seine Blicke auf eine Uhr geheftet, die er in der andern hält.

Ich rufe ihm mit schwacher Stimme: er hört mich, stößt einen Freudenschrei aus, läßt die Uhr fallen und eilt an mein Bett. Er fällt mir um den Hals und ruft aus:

„Ah! ... Sie sind gerettet! ... der Arzt hatte gesagt, daß Sie diesen Abend vor neun Uhr, wieder Ihre Besinnung erlangen würden ... Ich zählte die Minuten ... es waren nur noch fünf ... ich fing schon an, Zweifel in den Arzt zu setzen ... Aber Sie haben mich erkannt. Nun! Gottlob! es ist Alles gut!“

Er küßt mich aufs Neue und ich fühle seine Thränen auf meine Backen herunterrollen. Es gibt also doch noch Leute, die mich lieben! dieser Gedanke flößt mir Trost ein. Ich reiche meine Hand dem braven Manne hin, drücke die seinige und winke ihm, sich neben mich hinzusetzen.

„Zu allererst,“ sagt er mir: „müssen Sie das trinken ... es ist ein Trank, den der Doktor verordnet hat, und man muß seine Anordnungen befolgen, denn er hat Sie gerettet ... Ich glaube nun wieder an die Aerzte.“

Ich trinke den Trank; dann hebt Petermann die Uhr auf, hält sie an sein Ohr und sagt:

„S'ist Ihre Uhr, die ich auf die Erde geworfen hatte, mein Herr; aber sie ist nicht einmal stehen geblieben. Sie ist wie Sie, die Feder ist gut.“

Er setzt sich und fängt wieder an:

„Heute sind es fünf Tage, daß Sie im Bette liegen, und

seit dieser Zeit hat Sie das Fieber ordentlich geschüttelt! ... O! und Ihre Gedanken galoppirten noch wilder herum als das Pferd, das Sie umgeworfen hat ... Vergebens war alle Mühe, Sie zu beruhigen ... Sie nannten mich einmal um das andere Eugenie, denken Sie, mich. Bald beteten Sie mich an, und den Augenblick hernach wünschten Sie mich zu allen Teufeln; so daß der Portier, der nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, daraus schloß, es müsse Ihnen irgend eine Eugenie derb mitgespielt haben; ich aber antwortete ihm: Sehet Ihr nicht, daß der Herr das Delirium hat und folglich nicht weiß, was er spricht. Kurz, ich weiß nicht, ob ich recht daran that, mein Herr, da ich Sie aber in diesem Zustande sah und sich Niemand Ihrer annahm, so habe ich mich hier einlogirt und bin nicht mehr vom Flecke gewichen. Der Portier wollte Einwendungen machen und meinte, seine Nichte, die neun Jahre alt ist, könnte Sie auch warten; aber zum Kuckuk, ich habe nicht weich gegeben und ihm gesagt: Ich habe den Herrn verwundet nach Hause gebracht und werde ihn erst verlassen, wenn er wieder hergestellt ist ... Wenn ich Unrecht gehabt habe ... so bitte ich um Verzeihung und werde dann gleich gehen."

Ich reiche Petermann noch einmal die Hand: „Weit entfernt, daß Sie Unrecht gehabt haben, lieber Freund ... ich bin es vielmehr, der Ihnen großen Dank schuldig ist." — Ganz und gar nicht, mein Herr, sondern ich bin Ihnen vierzig Franken schuldig ... aber sobald Sie Ihre Stoffe haben. — „Sprechen wir jetzt nicht davon!" — Meinethalben, sprechen Sie überhaupt nicht viel: das ist auch ein Befehl vom Doktor. — „Wollte mich Niemand besuchen? — Außer dem Portier und dem Doktor ist keine Katze gekommen."

Ernst und seine Frau wissen nichts von meinem Unfall, sonst wären sie sicher gekommen, mich zu verpflegen. Ich werde also nur Fremde um mich haben! ah! wenn es meine Mutter erfahren

hätte! . . . ich bin aber recht froh, daß man ihr dieses Ereigniß nicht mitgetheilt hat, es würde sie erschreckt haben. Es gibt noch viele andere Dinge, die sie nicht weiß und die ich ihr auch verheimlichen möchte!

Ich suche zu schlafen: Eugeniens Bild stört öfters meine Ruhe. Sie ist Schuld daran, daß ich im Bette bin. Es ist unmöglich, daß sie mich nicht erkannt hat: ihr Pferd streifte so nahe an mir vorüber . . . und sie hat sich nicht einmal umgewendet! hat sie den Lärm gehört, den mein Unfall verursachte? . . . ich weiß nicht. Während ich die Gesellschaft fliehe, als ob ich der Schuldige wäre, rennt Eugenie den Freuden der Welt nach. Sie, die früher nur mit Zittern ein Pferd bestieg, sprengt gegenwärtig im vollen Galopp durch den Wald von Boulogne und entwickelt die Kühnheit eines erfahrenen Reiters! . . . Es ist mir noch immer, als ob ich träumte, im Delirium läge . . . Ach! da die Eugenie von ehemals nicht mehr existirt, so vergessen wir die neue, und denken nur an die, die mein Unglück herbeigeführt hat!

Wenn ich meine kleine Henriette küssen könnte, so meine ich, müßte ich auf der Stelle ganz geheilt werden. Ehe ich Paris verlasse, werde ich sie besuchen und sie hinter dem Rücken ihrer Mutter in meine Arme drücken; und wenn es selbst ihre Mutter erführe, habe ich nicht das Recht, meine Tochter zu küssen? Fassen wir uns also in Geduld bis dahin.

Der Arzt sah wieder nach mir. Es ist ein mir unbekannter Mann. Er scheint barsch, kalt, spricht wenig, macht aber auch weder großes Aufheben von seinem Wissen, noch vielen Wortkram bei seinen Kranken. Ich liebe diese Sorte Aerzte.

Nach einigen Tagen fühle ich mich um Vieles besser; meine Kräfte fangen an zuzunehmen. Petermann ist stets um mich. Er hat mich aufgefordert, ihn zu entlassen, sobald er mir zur Last wäre, aber ich habe ihn behalten.

Ich habe mich an die Sorge, an die Dienste dieses Mannes gewöhnt. Ich darf in seine Anhänglichkeit keinen Zweifel setzen; er hat mir Beweise davon abgelegt, den größten hauptsächlich darin, daß er sich nicht ein einziges Mal betrank, seit er sich zu meinem Wächter bestellt hatte. Er läßt sich auch nicht durch das Interesse leiten; als er meine Börse bei dem Besuche, den ich ihm machte, zurückwies, überzeugte er mich, daß er nicht am Geld hänge. Auch habe ich bemerkt, daß er weder neugierig noch schwatzhaft ist.

Alle diese Betrachtungen stellte ich an, als ich eines Abends ausgestreckt auf einem Sopha lag, während Petermann in der Vertiefung des Kreuzstocks saß und nichts sprach; denn wenn ich ihn nicht anrede, so sucht er kein Gespräch anzuknüpfen. So können wir öfters mehrere Stunden beisammen sitzen, ohne ein Wort hervor zu bringen: das ist ein weiterer Vorzug, den ich an ihm lobe.

„Petermann!" — Herr! — „Sind Sie sehr für Ihren Beruf als Schneider eingenommen?" — Ach! wahrhaftig, lieber Herr, ich habe seit einiger Zeit so wenig zu thun gehabt, daß ich auf bestem Wege bin, mein Handwerk zu verlernen ... und dann, muß ich Ihnen gestehen, habe ich nie etwas Außerordentliches darin leisten können ... und das wird mir zum Ekel! — „Sobald ich wieder all meine Kräfte erlangt, habe ich mir vorgenommen, Paris zu verlassen und Reisen zu machen ... vielleicht auf lange ... Wenn ich Ihnen nun vorschlüge, mich zu begleiten, bei mir zu bleiben, nicht als Diener, sondern als Vertrauensmann, als treuer Begleiter, würde Ihnen das dienen?" — Ob mir das dienen würde! ... Ah! beim Teufel! ... Ja, Herr, das würde mir sehr dienen. Ich würde Ihr Jockey, Ihr Kammerdiener, kurz, was Sie wollten, sein, denn ich bin überzeugt, daß Sie mir nichts zumuthen werden, was mich erniedrigen könnte. — „Nein, gewiß nicht. Aber, Petermann, Sie

haben einen Fehler!" — Ich weiß, was Sie sagen wollen: ich betrinke mich. Das ist wahr; aber das stieß mir nie zu, außer wenn ich nichts zu thun hatte ... Sie werden mir zu thun geben, und das wird mich vom Trinken kuriren ... Doch will ich nicht schwören, ganz auf den Wein zu verzichten, da würde ich lügen. Wenn Sie mich zu sich nehmen, so werden Sie mir gestatten, mich einmal im Monat zu betrinken ... Ich verlange nicht mehr. — „Einmal des Monats, nun, es sei; aber dabei muß es bleiben." — Gewiß, mein Herr. — „Abgemacht: Sie bleiben bei mir. Hält Sie nichts in Paris zurück?" — O! Gott, nein! ich habe nur meine Frau da. — „Wir werden in einigen Tagen abreisen; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich mir vorgenommen, als Künstler zu reisen, das eine Mal zu Fuß, das andere Mal im Wagen, und dem Regen, der Sonne zu trotzen, wenn es mir so gefällt." — Und wenn Sie der Hölle trotzten, bin ich dabei. Ich bin kein zimperliches Püppchen: ich werde thun, was Sie thun. — „Noch ein Wort, wissen Sie meinen Namen?" — Ich habe ihn einmal vom Portier gehört ... Ich erinnere mich jedoch nicht mehr recht daran; wenn Sie übrigens ... — „Suchen Sie sich denselben nicht mehr ins Gedächtniß zu rufen. Ich will mir einen andern für diese Reise beilegen ... ich werde mich in Zukunft ... Dalbreuse nennen und will von keinem andern Namen mehr hören." — Das ist genug, Herr, Sie können wohl denken, daß ich Sie nennen werde, wie Sie wünschen ... Nun bin ich doch geborgen! ... Ich brauche nicht mehr Westen und Hosen nachzulaufen ... Zum Henker mit der Näherei! und dann bin ich vergnügt, den Herrn nicht mehr verlassen zu müssen."

Petermanns Freude macht mir Vergnügen. Ich bin froh, Jemand an mich zu ketten, der mich nicht als verheirathet gekannt hat.

Am folgenden Tag nach dieser Uebereinkunft tritt Ernst bei mir ein; er läuft auf mich zu, küßt mich und schließt mich in seine Arme.

„Sie wissen, daß ich am Sterben war?“ sage ich zu ihm. — „Ich habe es so eben von Ihrem Portier gehört ... Undankbarer! und Sie haben uns nichts sagen lassen! ... Beträgt man sich so gegen seine Freunde? — „Mein lieber Ernst, als ich im Stande war, es Ihnen sagen zu lassen, war ich außer Gefahr, und da wollte ich vollends meine gänzliche Herstellung abwarten, um es Ihnen persönlich mitzutheilen.“ — Aber was war denn das für ein Unfall, der Sie betroffen?“

Ich erzähle nun Ernst die ganze Geschichte. Ich verhehle ihm nicht, daß ich, weil ich Eugenien zu lange nachgesehen, in den Staub geworfen wurde. Ernst ist unwillig über meine Schwäche und im Begriffe, mich auszuschmälen:

„Mein Freund,“ sage ich ihm, „Sie werden hinfüro keinen Grund mehr haben, mich in dieser Beziehung zu tadeln: um es Ihnen zu beweisen, will ich, von diesem Augenblicke an, nicht mehr meine Frau erwähnen hören. Sie selbst sollen mir versprechen, mir kein Wort mehr über sie zu sagen.“ — O! ich werde gewiß diese Zusage nicht brechen. — „Außerdem werde ich Sie verlassen ... vielleicht auf lange ... Ich will reisen.“ — Ungeachtet des Kummers, den es mir machen wird, von Ihnen getrennt zu sein, kann ich diesen Vorsatz doch nur billigen. Die Ortsveränderung wird Ihnen gut thun. Aber gehen Sie ganz allein? — „Nein, ich habe einen treuen Gefährten gefunden ... Der Mann, der das Zimmer verließ, als Sie eintraten. Haben Sie ihn nicht mehr erkannt? ... Es ist der arme Schneidergeselle, der in den Mansarden, nahe bei Ihrer lieben Margarethe, wohnte, und die Fensterscheiben zerbrach, um in sein Zimmer gelangen zu können.“ — Wäre es möglich? ... und dieser Mann? — „Hat mich keine Minute verlassen, während mein Leben in Gefahr schwebte ... und doch war ich nur ein Fremdling für ihn ... Er wird mit mir reisen, mich überallhin begleiten.“ — Ich bin recht froh, daß Sie Jemand Vertrautes

bei sich haben. — „Hier, mein Freund, nehmen Sie diese Brieftasche.“ — Was damit thun? — „Sie enthält das Porträt von der, die ich meine Frau nannte ... Ich darf es nicht mehr behalten ... Später können Sie, wenn Sie wollen, dieses Portefeuille ... ihrem Sohne geben.“ — Ihrem Sohne! aber Blemont, er ist auch der Ihrige ... Werden Sie ihn nicht mehr besuchen, ehe Sie abreisen? — „Nein, sein Anblick ist mir zu peinlich ... Ich habe Ihnen Alles gesagt, was ich hierüber denke ... alle meine Pein ... Ich werde dieses Kind nicht mehr sehen.“ — Mein lieber Blemont! Sind Sie nicht im Irrthum? ... und wollen Sie das arme Kind für die Fehler seiner Mutter büßen lassen? — „Es ist möglich, daß ich ungerecht bin ... Warum hat man mir das Recht gegeben, es zu sein? ... Ihnen, lieber Freund, übertrage ich die Fürsorge für ihn, thun Sie ihn in Pension, wenn er das gehörige Alter hat ... Ich hinterlasse Ihnen einen Brief an meinen Notar, der Ihnen, so oft Sie es bedürfen, die nöthigen Gelder zustellen wird. Verzeihen Sie mir die viele Mühe, die ich Ihnen dadurch verursache.“ — Sprechen Sie mir nicht von Mühe ... Bedenken Sie aber nur, daß dieses Kind ... — „Kein Wort mehr über dasselbe, wenn ich Sie bitten darf. Ich will trachten, diejenigen aus meinem Gedächtnisse zu verwischen, die ich aus meinem Herzen verbannen muß. Ach! ich muß auch aufhören, mich Blemont zu nennen. Von diesem Augenblicke an lege ich diesen Namen ab, um den von Dalbreuse anzunehmen. Unter diesem Namen wollen Sie mir schreiben, lieber Ernst; denn ich hoffe, daß Sie mir schreiben werden, mein Freund?“ — Gewiß; doch hoffe ich auch, daß Sie keine hundert Jahre von uns entfernt bleiben werden ... Es wird eine Zeit kommen, theurer Freund, wo Sie wieder in Paris wohnen und ... der Person begegnen können, die Sie jetzt fliehen, ohne daß es einen großen Eindruck auf Sie machen wird. — „Ich wünsche es. Inzwischen werde ich abreisen; ich werde die Schweiz, die

Alpen ... die Pyrenäen ... Italien besuchen ... Nein, nach Italien werde ich nicht gehen ... kurz, ich werde mich da aufhalten, wo es mir gefällt. Ich werde suchen, einige schöne Punkte abzubilden, einige reizende Gegenden zu malen." — Malen Sie vorzugsweise reizende Damen, das wird Sie am meisten zerstreuen. Und wann werden Sie abreisen? Sie müssen doch zuerst ganz hergestellt sein. — „In acht Tagen hoffe ich nichts mehr von meiner Wunde zu fühlen, bis dahin werden Sie mich noch öfter sehen. Auf morgen ist mir das Ausgehen erlaubt und einer meiner ersten Gänge wird zu Ihnen sein."

Ernst ist fortgegangen und ich treffe meine Vorbereitungen zur Reise. Ich habe Ernst mit Vermiethung meines ganz möblirten Logis für die Dauer meiner Abwesenheit beauftragt; ich lasse Alles in seinen Händen. Ich habe nur noch einen Wunsch, weit von Paris zu sein, aber zuvor muß ich meine Tochter noch einmal sehen, noch einmal ans Herz drücken.

Endlich kann ich mein Zimmer verlassen. Ich will mir zwei Pferde kaufen: auf diese Weise kann ich, so lange es mir gefällt, kleine Tagreisen machen.

Alsdann besuche ich meine Mutter; ich zittere bei dem Gedanken, sie könnte wissen, daß ich nicht mehr mit meiner Frau zusammen lebe. Und sie weiß es wirklich; liebreiche Seelen haben nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihr mitzutheilen, daß ich nicht mehr mit Eugenien zusammenwohne; aber sie glaubt, daß dieser Bruch nur durch einen Streit herbeigeführt worden sei. Sie trägt mir ihre Vermittlung an, um uns zu versöhnen; denn sie glaubt, wie alle Welt, daß ich im Unrecht sei und kanzelt mich tüchtig ab.

Ich danke meiner Mutter, unterrichte sie von meiner baldigen Abreise, der ich wichtige Geschäfte als Grund unterschiebe. Sie hofft, daß nach meiner Zurückkunft Alles zwischen meiner Frau und mir vergessen sein werde, welche Hoffnung ich, freilich

aus einem andern Gesichtspunkte, theile, und ihr Adieu sage. Ich bin überzeugt, daß sie meine Frau nicht aufsuchen wird, denn das würde ihre täglichen Gewohnheiten unterbrechen.

Ich widme Ernst und seiner Gefährtin die ganze Zeit, die mir noch bis zu meiner Abreise übrig bleibt. Sie sind traurig, mich zu verlassen und doch auch wieder zufrieden, daß ich reise; so geht es mir gerade auch. Ich lege ihnen ans Herz, mir häufig Nachricht über meine Tochter zu geben: es ist ein Theil meines Selbsts, von dem ich mich trenne, aber wenn ich bliebe, würde ich sie deßhalb doch nicht mehr sehen. Sie müssen mir schwören, in keinem ihrer Briefe der Madame Blemont zu erwähnen. Eines Abends einmal umarme ich zärtlich Ernst, Margarethen und ihre Kinder, denn ich werde den andern Tag in aller Frühe abreisen.

Petermann ist schon längst gerüstet. Er hat mir gesagt, daß er gut reite. Wir haben Jeder ein ausgezeichnetes Pferd, und um sechs Uhr Morgens verlassen wir Paris. Mein Gesellschafter ist ganz glücklich, fortzukommen, er trillert einige Strophen aus der Hochzeit des Figaro, was ihm seit meiner Krankheit nicht mehr begegnet ist.

Ich habe die Straße von Montmorency eingeschlagen; denn es ist in der Nähe von Aubonne, wohin ich gehen will, um meine Tochter zu sehen. Seit zwei Tagen habe ich insgeheim Erkundigungen über Madame Blemont in ihrer Wohnung in der d'Antinstraße eingezogen. In Paris erfährt man um Geld Alles, was man will. Das Ergebniß meiner Nachforschungen war, daß Madame Blemont gegenwärtig in Paris sei, aber ihre Tochter nicht bei sich habe. Henriette ist demnach ohne ihre Mutter auf dem Lande; ich konnte daher keinen günstigern Augenblick treffen, meine Tochter zu besuchen.

Wir kommen durch Montmorency nach Aubonne. Petermann trabt stets hinter mir her, ohne je zu fragen, wo es hin-

geht, und diese Zurückhaltung gefällt mir. Im Augenblicke, wo wir das erste Haus von Aubonne sehen, sage ich zu ihm:

„Petermann, ich habe in dem Orte zu thun . . . ich muß nach Jemand sehen, der mir sehr am Herzen liegt.“ — Sehen Sie ihn, so lange es Ihnen Vergnügen macht, Herr; der Ort scheint artig. — „Es ist nöthig, daß Sie zuerst einige Erkundigungen einziehen, wo die Wohnung von Madame Rennebaut ist; es ist eine alte Dame, die ein Haus hier herum hat.“ — Madame Rennebaut? . . . gut, ich werde bei dem ersten besten Bäcker nach ihr fragen. Es gibt am Ende nur einen im Orte und Madame Rennebaut muß dann nothgedrungen ihren Bedarf bei ihm nehmen. Erwarten Sie mich hier, Herr, ich werde bald zurück sein.“

Ich lasse Petermann gehen; ich befinde mich gerade auf einer kleinen Anhöhe, von der ich mehrere Landhäuser der Umgegend erblicken kann; ich halte mit meinem Pferde. Meine Augen möchten in das Innere dieser Wohnungen dringen, um dort meine Henriette aufzufinden; die Hoffnung, meine Tochter bald sehen und umarmen zu können, macht mein Herz klopfen . . . ah! um vieles stärker klopfen, als wenn es sich von einer Geliebten handelte.

Petermann kommt zurück:

„Herr, man hat mir Madame Rennebaut bezeichnet; eine alte Dame, reiche Wittwe, ohne Kinder, hat einen Gärtner, eine Köchin, ein Stubenmädchen und sechs Katzen.“ — Und wohnt? — „Am andern Ende des Orts . . . man geht ganz gerade bis an die Pfütze, hernach wendet man sich links . . . dann steht Einem das Haus entgegen . . . Ein schönes Haus mit einem Gitter, einem Garten, der eine Terrasse hat, von der man eine prachtvolle Aussicht genießt.“ — Voran, Petermann!“

Wir folgen dem angezeigten Weg. Da ich Madame Blemont in Paris weiß, so habe ich keine Furcht, mich bei Madame Rennebaut vorzustellen; ich weiß zwar nicht, was ihr Eugenie

gesagt hat, aber ich werde meine Tochter zu sehen verlangen, und ich kann mir nicht denken, daß man mir die Erfüllung dieses Wunsches verweigern wird.

Wir sind an der Pfütze vorbeigekommen und befinden uns auf einer Art Straße, die auf der einen Seite in die Felder führt und sich tief in das schöne Thal von Montmorency hinein erstreckt. Ich erblicke das bezeichnete Haus; ich treibe mein Pferd an; wir reiten schon längs der Gartenmauer, als ich eine Frau wahrnehme, die auf der Terrasse spazieren geht, welche sich der Mauer entlang auf dieser Seite hinzieht; sie führt ein kleines Mädchen an der Hand. Diese Frau, dieses Kind habe ich sogleich erkannt; und indem ich mein Pferd herumwerfe, reite ich mit ihm in die Felder und entferne mich von dem Hause so schnell, als ich mich ihm zuerst genähert hatte.

Ich halte nicht früher, als bis mir eine dichte Baumgruppe das Haus verbirgt. Eugenie ist da ... mein Kundschafter hat mich also getäuscht, oder ist sie vielleicht gestern Abend noch zurückgekommen. Kurz, sie ist da, und nun kann ich nicht mehr in das Haus gehen ... ihre Anwesenheit vertreibt mich; sie könnte sich vielleicht einbilden, ich sei wegen ihr gekommen ... einen so demüthigenden Gedanken könnte ich nicht ertragen. Und doch will ich mich nicht entfernen, ohne meine Tochter geküßt zu haben.

Ich weiß nicht, was ich thun soll. Petermann ist mir gefolgt und hinter mir; er wartet, spricht aber nichts. Ich steige vom Pferde, er will es ebenfalls thun. „Nein," sage ich ihm, „bleiben Sie im Sattel ... halten Sie mein Pferd ... wir werden bald wieder abreisen ... Erwarten Sie mich hinter diesen Bäumen."

Ich verlasse ihn und nähere mich dem Hause auf Umwegen, um nicht von den Personen, die etwa auf der Terrasse sein könnten, gesehen zu werden; ich bin sicher, daß man mich so eben nicht bemerkt hatte, denn man sah nicht nach meiner Seite.



Band XVIII. Seite 297.
Herr Roquencourt und seine Nichte Caroline.

Ich bin nun gegenüber diesen Gärten, wo sie gerade waren; eine Hagenbuchenhecke verbirgt mich ... Ich sehe den Rand der Terrasse, aber ich kann nicht in den Garten springen. Ein Nußbaum steht wenige Schritte von mir: ich schaue rings herum, ob mich Niemand erblicken kann, und bin in einigen Sekunden auf dem Baum. Nun kann ich ganz gut in den Garten sehen, ohne zu befürchten, selbst gesehen zu werden.

Da sind sie ... sie kommen zurück ... sie treten aus einer Allee heraus, die mir ihren Anblick entzog. Henriette springt und spielt. Ihre Mutter geht langsam, die Blicke häufig zu Boden gesenkt, oder sie gleichgültig herumschweifen lassend. O, meine Tochter! um wie viel scheinst Du mir noch schöner geworden zu sein! ... Wie glücklich fühle ich mich, wenn Du Deinen Kopf nach meiner Seite drehst!

Sie kommen näher ... Ihre Mutter setzt sich auf eine Bank, die ganz nahe an der Ecke der Mauer steht. Sie hat ein Buch, legt es aber neben sich hin und liest nicht ... Warum liest sie nicht? ... An was denkt sie wohl? sie spricht nicht mit ihrer Tochter; ihre Stirne ist sorgenvoll ... ihre Augen abgemattet ... Ist sie der Vergnügungen schon satt? Henriette nähert sich ihr und überreicht ihr einige Blumen, die sie gepflückt hat. Sie nimmt ihre Tochter auf ihren Schooß ... sie betrachtet sie ... dann küßt sie sie plötzlich mehrere Male mit einer Art Wuth, läßt sie dann gehen und verfällt wieder in ihre Träumerei.

So hatte sie ihre Tochter niemals in meiner Gegenwart geküßt: fürchtete sie vielleicht mich zu erfreuen, indem sie mich zum Zeugen ihrer Liebkosungen an dieses Kind machte?

Mehr als eine Stunde verstreicht. Sie ist noch immer da ... auf der Bank sitzend, aber ohne zu lesen, zuweilen ihre Blicke auf ihre Tochter richtend, die auf der Terrasse spielt. Und ich denke nicht an die schwindende Zeit, an den armen Petermann, der auf mich wartet; ich kann meine Augen nicht von

diesem Garten abwenden. Plötzlich, indem sie schnell zu ihrer Mutter springen will, gleitet Henriette aus und fällt auf das Gesicht . . . Ich stoße einen Schrei aus und zu gleicher Zeit Eugenie.

Sie läuft auf ihre Tochter zu, hebt sie auf und küßt sie; die Kleine weint ein wenig, beruhigt sich aber bald, lächelt und ich höre sie sagen:

„Es ist nichts, Mama.“

Eugenie sieht sich nach allen Seiten um. Immer mit ihrer Tochter an der Hand nähert sie sich dem Rande der Terrasse und sucht auf der Straße.

Ich höre, wie sie zu ihrer Tochter sagt:

„Hast Du, während Du fielst, geschrieen?“ — Nein, Mama. — „Wer war es denn?“ — Ich weiß nicht, Mama. — „Ist die Bonne im Garten?“ — Ich weiß nicht. — „O nein! so hat die Bonne nicht geschrieen!“

Ihre Augen suchen noch einmal und schweifen überall herum und ich wage nicht, mich zu rühren; ich fürchte ein Blatt zu bewegen: ich wäre trostlos, wenn man mich entdeckte.

Sie setzt sich endlich wieder nieder; aber nach einigen Augenblicken sagt sie zu ihrer Tochter:

Gehen wir herein, Henriette.“ — Ich möchte gerne noch im Garten bleiben. — „Wenn Du aber wieder fielest.“ — Nein, ich werde nicht mehr springen . . . ich werde ganz ruhig spielen.“

Sie geht, und meine Tochter bleibt zurück. Wenn ich diesen Augenblick benützte! . . . aber die Mauer ist ein wenig hoch . . . wie hinauf gelangen? . . . Ah! wenn ich auf mein Pferd steige, geht es vielleicht.

Ich lasse mich von meinem Baume herab und laufe zu Petermann, der immer noch im Sattel ist; ich besteige wieder mein Pferd und bedeute meinem Gefährten, mir zu folgen. In einer Minute bin ich wieder an der Gartenmauer. Ich stelle mich auf-

recht auf mein Pferd und erlange so die Mauerhöhe, dann mit einem Satze springe ich auf die Terrasse, Petermann zurücklassend, der mir mit weit aufgerissenen Augen, aber ohne ein Wort zu sagen, zusieht. Ich mache einige Schritte im Garten, sehe meine Tochter, gehe auf sie zu, ziehe sie an mich und bedecke sie mit Küssen, noch ehe sie Zeit gehabt, mich zu erkennen; endlich kann sie mich betrachten und ruft freudig aus:

„Das ist Papa! mein Papachen! . . . ah! Du bist also zurückgekommen . . . ich fragte alle Tage Mama, ob Du nicht bald kommen würdest?“ — Sei still . . . sei still, liebes Kind, komm herunter . . . auf die Terrasse . . . Ich möchte nicht, daß man mich im Hause sähe. — „Warte, ich will Mama rufen.“ — Nein . . . nein . . . thue das nicht . . . bleibe bei mir . . . verlasse mich nicht . . . es ist so lange, daß ich Dich nicht geküßt habe . . . liebes Kind . . . dachtest Du zuweilen an mich? — „Ach ja, Papa, ich hatte Langeweile ohne Dich.“ — Du hattest Langeweile, weil Du mich nicht sahest . . . und Deine Mutter, was sagt sie, wenn Du von mir mit ihr sprichst. — „Sie sagt nichts . . . sie sagt mir nur: Es ist genug . . . sprechen wir nicht von Deinem Vater.“ — Sie will nicht, daß Du an mich denken sollst . . . Sie will, daß Du mich vergessest! — „Und doch spricht sie mit mir den ganzen Tag von Dir.“ — Deine Mutter? — „Laß mich doch der Mama sagen, daß Du da bist.“ — Nein, liebes Kind, ich habe jetzt nicht Zeit, mit ihr zu sprechen . . . und auch Dich muß ich verlassen . . . vielleicht auf sehr lange.“ — Wie, Du willst schon wieder gehen . . . Ach! bleibe bei uns, Papa, und gehe nicht fort.“

Armes Kind! ich bliebe so gerne bei Dir! Ich setze mich auf die Bank, wo eben ihre Mutter war, nehme sie auf meinen Schooß und schließe sie in meine Arme. Der Gedanke kommt mir einen Augenblick, sie mit mir fortzunehmen, sie Eugenien zu rauben; aber das theure Kind könnte nicht mit mir reisen

und würde in meinen Armen vielleicht jeden Tag um ihre Mutter weinen; denn ein Kind kann sich eher des Vaters als der Mutter entschlagen, die es unter dem Herzen trug ... Ach! lassen wir sie bei ihr, es ist besser ich leide und bin unglücklich.

Diese Betrachtungen schnüren mir die Brust zu; ich seufze, indem ich meine kleine Henriette in meine Arme schließe, sie sieht mich an und als sie mich traurig erblickt, vermag sie auch nicht zu lächeln. Armes Kind! ... und ich wollte sie mit mir fortnehmen! nein ... in meinen Armen würdest Du zu oft Deine Munterkeit, den einzigen Schatz Deiner Jugend, verlieren!

Plötzlich läßt sich eine Stimme mit den Worten vernehmen:

„Henriette ... Henriette ... willst Du immer noch nicht hereinkommen?" — Das ist die Mama," ruft meine Tochter; ich erhebe mich rasch, setze meine Tochter auf die Erde, küsse sie noch mehrere Male und eile davon:

„Aber, Papa, so warte doch ... da kommt die Mama."

Diese Worte lassen mich meine Eile verdoppeln, ich bin an der Mauer, schwinge mich hinüber, laufe dann auf Petermann zu, steige wieder zu Pferde und rufe ihm zu: „Im Galopp."

Wir Beide spornen unsere Pferde an und sind schon weit von Aubonne, ohne daß ich gewagt hätte, mich umzudrehen, aus Furcht, auf die Terrasse zu sehen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Mont-d'Or.

Zwei Jahre sind seit meiner Abreise von Paris verflossen. In Begleitung meines treuen Petermanns habe ich Spanien durchreist; die Erinnerung an Gil Blas machte mir meinen Aufenthalt in diesem Lande ergötzlicher; ich suchte ihn in den Gastwirthschaften, auf den Spaziergängen, und mehr als einmal,

wenn mir ein Bettler seinen Hut entgegenwarf, gab ich darauf Acht, ob er mich nicht zugleich mit einer Stutzbüchse aufs Korn nehme. Die Maritornen, die Maulefeltreiber riefen mir auch Don Quixotte und seinen drolligen Schildknappen ins Gedächtniß; ich wäre ihnen gerne auf ihren Rossen und auf der Jagd nach Abenteuern begegnet. Ehre den Dichtern, die ihre Helden so gut schildern, daß man sich einbildet, diese Personen haben gelebt! Gil Blas, Don Quixotte sind nur Geschöpfe der Einbildungskraft und doch glauben wir öfters sie zu erkennen, und suchen sie in den Ländern, wohin sie der Verfasser versetzt hat. Sie sind also doch wahr, diese Blätter des Romantikers, weil wir ihnen Leben verleihen und sie sich in unser Gedächtniß eingraben. Was mich betrifft, so weiß ich, daß es mir unmöglich wäre, in den Bergen Schottlands zu wandeln, ohne an Rob Roy zu denken; auf Isle de France, ohne von Paul und Virginie zu sprechen, und in Italien, ohne mich Corinnas zu erinnern.

Ich bin durch die Pyrenäen gekommen; aber der Gedanke erwacht in mir, die Schweiz zu besuchen, und wir entfernen uns aufs Neue von Frankreich. Meine Schwermuth hat sich gelegt, ich bin nicht mehr schweigsam und mürrisch, wie ich es bei meiner Abreise war; auch Petermann hat sich wieder seiner angeborenen Singlust hingegeben. Wir reisten einige Zeit zu Pferd; aber ich habe meine Renner verkauft und wir haben einen Theil Andalusiens zu Fuße durchwandert; dann überließen wir Post- und Retour-Gelegenheiten die Sorge, uns weiter zu spediren. Und indem ich auf diese Weise Abwechslung in unser herumstreifendes Leben brachte, gelang es mir, das Uebel zu überwinden, das an mir zehrte, und das war keine Kleinigkeit. Jedoch ist immer noch etwas Bitteres in meinem Lächeln und ich glaube, daß ich diese Beimischung nicht mehr los werden werde.

In den verschiedenen Ländern, die ich durchlief, sah ich viele

Ehegatten meines Schlags, die sich aber sehr wenig daraus machten. Einige, eifersüchtig aus Eigenliebe, hielten sich Maitressen und tyrannisirten ihre Weiber; Andere, die sich für Philosophen ausgaben, behandelten ihre Frau zu Hause sehr schlecht, während sie ihr vor der Welt vollkommene Freiheit zu gewähren schienen. Viele verschlossen ihre Augen, und der größte Theil hielt sich für zu fein, um getäuscht zu werden. Aber ich sah nur Wenige, welche ihre Frau wahrhaft liebten und durch ihre Fürsorge und ihr Betragen es verdient hätten, daß ihre Frauen ihnen treu geblieben wären. Ich habe mich in einige galante Intriguen eingelassen; aber mein Herz hatte keinen Theil daran: Ich halte es nicht mehr für wahre Liebe empfänglich; es ist zu grausam zerfleischt worden! . . . Ich schleppe einen Kranken mit mir herum, der noch schwach ist und starke Erregungen fürchtet.

Petermann denkt vollends gar nicht an die Weiber: das freut mich sehr für ihn; dagegen vergißt er die Erlaubniß nicht, die ich ihm gegeben habe, und betrinkt sich pflichtgemäß einmal des Monats vollständig. Die übrigen Tage trinkt er sein bescheidenes Maß. Er hat mir noch keinen Grund zur Klage gegeben, so lange er bei mir ist. Sein Charakter ist gleichförmig und aufgeweckt; er singt, wenn er mich guter Laune sieht und schweigt, wenn ich sorgenvoll bin. Dabei nie eine Frage, nie eine unbescheidene Aeußerung; er hat kein einziges Mal von Aubonne gesprochen, obgleich er mich dort über eine Mauer steigen sah. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß er mich für unverheirathet hält.

Während des ersten Jahres meiner Abwesenheit erhielt ich häufig Briefe von Ernst, dem ich jedesmal schrieb, so oft ich einige Zeit in einer Stadt blieb. Treu seinem Versprechen, enthielt er sich, von der zu sprechen, die ich ganz zu vergessen hoffe. Er gab mir Nachricht über meine Tochter und den kleinen Eugen. Er schrieb mir, daß meine Henriette fortwährend reizend sei; er habe sie mehrere Male gesehen . . . War er deßhalb bei

ihrer Mutter? ich weiß es nicht. Ach! wie sehne ich mich, meine Tochter wieder zu sehen, sie zu küssen! Ihretwegen will ich nach Paris zurückkehren, sie an mein Herz drücken und dann wieder auf die Reise gehen; ich versehe mich auf diese Weise wieder auf einige Zeit mit Glück. Was meinen ... den kleinen Eugen betrifft, so kann ich nicht an dieses Kind denken, ohne daß sich alle meine Qualen erneuern ... Es hätte mir so großes Vergnügen gemacht, meinen Sohn zu lieben, meine Zärtlichkeit zwischen seiner Schwester und ihm zu theilen! und dieses Glück werde ich nie kosten! . . . Armer Eugen! welch' traurige Zukunft für Dich!

Ernsts spätere Briefe schienen mir verschieden von den früheren; der Styl ist nicht mehr der nämliche; ich finde sie gezwungen, zurückhaltend. Im letzten Schreiben fiel mir folgende Phrase auf:

„Man hat sich hier seit einiger Zeit bedeutend geändert, lieber Freund; Sie würden die Person nicht mehr erkennen, die Sie geflohen haben ... Ich wage Ihnen nicht mehr zu sagen, aus Furcht, Vorwürfe von Ihnen zu hören, daß ich meinem Versprechen nicht nachgekommen bin. Zögern Sie aber mit Ihrer Rückreise nicht, lieber Heinrich; Ihre Kinder haben das Bedürfniß, Sie wieder zu sehen, und Ihre Freunde, Sie zu umarmen."

Meine Kinder ... er beharrt darauf zu sagen meine Kinder ... Ach! ich habe nur eines. Was er von einer Aenderung spricht, so kümmert mich solche nicht ... Will er mir etwa Interesse für dieses Weib einflößen? O! nein, ich glaube es nicht und habe ihm auch in dieser Beziehung kein Wort geantwortet.

Vor meiner Rückkehr nach Paris gelüstete es mich, die Auvergne, dieses malerisch-gebirgige Land, das Schottland Frankreichs, zu sehen, wohin die französischen Liebhaber von Felsen, Gletschern und Abgründen häufiger wandern würden, wenn sie es nicht so nahe bei sich hätten. Wir bewundern nur, was ferne von uns ist; wir streben nur darnach, die Schweiz und Italien

kennen zu lernen, und denken nicht an die Auvergne, an die Bretagne und an die Touraine!

Ich habe Talende an den schönen Wassern, den weißen Felsen und den Puy-de-Dôme besucht. Zuweilen wende ich mich, von einem schönen Punkt entzückt, an Petermann und sage zu ihm:

„Wie gefällt Ihnen das?“ Aber Petermann ist kein Maler; ich sehe kein Entzücken auf seinem Gesichte. Er schüttelt das Haupt und antwortet ganz kalt:

„Es ist artig! . . . aber beim Blitz! das wiegt die schönen Ansichten von München nicht auf.“

Darum ist auch München seine Vaterstadt. Nun, das ist doch einmal ein Mann, der sein Land in Ehren hält.

Da wir am Mont-d'Or vorbeikamen, so wollte ich seine Wasser kosten und das Städtchen ansehen, wohin Kranke, Neugierige und sehr oft auch Leute gehen, die mit ihrer Zeit nicht fertig zu werden wissen.

Ich stellte im schönsten Hôtel des Ortes ein. Ich traf dort zahlreiche Gesellschaft; Fremde, hauptsächlich Engländer; aber ich begegnete auch vielen Franzosen, insbesondere jenen Industrierittern, Leuten mit feinen Manieren, die man in Paris in den Raouts antrifft, in den großen Soiréen, und die nur nach Mont-d'Or kommen, um zu spielen; denn in den Städten, wo man die Brunnenkur gebraucht, wird viel gespielt. Und schon mancher Reisende, der in schöner Equipage, mit Livréebedienten ankam, verließ den Ort zu Fuß und ohne Gefolge, weil er sich der Spielwuth hingegeben hatte.

Ich spiele nicht, aber man kommt auch zum Tanzen und Musiciren zusammen. Die Musik gefällt mir ebenfalls nicht, der Ton eines Claviers thut mir weh. Ich tanze auch nicht; ich muß daher in der Conversation einige Unterhaltung suchen. Unter den Reisenden, mit denen ich jeden Tag zusammen komme, fiel mir eine Pariserin auf, die ungefähr fünfundzwanzig Jahre haben

mag. Sie ist hübsch und weiß es vielleicht zu sehr; doch blickt aus ihrer Koketterie etwas Freies, Liebenswürdiges heraus, was zu sagen scheint: Ich bin Kokette, ich kann einmal nicht anders sein, man muß meine Fehler entschuldigen, und mich nehmen, wie ich bin, denn ich ändere mich nicht.

Sie heißt Caroline Derbin. Zuerst hielt ich sie für verheirathet oder Wittwe, denn nach ihren Manieren, nach ihrem entschiedenen Tone, konnte ich auf kein Mädchen schließen; sie ist aber doch ledig: man hält sie für reich und schon für Herrin ihres Vermögens.

Reich, hübsch und noch ledig; dann ist sie es wahrscheinlich aus freiem Willen.

Sie befindet sich hier mit ihrem Onkel, der sich Roquencourt nennt; ein kleiner, trockener und magerer Mann, nahe den Sechzigen, aber lebendig und heiter. Seine kleinen Augen sprühen noch Feuer, wenn er eine Dame belorgnettirt. Er hat feine Manieren, ist galant und sehr geschäftig beim schönen Geschlecht; etwas schwatzhaft; aber man muß den Leuten das Wort gönnen, die weiter nichts mehr haben; übrigens voller Aufmerksamkeit für seine Nichte, der er in Allem den Willen thut.

Wenn auch Caroline kokett ist und zu gefallen strebt, so hat sie doch wenigstens nicht das Widerwärtige, das Launenhafte einer Modedame. Man wird schnell mit ihr bekannt und fühlt sich bald wie bei einer alten Freundin. Spricht dieses Sichgehenlassen zu Gunsten ihrer Tugend, ihrer Grundsätze? darüber kann ich nicht entscheiden. Ich werde nie mehr nach der Außenseite urtheilen. Was bekümmert mich übrigens auch ihre Koketterie oder ihre Inconsequenz? Ich will weder meine Frau noch meine Geliebte aus ihr machen! Der Umgang mit ihr spricht mich an und unterhält mich, weiter verlange ich nichts.

Herr Roquencourt spricht gerne; ich verstehe zuzuhören. Ein Talent oder eine Geduld, die rarer ist, als man glaubt. Ich wurde bald der Gegenstand seiner Vorliebe.

„Herr Dalbreuse," sagte er mir am vierten Tage meiner Ankunft in Mont-d'Or, „denken Sie, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, die Brunnenkur zu gebrauchen ... Erstens bin ich nicht krank; aber meine Nichte bekam plötzlich den Einfall, Mont-d'Or zu sehen und flugs gings auf die Reise! Ich erinnere mich, daß ich mich vor fünfunddreißig Jahren mit dem famösen Lekain an den Quellen von Plombières befand. Haben Sie Lekain gekannt?" — Nein, mein Herr. — „Es ist auch wahr, Sie sind zu jung. Nun denken Sie, mein Herr, ich habe vor Lekain den Crispin in den verliebten Thorheiten gespielt." — Ah! Sie haben Komödie gespielt. — „Aus purer Liebhaberei ... O! ich war ein Narr mit der Komödie! ... Ich hatte eine vollständige Garderobe ... Ich besitze in Paris noch mehrere meiner Kostüme; ich spielte die höheren Bedientenrollen!" — Und Ihre Mademoiselle Nichte? — „Meine Nichte! ... die spielt nicht, sie behauptet, sie würde schlecht spielen. Ich spielte also vor Lekain: es war eine Gesellschaft, die man in der Eile auf dem Landhause eines Lieferanten zusammen getrieben hatte. Wir hatten, meiner Treu, ein hübsches Theater, und Mademoiselle Contat war auch da und spielte mit uns. Haben Sie Mademoiselle Contat gekannt?" — Nein, mein Herr. — „Ach! mein Herr! ... dann haben Sie nichts gesehen! ... Welch ein Talent! ... welche Seele! ... und welch' ein Gesicht! ... Eines Tags ... ich weiß nicht mehr in welchem Stück ... warten Sie, ich glaube, es war im Tartüffe! ... doch nein, es war nicht im Tartüffe" ...

In diesem Augenblicke näherte sich uns Roquencourts Nichte, worüber ich keineswegs böse war. Sie hing sich in den Arm ihres Onkels und sagte ihm:

„Jetzt ist die Zeit zum Spazierengehen; das Wetter ist prächtig ... Kommen Sie, lieber Onkel, Sie können ein ander Mal vom Theater sprechen ... Gehen Sie mit, Herr Dalbreuse?"

Das sagte sie mir auf eine Weise, als ob wir schon längst

mit einander bekannt wären. Ich gestehe, daß ich diese Manieren liebe; ich habe mich von jeher durch Alles, was der Aufrichtigkeit, der Ungezwungenheit glich, gewinnen lassen, und heute liegt mir ohnehin nichts mehr daran, ob ich mich täusche!

Ich begleitete Herrn Roquencourt und seine Nichte. Eine hübsche Kalesche erwartete uns unten. Ich bemerkte, daß die Fremden, während sie Carolinen grüßten, mich mit einem neidischen Auge betrachteten, als ich mich vor sie hin in den Wagen setzte. Ich kann mir denken, daß ein liebenswürdiges Frauenzimmer von fünfundzwanzig Jahren, die Equipage besitzt, überall zahlreiche Eroberungen machen muß. Die Einen sind in die Frau verliebt, die Andern in die Equipage. Aber ich, der weder ein Gelüste nach der einen noch nach der andern hat, setze mich mit der größten Ruhe zu Mademoiselle Derbin und genieße mit aller Bequemlichkeit den Ausflug, weil es mir durchaus nicht darum zu thun ist, verliebte Blicke auf mein Gegenüber zu werfen.

Mademoiselle Derbin bewundert zuweilen die Landschaft: dann bricht sie plötzlich in ein Gelächter über die Toilette einer Wassertrinkerin aus, die an uns vorbeigeht. Während ich über ihre Bemerkungen lache, scheine ich gleichzeitig mit größter Aufmerksamkeit dem Onkel zuzuhören, der mir die große Wirkung beschreibt, die er in der Rolle des Mascarillo, in Gegenwart Molés, hervorgebracht hat.

Der Ausflug ging mir schnell vorbei. Wir kamen ins Hôtel zurück, und am Abend fanden wir uns wieder im Gesellschaftssaale zusammen. Es unterhält mich, Mademoiselle Derbin zu beobachten. In großer Gesellschaft ist sie viel koketter und demzufolge unliebenswürdiger als im engern Kreise. Da ich ihr den Hof nicht mache, so ziehe ich mich bescheiden zurück, wenn ich mehrere Anbeter auf sie zukommen sehe.

Da geschieht es dann wieder aus jener wunderlichen Eigenheit, die sich so häufig bei den Frauen findet, daß Mademoiselle

Sie glaubt vielleicht, daß ihr Vertrauen das meinige hervorrufen werde; ich begnüge mich jedoch zu antworten:

„Wie kommt es, daß, reich und hübsch wie Sie sind, Sie noch nicht geheirathet haben?“ — Ah! ich dachte mir, daß Sie diese Frage an mich stellen würden? man hat mir sie so oft gemacht! Nun, mein Gott! pressirt es denn so mit dem Heirathen und mit der Abhängigkeit von einem Manne, der mich vielleicht nicht mehr Alles thun ließe, was ich wollte? Ich befinde mich bei meinem Oheim so glücklich! er ist so gut! besonders wenn er nicht von seinen Krispins und Lafleurs spricht. In Wahrheit, ich zittere bei dem Gedanken, meine Freiheit zu verlieren und dann, ich gestehe es freimüthig, habe ich noch keinen Mann gefunden, dem ich das Opfer meiner Selbstständigkeit hätte bringen wollen. — „Sie sind glücklich, Mademoiselle; ah! Sie thun wohl daran, so zu bleiben; glauben Sie mir, setzen Sie nicht die Ruhe Ihres ganzen Lebens aufs Spiel, indem Sie sich mit Jemand verbinden, von dem Sie geliebt zu sein glauben und der sie nachher niederträchtigerweise verräth ... nein, bleiben Sie ledig.“

Caroline sieht mich mit Ueberraschung an; sie schweigt einige Augenblicke, fängt dann an zu lachen und sagt: „Sie sind der Erste, der mich eine solche Sprache hören läßt; ich hatte also Recht, wenn ich dachte, Sie seien nicht wie andere Menschen.“

Den Tag nach dieser Unterredung setzte sich Mademoiselle Derbin, nachdem sie unter vielem Lachen die Galanterien mehrerer jungen Leute angehört, wie sie öfters zu thun pflegte, zu mir an das Fenster, von dem aus ich die vor uns liegende Landschaft betrachtete.

„Immer in Betrachtung dieser Lage versunken, nicht so, mein Herr?“ — Ja, Mademoiselle, ich finde diese Gegend sehr interessant. — „Sind Sie Maler?“ — Nein, Mademoiselle: ich male zwar, aber nur aus Liebhaberei. — „Ah! Sie malen ...

welche Gattung?" — Miniatur. — „Sie malen Portraits?" — Ich habe mich darin hie und da versucht. — „Ah! Sie wären sehr liebenswürdig, wenn Sie das meinige machen wollten! hier hat man ja Zeit genug für sich. Ich werde Ihnen sitzen, so oft Sie wollen. Man hat mich schon oft gemalt, aber ich habe mich nie ähnlich gefunden. Wollen Sie, Herr Dalbreuse?" —

Wie kann man einer hübschen Dame eine Bitte abschlagen, die sie, uns mit ihren schönen Augen fixirend, an uns stellt? Ich habe übrigens auch gar keinen Grund, ihr diesen Wunsch zu versagen.

„Ich werde Ihr Portrait malen, Mademoiselle, darf mir aber nicht schmeicheln, glücklicher zu sein, als die Andern, die es schon versucht haben." — Doch vielleicht; was liegt übrigens daran? jedenfalls werden wir uns dabei unterhalten, uns damit beschäftigen. Wann werden Sie anfangen? — „Sobald Sie wollen." — Also sogleich, wir werden dazu das Zimmer meines Oheims nehmen: aber ich werde mich ohne Zweifel zuvor frisiren lassen müssen? — „Ganz und gar nicht, ich will Sie malen, wie Sie gewöhnlich sind und nicht im Ballstaate; Sie dürfen keine Toilette machen." — Wie Sie wünschen. — „Ich will meine Farbenschachtel holen." — Und ich werde meinen Oheim von der Sache unterrichten. Ah! Sie sind äußerst liebenswürdig."

Als ich heim komme, treffe ich Petermann an, der ein Rondo trillert, während er meine Kleider ausbürstet, bei denen er immer aufs Genaueste nachsieht, ob kein Knopf fehlt oder kein Loch in den Taschen ist, um diese Fehler zu repariren.

„Der Herr wollen malen?" — Ja Petermann; und ich glaube, wir werden noch einige Tage hier bleiben . . . Sie haben doch keine Langeweile, will ich hoffen? — „Nein, Herr, ich habe nirgends Langeweile und überdies ist der Wein hier gut. Apropos Herr, den wievielten haben wir heute?" — Den siebenzehnten. — „Ach! wir halten erst am siebenzehnten! Teufel! dieser Monat ist entsetzlich lang!"

Ich ahne, warum er diese Frage an mich gestellt und sage zu ihm:

„Da Sie den Wein hier gut finden, ich mich unterhalte und es nicht mehr als billig ist, daß Sie sich auch unterhalten, so thun Sie, als ob der Monat zu Ende wäre." — O! nein, mein Herr, eine Uebereinkunft muß heilig gehalten werden. Seitdem ich bei Ihnen bin, lerne ich mich achten, und wenn ich mich des Monats noch einmal betrinke, so geschieht es nur deßhalb, weil ich krank würde, wenn ich gar nicht mehr über die Schnur hiebe. Aber das muß wahr sein, wenn der Wein hier gut ist, so sind die Weiber dagegen verflucht neugierig!...ah! beim Teufel! — „Die Weiber sind hier neugierig ... wie so wissen Sie das, Petermann?" — Weil man seit einigen Tagen um mich herum scharwenzelt, um mich zum Sprechen zu bringen. — „Wer denn?" — Zuerst die Wirthin ... dann die Mägde; aber da man sah, daß ich nicht zog, kam eine hübsche Dame wie zufällig ..." — Eine Dame, die hier im Hôtel wohnt? — „Ja ... die, welche den kleinen Onkel bei sich hat, welcher immer schwatzt." — Mademoiselle Derbin? — „Just die." — Was hat sie von Ihnen wissen wollen? — „Sie that, als ob sie über den Hof gehen wollte, wo ich gerade war; sie sagte zuerst zu mir: Sind Sie im Dienste des Herrn Dalbreuse? ich antwortete: Ja Mademoiselle." — Sie hätten sagen sollen, Petermann, daß Sie mit mir gekommen seien, aber nicht als mein Diener. — „Warum das, mein Herr? Ich fühle mich glücklich, in Ihrem Dienste zu stehen; und da es stets nöthig ist, daß der Eine thue, was der Andere will, so ist es in der Ordnung, daß Sie mir befehlen, denn Sie sind der Herr." — Weiter, Petermann. — „Weiter sagte diese Jungfrau oder Frau: Sind Sie schon lange bei Herrn Dalbreuse? — Zwei Jahre. — Er sieht gutmüthig aus der Herr Dalbreuse? — Er ist auch nicht bösartig, Mademoiselle. — Was thut er in Paris? ... Ich antwortete, da mich all' diese Fragen zu langweilen anfingen,

etwas trocken: Er thut was er will, Mademoiselle, ich bekümmere mich nicht darum. — Auf das hin ging sie fort. Aber sie kam hüpfend wieder, und indem sie mir ein Goldstück in die Hand schlüpfen lassen wollte, sagte sie mir fast ins Ohr: er ist noch ledig, nicht wahr? — Ich nahm das Goldstück nicht und grüßte sie mit den Worten: Ja, Mademoiselle, er ist noch ledig. Drauf fing sie an zu lachen und entfernte sich, indem sie ausrief: der Diener ist fast so originell wie sein Herr. Beim Teufel, wenn die nicht neugierig ist, so weiß ich's nicht!"

Mademoiselle Derbin will durchaus wissen, wer ich bin, welchen Rang, welche Stellung ich in der Welt einnehme. Das Stillschweigen, das ich hierüber beobachte, hat ihre Neugierde gereizt. Aber daß sie sich darum bekümmert, ob ich verheirathet bin, ist eigen. Petermann hält mich für ledig. Ich habe nie vor ihm eine Aeußerung gethan, die ihn hätte darauf bringen können, daß ich es nicht mehr bin. Was geht es auch die Demoiselle an, ob ich verheirathet bin oder nicht? Sollte sie etwa eine Neigung zu mir haben? ich kann es nicht glauben, ich habe nie ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen. Es wäre demnach nichts als die Caprice einer Kokette, die Alles ihrem Scepter unterwerfen will. Sie kennt mich erst seit vierzehn Tagen ... ich glaube überhaupt, daß ich keine Liebe mehr einzuflößen vermag, daß man mich nicht mehr lieben kann.

Das sage ich Alles zu mir, während ich meine Farbenschachtel zurichte. Aber das darf mich nicht hindern, zu Mademoiselle Derbin zu gehen, denn sie erwartet mich; und zugegeben, ich gefiele ihr, so wäre das doch kein Grund, sie zu fliehen. Wir wollen eine solche schöne Handlungsweise den Erzvätern in der Bibel überlassen, die wir nachzuahmen keineswegs versucht sind.

Man wartet bereits auf mich. Der Oheim ist anwesend; er beglückwünscht mich über mein Talent und dankt mir für meine Gefälligkeit. Caroline macht sich viele Sorge über die Stellung, welche sie annehmen soll. Ich bitte sie, sich so zwanglos zu halten,

als ob ich ihr Portrait gar nicht malte, damit die Stellung nichts Gezwungenes bekomme, und beginne die Arbeit.

Mein Modell ist sehr gelehrig; es sieht mich an und lächelt mir mit großer Freundlichkeit zu. Der Oheim promenirt im Zimmer auf und ab und spricht bald zu uns:

„Das wird ein hübsches Bild werden. Mein Herr, man hat mich auch im Costüm Scapins gemalt ... Es war ein Künstler von großem Talent. Ich erinnere mich im Augenblicke nicht mehr seines Namens ... aber er wird mir gleich wieder beifallen. Er befand sich in Bordeaux bei der Frau Gräfin von Bernac, die die ersten Künstler von Paris bei sich vereinigte! ... Molé, Saint-Phal, Fleury, Dugazon ... Bei ihr machte ich auch die Bekanntschaft von Dugazon ... O! der Possenmacher! ... ebenso komisch in Gesellschaft als auf der Bühne ... haben Sie Dugazon spielen sehen?“ — In der That, mein Herr, ich glaube; aber ich war damals noch so jung, daß ich mich desselben kaum erinnere. Mademoiselle, den Kopf ein wenig gesenkter, wenn ich bitten darf. — „Um wieder auf mein Portrait zu kommen, dieser Künstler fand mich so drollig in den Spitzbubereien des Scapin, ich hatte einen so spaßhaften Kopf, als ich aus dem Sacke herauskam ... Sie kennen die Spitzbübereien des Scapin?“ — Ja, Herr. — „Aber lieber Onkel, wie können Sie solche Fragen an den Herrn stellen? ... ob er Molière kennt! ... Es wäre viel besser, Sie sähen zu, ob ich schon ähnlich werde.“ — Bist Du nicht klug, liebe Freundin? Du verlangst, daß Dein Bild schon in einer Viertelstunde ähnlich sein soll! ... Man malte mich also und zwar sehr ähnlich als Scapin. Das war jedoch nicht meine Lieblingsrolle; mein Triumph war Pasquin im Verschwender ... Ich brachte die Leute zum Weinen, ja mein Herr, zum Weinen, wenn ich die Worte sprach: Das Wenige, was ich besitze! ... Man kann das auf vielerlei Art sagen. Ich hatte es Dugazon sagen hören; nun, ich versichere

Sie, mein Herr, ich faßte es ganz anders auf als er: Das Wenige, was ich besitze!... Es gibt welche, die es deklamiren; Dugazon z. B. deklamirte es, aber ich behaupte, man darf nur Wahrheit und Gefühl hineinlegen: Das Wenige, was ich besitze!... und ich sah Thränen aus Aller Augen rollen! Das Wenige, was... — „Aber, lieber Onkel, um Gotteswillen!... wollen Sie uns auch zum Weinen bringen?... Sie zerstreuen den Herrn und werden noch Schuld sein, daß mein Bild nicht ähnlich wird." — Lassen Sie Ihren Herrn Onkel sprechen, Mademoiselle; ich versichere Sie, daß mich das durchaus nicht stört." —

Caroline verzieht ihr Gesicht zu einem kleinen Schmollen, welches ich gerne auf dem Elfenbein festhalten möchte, denn es steht ihr sehr gut. Ich glaube, daß es ihr nicht unangenehm wäre, wenn uns ihr Onkel allein ließe, aber Herr Roquencourt denkt nicht daran: Nachdem er wieder einige Male im Zimmer auf- und abgegangen, kommt er zu mir her und sieht mir zu, betrachtet dann seine Nichte und ruft aus:

„In der That, Caroline hat in ihrem Gesicht, in ihren Augen vorzüglich, viele Aehnlichkeit mit Mademoiselle Lange... Sie haben Mademoiselle Lange vom Theater français nicht mehr gekannt?" — Nein, Herr! — „Ach! Herr Dalbreuse! das ist wohl die Künstlerin, die am meisten Wahrheit, am meisten Reiz in ihre Sprachweise zu legen wußte... dabei ein liebliches Weib! ich habe sie sehr gut gekannt!... von ihr lernte ich mein Roth auflegen. Das ist etwas sehr Schwieriges, sein Roth gut aufzulegen!... Ich beschmierte mir mein Gesicht ins Kreuz und in die Quere. Da sagte sie mir eines Abends, als ich eben den Gros-René gespielt hatte... Sie wissen den Gros-René im Liebesverdruß:

„Die Frau, behauptet man, steht über mir,
Ein, so zu sagen, unbegreiflich Thier,
Zum Bösen stets geneigt schon von Natur;
Und da ein Thier bleibt Thier doch immer nur,
Und nie was Andres........"

„Aber, lieber Onkel, wir kennen den Liebesverdruß! ... diese Stelle ist nicht gerade diejenige, die mir am meisten von Molière gefällt! — „Wie gesagt, ich hatte also den Gros-René gespielt und ich darf behaupten, mit vielem Beifall! ... Ich hatte das Publikum zu Thränen lachen gemacht! ... da nahm mich die Lange nach der Vorstellung bei Seite und sagte zu mir: Du hast wie ein Gott gespielt! (sie duzte mich nämlich) ... Du hast göttlich gespielt; aber mein Freund, Du weißt Dich nicht zu schminken ... Du machst Dir überall Kleckse ... das darf nicht sein: trage lieber unter Deinen Augen stark auf ... Deine Augen sind schon sehr feurig, Du wirst sehen, um wie viel mehr sie glänzen werden! laß' dann die Farbe bis hinter die Ohren sich verlieren und färbe Dich nur wenig unten im Gesicht ... Und siehe da, ich folgte ihrem Rath und befand mich sehr gut dabei." — Lieber Onkel, wollten Sie diesen Morgen nicht eine Partie Trikktrack mit dem Engländer spielen, der Sie dazu aufgefordert hat? — „Nicht diesen Morgen, liebe Nichte, diesen Abend wollen wir zusammen spielen." — Ich glaubte doch, es war diesen Morgen. — „Du irrst Dich gewiß ... Trikktrack ist ein sehr schönes Spiel; spielen Sie es auch, Herr Dalbreuse?" — Ein wenig, mein Herr. — „Dazincourt hat es mich gelehrt ... er war äußerst stark darin. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends um eine seiner Perrücken spielten ... die Perrücke, die er in ... warten Sie doch ... eine ausgezeichnete Perrücke ... und das will auf der Bühne viel sagen ... Es war die Perrücke in dem Stücke ..." —

Caroline steht ungeduldig auf und sagt:

„Nun ist es genug für heute; ich will Herrn Dalbreuse nicht länger ermüden; gehen wir spazieren, es ist schön Wetter und ich muß frische Luft einathmen. Lieber Onkel, wollten Sie wohl die Güte haben, mir meinen Hut zu bringen!"

Herr Roquencourt geht, den Hut zu suchen, indem er sich

hinter dem Ohre kratzt und murmelt: „Daß mir der Name von der verdammten Rolle nicht einfällt!" Nachdem er fort ist, sagt Mademoiselle Derbin zu mir:

„Morgen, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir etwas früher anfangen, um die Zeit, wo mein Oheim die Journale liest; denn er ist in Wahrheit schrecklich mit seinen Schauspielern und seiner Komödie... Man weiß nicht mehr, was man thut, ich meine, es ließe sich besser arbeiten, wenn nicht immer Jemand um uns herum ist, der spricht; es müßte denn sein, mein Herr, daß Sie sich etwa fürchteten, mit mir unter vier Augen zu sein?"

Sie lächelte bei diesen Worten; aber in ihrem Lächeln lag etwas Melancholisches. In Wahrheit, diese junge Person weiß alle Physiognomien anzunehmen. Bald lachend, munter, spöttisch, bald ernst, nachdenkend, schmachtend, ist sie nicht zwei Minuten dieselbe: ist es Kunst bei ihr, oder malen sich die verschiedenen Eindrücke, die sie empfindet, auch alsbald auf ihren Zügen ab? Das interessirt mich im Ganzen wenig; doch habe ich auf ihre Frage noch nicht geantwortet und fühle mich beinahe verlegen. In diesem Augenblicke kommt der Onkel mit dem Hute zurück und ruft aus:

„Was gewiß ist, ist, daß ich die Perrücke durch ein Daus gewann, auf das ich vier Mal werfen durfte. Dazincourt sprang vor Verdruß vom Sessel auf und sagte mir: Mit Dir spiele ich nicht mehr. — Er duzte mich auch."

Mademoiselle Derbin gibt sich die Mühe nicht mehr, weiter zuzuhören, sie nimmt mich am Arme und wir gehen fort; sie schleppt mich auf die Promenade mit, sie hat mich nicht einmal gefragt, ob ich mitgehen wolle; sie vermuthet also, daß es mir angenehm sein wird... und sie vermuthet ganz recht: ich habe niemals Langeweile bei ihr.

Am andern Tage gehe ich zu der von ihr angegebenen Zeit in des Onkels Zimmer; sie ist allein; das verursacht mir keine

Verlegenheit, keine Unruhe, denn ich habe ihr keine Erklärung zu machen; selbst wenn sie mir gefiele, würde ich es ihr nicht sagen. Ich bin nicht mehr frei und möchte sie nicht betrügen; aber ich habe nichts zu fürchten. Mein Herz wird keine Liebe mehr empfinden; ich liebe den Umgang mit Mademoiselle Derbin, ihren Charakter, ihren Geist, ihre Hingebung, ich lasse ihren Reizen Gerechtigkeit widerfahren, aber ich bin nicht verliebt in sie ... ich kann nicht mehr verliebt werden.

Wir gehen sogleich an die Arbeit. Ich beschäftige mich sehr gerne mit diesem Portrait; hie und da jedoch erwacht eine traurige Erinnerung in meinem Herzen: ich gedenke der köstlichen Sitzungen, als meine Frau mir saß. Welches Vergnügen genoß ich, sie zu malen! Ach! auch ihr Lächeln war so süß ... und ihre Augen voll Liebe für mich.

Wenn mich diese Gedanken beschleichen, muß ohne Zweifel eine sehr sichtbare Veränderung in meinen Zügen vorgehen, denn mein Modell sagte mir schon zum zweiten Male:

„Was haben Sie doch, Herr Dalbreuse? ... Fühlen Sie sich vielleicht unwohl?“ — Nein, Mademoiselle. — „Sie haben plötzlich eine so traurige Miene angenommen! ... Wenn es Sie ermüdet, mich zu malen, so sind Sie durchaus nicht verbunden, fortzufahren.“ — Nein, Mademoiselle, es macht mir im Gegentheile viel Vergnügen. — „Ah! Sie sagen das sehr drollig.“

Ich antworte nicht, sondern arbeite fort. Caroline wird ernst und spricht kein Wort mehr.

„Mademoiselle, wollten Sie wohl etwas freundlicher aussehen? ... Sie haben gewöhnlich keine so ernste Miene.“ — Weil Sie mir nichts sagen, was mich unterhält ... und Sie selbst machen zuweilen ein Gesicht ... mein Gott! Sie sehen dann kurios liebenswürdig aus! — „Es können Erinnerungen sein, die nicht zu den heitersten gehören ... und gerade das, womit ich mich in diesem Augenblicke beschäftige, gemahnt mich ...“

— An was? — „An eine Person, deren Portrait ich auch gemalt habe." — Ein Frauenzimmer? — „Ja." — Die Sie ohne Zweifel liebten? — „O! ja!"

Caroline entfärbt sich, steht rasch auf und sagt:

„Genug für heute . . . ich mag nicht mehr sitzen." — Aber, Mademoiselle, wir haben ja erst angefangen. — „Es thut mir leid; aber ich bin ermüdet . . . es liegt mir auch so viel nicht daran, mein Portrait zu bekommen!" — Was wandelt Sie jetzt plötzlich für eine Laune an? — „Wenn ich nun Launen haben will, mein Herr!" — Dann thut es mir auch sehr leid, aber ich habe einmal Ihr Porträt angefangen und wünsche es zu beendigen. — „Und ich sage Ihnen, ich will mein Portrait nicht. Sie müßten es geradezu behalten . . . und ich frage Sie, zu was sollte Ihnen dasselbe dienen? . . . Ein Mann trägt kein Portrait bei sich . . . Ah! vielleicht zuweilen in einer Brieftasche, glaube ich . . . Ah! jetzt machen Sie gerade wieder Ihr ernsthaftes Gesicht . . . Nun gut! da bin ich wieder, mein Herr, da bin ich, seien Sie nur nicht böse . . . Mein Gott, ich will ja sitzen, so lange Sie wollen."

Sie setzt sich wieder auf ihren Platz. Ich betrachte sie . . . Sie hat in der Schnelligkeit ihre Augen abgetrocknet und doch sehe ich noch Thränen in denselben glänzen. Welch' sonderbares Weib! welche Mischung von Koketterie und Gefühl! Was geht wohl in ihrem Herzen vor? . . . Ich fürchte zuweilen, es zu ahnen.

Wir arbeiten lange und doch fördere ich mein Geschäft nur wenig, denn ich bin zerstreut: Vergangenheit und Gegenwart nehmen mich wechselsweise in Anspruch. Caroline selbst ist träumerisch. Zuweilen spricht sie mit mir von Paris, ich vermuthe, daß es ihr darum zu thun ist, zu erfahren, was ich dort that; ich sehe keine Schwierigkeit darin, ihr zu sagen, daß ich Advokat war. Sie scheint erfreut darüber, daß ich diesen Beruf ausübte.

Warum nimmt sie an Allem, was mich betrifft, so viel Antheil? ... Ich sage ihr doch kein Wort von Liebe.

Unsere zweite Sitzung ist viel munterer; wir gewöhnen uns aneinander. Wenn ich seufze, zankt sie mich und fordert mich auf, besser zu arbeiten.

Wenn sie träumerisch ist, bitte ich sie, zu lächeln und die Kokette zu spielen, wie in der Gesellschaft. Die Zeit der Sitzungen vergeht schnell. In Wahrheit, ich kenne mich nicht mehr: es gibt Augenblicke, in denen ich fürchte, mich zu sehr an den Umgang mit Carolinen zu gewöhnen. Ach! Ernst hatte wohl Recht, wenn er mir rieth, um mich von meinem Schmerze zu zerstreuen, hübsche Frauen zu malen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Gerichtszeitung.

Wir hatten zehn Sitzungen; das Portrait ist nahezu fertig. Es könnte sogar bleiben wie es ist, denn Caroline ist entzückt davon, und ihr Onkel findet es so ähnlich, als das seinige als Scapin; ich aber finde noch Einiges daran zu bessern; Caroline selbst wünscht kleine Aenderungen an ihrem Anzug, an ihrem Haarputz. Ich glaube, es thäte uns Beiden leid, wenn die Sitzungen schon zu Ende wären. Eines Abends, als die Witterung ungünstig und wir mit mehreren Reisenden im Hôtel geblieben waren, wurde die Unterhaltung allgemein. Ein alter Edelmann, der fast eben so viel plaudert wie Herr Roquencourt, aber viel weniger liebenswürdig ist, unterhält uns von einem scandalösen Prozesse, dessen die Gerichtszeitung erwähnt. Es handelt sich von einem Ehemann, der seine Frau beim Ehebruche ertappt hat. „In dieser Angelegenheit," sagt er, „gibt es eine Menge pikante Details, welche

das Journal anführt und mit seinen Bemerkungen begleitet." Der alte Edelmann geht auf sein Zimmer, um das Journal zu holen, welches er uns durchaus vorlesen will. Ich hätte ihm gerne seine Gefälligkeit geschenkt.

So oft man diesen Gegenstand behandelt, ist es mir unbehaglich zu Muthe. Diese Herren scherzen und lachen viel über die betrogenen Ehemänner. Ich suche ebenfalls mich zum Lachen zu zwingen, komme aber damit nicht zurecht. Ich möchte gerne der Unterredung eine andere Wendung geben, finde aber den Muth nicht dazu: es ist mir, als ob man den Beweggrund ahnen könnte. Glücklicherweise ist Mademoiselle Derbin bei mir, und sie scheint der in der Gerichtszeitung stehenden Anekdote keine große Aufmerksamkeit zu schenken.

„Meine Herrn," sagt ein Engländer, „bei uns sieht man die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an; da wird es fast eine kaufmännische Operation. Wir lassen den Liebhaber der Dame eine sehr beträchtliche Geldstrafe zahlen." — Kann eine Geldstrafe dem beschimpften Ehemann seine Ehre wiedergeben?" sagt ein alter Spanier, „in meinem Lande wird die Ehre schnell, aber auf schreckliche Weise wieder hergestellt. — „Mein Herren," sagt Herr Roquencourt, „ich erinnere mich die Hochzeit des Figaro mit einem meiner Freunde gespielt zu haben, der in dem gleichen Falle war, wie der Ehemann in der Gerichtszeitung. Er machte den Almaviva. Da Jedermann wußte, was ihm passirt war, so können Sie leicht denken, daß es an Anspielungen auf ihn während der Vorstellung nicht fehlte ... Man lachte viel. Ungeachtet dessen spielte er sehr gut. Ich machte den Figaro. Ich hatte das schönste Costüm von der Welt ... weiß und kirschroth, Alles von Seide, mit Stickereien und Goldflitterchen! Die Geschichte kam mich theuer! Aber Dugazon, der es sah, war davon so entzückt, daß er mir es abverlangte, um sich ein gleiches machen zu lassen."

Dieses Mal gewährt es mir das größte Vergnügen, Herrn Roquencourt von seinen Rollen sprechen zu hören: ich hoffe, daß das der Conversation eine andere Wendung geben wird, und bin gerade im Begriffe, ihn um einige Anekdoten von Dugazon zu bitten, als der vermaledeite Edelmann mit seinem Journal in der Hand kommt und ausruft:

„Da ist die Zeitung ... Ich versichere Sie, daß die Einzelheiten sehr interessant sind, und man übrigens solche vor den Damen ohne Anstand lesen kann." — Finden Sie Geschmack an dieser Unterhaltung?" frage ich leise Carolinen. — „Glauben Sie, daß ich auf alle diese Schwätzer höre? ... Nein, wahrhaftig, und ich glaube, meine Gedanken sind mehr werth, als ihre Reden."

Bei diesen Worten sah sie mich zärtlich an und legte ihre Hand auf meinen Arm, denn ich hatte mich an ihrer Seite niedergesetzt. Ich schlage die Augen nieder; mein Geist ist von der Gerichtszeitung ganz in Anspruch genommen.

Der alte Edelmann hat seine Brille aufgesetzt und sich einer Lampe genähert. Wir müssen nun unter allen Umständen seine Vorlesung anhören. Es gibt Leute, die uns auch wider unsern Willen unterhalten wollen.

„Meine Herren, hier ist der Artikel: er ist aus Paris ... die Namen sind ganz ausgeschrieben." — Das ist sehr erquicklich für den Ehemann," sagt der Spanier halblaut, „nun weiß ganz Europa, daß er ein Hahnrei ist! — „Wenn ein Ehemann dumm genug ist, wegen einer solchen Bagatelle die Gerichte in Anspruch zu nehmen," sagt ein junger Franzose, „so verdient er, daß sich die ganze Welt über ihn lustig mache ..." — Bagatelle! mein Herr!" erwidert der Spanier, „wenn es sich um die Ehre handelt? — „Wo zum Teufel hat man ihr ihren Platz angewiesen? ... Ha! ha! ... Das hat Beaumarchais gesagt ... und Beaumarchais hatte einen teufelmäßigen Geist! ... Als ich seinen Figaro spielte, befand ich mich gerade ..." — Ei, wie! meine

Herren, Sie wollen also das Journal nicht hören? — „Doch, doch. Wir hören.“

„Ein Rechtsfall, ziemlich allgemein in der Hauptsache, aber sehr pikant durch seine Details und Verhandlungen, ist heute von dem Gerichte erster Instanz abgeurtheilt worden. Herr Ferdinand Julius Belan hatte im Juni des Jahres 1844 Fräulein Armide Constanze Fidelie von Beaufire geheirathet ... Während einiger Jahre ...“ — Ferdinand Belan?“ rufe ich, aus meiner Träumerei erwachend, aus. Alle Augen richten sich auf mich und man schreit:

„Kennen Sie ihn? ... ist er einer Ihrer Freunde? ... Ah! was ist das für ein Mann? sagen Sie es uns doch.“ — Ich kenne in der That Jemand, der so heißt ... vielleicht ist es aber nicht die gleiche Person ... Dieser Belan war allerdings verheirathet, aber ich habe ihn schon lange aus dem Gesichte verloren ... und weiß nichts Näheres über ihn. — „O! es ist wahrscheinlich der Nämliche.“ — Er muß ein dummes Gesicht haben!“ ruft ein junger Reisender aus. „Ein betrogener Ehemann, das muß Einem ein drolliges Aussehen geben! — „Das ist wieder ein Geschwätz von einem jungen Menschen!“ bemerkt der Engländer. „Wenn man Einem das im Gesicht ansähe, würden die Herren Franzosen weniger darüber lachen.“ — Meine Herren, ich habe den Sganarelle im eingebildeten Hahnrei gespielt: es war in Bordeaux? ... Ich habe ihn inzwischen auch in Paris gespielt; aber was ich Ihnen erzählen will, geschah in Bordeaux. Das Stück war schon längst einstudirt ... ich war nicht von der Gesellschaft. Plötzlich wurde der Dilettant, der den Sganarelle vorstellen sollte, in einen schrecklichen Bankerot gezogen: er verlor zweimalhunderttausend Franken. Sie können sich einbilden, daß ihm das Komödienspielen verging. Die Gesellschaft war in großer Verlegenheit, als Molé, der sich dabei befand, ausrief: Eh! bei Gott! ich kenne Jemand, der, wenn er will, Sie aus

der Verlegenheit ziehen kann: es ist ein Freund von mir und spielt wie ein kleiner Engel: er ist zufällig gerade in Bordeaux. Darauf schrie alle Welt: O! bringen Sie uns Ihren Freund! bringen Sie uns Ihren Freund! Molé suchte mich auf und sagte zu mir: Willst Du den Sganarelle im eingebildeten Hahnrei (Molé und ich duzten uns) spielen? Ich antwortete ihm: Und warum nicht? — Du wirst dadurch liebenswürdige Frauen wieder ins Leben rufen und dafür mit Küssen belohnt werden. Kennst Du die Rolle? — Nein. — Sie ist aber lang. — Ich werde sie demungeachtet morgen kennen. — Ich glaube es nicht! — Was wettest Du? — Eine Truthenne mit Trüffeln. — Es gilt. Am andern Tage spielte ich den Sganarelle und hatte einen wunderbaren Erfolg! — „Meine Herren, ich meine, ich habe das Journal gebracht, um Ihnen daraus vorzulesen, wenn Sie daher erlauben . . .“

Dieser Teufel von einem Manne läßt nicht ab; und obschon ich wohl weiß, daß von dem Belau die Rede ist, den ich kenne, so bin ich doch keineswegs neugierig, die Vorlesung seines Prozesses zu hören, glücklicherweise tritt die Herrin des Hauses in diesem Augenblicke in den Salon. Nachdem sie Jedermann gegrüßt, nähert sie sich Mademoiselle Derbin:

„Mein Gott! Mademoiselle, wenn ich mir erlauben dürfte . . . wenn es Sie nicht incommodirte . . . so . . .“ — Was haben Sie denn, Madame? — „Drum haben wir einen neuen Gast bekommen . . . eine französische Dame . . . die seit diesem Morgen im Hause ist. Sie will hier die Brunnenkur gebrauchen und man sieht ihr wohl an, daß sie nicht bloß zur Unterhaltung gekommen ist, denn ihr Aussehen ist sehr krank, sehr leidend.“ — Ist es die junge Dame, welche ich diesen Morgen gesehen?“ frägt der Engländer. — „Ja, Mylord.“ — Sie hat ein sehr comfortables, sehr interessantes Aeußere. — „Und, was kann ich bei alle dem thun, Frau Wirthin?“ sagt Caroline. — „Pardon, Ma-

demoiselle, jetzt komme ich daran. Diese Dame, die einen sehr guten Ton und ausgezeichnete Manieren besitzt, hat nur ihre Kammerfrau bei sich. Seit diesem Morgen ist sie nicht aus ihrem Zimmer gekommen und ich fürchte, daß sie sich langweilt. Ich ging so eben einen Augenblick zu ihr hinauf, um ihr zu sagen, daß sich Abends die Gesellschaft hier im Salon versammle und daß sie herunter kommen möchte, was sie gewiß zerstreuen würde. Sie hat weder zugesagt noch abgelehnt . . . Sie scheint schüchtern; wenn aber Jemand aus der Gesellschaft, wie z. B. Sie, Mademoiselle, zu ihr ginge und sie einlüde herunterzukommen, so würde sie sich gewiß nicht weigern. Die arme Dame! sie sieht so angegriffen aus! Ich bin überzeugt, daß sie in der Gesellschaft ihr Leiden vergessen würde."

Mehrere Gäste vereinigen ihre Bitten mit denen der Wirthin. Ich selbst, froh, daß man darüber das Journal vergißt, fordere Mademoiselle Derbin auf, uns die Kranke zuzuführen.

„Da Ihr Herren so neugierig seid, diese Dame zu sehen," sagte Caroline, sich erhebend, „so werde ich die Botschaft an sie übernehmen. Freuen Sie sich aber nicht zu sehr zum Voraus, denn ich kann Ihnen den Erfolg nicht garantiren; und Sie müßten sich am Ende noch ferner mit den hier anwesenden Damen begnügen, um Ihre Galanterien anzubringen."

Diese Worte mit einer reizenden Munterkeit sagend, verließ sie mit der Gastwirthin den Salon. Dieser Zwischenfall brachte Belans Prozeß in Vergessenheit, und ich hoffe, daß man nicht mehr darauf zurückkommen wird; ich bemerke jedoch, daß der alte Edelmann, der sich noch nicht für geschlagen hält, sich voll übler Laune in eine Ecke des Salons gesetzt hat, ohne jedoch seine Gerichtszeitung aus der Hand zu legen.

Einige Augenblicke verlaufen.

„Mademoiselle Derbin wird nicht reussiren," sagt der Spanier, „wenn diese Dame krank ist, wird sie ihr Zimmer nicht

verlassen wollen.“ — Und warum nicht?“ sagte ein junger Mann, „muß man deßhalb ein Eremitenleben führen, weil man die Kur trinkt? — „Meine Herren, ich glaube fest, daß meine Nichte reussiren wird, sie reussirt in Allem, was sie sich vornimmt, und wenn sie sich in ihren Kopf gesetzt hat, diese Reisende herunterzubringen, so dürfen Sie überzeugt sein, daß sie nicht allein zurückkommen wird. Meine Nichte hat viel von mir: ich habe vielleicht dreißig Rollen in meinem Leben gespielt . . . Ah! was sage ich, dreißig? mehr wie fünfzig! . . . Und ich kann Sie versichern, daß ich davon wenigstens ein Dutzend binnen vierundzwanzig Stunden stehenden Fußes gelernt habe, wie die des eingebildeten Hahnrei's. Aber die war einmal lang! Ah! ich habe Ihnen noch nichts von der Wirkung gesagt, die ich auf Molé hervorbrachte! Er hatte mich bis jetzt nur in höheren Bedientenrollen gesehen; und Sganarelle gehört, wenn man es strenge nimmt, auch in den Bereich der Bedienten, aber . . .“ — Da kommt Mademoiselle Derbin und bringt die Dame mit,“ sagt ein junger Mann, der die Thüre des Salons halb geöffnet hat.

Jetzt stellt sich die ganze Gesellschaft aus leicht begreiflicher Neugierde in einen Kreis zusammen und Aller Augen richten sich nach der Thüre.

Caroline erscheint mit der Neuangekommenen an der Hand. Alle Welt begrüßt diese Dame; und ich, im Begriffe, das Gleiche zu thun, bleibe heftig erschüttert, erstarrt stehen und falle dann in meinen Stuhl zurück. In dieser blassen, magern und leidend aussehenden Dame, die eben eintrat, habe ich Eugenien erkannt.

Sie hat mich nicht bemerkt; denn sie hatte beim Hereinkommen alle Leute, ohne aufzusehen, gegrüßt, und geführt von Carolinen, sich sogleich niedergesetzt. Ich stehe beinahe hinter ihr und wage mich weder zu bewegen noch zu athmen.

„Meine Herren,“ sagt Mademoiselle Derbin, „Madame war so freundlich, sich meinen Bitten zu fügen; aber es hat mich sehr

viele Mühe gekostet, sie zu bewegen, ihre Zurückgezogenheit zu verlassen, und Sie sind mir vielen Dank schuldig."

Die Herren bedanken sich bei Carolinen, die sich zu Eugenien hingesetzt hat. Die Conversation beginnt aufs Neue. Eugenie nimmt wenig Theil daran, sie spricht nur mit Mademoiselle Derbin, welche sie über ihre Krankheit befrägt. Ich höre einen unserer jungen Leute zu Herrn Roquencourt sagen:

„Ich kenne diese Dame wieder, ich habe sie vor zwei Jahren in einer Soirée in Paris gesehen ... Sie nennt sich Madame Blemont, ihr Mann hat sie verlassen: er war ein schlechtes Subjekt, ein Spieler, ein liederlicher Mensch." — Arme Frau!" erwidert Herr Roquencourt, „oh! es gibt viele niederträchtige Männer, die sich so aufführen! ohne die Beverleys, die Othellos und andere mehr zu rechnen ... Ich sollte durchaus einmal den Beverley spielen, allein das ist die einzige Rolle, die ich hartnäckig von mir wies!"

Ich betrachte den jungen Mann, der meine Frau genannt hat. Ich bin sicher, daß er mich nicht kennt und erinnere mich auch nie, ihn in Gesellschaft getroffen zu haben. Aber ich vermag nicht zu schildern, was ich leide; der Anblick Eugeniens hat alle meine Schmerzen erneuert. Ich möchte fliehen und wage es nicht, ich fürchte mich, eine Bewegung zu machen; wenn sie den Kopf nur ein wenig wendete, müßte sie mich sehen.

Aber diese Lage kann nicht lange dauern. Caroline, die aufgehört hat, mit Eugenien zu sprechen, dreht sich nach mir um und sagt:

„Nun! Herr Dalbreuse, warum bleiben Sie so entfernt? Sie sehen aus, als ob Sie schmollten ... Kommen Sie doch und sprechen ein wenig mit uns."

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Aber Eugenie hat ihren Stuhl zurückgeschoben, gleichsam um mir Platz neben ihrer Nachbarin zu machen; zu gleicher Zeit richtet sie ihre Augen

auf mich. Bald darauf sehe ich sie wanken und ihr Haupt auf die Lehne ihres Stuhls zurückfallen.

„Die Dame befindet sich unwohl!“ ruft Caroline aus, sich über Eugenien herabneigend. „Schnell, meine Herren, Essenzen ... ein Riechfläschchen ... Oeffnen Sie die Fenster: sie bedarf vielleicht frischer Luft.“

Es entsteht eine allgemeine Bewegung. Ich stehe auch auf und bin im Begriffe, den Salon zu verlassen, als Caroline mir ruft, mich zurückhält und mich bittet, ihr die Kranke an das Fenster tragen zu helfen, das man eben geöffnet hat. Wie kann ich mich diesem Wunsche entziehen! und dann ... soll ich es läugnen, der Anblick dieser Frau mit geschlossenen Augen, bleichen Lippen und magern, Leiden verkündenden Zügen, läßt mich ein Gefühl empfinden ... das fast einem Vergnügen gleicht. Ich habe kein barbarisches Herz, aber sie hat mir so viel Leid zugefügt! ... Es scheint mir, als ob meine Rache beginne. Warum sollte ich diesen Salon fliehen? Hält es an mir, die Flucht zu ergreifen? Nein. Ich will sehen, wie sie meine Gegenwart ertragen wird.

Während sich diese Ideen in meinem Kopfe kreuzen, hat mich Caroline zu Eugeniens Lehnstuhl hingezogen und sagt mir:

„Nun, mein Herr! ... wollen Sie da stehen bleiben, ohne sich zu rühren? ... Was die Männer doch in gewissen Fällen ungeschickt sind!“

Wir tragen den Sessel ans Fenster. Man bringt Essenzen.

„Halten Sie doch den Kopf der Dame,“ sagt mir Caroline. „Treten Sie doch näher ... Ich weiß in Wahrheit nicht, an was Sie diesen Abend denken! ... Aber Sie sehen aus, als ob Sie mich nicht verständen ... Arme Frau! ... wie blaß sie ist! Sie ist demungeachtet hübsch ... nicht so? wie! finden Sie sie nicht hübsch?“ — Doch, Mademoiselle. — „Ein Glück, daß man das aus Ihnen herausbringt! ... Ah! sie kommt zu sich!“ — Eugenie

schlägt die Augen auf ... Sie scheint ihre Gedanken sammeln zu wollen ... Endlich sieht sie langsam rings herum. Ich bin die erste Person, die ihr in die Augen fällt ... Sie schlägt sie schnell nieder und fährt mit den Händen an ihre Stirne.

„Sie haben mich erschreckt, Madame," sagt Caroline. „Wie befinden Sie sich jetzt?" — Ich danke Ihnen, Mademoiselle: es war ein Schwindel; nun ist es etwas besser ... aber ich möchte auf mein Zimmer gehen."

Bei diesen Worten macht sie eine Bewegung, sich zu erheben, fällt aber wieder auf ihren Lehnstuhl zurück, indem sie sagt:

„Ich fühle mich zu ermattet!" — Bleiben Sie doch bei uns ... das wird Sie zerstreuen; diese Schwäche kommt von den Nerven: am Fenster wird Ihnen leichter werden ... Alleinsein führt Langeweile herbei, und Langeweile verdoppelt das Uebel. Nicht wahr, Herr Dalbreuse? ... ha! er hört mich nicht ... Ich weiß nicht, was er diesen Abend hat."

Während Caroline sprach, habe ich mich von Eugeniens Fauteuil entfernt. Diese bleibt, den Kopf gegen das Fenster gekehrt, sitzen und sieht sich nicht mehr im Salon um.

„Ich habe mich mehr wie einmal in meinem Leben unwohl befunden," sagt Herr Roquencourt; „aber das kam von der Hitze her. So hatte ich mich bewegen lassen, die Rolle des Harlekin in Colombine als Gliederpuppe zu übernehmen; ich machte mir nicht viel daraus, denn ich hatte Angst vor der Maske, die man in dieser Rolle beständig vor hat; aber die Gesellschaft drang so sehr in mich, daß ich am Ende nachgeben mußte ... die Frau Marquise von Crézieux spielte die Colombine ... Eine reizende Frau, bei Gott! ... Ich hatte eine Schwäche für sie ... Als ich sie als Colombine sah, fand ich sie so hübsch, daß ich auch mein Aeußerstes thun wollte; ich spielte meine Rolle als Harlekin zum Entzücken. Ich machte tausend Affenstreiche, tausend Bocksprünge ... Ich war eine wahre Katze! Am Ende des Stücks warf

man mir Kränze zu: es war eine Begeisterung, ein Wahnsinn! ... aber ich? schönen guten Abend! ich konnte nicht mehr. Ich fiel in die Coulisse; und hätte man mir nicht auf der Stelle die Maske heruntergerissen, so war es aus mit mir, ich erstickte."

Mehrere Personen nähern sich Eugenien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich höre nicht, was sie antwortet, aber sie rührt sich nicht. Sie fürchtet ohne Zweifel, beim Drehen des Kopfes meinen Blicken wieder zu begegnen. Sie hat ihre Tochter nicht mitgebracht: wie Schade! Und doch, hätte sie sie bei sich gehabt, wie würde ich meine Zärtlichkeit haben bemeistern können? Ach! ich bin zu lange hier geblieben: ich hätte schon längst wieder meine Tochter besuchen sollen ...

Seit einigen Augenblicken ist die Unterhaltung ins Stocken gerathen, einige Personen sprechen halblaut miteinander, aber das gibt kein Leben. Der alte Edelmann in der Ecke, mit seinem Journal in der Hand, hält diesen Augenblick für günstig; er rückt seinen Stuhl näher, indem er sagt:

„Meine Herren und Damen ... wenn mir recht ist, so sprachen wir eben von dem Prozesse, dessen die Gerichtszeitung erwähnt, die ich in der Hand habe; ich wollte Ihnen sogar das Journal vorlesen, als man Madame holte. Ich denke, daß es Ihnen jetzt nicht unangenehm sein dürfte, diese Lectüre zu hören, und ich beginne daher ... hum! hum!" — Es ist nicht so leicht, gut vorzulesen," sagt Herr Roquencourt, „es gibt sehr viele Schriftsteller, die ihre eigenen Werke nicht vorlesen können ... Larive las gut vor ... O! er las ausgezeichnet! ... Mir, wenn ich einen Brief auf der Bühne zu lesen hatte, durfte der Souffleur auch nicht ein einziges Wort zuflüstern! ... Einmal jedoch begegnete mir ein spaßhafter Streich ... Es war, glaube ich, im Unbesonnenen ... — „Herr!" sagte der alte Edelmann in einem gereizten Tone, indem er mit seinem Journale vortrat, „wollen Sie, oder wollen Sie nicht, daß ich Ihnen die Zeitung

vorlese?“ — Ah! bitte sehr um Verzeihung! . . . lesen Sie . . . ich bitte darum . . . Ich werde meine Geschichte hernach erzählen . . . Sie wird Sie zum Lachen bringen.“

Ich stehe wie auf Nadeln. Muß man denn durchaus die Vorlesung dieses verdammten Prozesses anhören? und doch, ist das nicht meine beginnende Rache? . . . Eugenie wird leiden, wenn sie diese Details hört . . . aber ich denke, ich werde nicht weniger leiden. Der unbarmherzige Vorleser hat sein Journal auseinander gelegt und seine Brille aufgesetzt: diesesmal werden wir ihm nicht entgehen! „,Ein Rechtsfall, ziemlich allgemein in der Hauptsache, aber sehr pikant durch seine Détails und Verhandlungen, ist . . .‘“ — Das haben Sie uns schon gelesen, Herr. — „Richtig, gehen wir gleich zum Prozeß über: „,Herr Belan klagt also seine Frau Armide von Beausire wegen Ehebruchs an. Hier folgen die Thatsachen, welche Veranlassung sind, daß Herr . . .‘“

Bei den ersten Worten dieser Vorlesung habe ich Eugenien genau beobachtet: sie wollte aufstehen, sich entfernen; aber kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als ihr ein dumpfer Seufzer entfuhr, ihre Glieder steif wurden und sie zu den Füßen von Fräulein Derbin niedersank.

„Das ist ein Krampfanfall,“ ruft man von allen Seiten; „die Dame befindet sich sehr übel, man muß sie auf ihr Zimmer bringen.“

Mehrere der Herren haben ihren Beistand angeboten: Eugenie wird aus dem Salon weggetragen, Caroline folgt ihnen. Ich bleibe und trete an das Fenster. Dieses Schauspiel, dieses Seufzen, welches ich noch zu hören glaube, haben mir das Herz zerrissen. Ich fühle, daß ich um diesen Preis keine Rache mehr will . . . Ich werde noch diese Nacht abreisen . . . Ich will sie nicht tödten . . . hinge es nur von mir ab, so wäre ihr Uebel bald geheilt.

Man geht und kommt im Salon. Die Einen sprechen von

dieser zweiten Ohnmacht, die Andern lassen sich nach der Kranken erkundigen. Der alte Edelmann allein hat sich, ohne eine Silbe zu sprechen, mit verdrießlicher Miene in einen Winkel niedergesetzt und sein Journal wieder in die Tasche gesteckt.

Caroline kommt endlich zurück, man drängt sich um sie: „Es geht etwas besser mit der Dame," sagte sie, „aber ich fürchte, daß alles Wasser von Mont-d'Or ihr ihre Gesundheit nicht wiedergeben wird." — Ah! ich ahne, was ihr diese zweite Ohnmacht zugezogen," sagt der junge Mann, der schon einmal von Eugenien gesprochen. „Die arme Madame Blemont ... denn so heißt sie. — „In der That, ich erinnere mich, daß sie die Wirthin so genannt hat ... nun gut! Sie sagten, daß diese Dame ..." — In ihrem Familienleben sehr unglücklich war; ihr Mann hat sie verlassen und ist auf- und davon gegangen: an all' das wird sie gedacht haben, als sie von einem Manne sprechen hörte, der gegen seine Frau auftrat. — „Wie, mein Herr," sagte Caroline, „diese Dame ist von ihrem Manne verlassen worden?" — Ja, Mademoiselle; ich habe diese Dame mehrere Male in Abendgesellschaften in Paris gesehen und sie auf der Stelle wieder erkannt, obgleich sie sich sehr verändert hat ... — „Und ihr Mann?" — Den habe ich nicht gekannt; er scheint ein Ungeheuer zu sein! ... Ein Spieler, Wüstling, dabei eifersüchtig! kurz, alle Laster von der Welt; er hat sein armes Weibchen mit zwei Kindern auf dem Halse, einem Knaben und einem Mädchen, verlassen ... — „O, mein Gott! ... es gibt doch recht nichtswürdige Menschen! ... Diese junge Dame, mit ihrem so sanften, so liebenswürdigen Aeußern, würde gewiß das Glück eines Mannes gemacht haben, der ihren Werth erkannt hätte. Verlassen von ihrem Manne! wie beklage ich sie! ... Und vielleicht liebt sie ihn noch immer; denn wir sind so gut, wir können euch nicht hassen, selbst wenn ihr es am meisten verdient! ... Lieber Onkel, ich bin entschlossen, ich bleibe ledig."

Nach diesen Worten betrachtete mich Caroline, gleichsam um in meinen Augen meine Gedanken zu lesen. Aber ich wandte meine Blicke ab und sagte kein Wort.

Alle Welt zieht sich zurück. Man grüßt sich und wünscht sich eine gute Nacht.

Ich fühle, daß mich Jemand in den Arm kneipt; es ist Caroline, die mir mit einer gereizten Miene sagt:

„Heute muß ich zuerst Ihnen eine gute Nacht wünschen, mein Herr! ... Ah! Sie können sich schmeicheln, sehr widerwärtig gewesen zu sein!" — Dieser Vorwurf bringt mich wieder zu mir selbst; ich denke, daß ich vor Tagesanbruch abreisen will und vielleicht Mademoiselle Derbin zum letzten Mal sehe; ich nähere mich ihr, um ihre Hand zu ergreifen; aber sie zieht sie zurück und sagt mir in etwas sanfterem Tone:

„Ich verzeihe nicht so geschwind ... Morgen wollen wir sehen, ob Sie es verdienen, daß man Frieden mit Ihnen schließt!"

Sie ist fort. Ich kehre in mein Zimmer zurück. Ich muß abreisen, dieses Haus und diese Stadt verlassen. Ich fühle, daß ich nicht zugleich mit Eugenien hier sein kann; dabei ist sie krank und ich muß Mitleid mit ihr haben. Aber warum kam sie auch, das Glück zu stören, das ich an diesem Orte fand? ... Ich hatte die Vergangenheit fast ganz vergessen ... Mademoiselle Derbin ist so liebenswürdig! ... Immerhin, ein wenig früher oder später hätte ich sie doch verlassen müssen ... Wenn sie erführe, daß ich dieser Blemont, dieser Mann bin, der in der Welt für ein Ungeheuer gilt! und wie sie mit mir umgehen! ... aber das beleidigt mich keineswegs; im Gegentheile, ich bin erfreut, daß man sich täuschen läßt; es ist mir viel lieber, für ein schlechtes Subjekt zu gelten, als wie Belan meine Klagen vor den Gerichten ertönen zu lassen ... Armer Belan ... ich dachte mir, daß es so kommen würde ... Aber Caroline hält mich für unverheirathet ... ein Grund weiter, um abzureisen ... Was könnte

ich mir von dieser Verbindung versprechen? eine Freundin zu bekommen ... O! nein ... im Alter Carolinens verlangt man einen Gatten, einen Liebhaber; sie hat das Bedürfniß, zu lieben: Freundschaft reicht bei einem gefühlvollen Herzen von vierundzwanzig Jahren nicht aus. Sie wird schon dem Mann begegnen, den sie sucht und mich ebenso schnell vergessen, als sie mich kennen lernte. Und ich ... o! sobald ich meine Tochter wieder in meinen Armen halte, werde ich ganz sicher die ganze Welt vergessen! Rufen wir Petermann; er soll Pferde auf der Post bestellen und unsere Effekten zusammenpacken.

Ich rufe zu verschiedenen Malen meinen treuen Gefährten, bekomme aber keine Antwort ... er hat doch nicht die Gewohnheit, vor mir schlafen zu gehen. Ich steige in sein Zimmer hinauf, er ist nicht da! ich frage im Gasthof, ob man ihn gesehen: eine Magd erinnert sich, daß er gegen Mittag in ein kleines Kabinet gegangen ist, welches an ein Hauptgebäude in der Tiefe des Gartens stößt und sich dorthin, außer einem reichlichen Frühstück, mehrere Bouteillen Burgunder hat bringen lassen. Sie versichert, daß er seit dem Morgen nicht mehr herausgegangen sei.

Jetzt fällt mir ein, daß wir den ersten des Monats haben; das ist der Tag, den Petermann gewöhnlich zu seinem lustigen Tag wählt: ich kann mir denken, was er in dem Kabinete thut. Ich bitte die Magd, mir den Weg zu zeigen. Wir richten unsere Schritte mit einem Lichte nach dem Pavillon, den der Exschneider zum Schauplatz seiner Freuden gemacht hat.

Wir sehen keine Helle durch das Fenster und treten ein. Petermann, der wahrscheinlich ebenso viel Bravour darein setzt, sich einmal des Monats vollständig zu betrinken, als Eigenliebe, die andern Tage vernünftig zu sein, liegt im Zustande vollster Trunkenheit vor dem Tische ausgestreckt, die Füße auf einer Bank, auf der er wahrscheinlich gesessen hatte, so lange er sich noch aufrecht halten konnte.

„Ach! mein Gott! ist er todt?“ ruft die Magd aus; „er rührt sich nicht mehr.“ — Nein, seien Sie ruhig, er ist nur betrunken, und da ihm das jetzt nur noch einmal des Monats zustößt, so sorgt er dafür, daß es nicht halb geschieht. Verdrießlicher Umstand, da ich heute Nacht abreisen wollte. — „Abreisen ... aber der Herr haben keine Pferde bestellt.“ — Kann man die nicht jeder Zeit auf der Post haben? — „O! doch, aber Ihr Diener da ist in einem schönen Zustande, um auf die Reise zu gehen ... der Herr schienen mir noch nicht an Ihre Abreise zu denken?“

Ich nähere mich Petermann, nehme ihn am Arme, schüttle ihn und rufe ihn beim Namen:

„Ruhig! ... ich schlafe ...“ murmelt endlich der Schneider. — „Aber, mein Freund, ich bedarf Ihrer, suchen Sie sich zu ermuntern. — „Ruhig! ... ich muß heute für einen ganzen Monat trinken ... lasset mich schlafen ... und wecket mich erst auf, wenn ich wieder Durst bekomme ...“

Es ist unmöglich, ein Wort weiter aus ihm heraus zu bringen.

„Ich rathe Ihnen, mein Herr, Ihren Diener diese Nacht hier zu lassen,“ sagt die Magd; „er ist hier ungestört; Sie sehen, daß er schwer auf die Beine zu bringen wäre, und so können Sie ihn doch nicht mit fortschleppen!“

Das Mädchen hat Recht; diese Nacht ist nichts von Petermann zu hoffen. Wenn ich abreise, ist er nicht im Stande, mir zu folgen. Soll ich nun ohne ihn gehen, oder den folgenden Tag abwarten, um Mont-d'Or zu verlassen?

Letztere Partie scheint mir die vernünftigste. Dabei fällt mir ein, daß ich noch das Portrait von Mademoiselle Derbin besitze; und wäre es, nach all' den Artigkeiten, die sie und ihr Oheim mir erwiesen, nicht unzart von mir, es ihr durch einen Dritten übergeben zu lassen, ohne ihr nur Adieu zu sagen? ... Es ist beschlossen, ich bleibe bis morgen und werde es von jetzt bis zu meiner Abreise so einrichten, daß ich nicht mehr mit Eugenien zusammentreffe.

Ich gehe wieder in mein Zimmer zurück und lege mich zu Bette. Ich hatte wohl Lust, mich zu entfernen, glaube jedoch, daß ich auch nicht verdrießlich darüber bin, noch bleiben zu müssen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Schwätzer.

Als ich am andern Morgen dieser Soirée erwachte, war mein erster Gedanke, Eugenie wohnt mit mir unter einem Dache. Wie verändert sie ist! ... welche Blässe auf ihrem Angesicht! welch' ein Ausdruck von Traurigkeit über all' ihre Züge verbreitet! Sind es Gewissensbisse ... ist es die Reue, welche diese Veränderung herbeigeführt hat? Ach! ich bin wirklich gut, daß ich das voraussetze! Hat sie mir Gewissensbisse gezeigt, als ich ihr schrieb, daß ich mich von ihr trennen wolle, und meine Tochter zurückverlange! ... hatte sie, als sie im Walde von Boulogne stolz an mir vorüberbrauste? ... Nein; und überdies ist der Fehler, den sie begangen, einer von denen, die man am wenigsten bereut: diese Wahrheit ist nicht moralisch, aber nichtsdestoweniger eine Wahrheit.

Gleichgültig, ich werde abreisen. Ich will nicht, daß sich das Schauspiel von gestern Abend wiederhole. Ich will nicht länger mit Madame Blemont zusammen sein, und meine Tochter wieder sehen. Arme Kleine! wem mag sie sie anvertraut haben? ... Und Ernst schreibt mir nicht ... Aber es fällt mir ein, daß ich ihm von meinem Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich nur wenige Tage zu bleiben gedachte, nicht unterrichtet habe.

Ich stehe auf und will Petermann klingeln, als ich auf dem Kamine ein Billet und eine Brieftasche erblicke, die am vorigen Abend noch nicht da waren.

Ich nähere mich ... diese Brieftasche ist die meinige, welche

ich Ernst übergeben hatte, als ich ihn verließ; durch welchen Zufall kommt sie hierher . . . Betrachten wir das Billet. Ah! ich erkenne die Handschrift . . . Es ist von Eugenien: „An Herrn Dalbreuse.“ Sie hat mir also die Brieftasche zustellen lassen . . . Ich soll ihr Portrait behalten! . . . welche Kühnheit! . . . ich sollte ihr Alles, ohne das Billet zu öffnen, zurückschicken! . . . Ja, ich sollte . . . aber, da man selten thut, was man sollte, so kann ich meiner Neugierde nicht widerstehen und öffne das Billet:

„Mein Herr! ich habe vernommen, daß Sie diesen Gasthof heute Nacht verlassen wollten. Meine Gegenwart darf Sie nicht aus einem Orte vertreiben, wo es Ihnen zu gefallen scheint; ich schwöre Ihnen, daß Sie mir nicht mehr begegnen werden; ich werde mein Zimmer nicht mehr verlassen; und wenn es mir meine Kräfte erlaubt hätten, wäre ich auf der Stelle abgereist. Ich habe Ihre Tochter Madame Firmin anvertraut. Sie und ihr Mann haben sich erboten, Elternstelle bei Ihren Kindern zu vertreten. Ich hoffe, daß Sie damit einverstanden sind, daß ich Firmins Ihre Tochter Henriette übergeben habe; Sie können übrigens nach Belieben über sie verfügen; ich gebe sie Ihnen zurück und will nichts für mich behalten, als meine Thränen und meine Gewissensbisse . . .“

Wie schwach wir doch sind! . . . Ich war bei Oeffnung des Billets erzürnt und fühle mich jetzt ganz bewegt . . . ganz umgestimmt! . . . Darum trägt dieser Brief noch die Merkmale ihrer Thränen. Welcher Unterschied zwischen diesem Billet und dem, welches sie mir vor zwei Jahren sandte! . . . Hätte sie mir damals so geschrieben . . . so weiß ich nicht, was ich gethan hätte. Sie gibt mir meine Tochter zurück . . . sie hat sie Madame Firmin anvertraut. Sonst verabscheute sie Margarethen . . . wie kommt es nun, daß sie ihr ihre Tochter anvertraut hat? was hat sich wohl in diesen zwei Jahren ereignet? . . . Ich verliere mich in Ver-

muthungen; aber ich bin entzückt, meine kleine Henriette in so guten Händen zu wissen.

Was die Brieftasche betrifft, so begreife ich nicht, wie sie zu der Idee kommt, mir solche zuzusenden. Hoffte sie etwa, mich zu zwingen, sie wieder zu lieben, und auf meine Verzeihung, wenn sie mir dieses Portrait zurückgäbe? O! nein; ich habe sie zu sehr geliebt, um ihr je zu verzeihen. Warum hat ihr Ernst dieses Portefeuille zugestellt? ... ich will es ihm zurückschicken.

Ich halte die Brieftasche in meinen Händen und drehe sie hin und her ... gleichsam um mich zu überzeugen, daß es auch die nämliche ist; alsdann öffne ich sie, um zu sehen, ob das Gemälde in den zwei Jahren viel verloren hat.

Was sehe ich? ... Eugeniens Porträt ist nicht mehr darin, sondern das meiner Tochter ... meiner Henriette! Theures Kind! ... Ja, sie ist es vollkommen; ihr Lächeln, ihre Augen ... Ich sehe sie gleichsam vor mir!

Ich küsse das Bild meiner Tochter. Liebe Brieftasche, nun sollst du mich nicht mehr verlassen; denn wenn auch ein Kind müde wird, seinen Vater zu sehen, so hat doch ein Vater stets Vergnügen, die Züge seines Kindes zu betrachten. Ah! wie viel Dank bin ich Eugenien schuldig, mir dieses Portrait geschickt zu haben! ... Wenn je noch Einer ihre Sache führen wollte, wer wäre geeigneter zu diesem Zwecke als ihre Tochter?

Ich möchte wissen, wer das Alles auf meinen Kamin gelegt hat. Ich läute und Petermann kommt, sich noch die Augen ausreibend.

„Petermann, Sie waren gestern betrunken?“ — Ja, Herr, es war mein Tag. — „Seit wann sind Sie wach?“ — Es ist noch nicht lange her ... Ich hatte gestern einen ordentlichen Zapps ... und da ... — „Ich weiß es, ich habe Sie gesehen und mit Ihnen gesprochen.“ — Aber ich, Herr, habe Sie wahrhaftig weder gesehen noch gehört. — „Ich sage ja auch nicht, daß Sie mir Antwort gegeben haben. Sie werden demnach sich auch gegen

Niemand im Hause geäußert haben, daß ich in dieser Nacht abreisen wollte." — Abreisen, in dieser Nacht? ... ich falle aus den Wolken. — „Sie haben wohl eben so wenig heute Morgen diese Brieftasche und dieses Billet auf meinen Kamin gelegt?" — — Nein, Herr; seit gestern Morgen war ich nicht mehr in Ihrem Zimmer. — „Petermann, schicken Sie mir die kleine Magd, sie heißt, glaube ich, Marie ... eine kurze dicke ..." — Ach ja, Herr! ich weiß, die hat mir gestern mein Frühstück gebracht."

Die Magd kommt, stellt aber in Abrede, das Billet oder die Brieftasche gebracht zu haben; aber sie gibt zu, diesen Morgen vor den Dienstboten gesagt zu haben, ich hätte in dieser Nacht abreisen wollen.

Was liegt daran, durch wen Eugenie die Sachen geschickt hat? ich bin ihr ja darüber nicht böse; da ich sie aber nicht nöthigen will, das Zimmer zu hüten, werde ich abreisen. Wenn ich jedoch sogleich abreise, möchte sie glauben, ich könnte es in ihrer Nähe nicht aushalten ... und einen solchen Gedanken darf ich als Belohnung für das Präsent, das sie mir gemacht, nicht in ihr aufkommen lassen. Ich weiß nicht, welche Partie ich ergreifen soll!

Ich habe mir mein Frühstück in mein Zimmer kommen lassen und bin im Begriffe, mich zu Tische zu setzen, als Herr Roquencourt hereintritt.

„Guten Morgen, Herr Dalbreuse." — Wünsche wohl geruht zu haben, Herr Roquencourt; welcher glückliche Zufall verschafft mir so frühe die Ehre? — „Mein werther Freund, meine Nichte schickt mich, Sie einzuladen, bei uns zu frühstücken ... O! sie drängte mich, Sie glauben nicht wie ... Glücklicherweise kleide ich mich schnell an. Wenn man Komödie gespielt hat, ist man dermaßen an den Wechsel der Toilette gewöhnt ... Aber ei, mein lieber Herr Dalbreuse, was hat mir meine Nichte gesagt ... Sie haben in dieser Nacht abreisen ... uns verlassen wollen,

ohne uns nur Adieu zu sagen?“ — Herr Roquencourt, es ist wahr, ich . . . — „Ueberspringt man so ganze Scenen? . . . macht man sich so aus dem Staube? . . . Ich sollte doch glauben, man verfolge Sie hier nicht wie den Herrn von Pourceaugnac mit der Klystierspritze . . . Ha! ha! ha! habe ich doch die Leute lachen machen mit diesem Teufels-Pourceaugnac! . . . Das ist übrigens eine ausnehmend schwierige Rolle . . . Viele haben sie schon gespielt; den ich aber über Alle stelle, ist Baptist der jüngere. Ach! Herr, welch' bewunderungswürdige Narrheit . . . denn Pourceaugnac ist kein Vieh, er ist ein Narr, aber ein Narr von guter Erziehung; man muß keinen Esel mit schlechten Manieren aus ihm machen. Baptist der jüngere begriff vollkommen alle diese Nüancen und . . .“ — Herr Roquencourt, da uns Ihre Mademoiselle Nichte erwartet. — „Ja, Sie haben Recht . . . Sie erwartet uns. Ich muß Ihnen zum voraus bemerken, daß sie entsetzlich böse auf Sie ist . . . deßhalb will sie auch, daß Sie bei uns frühstücken. Sie sagte, Sie seien ein schlimmer Kamerad. Ha! ha!

„Noch sah man kein Gemüth, so schwer wie dies zu lenken,
Noch keine Convention mit solcherlei Bedenken.“

Ich folge Herrn Roquencourt. Caroline wird mich also zanken, daß ich abreisen wollte; hat sie das Recht dazu? . . . Mir scheint nein.

Mademoiselle Derbin sitzt und trinkt Thee; sie macht mir eine leichte Verbeugung; ich sehe sehr gut, daß Sie erzürnt ist, aber es sich nicht ansehen lassen will.

Herr Roquencourt hat mich an der Hand genommen und stellt mich seiner Nichte mit komischem Pathos vor, indem er sagt: B o u r g u i g n o n, hier ist L i s e t t e! L i s e t t e, hier ist B o u r g u i g n o n!

„Was soll das Alles bedeuten, lieber Onkel?“ sagt Caroline ärgerlich. „Wen meinen Sie mit Ihren Bourguignons und Ihren Lisetten?“ — Wie! was das bedeutet! . . . Ja, hast Du

nicht die Spiele der Liebe und des Zufalls gesehen? — „Haben Sie den Herrn zum Komödienspielen hierher geführt? Ich dachte zum Frühstücken ... Setzen Sie sich doch, Herr Dalbreuse. Mein Onkel ist fürchterlich mit seinen Rollen!“ — Das will heißen, Du bist verdrießlich diesen Morgen; das ist Alles. — „Ich verdrießlich? ... ich möchte wissen warum?“ — Ich sage Dir, Du bist's ... Uebrigens habe ich Herrn Dalbreuse schon darauf vorbereitet, ich sagte ihm: Meine Nichte ist auf den Tod gegen Sie aufgebracht. — „In Wahrheit, lieber Onkel, ich weiß nicht, wie Sie mir heute vorkommen! Habe ich Sie beauftragt, das zu sagen? ... Warum sollte ich gegen Herrn Dalbreuse aufgebracht sein? ... Etwa deßhalb, weil er heute Nacht abreisen wollte, ohne uns nur Adieu zu sagen? ... Aber ist Herr Dalbreuse nicht sein eigener Herr? Wir sind in seinen Augen nichts als eine einfache Bekanntschaft ... Leute, mit welchen man sich gerne unterhält, so lange es Einem keine Störung macht, aber an welche man nicht mehr denkt, sobald man sie verlassen hat. — „Ach! Mademoiselle, ich hoffe, daß das nicht Ihr Ernst ist.“ — Doch, Herr Dalbreuse, es ist mein Ernst, ich bin sogar davon überzeugt. Wenn Sie uns für etwas Anderes angesehen, wenn Sie einige Freundschaft für uns empfunden hätten, so hätten Sie uns nicht auf solche Weise verlassen wollen, und wir hätten es nicht der Trunkenheit Ihres Dieners allein zu danken, daß wir das Vergnügen haben, Sie noch einmal zu sehen. — „Mademoiselle, ein unvorhergesehener Umstand nöthigt uns zuweilen, uns von denjenigen Personen zu entfernen, die uns am meisten gefallen.“ — Ganz gewiß; wenn es andere gibt, welche wieder zu sehen es uns drängt ... und wegen welcher wir selbst die einfachste Artigkeit vergessen. — „Mein lieber Freund, ich hatte es Ihnen vorausgesagt ... sie ist aufgebracht über Sie.“ — Aber, mein Gott! Lieber Onkel, wie unangenehm sind Sie heute!“

Herr Roquencourt lacht und trinkt seinen Thee; ich ebenfalls. Caroline sagt nichts mehr und sieht nicht mehr nach mir hin. Der Onkel führt allein die Unterhaltung fort. Nach einigen Augenblicken sagt Caroline zu ihm:

„Lieber Onkel, haben Sie gehört, wie es Madame Blemont geht?“ — Noch nicht. — „Sie hat ein sehr einnehmendes Aeußere; sie gefällt mir außerordentlich.“ — Ja, sie hat ein sehr schönes Auge... sie erinnert mich ganz an Mademoiselle Contat in der... — „Lieber Onkel, wäre es nicht am Platze, daß Sie selbst gingen und sich erkundigten, wie sie die Nacht zugebracht hat?“ — Ich!... aber liebe Freundin... Diese Dame ist allein ... wird sie den Besuch eines Mannes annehmen? — „O! lieber Onkel ... in Ihrem Alter sind Besuche mit keinerlei Gefahr für eine Dame verknüpft!“ — Ei, was sagen Sie da, liebe Nichte? Wissen Sie, daß ich noch der Mann bin, Eroberungen zu machen? und wenn ich wollte... — „Nun, lieber Onkel, ich denke, Sie werden nicht gerade heute wollen. Ich bitte, gehen Sie zu der Dame hinauf.“ — Meinethalben, ich stehe aber nicht für die Folgen.“

Der Onkel hat uns verlassen. Caroline wendet sich nun gegen mich und sagt mir mit einem Ausdrucke von Gefühl, den ich nicht von ihr erwartete:

„Warum wollten Sie so schnell abreisen und ohne mich zu sehen?... Ich bitte Sie, sagen Sie mir warum.“ — Eine wichtige Angelegenheit rief mich nach Paris. — „Ich glaube es nicht; Sie haben gestern keinen Brief bekommen. Was ist Ihnen geschehen, um eine solche rasche Abreise hervorzurufen?... Habe ich vielleicht etwas gesagt, was Ihnen Verdruß gemacht hat? ... Ich bin zuweilen so ausgelassen, so unüberlegt...“ — Nein, Mademoiselle... weit entfernt... Ihre Güte... Ihre Nachsicht machen mich verwirrt. — „Meine Güte! meine Nachsicht! man sollte glauben, er spräche zu seinem Lehrer!... Nun, mit einem Wort, warum wollten Sie abreisen?“ — Ich kann es Ihnen

nicht sagen, Mademoiselle. — „Ah! der Herr haben Geheimnisse ... Nun, gut! es ist mir noch lieber, daß man mir das sagt! ... aber mein Portrait! ... gedachten Sie es mitzunehmen?" — Nein, Mademoiselle ... ich hätte es Ihnen zustellen lassen. — „Sie hätten es mir zustellen lassen ... aber es ist noch nicht fertig; es fehlt noch Vieles daran."

Der Oheim kommt mit der Nachricht zurück: „Die Dame war noch nicht sichtbar ... Ich dachte es mir ... Aber sie dankt sehr für unsere Aufmerksamkeit und diesen Morgen befindet sie sich ein wenig besser." — Um so besser! Ich werde zu ihr gehen. Sagen Sie, lieber Onkel, wann reisen wir nach Paris zurück. — „Wann? bei Gott, die Frage ist gut! ... Ich thue nur was sie will, und sie gibt sich das Ansehen, als erwarte sie meinen Willen! hum! gut gespielt!" — Nun, ich denke, wir könnten hier noch acht Tage verweilen ... und wenn die Geschäfte des Herrn Dalbreuse nicht gar so dringend sind, so würden wir ihn ersuchen, einen Platz in unserem Wagen anzunehmen, und mit uns nach Paris zu reisen. Nun! Herr Dalbreuse, was sagen Sie zu diesem Vorschlage meines Onkels. — „Ja, lieber Freund; denn obschon meine Nichte stets Alles nach ihrer Phantasie anordnet, so muß ich mir doch das Ansehen geben, als käme die Entscheidung von mir. Glauben Sie übrigens, daß ich mich sehr geschmeichelt fühlen würde, Sie zum Reisegesellschafter zu erhalten."

Ich weiß nicht, was ich sagen, welchen Entschluß ich fassen soll; ich meine, ich sollte abreisen: und doch wäre es mir angenehm, zu bleiben. Acht Tage gehen schnell vorbei ... Ich werde nicht mehr mit Madame Blemont zusammentreffen, da sie auf ihrem Zimmer bleibt, und sie selbst hat mich ja gebeten, mich nicht zu entfernen.

Während ich diese Betrachtungen bei mir anstelle, hat sich mir Caroline genähert. Endlich klopft sie mich leicht auf die Schulter:

„Mein Herr, nun, wollen Sie? ... wir erwarten Ihre Antwort!" ... — Ah! Verzeihung, Mademoiselle ... ich dachte

an ... — „Werden Sie mit uns zurückreisen." — Ich fürchte ... Sie zu geniren ... Ich habe Jemand bei mir ..." — Ihren Deutschen? er kann hinten hinaufsitzen. — „Nun gut!... ich nehme Ihren Vorschlag an, Mademoiselle." — Ah! ... das ist recht schön von Ihnen!"

Mademoiselle Derbin ist wieder in bester Stimmung. Sie ordnet eine Partie zu Wagen für heute an, sie will mehrere Punkte der Umgebung besuchen, von denen ich ihr gesagt habe. In einer Stunde sollen wir parat sein; sie verläßt uns, um sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen; heute werden wir demnach nicht an dem Portrait arbeiten.

Caroline ist ein verwöhntes Kind; man sieht es an ihrem ungezwungenen Tone, an ihrer Ungeduld, wenn man sich nicht ihren Launen fügt, aber sie ist so liebenswürdig, so verführerisch, wenn sie Jemand gefallen will, daß es in Wahrheit schwer ist, ihr zu widerstehen. Ich glaube, daß sie ein liebendes, gefühlvolles, vielleicht überspanntes Herz hat; das so lebhafte Interesse, welches sie an mir zu nehmen scheint, beunruhigt mich bisweilen. Ich fürchte, sie liebt mich ... ich fürchte es, weil diese Liebe sie nicht glücklich machen könnte; aber im Innern meiner Seele wäre ich dadurch geschmeichelt ... entzückt, denn wir hören immer eher auf unsere Eigenliebe, als auf unsere Vernunft. Um mich von diesen Ideen abzuziehen, betrachte ich das Bild meiner Tochter, ich bitte sie im Innern um Verzeihung, daß ich nicht sogleich zu ihr zurückkehre; aber ich weiß sie bei Ernst und seiner Frau und bin gewiß, daß sie dort gut aufgehoben ist und Beide oft von mir mit ihr sprechen.

Die Stunde zur Spazierfahrt ist gekommen; ich gehe, Mademoiselle und ihren Oheim abzuholen. Caroline hat eine reizende Toilette gemacht, ihre großen braunen Augen erglänzen von einem noch lebhafteren Feuer als gewöhnlich, sie drücken Vergnügen und Zufriedenheit aus.

„Finden Sie, daß ich gut aussehe, Herr Dalbreuse?“ fragt sie mich. — „Ich finde Sie stets gut aussehend, Mademoiselle. — „Ist das wahr? . . . denken Sie auch so, wie Sie da sagen?“ —Ganz gewiß . . . ich bin übrigens nur das Echo von aller Welt. — „Ich liebe nicht, daß man sich zum Echo mache; ich frage Sie nicht, was die Andern denken. Das ist mir sehr gleichgültig.“ — Wir sind im Begriffe zu gehen, als Caroline plötzlich ausruft: „Ah! wie wäre es, wenn ich Madame Blemont aufforderte, mit uns zu fahren?“ — Sie wissen wohl, Mademoiselle, daß sie krank ist; sie wird es nicht annehmen. — „Ein Ausflug im Wagen kann ihr nur gut thun . . . Ich will sie fragen.“ — Sie bemühen sich unnöthigerweise, Mademoiselle. — „Das wollen wir sehen, Herr Dalbreuse.“

Sie hört nicht mehr auf mich und verläßt uns. Aber ich bin ruhig; Eugenie wird sicher nicht annehmen.

Herr Roquencourt nähert sich mir; er zeigt mir seine weißseidene Weste mit farbigen Bouquets und nach der Façon des Zeitalters Ludwigs XV. zugeschnitten und fragt mich:

„Wie gefällt Ihnen diese Weste?“ — Sehr originell. — „Ich hatte sie an, als ich den Herrn von Crac gab.“ — Ich glaube es, auf dem Theater mußte sie sich sehr schön ausnehmen. — „Alle Damen waren närrisch verliebt darein; aber ich spielte auch den Herrn von Crac ausgezeichnet; erstens kann ich gascognisch sprechen, als ob ich aus Toulouse wäre, und Dugazon hatte mir einige Lectionen zu dieser Rolle gegeben. Mein Auftreten war bewunderungswürdig.

> Kinder, kleine Diener, die ich nicht nehm' ins Haus,
> Ich bin zufrieden; gebt, ich fahl die Papas aus,
> Ich war von jeher karg im Lobe, das ich gab.
> Doch schlugen Englein gleich die Preise sie herab.“

Herr Roquencourt kann meinetwegen das ganze Stück hersagen; ich höre nicht auf ihn: ich warte in größter Span-

nung auf die Rückkunft von Mademoiselle Derbin. Endlich kommt sie zurück, und zwar allein, wie ich hoffte; aber auf ihrem Gesichte malt sich mehr als bloßer Aerger ab:

„Kommen Sie, meine Herren," sagt sie zu uns; „Herr Dalbreuse hatte recht gerathen, daß meine Mühe umsonst sein werde: sie weigert sich, mit uns zu gehen."

Wir steigen in den Wagen und fahren fort. Ich möchte wohl wissen, was sich die beiden Damen einander gesagt haben. Ich wage nicht, Carolinen darüber zu fragen; sie erspart mir die Mühe und sagt zu mir, indem sie mich fest ansieht:

„Herr Dalbreuse, kennen Sie Madame Blemont?" — Ich ... ob ich diese Dame kenne? ... aber ... nein, Mademoiselle. — „Sie scheinen Ihrer Sache nicht ganz sicher zu sein?" — Verzeihen Sie mir. Aber warum stellen Sie diese Frage an mich? — „Weil diese Dame in den wenigen Augenblicken, wo ich bei ihr war, nur von Ihnen mit mir gesprochen und mich gefragt hat, ob ich Sie schon lange kenne ... ob wir uns sonstwo schon gesehen hätten ... Ich fand das etwas sonderbar. Als ich ihr sagte, daß wir zusammen nach Paris zu reisen gedächten, machte sie ein Gesicht. Ha! ha! es ist sehr lustig. Und Sie haben sie nie in Paris gesehen?" — Nein, Mademoiselle. — „Nun, da haben Sie wahrscheinlich ihre Eroberung gestern Abend gemacht ... Nicht wahr, lieber Onkel?" — Liebe Freundin, was wäre denn da Außerordentliches dabei? Ich habe in der Rolle des Figaro zehn Eroberungen gemacht, ohne die im Stücke selbst zu rechnen ... Mein kirschroth und weißes Costüm war aber auch zu verführerisch! — „Es scheint, daß Herr Dalbreuse nicht nöthig hat, als Figaro aufzutreten, um Damen zu verführen ... Ich gestehe übrigens, daß mir diese nicht mehr so gefällt. Ich habe sie diesen Morgen genau angesehen ... Gott! wie mager! ... wie blaß! ... Sie kann entschieden nie sehr hübsch gewesen sein!"

Ich bin auf dem Punkte, das Gegentheil zu behaupten, hatte

aber zurück und schweige. Nach einem Ausflug von mehreren Stunden kehren wir ins Hôtel zurück; wir bemerken eine große Bewegung unter den Leuten im Hause; die Magd berichtet uns, daß neue Gäste angekommen seien: zwei Lords mit ihren Ladys und ein Herr aus Paris, der allein so viel Unruhe mache, als vier Personen. Caroline geht sogleich, sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen, um die Engländerinnen auszustechen und vielleicht auch, um die Eroberung der Engländer und des Parisers zu machen. Ich begebe mich in meine Wohnung und denke an das, was mir Mademoiselle Derbin über ihre Unterredung mit Madame Blemont mitgetheilt hat. Was geht Eugenien meine Verbindung mit Carolinen oder jeder Andern an? Bin ich jetzt nicht vollkommen frei, über mein Herz nach Belieben zu verfügen?... Aber die Weiber haben so viel Eigenliebe, daß sie, selbst wenn sie uns nicht mehr lieben, Verdruß darüber empfinden, wenn sie uns ihrem Beispiele folgen sehen. Die Männer sind übrigens auch so.

Ich gehe mit aller Zuversicht in die Abendgesellschaft, vollkommen überzeugt, daß Madame Blemont kein Verlangen haben wird, in derselben zu erscheinen.

Es sind viele Leute im Salon. Die Engländer haben sich schon eingestellt, die beiden Engländerinnen sind jung und hübsch; ihre Reisegesellschafter, ich weiß nicht, ob es ihre Männer sind, geben sich nicht mit ihnen ab und haben sich bereits in ein politisches Gespräch mit dem Spanier und einigen Franzosen eingelassen. Mehrere junge Leute spielen die Angenehmen um die beiden Fremden; ich nähere mich Mademoiselle Derbin, die wegen der Neuangekommenen beinahe verlassen ist, obschon sie ihr lange nicht gleichkommen.

Ich setze mich zu Carolinen hin und sehe mit Vergnügen, daß sie über die Desertion ihres kleinen Hofs nicht erzürnt ist.

„Sie machen es nicht wie die Andern?“ sagt sie lächelnd zu

mir. „Sie streuen dem Fremden keinen Weihrauch?“ — Ich habe keine Lust dazu; warum sich verändern, wenn es Einem gut geht? — „Das kommt doch zuweilen vor.“ — Ach! ja ... da geht es eben Einem wahrscheinlich gut, ohne daß man es fühlt. — „Solche Gedanken hoffe ich nie zu haben.“

Ich weiß nicht wie es geschieht, daß in diesem Augenblicke Carolinens Hand unter der meinigen ruht. Sie zieht sie nicht zurück und wir bleiben lange Zeit so, ohne uns um das zu kümmern, was im Saale vorgeht. Aber diese an der meinigen liegende Hand ruft mir Eugenien und jene Epoche zurück, wo ich mich um sie bewarb. Ach! gewiß vermuthet Caroline nicht, daß der Druck ihrer Hand mich an eine andere Frau denken läßt, und daß mich dieser Gedanke träumerisch macht. Aber man täuscht sich oft über die Eindrücke, die man hervorbringt, und das, was unserer Eigenliebe schmeichelt, würde sehr häufig in Verdruß für uns umschlagen, wenn wir die wahre Ursache kennten.

Plötzlich öffnet sich die Thüre des Salons mit lautem Krachen; Jemand tritt herein, der sehr laut spricht und sich sehr umthut. Ich drehe mich um; denn so oft Jemand in den Salon tritt, empfinde ich eine geheime Unruhe.

„Das ist ohne Zweifel der Herr aus Paris,“ sagt Caroline.

Ich betrachte den Neuangekommenen, der im Begriffe ist, die Gesellschaft zu grüßen ... es ist Belan!

Er hat sich schon nach unserer Seite gewendet; er grüßt Mademoiselle Derbin, und ungeachtet der Zeichen, die ich ihm mache, schreit er, als er mich erblickt:

„Ich täusche mich nicht! ... es ist Blemont! ... mein lieber Blemont, den ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen habe! ... Nun! mein lieber Freund, umarmen wir uns!“ ...

Er öffnet mir seine Arme; ich glaube, daß ich ihn mit kaltem Blute erwürgen könnte. Aller Augen richten sich auf uns. Ich kann meine Verwirrung, meinen Aerger nicht verbergen. Belan

nimmt mich, drückt mich, umarmt mich wider meinen Willen und schreit dabei nochmals:

„Mein armer Blemont! ... Welches Vergnügen das auf der Reise macht, einem Freunde zu begegnen! ... nicht so?" — Hum! ... daß Sie die Pest ... — „He? ... wie? ... Er hat sich von seiner Ueberraschung noch nicht erholt."

Caroline, die der Name Blemont erschüttert hat, sieht mich fest an und sagt zu Belan:

„Aber mein Herr, sind Sie nicht im Irrthum? Sie sprechen mit Herrn Dalbreuse ... Ist es nicht so, mein Herr? Antworten Sie doch."

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Belan fährt fort:

„Er nennt sich gegenwärtig Dalbreuse? ... Wahrhaftig! lieber Freund, unter diesem Namen habe ich Sie nie gekannt... Aber ich ahne ... o! der Spitzbube! ... Als er seine Frau verließ, wird er seinen Namen geändert haben, um den Junggesellen zu spielen." — Seine Frau!" ruft Caroline aus. — „Seine Frau!" wiederholen mehrere Stimmen.

„Mein Herr," sage ich, mit Mühe meinen Zorn unterdrückend, „wer hat Sie beauftragt, Gegenstände, die nur mich betreffen, zu erzählen?" — Mein Gott! lieber Blemont, ich wußte nicht, daß das ein Geheimniß war; und dann ... bin ich Ihrer Frau unten im Garten begegnet ... Sie selbst finde ich hier oben: da mußte ich doch glauben, daß Alles beigelegt ... und Sie wieder beisammen seien, und ... — „Genug jetzt, mein Herr." — Ihre Frau im Garten! ... Was! ... es ist Ihre Frau!" sagt Caroline halblaut zu mir.

Ich schlage die Augen nieder. Ich wünschte in diesem Augenblicke, daß mich die Erde verschlänge und mich allen Blicken entzöge; ich höre von allen Seiten sagen:

„Das ist der Mann der kranken Dame!"

Belan, der meine Bestürzung wahrnimmt und die Wirkung,

die seine Worte im ganzen Saale hervorgebracht, sieht mich mit einem dummen Gesichte an und murmelt:

„Wenn Sie das Vorgefallene erzürnt, so bin ich in Verzweiflung ... aber ich konnte nicht ahnen; man hätte mich vorbereiten sollen. Sie müssen erfahren haben, was mir begegnet ist? Der Teufel! das ist kein Geheimniß! mein Prozeß stand vor einigen Tagen in der Gerichtszeitung ... Ich bin ein ... o! es ist ausgemacht, ich bin ein ... ich will das Wort vor den Damen nicht aussprechen. Und sehen Sie das Unglück, das ich noch dabei habe! Das Tribunal hat erklärt, daß keine Beweise vorhanden seien. Es verurtheilt mich, bei meiner Frau zu bleiben und gibt nicht zu, daß ich ein Hahnrei sei. Ach! mein Gott! jetzt ist mir das Wort doch entfahren!“ — Hahnrei!“ wiederholen mehrere junge Leute unter Lachen; „sind der Herr zufällig jener Herr Ferdinand Belan, von dem die Gerichtszeitung neulich sprach? — „Ja, ich bin es, meine Herren; Julius Ferdinand Belan, der ich mich von Armiden Constanzen Fidelien von Beausire trennen wollte. Man hat mich verurtheilt, meine Frau zu behalten, aber ich werde Appellation ergreifen. Ich weiß gewiß, daß ich ein Hahnrei bin! ... auf meine Richter wurde Einfluß ausgeübt!“

Man stellt sich um Belan herum, betrachtet ihn mit Lächeln und fragt ihn aus. Dieser Zwischenfall kommt mir zu gut; man beschäftigt sich nicht mehr mit mir. Ich benütze ihn, und ohne die Augen zu erheben, ohne den Zustand Carolinens zu bemerken, verlasse ich eilig den Salon.

Ich gehe auf mein Zimmer, lasse Petermann kommen und heiße ihn Alles zu unserer Abreise vorbereiten. Ich will mich so schnell wie möglich entfernen. Ach! warum bin ich meiner gestrigen Idee nicht gefolgt! ... wäre ich abgereist, so hätte ich mir diese Scene erspart ... und man hätte nie erfahren ... Doch, ich werde ja mit all' diesen Leuten nie mehr zusammen kommen. Und Caroline ... und ihr Onkel ... wie werde ich in ihren

Augen erscheinen? . . . als ein Schuft . . . im glücklichsten Falle als ein Intriguant! . . . Man hat stets eine üble Meinung von einem Manne, der seinen Namen verheimlicht. Verfluchter Belan! welch' trauriger Zufall hat ihn zu mir geführt!

Ich gehe hinab, um meine Wirthin zu bezahlen. Ich will mit Extrapost nach Paris zurückreisen und mich weder unterwegs, noch sonstwo, aufhalten, um nicht wieder andere Begegnungen zu machen. Die Wirthin ist trostlos, wie sie sagt, über meine schnelle Abreise; allein ich zahle und will bedient sein.

Bis der Wagen zugerichtet und die Pferde angespannt sind, gehe ich in großer Aufregung im Hofe des Hôtels herum. Ich will nicht in den Garten gehen, aus Furcht, Madame Blemont zu begegnen, die, wie man sagt, allein dort ist; eben so wenig will ich in das Haus zurückkehren, denn ich fürchte eben so sehr ein Zusammentreffen mit Jemand aus der Gesellschaft. Ich setze mich auf eine steinerne Bank, die in einer Ecke des Hofes steht. Es ist Nacht und ich kann vom Hause aus nicht gesehen werden. Ich überlasse mich meinen Betrachtungen, denn es sind Personen da, welche ich mit Bedauern verlasse. Ich suche Trost in dem Gedanken, daß ich näher zu meiner Tochter komme und sie bald wiedersehen werde.

Es geht Jemand an mir vorbei . . . es ist ein Frauenzimmer. Sie bleibt stehen . . . und geht gegen meine Seite zurück . . . Sollte sie mich wahrgenommen haben? . . . Ja . . . sie nähert sich und setzt sich zu mir hin. Es ist Caroline! Ich kann den Ausdruck ihrer Züge nicht erkennen; aber an ihrer veränderten Stimme, an ihrem kurzen und beschleunigten Athem errathe ich ihre Aufregung.

„Ich suchte Sie, mein Herr . . . ich wünschte mit Ihnen zu sprechen.“ — Mir selbst, Mademoiselle, war es sehr arg, daß ich mich nicht bei Ihnen verabschieden konnte . . . aber ich erwarte meine Pferde und reise sogleich ab. — „Sie reisen ab! . . . das

dächte ich mir ... Sie haben Recht, mein Herr, Sie hätten sogar schon früher abreisen sollen ... Es thut mir nun sehr leid, Sie diesen Morgen zurückgehalten zu haben. Ah! nun begreife ich, warum Sie die Gegenwart von Madame Blemont fliehen wollten! .. Es ist also wahr, mein Herr, Sie sind ihr Gatte?" — Ja, Mademoiselle. — „Sie sind verheirathet ... und Sie verheimlichten es uns ... und Sie ... Ah! Ihre Aufführung ist schändlich ... Ich hasse und verabscheue Sie jetzt eben so sehr, als ich Sie ... achtete und Freundschaft für Sie empfand. Sie sind verheirathet! ... Aber warum haben Sie mir das nicht gesagt, mein Herr?" — Da ich nicht mehr mit meiner Frau lebe, so glaubte ich, Mademoiselle, daß ich frei wäre und ... — „Frei ... ja ... O! ohne Zweifel ... Sie waren frei ... Was fragen Sie nach dem Kummer ... den Leiden, die Sie Andern verursachen? ... Sie lachen vielleicht im Geheimen darüber ... Ich sehe, daß man sich in dem, was man über Sie sagte, nicht getäuscht hat ... Das Gemälde war übrigens nicht geschmeichelt ... Sie haben es ja selbst hören können ... hat man die Wahrheit gesprochen, mein Herr?" — Ja, Mademoiselle. — „Also ohne Grund, ohne gerechte Ursachen, haben Sie Ihre Frau verlassen?" — Ja, Mademoiselle. — „Und Sie haben ihren Zustand, ihre Leiden gesehen ... Leiden, die Sie verursacht haben, und es hat Sie nicht gerührt! Sie sind nicht zu ihren Füßen niedergesunken und haben sie um Verzeihung wegen Ihres Unrechts gebeten! ... Ah! Sie sind ein Ungeheuer!"

Sie nimmt ihr Taschentuch vor die Augen, weint und schluchzt. Ich kann nur seufzen und schweigen. Endlich fängt sie wieder an: „Sie müssen mit Ihrer Frau zurückkehren, mein Herr, das ist Ihre Pflicht ... Werden Sie es nicht thun? ... Bedenken Sie, in welchen Zustand Ihr Anblick sie gebracht hat ... Arme Frau! wie entfernt war ich davon, so etwas zu vermuthen! ... Und das läßt Sie keine Reue über Ihre Aufführung empfinden?

Mein Gott! ... Ihr Herz ist also gefühllos! ... Ach! das hätte ich nicht von Ihnen gedacht ... Aber, Herr Dalbreuse ... dieser Name ... stellt sich allein meinem Gedächtnisse dar: versprechen Sie mir ... schwören Sie mir, mit Ihrer Frau zurückzukehren.“ — Nein, Mademoiselle, ich kann Ihnen nichts versprechen, was ich nicht gesonnen bin zu halten ... Wir sind auf immer geschieden. — „Auf immer! ... Für diesen Fall, mein Herr, muß ich Ihnen Adieu sagen ... und ebenfalls auf immer ... es wäre nicht passend für mich, einen Mann wieder zu sehen, der sich für etwas Anderes ausgab, als er war ... der nicht so viel Vertrauen zu mir hatte, um mir zu sagen ... Aber, was hätte er mir auch im Grunde sagen können? ... daß er seine Frau und seine Kinder verlassen habe ... O! nein ... dieses Zugeständniß hätte mich gegen ihn empört! ... Es war viel besser, den Liebenswürdigen zu spielen ... zu gefallen zu suchen ... zu verbergen, daß man für das Leben gebunden sei ... denn so betrugen Sie sich gegen mich! ... Und doch, mein Herr, wenn ich Sie geliebt hätte ... wenn ich mich von dieser trügerischen Außenseite hätte täuschen lassen, so würden Sie auch mich unglücklich gemacht haben? ... Nun, mein Herr! antworten Sie mir.“ — Ich denke, Mademoiselle, daß ich Ihnen nie ein Wort gesagt habe, welches Sie auf den Glauben hätte bringen können ... — „Nein ... in der That ... Sie hatten mir nichts gesagt ... Ich bin eine Kokette, eine Thörin ... O! nein, Sie haben mir nie gefallen wollen ... Aber Sie haben mein Portrait, es ist zum wenigsten unnöthig, daß Sie es behalten; denn ich hoffe, daß wir uns nie mehr sehen werden!“ — Hier ist es, Mademoiselle ... Ich hatte mir vorgenommen, es Ihnen mit der ersten Post zuzuschicken.“

Caroline nimmt oder reißt vielmehr das Portrait aus meinen Händen; in diesem Augenblicke ruft mich eine Magd und Petermann schreit mir zu, daß die Pferde da seien.

Ich stehe auf, Caroline ebenfalls; aber beim ersten Schritt,

Ich hatte vermuthet, daß er es war. Ich betrachte ihn genau; er hat hübsche kastanienbraune Haare, schöne Augen, einen rosigen Teint, ein sanftes Gesicht und gleicht viel Eugenien. Mehr konnte ich aus seinen Zügen nicht herausfinden.

Ohne Zweifel ist mein Gesicht ernst geworden, denn das Kind scheint zu fürchten, mir näher zu kommen. Ich kann mich jedoch nicht enthalten zu lächeln, als es mir mit komischem Ernste sagt: „Guten Tag, Papa."

Ich küsse es auf die Wange, jedoch mit einem Seufzer und gepreßten Herzens. Dann lasse ich es los und es eilt auf seinen Rasen zurück. Man könnte sagen, der arme Kleine habe wahrgenommen, daß ich ihn nur mit widerstrebendem Herzen geliebkost habe.

Ich nehme meine Tochter wieder auf die Kniee: sie hüpft, schlägt vor Freude in die Hände und ruft aus: „Wenn jetzt auch Mama zurückkommt, bin ich ganz glücklich; sie wird bald wieder kommen, nicht wahr, Papa? Warum hast Du sie nicht mitgebracht? Beim Fortgehen hatte sie mir doch gesagt, daß sie Dich aufsuche."

Ich senke die Augen und antworte nicht. Ernst sagt ganz leise zu mir:

„Lieber Freund, Sie haben uns verboten, von Ihrer Frau mit Ihnen zu sprechen, nun müssen Sie aber darauf gefaßt sein, daß oft von ihr mit Ihnen gesprochen werden wird ... Sie werden nicht verlangen, daß Ihre Tochter aufhöre, an ihre Mutter zu denken?" — Nein, gewiß nicht ... ich bin übrigens jetzt auch vernünftiger als früher ... aber ich bin neugierig, zu erfahren ... Henriette, gehe und spiele mit Deinen kleinen Freunden."

Meine Tochter gesellt sich wieder zu ihrem Bruder und Ernsts Kindern. Ich setze mich zwischen Margarethen und Firmin nieder und sage zu ihnen:

„Erzählen Sie mir, was seit meiner Abreise vorgegangen

ist und durch welchen Zufall man Ihnen meine Tochter anvertraut hat?" — Ja, wir wollen Ihnen Alles erzählen, doch zuvor . . . sage Ernst, hast Du ihn schon unterrichtet? He?"

Ernst lächelt und schweigt.

„Was gibt es?" frage ich meinerseits. — „Wir haben uns geheirathet!" ruft Margarethe, auf die Bank zuhüpfend, aus. „Es ist Alles in Ordnung . . . seit drei Monaten . . . Ah! jetzt fürchte ich nicht mehr, daß er mich verläßt . . . ich bin seine Frau."

Margarethe nimmt Ernst am Kopfe und küßt ihn; dieser macht sich los von ihr und sagt: „Hör' doch auf! . . . Du zerzausest mich ganz!" — Sehen Sie, Herr Heinrich, er ist schon nicht mehr so liebenswürdig . . . O! das sage ich aber nur zum Scherze! — „Ihr lieben Freunde," erwidere ich darauf, „Ihr habt ganz wohl gethan, Euch zu heirathen, da es Euch passend schien. Ich glaube zwar nicht, daß Ihr dadurch glücklicher sein werdet, als Ihr bereits waret, aber ich hoffe, daß Ihr es gerade so bleiben werdet . . . Ihr habt Bürgschaften für das Glück."

Ich küsse Margarethen und drücke Ernst die Hand, der mir sagt:

„Nun haben wir Sie genug mit unsern Angelegenheiten beschäftigt, kommen wir jetzt zu den Ihrigen. Als Sie fort waren, wünschte ich mich vom Betragen der Madame Blemont zu unterrichten. Aber sie zeigte sich nur selten in der Welt; und doch (Sie wissen ja, wie gerecht die Welt ist) war sie der Gegenstand des Bedauerns und des Lobs, während man Ihnen den Vorwurf machte, sie verlassen zu haben. Eines Abends erschien sie in einer großen Gesellschaft, zu der ich auch geladen war. Ihre Toilette war noch immer ausgesucht; aber sie kam mir abgemagert, verändert vor. Ich nahm wahr, daß ihre Munterkeit erzwungen war und sie jeden Augenblick in eine düstere Träumerei zurückfiel, aus der sie sich nur mit Mühe emporraffte.

Sie wissen, welche Gefühle mir Madame Blemont einflößte,

Allein von aller Welt sah ich sie mit einem mehr als strengen Blicke an, und ich bin überzeugt, daß sie ahnete, daß ich der Einzige war, dem Sie Ihren Kummer anvertraut hatten; auch brachte meine Anwesenheit stets einen magischen Eindruck auf sie hervor: sie sprach nicht mehr weiter; es schien, als ob sie in meiner Gegenwart es nicht einmal wage, ihre Munterkeit zur Schau zu tragen.

Belan kam mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter in diese Gesellschaft. War es nun Bosheit oder Dummheit von ihm, aber als er mich erblickte, sagte er:

„„Nun! der arme Blemont ist ja beinahe gestorben? . . . Er wurde im Gehölze von Boulogne durch eine Cavalcade niedergeworfen. Ich habe das von einem jungen Menschen erfahren, der geholfen hat, ihn vom Boden aufzuheben.‟"

Ihre Frau stand gerade hinter uns. Ich sah sie an und fand ihre Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf die meinigen geheftet . . . sie schienen mich anzuflehen, sie anzuhören. Ich beeilte mich, mich zu entfernen und die Reunion zu verlassen. Am andern Morgen um sieben Uhr kam Ihre Frau zu mir."

„Zu Ihnen!"

„Denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich sie blaß, zitternd und sich mit Mühe aufrecht erhaltend, in mein Arbeitszimmer eintreten sahe. — „„Mein Herr,‟" sagte sie zu mir, „„ich bin überzeugt, daß Sie mein ganzes Unrecht gegen Herrn Blemont kennen; ich habe in Ihren Augen die Verachtung gelesen, die ich Ihnen einflöße, und ich bedurfte eines großen Muths, um es zu wagen, mich Ihnen vorzustellen; aber was ich gestern gehört habe, läßt mir keinen Augenblick mehr Ruhe. Herr Blemont ist im Gehölze von Boulogne durch Leute zu Pferde verwundet worden . . . und ich erinnere mich sehr gut, daß ich nahe an ihm vorbeiritt . . . sollte ich, ohne mein Wissen, diesen Unfall herbeigeführt haben? . . . müßte ich mir auch noch dieses Ver-

knochen vorwerfen? ... Soll Herr Blemont in der That nicht wieder vollkommen hergestellt werden können? Ich bitte Sie, mein Herr, haben Sie Mitleid mit meiner Unruhe und verschweigen Sie mir nichts.'" Ich unterrichtete Ihre Frau von den näheren Umständen des Vorfalls. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß sie die erste Veranlassung dazu war. Sie hörte mich an, ohne zu sprechen und schien zu Boden geschmettert: ich glaubte diesen Augenblick benützen zu müssen, um sie von der Abneigung in Kenntniß zu setzen, die Sie gegen Ihren Sohn empfinden, und von Ihrer Absicht, ihn nicht wieder zu sehen und schloß damit, ihr die Brieftasche zu übergeben, die Sie mir zugestellt hatten und welche ihr Portrait enthielt. Als sie sie erblickte, entwand sich ein Schrei der Verzweiflung ihrer Brust und sie sank, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden. Margarethe kam hinzu und ich überließ sie ihrer Sorge. Sie soll nun den weitern Verlauf der Sache erzählen."

„Mein Gott! ich werde bald zu Ende sein," sagte Margarethe. „Ich fand die arme Dame ganz bewußtlos und eilte ihr zu Hülfe: aber als sie wieder zu sich kam, wurde sie von einer furchtbaren Verzweiflung durchbebt; sie wollte sterben, sich ans Leben gehen. Sie schrie nach Ihnen und ihren Kindern und belegte sich selbst mit den gehässigsten Namen ... Ach! wenn Sie sie damals gesehen hätten, so würden Sie, ich bin es überzeugt, Mitleid mit ihr gehabt haben; was mich betrifft, so wollte ich, als ich wahrnahm, daß sie das Fieber hatte und zuweilen irre redete, sie nicht allein nach Hause gehen lassen, sondern führte sie zurück, dann ließ ich meinen Mann um die Erlaubniß bitten, so lange bei ihr zu bleiben, bis sie wieder besser sei, und mein Mann stimmte gerne zu."

„Ach! Madame, welch' ein gutes Herz besitzen Sie! ... Sie haben ganz vergessen, auf welche Weise sie sich gegen Sie betrug."

„O! schon lange, das kann ich Ihnen schwören. In dieser

Welt muß man, glaube ich, Vieles vergessen und öfters verzeihen können. Madame sah mich in ihren lichten Zwischenräumen an und drückte mir die Hand, ohne zu sprechen. Als sie sich wieder ganz gut befand, dankte sie mir für die Sorge, die ich für sie gehabt, als ob das, was ich gethan, nicht ganz natürlich wäre; sie bat mich um Verzeihung wegen des Bösen, das sie von mir gedacht ... O! ich verzieh ihr aus dem Grunde meines Herzens. Sie gestand mir, daß ich ihr immer viele Eifersucht eingeflößt hätte; ich zankte sie über den Verdacht, welchen sie gegen Sie geschöpft; ich unterrichtete sie, daß Sie nur von ihr in meinem kleinen Zimmer mit uns sprachen: sie weinte, während sie mir zuhörte. Aber sie weinte noch heftiger, als sie mir ihren Fehltritt erzählte ... und auch ich vergoß Thränen bei ihrer Erzählung, denn ich sah ein, daß sie Sie stets geliebt, und daß, ohne ihre närrische Eifersucht, ihren Aerger und schlechte Rathgeber ..."

„Kurz, Madame?"

„Kurz, sie sagte mir, daß sie es bereue, Ihnen Ihre Tochter verweigert zu haben, und daß sie, ungeachtet des Kummers, den sie bei der Trennung von ihr empfinden würde, entschlossen sei, auch dem kleinsten Ihrer Wünsche zu entsprechen. Sie bat mich, Ihre kleine Henriette bis zu Ihrer Zurückkunft bei mir zu behalten. Sie können denken, daß ich zustimmte. Sie empfahl mir auch Ihren Sohn ... Ja, I h r e n Sohn, und wiederholte dieses Wort mehrere Male. Sie sagte mir, sie werde von nun an in tiefster Zurückgezogenheit leben und allen Umgang mit der Welt abbrechen."

„In der That," fügte Ernst bei, „sie entsagte vollständig der Lebensweise, die sie bisher geführt, und lebte in der vollkommensten Einsamkeit. Erst vor wenigen Tagen haben wir gehört, daß sie nach Mont-d'Or gegangen sei, um dort die Brunnenkur zu gebrauchen, weil ihre Gesundheit sehr angegriffen sei, und der Arzt ihr diese Reise verordnet habe. Nun wissen Sie

Alles, was sich ereignet hat, lieber Heinrich. Indem wir Ihnen das erzählten, haben wir keineswegs gesucht, Sie durch die Schilderung der Reue Ihrer Frau zu erweichen, obgleich wir diese Reue für aufrichtig halten ... Wir wissen, daß ihr Fehler einer von denen ist, die ein Ehemann nicht vergessen kann ... besonders, wenn er seine Frau liebte ... wie Sie die Ihrige; jedoch, ohne zu vergessen, hat man auch schon vergeben: es gibt in der Welt viele weit schuldigere Frauen! ... und wir können nicht umhin, Madame Blemont zu beklagen und über die Zukunft Ihrer Kinder zu seufzen!"

„Meine theuren Freunde," sagte ich, Ernst und Margarethen bei der Hand nehmend, „als ich vor zwei Jahren fortreiste, war Euer einziger Wunsch, ich möchte auf ewig eine schuldbefleckte Gattin vergessen; Ihr waret Zeugen meiner Verzweiflung, meiner Seelenschmerzen, und damals, vielleicht noch mehr als ich selbst, aufgebracht gegen die Urheberin aller meiner Leiden. Heute hat der Anblick Eugeniens in Thränen ... ihre Gewissensbisse ... die ich gerne für aufrichtig halte, Euch gerührt und erweicht ... Ihr möchtet mich dazu bringen, ihr zu verzeihen; hoffet das nicht. Wenn auch zwei Jahre der Entfernung die Wunden meines Herzens ein wenig vernarbt haben, so denkt deßhalb nicht, daß es jemals den Stoß vergessen könne, von dem es betroffen wurde! ... Selbst wenn ich Der, die mein Glück zerstört hat, verzeihen könnte, so würde dieses Glück dadurch doch nie mehr für mich wiedererstehen, ihre Gegenwart wäre mir immer peinlich, niemals könnte ich sie mehr in meine Arme drücken, ohne mir zu sagen, daß auch ein Anderer ihre Liebkosungen getheilt hat; eine solche Existenz wäre mir eine unaufhörliche Marter: ich werde mich nicht dazu verdammen. Ich kann um diesen Preis meiner Tochter keine Mutter geben; ich glaube genug gethan zu haben, daß ich ihre Ehre schonte. Kommen wir daher nie wieder auf diesen Gegenstand zurück. Was den kleinen Eugen betrifft ...

so werde ich meine Pflicht erfüllen. Wenn ich jedoch das volle Vaterherz für ihn haben soll, so müßte sich auf eine mir selbst noch nicht klare Weise der Verdacht aufhellen, der sich, ohne daß ich ihn bemeistern kann, in meine Seele geschlichen hat. Ach! ich bin genug zu beklagen, daß ich den nicht zu lieben vermag, den ich meinen Sohn nannte."

Ernst und Margarethe sehen sich traurig an, aber wissen mir nichts zu erwidern. Ich stehe auf; ich muß an Petermann denken, den ich im Fiaker zurückgelassen habe.

„Ihr Haus scheint reizend: könnten Sie mir wohl ein Zimmer darin einräumen?" sage ich zu Ernst. — „Seit vierzehn Tagen schon ist eines vollständig für Sie hergerichtet. — „Sehr schön, aber hier bedarf ich Petermanns nicht: ist mein Quartier in Paris unbesetzt?" — Ja, ich wollte es am letzten Termin nicht wieder vermiethen, weil ich Sie erwartete. — „In diesem Falle soll sich Petermann darin einquartieren; ich selbst, weil Sie mir es erlauben, gebe mich in Verköstigung zu Ihnen ... ich werde wenigst möglich nach Paris gehen." — Wir werden suchen, Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. — „Ich habe hier meine Tochter und wahrhafte Freunde um mich, wie kann es mir anders als gefallen?"

Petermann saß noch im Fiaker und erwartete mich vor dem Hause ... Ich benachrichtige ihn, daß er in meine Wohnung nach Paris zurückkehren, sich dort einrichten und sich stets parat halten müsse, mir, was ich bedürfe, nach Saint-Mandé zu bringen.

Petermann verneigt sich und reist mit den Worten ab: „Ich bin sehr zufrieden, daß ich in dem Wagen nicht vollends aus dem Leim gegangen bin."

Ernst und Margarethe führen mich in das mir bestimmte Zimmer. Es geht auf den Garten; ich finde es ganz nach meinem Geschmack, besonders als man mir am Ende des Ganges, unfern von dem meinigen, das Zimmer zeigt, wo Henriette und

ihr Zimmer schlafen: ich kann auf diese Weise sobald ich erwache, ohne Jemand zu stören, meine Tochter küssen.

Nun bleibt mir nur noch übrig, das Haus zu besehen. Das zu zeigen ist eine Freude für einen Hausbesitzer; Ernst und seine Frau unterziehen sich meinem Wunsch mit Vergnügen. Das Haus ist nicht groß, aber artig und bequem. Uebrigens ist Ernst ein wirklicher Dichter; er kennt keinen Ehrgeiz. Er würde sich in einem Palaste langweilen und ist der Ansicht Socrates'. Was Margarethen betrifft, so glaubt diese in einem Schlosse zu sein; sie wird nicht müde zu wiederholen: Unsere Besitzung. Aber sie fügt gleich hinzu:

„Ach! als ich in meinem Zimmerchen wohnte, fiel es mir nicht ein, daß ich eines Tags ein Haus besitzen würde;“ worauf ich ihr antworte: „Man verdient ein Haus zu besitzen, Madame, wenn man darum nicht vergißt, daß man unter dem Dache gewohnt hat.“

Jetzt muß noch der Garten gesehen werden. Er ist ziemlich groß und hat am Ende einen Ausgang nach dem Gehölze von Vincennes. Am untern Theil der Mauer erblicke ich einen kleinen Pavillon mit zwei Fenstern, deren eines nach dem Gehölze geht; sie sind beide mit Läden geschlossen.

„Was machen Sie mit diesem Pavillon?“ frage ich Ernst. — „Ich denke ... ich bestimme ihn zu einem Arbeitskabinet. — „Sie werden in der That ruhig darin arbeiten können.“ — Er ist jedoch noch nicht dazu eingerichtet,“ sagt Margarethe, „und da wir in unsere Besitzung schon viel Geld gesteckt haben, so wollen wir mit der Einrichtung dieses Pavillons noch warten ... nicht wahr, lieber Mann? — „Ja, liebe Frau.“

Ernst lächelt, indem er dies sagt; ich ebenfalls, weil Madame Ernst einen Accent auf das Wort lieber Mann legt, welches sie überhaupt fast jeden Augenblick in den Mund nimmt, gleichsam um sich für die Zeit zu entschädigen, wo sie es noch nicht auszusprechen wagte.

Ich habe meine Tochter bei der Hand genommen, um mit ihr durch den Garten zu gehen. Henriette ist jetzt sieben Jahre alt; sie ist nicht groß, aber ihr Geist und ihre Vernunft setzen mich in Erstaunen. Ich veranlasse sie den ganzen Abend zu sprechen; ihre Antworten entzücken mich, denn sie bekunden eben so viel Sinn als Güte. Ich kann nicht satt werden, sie anzusehen und anzuhören. Ich hatte mehr als einmal Langeweile in einem eleganten Zirkel, aber ich bin vollkommen überzeugt, daß ich mich bei meiner Tochter nie langweilen werde.

Die Zeit verfließt schnell während meines Aufenthalts bei Ernst. Malen, Lesen und Spazierengehen mit meiner Tochter füllen den Tag aus. Abends spricht man zusammen; es kommen einige Freunde, einige Nachbarn, aber ohne alle Umstände und ohne Toilette zu machen; die Männer in der Mütze, in der Blouse; die Damen mit der Schürze: so muß man auf dem Lande leben. Diejenigen, welche die Moden und die Etiquette der Stadt mit aufs Land bringen, werden nie einen Begriff von den Vergnügungen des Landlebens bekommen.

Ich habe schon vierzehn Tage in Saint-Mandé zugebracht und noch nicht ein einziges Mal Verlangen nach Paris gehabt. Petermann bringt mir Alles, was ich wünsche, und besorgt meine Aufträge aufs Pünktlichste. Ich frage ihn jedesmal, ob ich keinen Besuch erhalten habe; ich erwarte inzwischen keinen. Im Publikum weiß man nicht einmal, daß ich von meiner Reise zurückgekommen bin. Herr Roquencourt und seine Nichte wissen meine Adresse in Paris nicht; und selbst, wenn sie sie erführen, dürfte ich mich keines Besuchs von ihnen versehen. Ohne Zweifel denkt Caroline nicht mehr an mich ... und daran thut sie wohl. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich nicht selten an sie denke und zuweilen bedauere, ihr ihr Portrait zurückgegeben zu haben ... Aber ein Lächeln, ein Wort meiner Tochter zerstreuen diese Gedanken.

Es gibt noch eine Person, an die ich oft denke, obschon Ernst und seine Frau nicht mehr von ihr sprechen. Aber ich sehe sie blaß, entstellt, so wie ich sie in Mont-d'Or verlassen hatte; und bei Nacht im Gehölze, im Garten glaube ich zuweilen diese weiße Gestalt zu unterscheiden, deren Anblick mich so plötzlich aus dem Gasthofe, den ich bewohnte, verscheucht hat.

Wie sollte ich Eugenien vergessen? ... Meine Tochter spricht alle Tage mit mir von ihrer Mutter und fragt mich, ob sie bald zurückkomme. Vergeblich suche ich diesem Gegenstand auszuweichen, Henriette kommt immer wieder darauf zurück; ich kann es nicht über das Herz bringen, ihr zu sagen, daß sie mir Verdruß mache, wenn sie von ihrer Mutter spricht; aber kann ich noch ein vollkommenes Glück hoffen? Ist nicht noch Jemand da, dessen Gegenwart mich beständig hindern wird, das Vergangene zu vergessen.

Armes Kind! es ist nicht seine Schuld, daß sich seine Mutter verfehlte. Das sage ich mir jeden Tag, sobald ich es erblicke; ungeachtet dessen kann ich es nicht über mich gewinnen, die Traurigkeit zu überwinden, die mir seine Gegenwart verursacht. Ich hasse es nicht und fühle, daß ich es bis zum Wahnsinn lieben würde, wenn ich es wirklich für meinen Sohn halten könnte; aber jener grausame Verdacht thut weher, als die Gewißheit des Uebels selbst, denn da könnte ich hinsichtlich Eugens eine Entscheidung treffen, während ich jetzt zu keinem Entschluß kommen kann.

Der arme Kleine hat mich noch nie ihm zulächeln gesehen: auch hält er sich beständig von mir entfernt; er kommt nie zu mir, außer wenn ihn seine Schwester zu mir hinführt. Zuweilen, wenn ich im Garten spazieren gehe, sehe ich von ferne Eugen mit Ernsts Kindern spielen. Dann bleibe ich stehen, um, hinter einer Hecke versteckt, ihn lange zu betrachten. So könnte ich ganze Stunden zubringen. Er sieht mich nicht und überläßt sich ohne Rückhalt der Munterkeit seines Alters, die meine Gegen-

wart stets niederzuhalten scheint. Er fürchtet mich ohne Zweifel und wird mich nie lieben. Oft drückt mich dieser Gedanke nieder . . . Da ergreift mich plötzlich ein Verlangen, zu ihm zu eilen, ihn zu küssen, ihn mit Liebkosungen zu erdrücken, denn ich sage mir: wenn er nun doch dein Sohn wäre! . . . aber bald taucht der grausame Zweifel wieder in mir auf, mein Herz wird zu Eis, und ich entferne mich schnell von dem Kinde.

Meiner Tochter ist es nicht entgangen, daß ich ihren Bruder nicht so herze wie sie; denn ein Mädchen von sieben Jahren macht schon ihre kleinen Bemerkungen, und die Kinder sind schärfere Beobachter, als man glaubt. Henriette, die sich wie eine Frau an der Seite ihres Bruders vorkommt, weil sie vier Jahre älter ist als er, scheint den kleinen Eugen unter ihren Schutz genommen zu haben; sie fordert ihn zum Spielen auf, schmält ihn aus, straft oder belohnt ihn; kurz, benimmt sich gegen ihn als eine kleine Mama. Aber wenn ich Henrietten rufe, so rufe ich Eugen nicht; wenn ich sie auf meinen Schooß nehme, so nehme ich ihren Bruder nicht darauf: meine Tochter die all' das beobachtet hat, sagte mir eines Morgens während ich sie küßte:

„Aber, Papa, liebst Du denn meinen Bruder nicht . . . Du küssest ihn nie . . . und sprichst nie mit ihm . . . und er ist doch so artig! Er liebt Dich auch mein Bruder; warum nimmst Du ihn nicht in Deine Arme?“ — Liebes Kind, weil man einen Knaben nicht wie ein Mädchen behandelt. — „Ah, man küßt also die kleinen Knaben nicht?“ — Selten. — „Aber, Papa, Herr Ernst küßt doch seinen kleinen Knaben so oft als seine Tochter.“

Ich weiß hierauf nichts zu sagen; die Kinder bringen uns oft in Verlegenheit, wenn wir etwas vor ihnen verbergen wollen. Mademoiselle Henriette, die wahrnimmt, daß ich ihr nicht zu antworten weiß, ruft aus:

„Ach! wenn Du meinen Bruder nicht liebtest, so wäre das recht häßlich von Dir!“

Um den Bemerkungen und Fragen meiner Tochter auszuweichen, nehme ich mir vor, ihn wenigstens im Laufe des Tages zu küssen. Da ich mich aber dafür jeden Morgen entschädigen will, so begebe ich mich beim Aufstehen in das Kinderzimmer. Sie schlafen noch Beide wenn ich hereinkomme. Eugens Wiege steht nahe bei einem Fenster, Henriettens kleines Bett in der Tiefe des Zimmers und ist mit Vorhängen umgeben, die ich vorsichtig entferne, um sie nicht aufzuwecken. Ich gehe niemals zu der Wiege und entferne mich leise und ohne das mindeste Geräusch, nachdem ich meine Tochter geküßt habe.

So treibe ich es mehrere Tage. Henriette spricht nicht mehr von ihrem Bruder mit mir; aber sie sieht mich verstohlener Weise mit einem schelmischen Blicke an; es scheint, als ob sie schon Projekte in ihrem kleinen Kopfe ausheckе.

Eines Morgens trete ich wie gewöhnlich in das Kinderzimmer, öffne zur Hälfte die Vorhänge und küsse meine Tochter; ich bin im Begriffe, mich auf den Zehenspitzen zu entfernen, als ich laut hinter mir lachen höre; ich drehe mich um ... und erblicke Henrietten im Hemde hinter einem Lehnstuhl niedergekauert; sie läuft aus ihrem Schlupfwinkel hervor, hüpft und tanzt im Zimmer und ruft dabei aus:

„Ah! ich wußte wohl, daß ich Dich nöthigen würde, meinen Bruder zu küssen."

Ich sehe sie überrascht an, ziehe dann die Vorhänge ihres Bettes zurück und siehe da ... ihr Bruder liegt darin ... dem sie ihr Häubchen aufgesetzt und der sein Gesicht gegen die Wand gedreht hat. Somit habe ich ihn geküßt! ... weil ihn seine Schwester an diese Stelle gelegt hatte. Ich fühle mich ergriffen, gerührt ... In diesem Augenblicke läßt sich Eugens Stimmchen hören, der, ohne sich von der Stelle zu rühren und ohne sich umzukehren, ausruft:

„Liebe Schwester ... darf ich mich jetzt bewegen?" — Ja,

es ist schon vorbei," antwortet Henriette. — „Wie? ... was will er damit sagen?" frage ich sie. — — „Ah, Papa, drum schlief er nicht und stellte sich nur so; ich hatte seinen Kopf nach der Wand gedreht und ihm gesagt: Wenn Du Dich bewegst, wenn Du den Kopf drehst, wird Dich Papa erkennen und nicht küssen. Du siehst, daß er sehr vernünftig war und sich gar nicht bewegt hat." Ich kann mich nicht mehr zurückhalten; ich schließe Eugen in meine Arme, bedecke ihn und seine Schwester mit Küssen und rufe:

„Von nun an werdet Ihr die gleichen Liebkosungen von mir empfangen: mein Herz wird keinen Unterschied mehr unter Euch machen... Ihr werdet beide meine lieben Kinder sein!"

Ach! es ist noch besser einen Fremden zu lieben, als sich der Gefahr auszusetzen, seinen Sohn aus seinen Armen zu stoßen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Freiwerber.

Ernst und seine Frau bemerken bald die Veränderung, die in meinem Betragen gegen meinen Sohn eingetreten ist; sie scheinen höchst erfreut darüber. Ich erzähle Ihnen, was Henriette gethan, und daß sie Schuld an dieser Veränderung ist. Sie überhäufen sie mit Liebkosungen und auch ich, denn ihr verdanke ich es, glücklicher geworden zu sein.

Nach seiner Rückkunft von Paris, von wo er Bücher für mich und Spielsachen für die Kinder mitgebracht, bleibt Petermann einmal kerzengerade vor mir stehen; seine Gewohnheit, wenn er mir etwas sagen möchte: er erwartet, daß ich ihn frage; das habe ich jetzt weg.

„Was gibt es Neues, Petermann?" — Nichts, Herr, außer daß ich diesen Morgen bei meinem Hierherkommen Jemand be-

gegnet bin. — „Jemand . . . an dem ich Interesse nehme?“ — Ja . . . eine Bekanntschaft von Ihnen . . . Personen, die zu gleicher Zeit mit uns in Mont d'Or waren; die junge, schöngewachsene, hübsche Dame und der kleine magere, lebhafte und lustige Herr. — „Herr Roquencourt und seine Nichte?“ — Dieselben. — „Sie haben sie gesehen?“ — Auf dem Boulevard, als ich nahezu die Vorstadt Saint-Antoine erreichte. — „Sie werden sie doch nicht zuerst angeredet haben, hoffe ich?“ — Ach! prosit die Mahlzeit . . . ich werde mir doch so etwas nicht einfallen lassen? . . . Ich habe sie nicht einmal gesehen . . . Plötzlich fühle ich einen ganz leichten Schlag auf meiner Schulter . . . ich drehe mich um; es war der Onkel, ganz außer Athem: seine Nichte war viel weiter zurück. Er sagte zuerst zu mir: Mein Freund, Sie laufen teufelmäßig geschwind! . . . o weh! ich habe Ihretwegen springen müssen. — Ich antworte ihm: der Kuckuk auch, Herr, ich wußte nicht, daß Sie hinter mir her waren. Nun kam auch seine Nichte dazu. Es scheint, sie ist noch immer neugierig, die junge Person; Sie erinnern sich, Herr, daß sie mich in Mont-d'Or schon einmal auseraminirt hat. — „Nun! und was hat sie wissen wollen?“ — Zuerst Nachrichten über Sie, Herr; dann, da sie mich ein Paket tragen sah, fragte sie mich, wo ich es hin bringe? — Nach Saint-Mandé, Mademoiselle. — Wohnt Herr Dalbreuse in Saint-Mandé? — Ja, Mademoiselle. — Ist das Paket für ihn? — Ja Mademoiselle . . . Dann fing sie auf eine drollige Art an zu lachen und ich bemerkte, daß der Kopf eines Hanswursts aus dem Paket heraussah; nun sagte der Onkel: hat Herr Dalbreuse ein kleines Marionettentheater errichtet? — Ich antworte ihm: Nein, Herr; es sind auch Bücher für meinen Herrn darin, diese Spielsachen sind für die Kinder. — Wie, er hat Kinder bei sich? rief dann die Demoiselle aus. — Ah! dachte ich bei mir, die Fragen nehmen einmal wieder kein Ende. Ich zog nun meinen Hut herab, machte ihnen mein Com-

pliment und sagte ihnen, daß ich pressirt sei. — „Und das ist Alles, Petermann?“ — Ja, Herr.“ —

Caroline hat mich also nicht vergessen ... und doch haben wir uns keineswegs freundlich getrennt. Doch gäbe das noch keinen Grund ab, nicht mehr an einander zu denken; es gibt viele Leute, die sich freundlich trennen und sich doch schnell vergessen.

Diese Erinnerung an Mademoiselle Derbin versetzt mich in eine angenehme Aufregung; sie hatte einen so eigenthümlichen Charakter, eine Denkweise nicht wie die von aller Welt, und ungeachtet dessen die Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts.

Wenn Petermann noch da wäre, so würde ich ihn fragen, ob sich Mademoiselle Derbin verändert habe, ob sie noch so munter aussehe wie früher ... Ich würde ihn fragen ... was weiß ich Alles! ... aber er ist wieder fort. Es ist so auch recht. Zu was habe ich nöthig, mich mit Carolinen zu beschäftigen! ... Ich habe mir fest vorgenommen, nur noch für meine Kinder Liebe zu empfinden. Das ist freilich Schade: die Liebe ist eine so angenehme Beschäftigung!

Seit der Erzählung Petermanns von seiner Begegnung sind drei Tage verflossen. Ich bin mit meinen Kindern auf einem Spaziergang nach dem Gehölze von Vincennes. Eugen ist nun nicht mehr so schüchtern bei mir: er lächelt mir zu, schmeichelt mir sogar, obgleich er noch nicht die volle Hingebung seiner Schwester hat, der ich in Allem zu Willen sein muß. Ich führe an jeder Hand ein Kind. Ich höre dem Geplauder Henriettens und den Antworten ihres Bruders zu. Aber meine Tochter fängt an, von ihrer Mutter zu sprechen und meine Stirne verdüstert sich.

„Papa! warum kommt denn die Mama nicht zurück?“ — Sie ist sehr weit fort, liebe Tochter ... Es ist wohl möglich, daß Du sie noch lange nicht wieder siehst. — „Aber das ist recht verdrießlich ... warum suchen wir sie nicht auf?“ — Das kann nicht sein. — „Warum nicht.“ — Weil ich nicht weiß, wo sie jetzt ist. — „Ach! mein Gott ... wenn sie verlaufen gegangen wäre!“

Henriette schwimmt in Thränen und sieht mich an, als sie diese Frage an mich richtet. Arme Kleine! wenn sie wüßte, wie weh sie mir thut! ... Ich weiß nicht, wie ich sie trösten soll. Wäre Eugenie zurückgekommen, so würde sie, denke ich, ihre Kinder zu sehen verlangt haben, und ich würde ihr dieses Vergnügen nie versagen. Aber ich höre nicht mehr von ihr sprechen. Ernst und seine Frau erwähnen ihrer in meinem Beisein niemals, und obgleich ihr Stillschweigen anfängt, mich zu incommodiren, so will ich doch nicht der Erste sein, der von Eugenien mit ihnen spricht; es ist auch möglich, daß sie ebenso wenig über sie wissen, als ich selbst.

Henriette sieht mich noch immer an; ungeduldig darüber, daß ich ihr nicht antworte, ruft sie endlich aus:

„Aber, Papa, an was denkst Du denn?“ — An Dich, liebe Tochter. — „Ich frage Dich, ob meine arme Mama verloren gegangen ist, und Du gibst mir keine Antwort ... und Herr Eugen, der nie nach seiner Mama frägt. Hum! ... das ist schändlich, das! ... böses kleines Herz!“

Eugen betrachtet seine Schwester mit beschämter Miene, dann schreit er, als ob er ein Compliment hersagte:

„Papa, ich bitte um Nachricht von Mama ... wenn Du so gut sein willst?“

Ich küsse Eugen; mit dieser Antwort wird er sich zufrieden geben: aber meine Tochter bringt mich jeden Tag mehr in Verlegenheit. Sie ist jedoch schon fähig, Vernunftgründe anzuhören, denn ihre Fassungskraft ist ihrem Alter vorangeeilt. Ich gehe nicht weiter und setze mich am Fuße eines Baumes nieder; ich ziehe meine Kinder zu mir her und sage zu Henrietten:

„Du bist kein Kind mehr, liebe Tochter; man kann nun vernünftig mit Dir sprechen.“ — O! ja, Papa, ich bin sieben Jahre vorbei ... und kann lesen. — „Nun höre: Deine Mama ist verreist ... nach einem sehr entfernten Lande; ich weiß selbst nicht,

wann sie zurückkommen wird; Du kannst Dir denken, daß es mir Kummer macht, sie nicht mehr zu sehen ... und so oft Du mit mir davon sprichst, vermehrst Du diesen Kummer ... Verstehst Du mich, liebes Kind?" — Ja, Papa ... ich soll also nicht mehr von der Mama mit Dir sprechen? — „Wenigstens sollst Du keine Fragen an mich richten, die ich nicht beantworten kann." — Ah! aber denken darf ich doch immer an Mama? — „Ja, liebe Henriette. Und sei überzeugt, daß, sobald sie nach Paris zurückkommt, ihre erste und wichtigste Sorge sein wird, Euch an ihr Herz zu drücken."

Meine Tochter schweigt. Diese Unterredung scheint die armen Kinder traurig gemacht zu haben. Sie sagen nichts mehr und ich selbst bleibe in Gedanken versunken bei ihnen. Nach Verfluß kurzer Zeit kommen ein Herr und eine Dame in unserer Richtung gegangen. Ich habe die Augen nicht aufgeschlagen, um nach ihnen zu sehen, aber ich höre mich beim Namen nennen ... Es ist Herr Roquencourt und seine Nichte. Sie bleiben vor uns stehen.

„Ja, meine Nichte hatte Recht ... es ist unser lieber Herr Dalbreuse!"

Ich stehe auf und grüße Onkel und Nichte. Caroline hat ein kaltes, aber artiges Benehmen. Ich finde nicht mehr jene lebhafte und heitere Physiognomie an ihr, die in Mont-d'Or so Viele an ihren Triumphwagen fesselte; sie hat eine ernstere Haltung angenommen. Ihr Blick ist eher melancholisch: aber wie gut steht ihr diese Miene! wie viele Reize verleiht ihr diese Aenderung in meinen Augen!

„Meine Nichte sagte mir von Weitem: Dort ist Herr Dalbreuse ... denn ich muß gestehen, ich hätte Sie nicht erkannt ... und habe doch ein sehr gutes Gesicht! ... habe nie eine Brille gebraucht, außer im Doktor und Apotheker, und in dieser war nur Fensterglas ... aber wem gehören diese lieben

Kinder?" — Sie gehören mir. — „Ihnen? ... ach! ja ... ich erinnere mich. Meine Nichte hat mir gesagt, daß Sie verheirathet seien ... Sie sind lieblich ... Die Kleine hat herrliche Augen ... und schon eine nette Haltung ... Wir werden einmal schöne Eroberungen mit diesen Augen machen ... und Du, Alterchen ... O! wie gut würdest Du den schönen Leander machen ... er müßte sich in einer Perrücke und Haarbeutel famos ausnehmen."

Während Herr Roquencourt meine Kinder betrachtet, nähert sich mir seine Nichte und fragt mich mit halblauter Stimme:

„Sie haben also Ihre Kinder jetzt bei sich?" — Ja, Mademoiselle." — Darauf neigt sie sich zu Henrietten und sagt ihr:

„Wollen Sie mich nicht küssen, kleine Freundin?"

Meine Tochter macht ein hübsches Knickschen und läßt sich dann küssen. Hierauf nimmt Mademoiselle Derbin Eugen in ihre Arme, um ihn zu liebkosen. Ich weiß nicht, warum ich diesem Thun mit Vergnügen zusehe.

„So also, Sie wohnen in Saint-Mandé, Herr Dalbreuse? Wir haben das von Ihrem Diener erfahren, dem wir begegneten." — Ja, Herr Roquencourt; ich bringe hier die schöne Jahreszeit zu; ich wohne bei einem Freunde, der mit seiner Frau so gut war, meine Kinder während meiner Reisen zu sich zu nehmen. — „Aber Sie wissen eine Sache nicht? daß wir seit gestern Ihre Nachbarn sind." — Wie? — „Ja, wahrhaftig. Wir haben ein kleines möblirtes Haus in Saint-Mandé gemiethet und sind hineingezogen, um den Rest der schönen Jahreszeit hier zu verbringen. Das ist ein Einfall meiner Nichte. Nachdem wir Ihrem Diener begegnet waren, sagte sie mir: Lieber Onkel, ich befinde mich nicht wohl ... und es ist auch wahr, daß sie seit unserer Rückkehr von Mont-d'Or immer leidend ist." — Mein Gott, lieber Onkel, das Alles interessirt den Herrn sehr wenig. Zu was diese Details? — „Mademoiselle, Alles, was Sie betrifft, kann mich nur interessiren."

Caroline wendet das Haupt ab. Ihr Onkel fährt fort:
„Ja, meine liebe Freundin, Du bist leidend . . . magst Du es auch verbergen wollen . . . man sieht es doch . . . diese ernste melancholische Miene, die an die Stelle Deiner früheren Heiterkeit getreten ist . . . denn Du besitzest Deine Heiterkeit nicht mehr, und . . .“ — Aber Sie täuschen sich, lieber Onkel; ich bin immer die Nämliche. — „Kurz, Du wolltest wegen Deiner Gesundheit hierherziehen . . . das hast Du mir wenigstens gesagt; und wenn Du einmal etwas willst . . . Sie wissen, Herr Dalbreuse, es ist wie damals, wo sie uns auf den Promenaden von Mont-d'Or herumschleppte . . . so muß es sogleich geschehen: und so sind wir vierundzwanzig Stunden darauf hierher gekommen, haben das kleine Haus gesehen und gemiethet, und mußten es auch sogleich beziehen.“ — Weil mich Paris langweilte . . . und dann . . . kannte ich auch diese Gegend nicht. — „Aber ich kannte sie und liebe sie sehr . . . Dugazon hat ein Landhaus in Saint-Mandé gehabt. Ich will es Ihnen auf dem Rückweg zeigen. Dort kamen wir hin, um zu lachen, kleine Soupers einzunehmen und Komödie zu spielen. Ich habe dort den Advokat Patelin . . . den Kleinhans in den Prozeßkrämern gespielt. O! in den Prozeßkrämern habe ich mir einen abscheulichen Jux gemacht! Sie wissen, in dem Augenblicke, wo . . .“ — Aber, lieber Onkel, wir halten Herrn Dalbreuse auf . . . wir stören ihn vielleicht! — „O! nicht im Mindesten, Mademoiselle . . . ich wollte gerade nach Saint-Mandé zurückkehren.“ — Dahin gingen wir gerade auch; wir können den Weg zusammen zurücklegen . . . Es war also in den Prozeßkrämern. Sie wissen, daß man im dritten Akte kleine Hunde bringt: Dugazon hatte mir gesagt: Schaffst Du die (ich habe Ihnen schon gesagt, daß mich Dugazon duzte) . . . Schaffst Du die kleinen Hunde an? Ich, der schon meinen Streich im Kopfe hatte, antwortete ihm: Ja, ich schaffe sie an. — Ganz gut. — Das Stück wird gespielt: es kommt die Stelle, wo man

nach den unglücklichen Waisen frägt ... ich bringe einen großen bedeckten Korb herbei ... Rathen Sie, was daraus hervorkommt ... ein Dutzend Mäuse, die ich darin verborgen hatte, und die alsbald über die Bühne laufen und sich ins Orchester retiriren ... nun, das Lachen der Männer! das Gekreisch der Weiber ... Alle glaubten eine Maus unter ihrem Unterrocke zu haben! ... Ha! ha! ich mußte mir die Seiten halten! ... Nach dem Stücke erklärten mich die Damen für ein Ungeheuer! ... Das trug mir drei verliebte Abenteuer ein!“

Herr Roquencourt spricht unausgesetzt und wir kommen im Dorfe an. Caroline hat fortwährend Eugen an der Hand geführt und oft mit meiner Tochter gesprochen.

„Das ist unsere Einsiedelei,“ sagt Herr Roquencourt, vor einem hübschen Hause stehen bleibend, das nur zwei Büchsenschüsse von Ernst's entfernt ist, „ich hoffe, Herr Dalbreuse, daß Sie uns darin besuchen werden. Auf dem Lande muß man gute Nachbarschaft halten ... nicht wahr, liebe Nichte?“ — Wenn uns Herr Dalbreuse das Vergnügen schenken ... und seine Kinder mitbringen will ... so wäre es mir eine Freude, sie bei mir zu sehen. Würden Sie gerne zu mir kommen, liebe Freundin? — „Ja, Madame.“ — Und Sie, kleiner Freund? ... Sie haben gewiß die Bonbons gerne; und ich habe immer.“

Eugen antwortet mit großem Ernst, daß er gerne kommen werde, um die Bonbons zu sehen. Ich danke im Namen meiner Kinder und verabschiede mich, indem ich sie den andern Tag zu bringen verspreche.

Caroline wünscht mich also wieder zu sehen: ihr großer Zorn über mich ist demnach besänftigt; ohne Zweifel hat ihr Gefühl diesen Zorn entstehen lassen, und ebenso ihn vertrieben. Aber warum besitzt sie nicht mehr ihre frühere Munterkeit? ... In Wahrheit! es wäre sehr lächerlich von mir, wenn ich das auf meine Rechnung setzen wollte. Kann Mademoiselle Derbin nicht sonst

einen Herzenskummer haben, irgend ein Geheimniß, dem ich ganz fremd bin? Ich möchte gerne wissen, ob sie vor ihrer Abreise von Mont-d'Or noch einmal mit Madame Blemont zusammengekommen ist. Im Ganzen bin ich gar nicht unzufrieden mit diesem Zusammentreffen. Wenn Ernst arbeitet, kann man nicht mit ihm sprechen; seine Frau ist ohne Unterlaß mit ihren Kindern und ihrer Haushaltung beschäftigt: ich werde zuweilen zu meiner Unterhaltung zu Herrn Roquencourt gehen.

Beim Mittagessen erzähle ich meinen Hauswirthen die Begegnung, die ich gemacht habe.

„Wenn es liebenswürdige Leute sind," sagt Ernst, „so laden Sie sie ein, auch uns zu besuchen." Ich nehme wahr, daß seine Frau nicht dieser Ansicht ist. Ich habe gesagt, daß Caroline reizend sei: die Frauen fürchten zuweilen die Besuche von reizenden Personen, und Margarethe ist nunmehr eine Frau.

„Lieber Freund," sagte sie, „es sind Leute, die fünfundzwanzigtausend Franken Renten und eine Equipage haben, die möchte ich nie bei mir empfangen." — Und warum nicht, liebe Freundin? Ich bin Schriftsteller, und das Genie geht dem Reichthume vor. Nicht so, lieber Heinrich? — „Es sollte wenigstens so sein." — Ich, lieber Freund, die ich keine Schriftstellerin bin, habe kein Genie. — „Das wäre noch kein Grund, beste Freundin . . . das Eine findet sehr häufig ohne das Andere Statt." — Kurz, ich möchte es nicht . . . und verstände es auch nicht . . . Du sagst ja selbst, man solle keine Bekanntschaften machen, die zu Ausgaben Veranlassung geben."

Es scheint mir, daß sich Margarethe verwickelt und ich glaube zu bemerken, daß sie ihrem Manne Zeichen macht; dieser aber sucht den Schlußreim eines Couplets und hört nicht mehr auf Margarethen. Ich beruhige die junge Frau, indem ich ihr sage, daß gar keine Verbindlichkeit vorläge, Herrn Roquencourt und seine Nichte zu empfangen. „Aber Sie werden zu Ihnen gehen?"

fragt sie mich. — „Ja; ich sehe keinen Grund, es nicht zu thun. — „Nein, ohne Zweifel . . . Aber, nach dem, was ich über diese Demoiselle gehört habe, die nicht heirathen will, muß ich annehmen, daß es eine Kokette ist.“ — Wenn das auch der Fall wäre, mir aber ihre Gesellschaft angenehm ist . . . so meine ich nicht, daß ich etwas zu fürchten habe.“

Madame Ernst sagt nichts mehr; doch sehe ich wohl, daß sie von der neuen Nachbarschaft, die wir bekommen, nicht sehr erbaut ist, kann mir jedoch den Grund davon nicht denken: ich werde mich auch dadurch nicht abhalten lassen, die Nachbarn zu besuchen.

Am andern Tage nehme ich meine Kinder mit und gehe mit ihnen in Herrn Roquencourts Wohnung. Ich finde den Onkel in seinem Garten mit mehreren Leuten aus der Gegend herumspazierend. Reiche Leute finden schnell Gesellschaft! . . . Jedem ist darum zu thun, sich an Leute anzuschließen, die Equipage halten.

Herr Roquencourt ist im schönsten Zuge, seinen neuen Bekannten eine Scene des Herrn von Crac zu erzählen; er nimmt meine Kinder bei der Hand, um ihnen den Garten zu zeigen und sie mit Pfirsichen zu regaliren. Ich lasse sie gehen und trete in die Parterrewohnung, um Carolinen zu grüßen. Ich höre den Ton eines Claviers. Ein Clavier! . . . welche Erinnerungen erweckt dieses Instrument in mir! . . . Diese Accorde thun mir jetzt wehe. Ich erinnere mich, daß mir Mademoiselle gesagt hat, sie spiele Clavier. Ich bemühe mich, meine Bewegung zu unterdrücken und betrete den Salon, in dem sich Caroline aufhält. Ich höre ihr einige Zeit zu, ohne mit ihr zu sprechen . . . ich kann nicht sagen, was ich empfinde. Sie hört endlich auf, und ich nähere mich:

„Sie waren da?“ frägt sie mich. — „Ja, ich hörte Ihnen zu. — „Haben Sie Ihre Kinder nicht mitgebracht?“ — Doch,

sie sind bei Ihrem Herrn Onkel. — „Sie sind liebenswürdig, Ihre Kinder, und ... ich gratulire Ihnen, daß Sie sie bei sich haben ... Es beweist mir, daß Ihre Frau Gemahlin Ihr Unrecht vergessen hat ... weil sie Ihnen ihr Theuerstes anvertraut ... Es läßt mich auch vermuthen, daß sie bald selbst ..." — Haben Sie sie noch einmal gesehen, ehe Sie von Mont-d'Or weggingen, Mademoiselle? — „Nein, mein Herr, sie hat unser Hôtel gleich am Tage nach Ihrer Abreise verlassen. Wissen Sie nicht, wo sie gegenwärtig ist?" — Nein, Mademoiselle. — „In Wahrheit, mein Herr, ich komme nicht aus Ihrem Betragen ... aus Ihnen selbst ... Sie scheinen Ihre Kinder zärtlich zu lieben und verlassen ihre Mutter leidend, unglücklich ... Wenn ich Sie nicht gesehen und man nur von Ihnen mit mir gesprochen hätte, so würde ich Sie im Physischen so häßlich wie im Moralischen gehalten haben ... Wenn man Sie jedoch kennt ... so kann man das nicht mehr denken."

Caroline lächelt; ich schweige: das ist das Beste, was ich thun kann, wenn man diesen Gegenstand berührt. Henriette und Eugen kommen vom Garten zurück. Caroline läuft ihnen entgegen, küßt sie und überhäuft sie mit Spielsachen und Bonbons: dann, als ich fortwährend Stillschweigen beobachte, setzt sie sich wieder vor das Clavier und läßt während einiger Augenblicke ihre Finger auf den Tasten herumirren. Eugen hat sich in eine Ecke gesetzt und ist ausschließlich mit seinen Bonbons beschäftigt; Henriette bewundert eine schöne Puppe, die man ihr eben geschenkt hat: aber bei den ersten Tönen des Claviers sehe ich sie zuhören und nicht mehr spielen. Auch ich höre zu; denn mich dünkt Eugenien zu hören ... sie hatte das gleiche Talent, denselben Ausdruck. Bald wird meine Täuschung noch vollständiger. Mademoiselle Derbin beginnt nach einem brillanten Vorspiel ein Stück, das mir bekannt ist ... Es ist das Gleiche, welches Eugenie vorzugsweise gerne spielte ... Ich überrede mich, ich höre sie selbst, wie in den ersten Zeiten unserer Verbindung ... Aus dieser

Täuschung werde ich durch Seufzer gezogen . . . ich sehe in die Höhe. Meine Tochter steht ganz in Thränen und die Puppe ist ihren Händen entfallen. Ich laufe auf Henrietten zu; Caroline ebenfalls.

„Was hast Du, mein liebes Kind?“ frage ich sie, indem ich sie an mein Herz drücke. „Warum diese Thränen?“ — Ach, Papa . . . weil ich . . . die Mama noch zu hören glaubte!“

Arme Kleine, ich schlinge meine Arme um sie und verberge in ihrem Haare die Thränen, die auch meinen Augen entstürzen.

Caroline ist vor uns stehen geblieben, aber ich höre sie halblaut zu mir sagen:

„Sie sehen dieses Kind in Thränen und geben ihm seine Mutter nicht zurück!“

Ich fasse mich wieder und tröste meine Tochter; Caroline überhäuft sie mit Liebkosungen; aber unerachtet ihrer dringenden Bitten, noch da zu bleiben, entferne ich mich mit meinen Kindern, denn ich höre Herrn Roquencourt kommen, und in diesem Augenblicke wäre es mir unmöglich, mich in Gesellschaft zu bewegen.

Ich habe mehrere Besuche bei meinen Nachbarn gemacht. Caroline spielt nicht mehr Clavier, wenn ich zugegen bin. Sie überschüttet meine Kinder mit Liebkosungen, mit Geschenken, welche die Kinder nicht zurückweisen können: bei mir ist sie traurig und still, findet jedoch immer, daß ich zu bald gehe.

Bei Ernst's sehe ich, daß man die neuen Nachbarn nicht liebt: das finde ich sehr ungerecht, da man sie nicht einmal kennt. Man wirft geringschätzende Blicke auf das Spielzeug, welches meine Tochter und Eugen von Carolinen erhalten; ist es Eifersucht, und weil ihre Kinder nicht eben so viel erhalten, daß Madame Ernst heruntersetzt, was man den meinigen gibt? Nein, ich kenne das vortreffliche Herz Margarethens; der Neid ist ihr fremd; woher mag es doch kommen, daß sie gegen die Nichte des Herrn Roquencourt so viel Eingenommenheit zeigt?

Auf dem Wege zu Carolinen begegne ich eines Tags zu meiner großen Ueberraschung Herrn Giraud. Aber ich höre bald, daß er dort durch einen Nachbar, bei dem er den Tag zugebracht, vorgestellt worden ist. Auf dem Lande führt stets ein Freund den andern ein, und Giraud gehört zu den Leuten, die nichts Anderes verlangen, als eingeführt zu werden. Er scheint entzückt, mich wieder zu sehen; man liebt immer Bekannte in einem Hause zu finden, in welches man zum ersten Male geht, es verleiht Einem mehr Ungezwungenheit. Als er wahrnimmt, daß ich im Hause gerne gesehen bin, daß mir der Onkel und die Nichte viel Freundschaft bezeigen, so verdoppelt Herr Giraud seine Zuvorkommenheiten gegen mich; ich errathe leicht den Grund davon: Giraud ist nicht ohne Zweck hierhergekommen; er wird gehört haben, daß Mademoiselle Derbin heirathsfähig ist . . . Ein hübsches und reiches Frauenzimmer, welch' schöne Hochzeit steht da in Aussicht! . . . er will hier Beförderer seines Zweckes werden. Er erdrückt Carolinen wahrhaft mit Complimenten, die übrigens, wie es mir vorkommen will, keinen Eindruck auf sie machen; aber er hört mit unzerstörlicher Geduld Herrn Roquencourt den Mascarillo vorbeklamiren, und das könnte ihm leicht eine Einladung, wiederzukommen, eintragen.

Der Nachbar jedoch, der ihn hergebracht, will nach Hause zurückgehen; Giraud entfernt sich mit Bedauern; er erbittet sich die Erlaubniß, den Onkel und die Nichte zu begrüßen, wenn er in Saint-Mandé spazieren geht; man antwortet ihm auf eine verbindliche Art und er geht ganz bezaubert von dannen. Ich entferne mich zu gleicher Zeit, denn ich sehe, daß er mich zu sprechen wünscht; in der That, ich bin kaum draußen, so nimmt er mich am Arm, hemmt seinen Schritt und heißt seinen Freund vorausgehen; dann knüpft sich folgendes Gespräch an:

„Theurer Freund, es scheint, Sie sind hier sehr genau bekannt . . . sehr gerne gesehen bei Herrn Roquencourt?“ — Aber,

Herr Giraud, ich schmeichle mir, überall, wo ich hinkomme, gerne gesehen zu sein; sonst würde ich . . . — „So verstehe ich es nicht . . . mein Gott! ich kenne Ihre Verdienste, bester Freund . . . obgleich Sie nicht mehr mit Ihrer Frau leben . . . aber das beweist nichts! . . . Sagen Sie mir doch, diese Demoiselle Derbin ist eine superbe Partie . . . wenn das, was man mir sagt, wahr ist . . . Ich werde übrigens Erkundigungen einziehen . . . Fünfundzwanzigtausend Franken Renten netto und dann noch Hoffnungen auf den Onkel! . . . dabei eine hübsche Person, Haltung, Talente; spielt Clavier . . . Spielt sie auch noch etwas Anderes?“ — Ich habe sie noch nicht gefragt? — „Gleichgültig! es ist einmal eine sehr vortheilhafte Partie, und ich habe gerade einen Mann für sie.“ — Ah! Sie haben. — „Ja, Sie wissen, daß ich mit Männern immer gut assortirt bin . . . daher habe ich auch, als Dupont, der da unten vorausgeht, mir von der Dame gesprochen hat, auf der Stelle zu ihm gesagt: Sie müssen mich hinführen; und er hat mich hingeführt und ich werde wieder hingehen. Sind sie immer zu Hause?“ — Außer wenn sie ausgehen. — „Ich wollte sagen: ob sie nicht nach Paris zurückkehren?“ — Das weiß ich nicht. — „Dann werde ich schleunigst zurückkommen . . . Das ist eine zu gute Partie, um die Sache nicht zu betreiben; ein Anderer könnte mir zuvorkommen . . . Glücklicherweise ist Saint-Mandé nicht weit, und es gibt immer Omnibusse. Aber, lieber Freund, Sie müssen mir auch ein wenig in der Sache an die Hand gehen, dem Onkel und der Nichte auf den Puls fühlen, und von meinem jungen Manne mit ihnen sprechen.“ — Von welchem jungen Manne? — „Den ich ihnen vorschlagen werde; ein hübscher Junge von zweiundzwanzig Jahren, ein einziger Sohn, mit Vermögen . . . der eine Apotheke zu kaufen wünscht . . . Uebrigens, wenn ihr der nicht ansteht, so besitze ich noch andere . . . Hauptsächlich kommt es darauf an, zu wissen, ob die Demoiselle noch kein Verhältniß hat . . . Wissen Sie vielleicht, ob sie irgend

ein Verhältniß hat?" — Mit welchem Rechte, Herr Giraud, kann ich die Demoiselle so etwas fragen? — „Ah! bah! ohne es gerade zu fragen, kann man es doch erfahren; kurz, stehen Sie mir in der Sache bei; ich will Dupont auch dazu zu veranlassen suchen. Ich muß ihn nun einholen ... Mein Freund, ich bitte Sie, sondiren Sie nur die Demoiselle: Sie können ihr einen sehr hübschen jungen Mann mit hunderttausend Franken und zwei schönen Erbschaften in Aussicht offeriren ... Und ... sollte sie durchaus keinen Geschmack an einer Apotheke haben ... was denkbar ist, wenn man fünfundzwanzigtausend Franken Rente hat, so kann man eine Advokatur kaufen ... das wird ihr besser gefallen ... strenge genommen braucht man auch gar nichts zu kaufen ... he! holla! ... Dupont ... ich komme schon. Teufel auch! er wäre im Stande, ohne mich zu Mittag zu essen!"

Giraud hat mich verlassen. Ich kann nicht umhin, über seine Wuth, alle Welt unter die Haube zu bringen, zu lachen; ich halte das für seinen einzigen Beruf, und daß er sich außer den Hochzeitsschmäusen eine Commissionsgebühr von dem Bräutigam bezahlen läßt. Wenn er übrigens auf mich rechnet, um mit Mademoiselle Derbin zu sprechen, so hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Was werde ich von Jemand sprechen, den ich nicht kenne? Und überdies sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, alle Welt zu verheirathen.

Seit diesem Zusammentreffen sind drei Tage verflossen. Ich habe Giraud vergessen, und glaube auch, daß man bei Roquencourts nicht viel an ihn denkt ... Ich ging einen Augenblick ohne meine Kinder aus und ohne die Absicht zu haben, Carolinen zu sehen; aber sie stand am Fenster, als ich vorbeiging und winkte mir, herein zu kommen. Ihr Onkel war im Garten und sie allein im Salon. Seit unserem Aufenthalte in Mont-d'Or fühle ich mich, ich weiß nicht warum, in Verlegenheit, wenn ich allein bei ihr bin.

Wir bleiben lange zusammen, ohne mit einander zu sprechen. Das kommt ziemlich oft vor, wenn man sich Vieles zu sagen hat. Caroline sitzt nahe an ihrem Clavier, spielt aber nicht.

„Warum höre ich Sie nicht mehr spielen?" frage ich sie. — „Weil es Sie verstimmt . . . und ich es nicht für nöthig halte, Ihnen Kummer zu machen. — „Es gibt Erinnerungen, die zugleich peinlich und süß sind. Ich möchte doch noch einmal das Stück hören, das Sie letzthin spielten." — Welches Ihre Tochter zum Weinen brachte . . . Armes Kind . . . wie sehr liebe ich sie!"

Caroline setzt sich ans Clavier und spielt das Lieblingsstück Eugeniens. Ich lasse mich von dem Reize, sie zu hören und von dem Zauber der Erinnerung hinreißen. Mein Herz ist von Thränen angeschwollen und doch empfinde ich Vergnügen. Caroline wendet sich öfters um, mich zu betrachten, aber ich sehe sie nicht mehr.

Plötzlich zieht uns ein mächtiger Lärm aus dieser Stimmung, die für Beide so viel Reiz hatte. Man hat heftig an der Thüre des Hauses geklingelt. Bald hören wir mehrere Stimmen und Hundegebell.

„Wie ekelhaft!" ruft Caroline aus, „man kann auch keinen Augenblick hier in Ruhe bleiben; mein Onkel ladet die ganze Nachbarschaft zu sich ein! . . . er zwingt mich noch böse zu werden!"

Das Geräusch wird immer stärker. Ich glaube bekannte Stimmen zu hören. Endlich kommt man auf den Salon zu und ich sehe Giraud mit Frau, Tochter, einem Sohn und einem großen jungen Mann eintreten, der angekleidet ist, als ob er auf einen Ball gehen wolle und sich nicht zu bewegen wagt, aus Furcht, den Knoten seiner Halsbinde zu verrücken, oder an seinem Vater mörder zu streifen.

Caroline sieht mit großen Augen alle diese Leute hereinkommen. Giraud tritt auf sehr zwanglose Weise vor und präsentirt seine Frau mit den Worten: „Mademoiselle, ich habe die Ehre, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen . . . und zugleich meine Gattin vorzustellen . . . Madame, hier stelle ich Ihnen Mademoi-

selle, die Nichte des Herrn Roquencourt, vor, der mich verflossenen Sonntag so liebenswürdig aufgenommen und mich eingeladen hat, wieder zu kommen, wenn ich in dieser Gegend spazieren ginge ... Hier ist mein ältester Sohn und meine Tochter ... Macht doch Euer Compliment, Kinder ... Der Herr hier ist einer unserer intimsten Freunde ... er war mit bei dem Spaziergange, und ich habe mir erlaubt, ihn Ihnen vorzustellen ... Guten Tag, mein lieber Blemont, sehr erfreut, Sie wieder hier zu finden!"

Caroline hat all' diesen Leuten ein ziemlich kaltes Compliment gemacht und begnügt sich, ihnen Stühle anzuweisen. Die Familie Giraud setzt sich; der schöne Herr setzt sich auf den Rand eines Kanapes. Giraud fängt sogleich wieder an:

„Aber wo ist denn der theure Onkel, der liebenswürdige Herr Roquencourt? ... Gott! welches Vergnügen hat er mir gemacht, als er mir den Mascarillo im Unbesonnenen vordeklamirte! und vollends gar den Herrn von Crac! ... Ah! das war zu komisch! ... Meine Frau hat sich fast krank gelacht, als ich ihr das Stück erzählte ... Nicht wahr, meine Liebe?" — Ja, mein Freund. Aber, mein Gott! was schnoppert denn der Azor an allen Sesseln herum ... hierher Azor ... Herr Mouillé geben Sie ihm doch gefälligst einen Tritt, damit er ruhig bleibt."

Herr Mouillé, das ist nämlich der schöne junge Mann, steht auf und sucht den Hund zu fassen ... Da er ihn nicht erhaschen kann, so applicirt er ihm einen Fußtritt, der Azor in dem Augenblicke zu bellen und zu fliehen veranlaßt, wo Herr Roquencourt in den Salon tritt.

Alle stehen von Neuem auf. Herr Giraud präsentirt wiederum seine Familie und seinen jungen Mann, bei dem er dieses Mal hinzusetzt: „Herr Mouillé kommt nicht oft aufs Land ... er hat so viele Angelegenheiten zu ordnen, seitdem er seinen Onkel, den Kaufmann, beerbt hat, der ihm hundertundfünfzigtausend Franken und ein Boghei hinterlassen hat ... War es ein Boghei oder ein

Tilbury, ich weiß es nicht mehr genau?" — „Es war nur ein Rippenstößer," antwortet Herr Mouillé, ohne den Hals zu drehen. Giraud verzieht das Gesicht ein wenig und fährt fort:

„Kurz, es war ein Wagen. Das passirt für einen jungen Mann. Aber als ich ihm sagte, daß wir mit so liebenswürdigen Personen zusammen kommen würden, so zögerte er nicht, uns zu begleiten ... Liebe Frau, das ist Herr Roquencourt, der, wie ich Dir so eben sagte, ehemals so gut Komödie spielte! ... Gott! was haben Sie mich lachen machen, als Sie mir den Mascarillo vorspielten!"

Herr Roquencourt schien zuerst etwas überrascht, als er eine Gesellschaft vorfand, die ein Mensch, den er nur einmal gesehen, hergebracht hatte; aber sobald er von Komödie sprechen hörte, erheiterten sich seine Züge, seine Augen belebten sich und er rief aus:

„Ja, bei Gott! Ich habe Komödie gespielt! ... und vor Dugazon, Larive und vielen Andern!" — Das habe ich meiner Frau und Herrn Mouillé gesagt: Sie haben vor Dugazon gespielt... denke Dir, meine Liebe, Herr Roquencourt hat vor Dugazon gespielt! — „Mascarillo ist eine schöne Rolle, zwar sehr lang; aber obgleich ich ausgezeichnet darin war ... besonders, wenn ich die Stelle sagte: Vivat Mascarillus, fourbum imperator!" — Ah! charmant ... deliciös ... he! liebe Frau! was hatte ich Dir gesagt? fuhr' rum im Prater! Stille, Kinder! — „Ich hatte andere Rollen, die ich noch vorzog ... vor allen Figaro ... Ah! Figaro! das Costüm ist so hübsch ... und stand mir so gut!" — O! dieses Costüm mußte Ihnen außerordentlich gut stehen ... Herr Mouillé, waren Sie nicht auch einmal als Figaro maskirt, auf dem Balle, den der Dings da gab? — „Nein, Herr, aber ich war einmal als Pinsel in: der Maler wider Willen auf einem Balle." — Ah! das ist etwas Anderes. — „Um wieder auf mein Costüm zu kommen," sagte Herr Roquencourt, „es war weiß und kirschroth, Alles von Seide ... Ich glaube, ich habe es noch!"

— Weiß und kirschroth! ... und Sie haben es noch! ... Ah! Gott! wenn Sie es anzögen, wie liebenswürdig wären Sie dann!"

Caroline, die während der ganzen Unterhaltung kein Wort gesprochen, neigt sich zu mir hin und flüstert mir ins Ohr:

„Sind diese Leute vielleicht in der Absicht gekommen, sich über meinen Onkel lustig zu machen?" — Nein ... es ist ein anderer Beweggrund, den ich Ihnen mittheilen werde."

Herr Roquencourt sieht einen Augenblick Giraud an, antwortet ihm aber dann gutmüthig:

„O! nein; ich habe dieses Costüm in fünfundzwanzig Jahren nicht an-, mir dagegen seit jener Zeit einen ziemlichen Bauch beigelegt, und Figaro und Bauch vertragen sich nicht." — Ja, in der That, in fünfundzwanzig Jahren ändert man sich, man wird stärker ... Herr Mouillé, ich finde, daß Sie seit dem letzten Jahre auch zugenommen haben. — „Um drei Linien," antwortet Herr Mouillé mit einer Verbeugung. — „Um drei Linien! ... Beim Kuckuk! Sie werden ein famöser Kerl! ... Mademoiselle haben auch eine sehr schöne Taille ... von jenen eleganten, schlanken Taillen ... die einem kleinen Manne nicht erlauben, Einem den Arm zu bieten."

Dieses Compliment ist für Carolinen gemünzt. Sie macht aber keinen Gebrauch davon, sondern sieht mich mit einer Miene an, aus der lang verhaltene Ungeduld spricht; aber Giraud, der ein Meisterstück von einem Compliment losgelassen zu haben glaubt, indem er die schönen Taillen rühmt, hat nicht an Herrn Roquencourt gedacht, der sehr klein ist. Der Onkel tritt in die Mitte des Cirkels und sagt:

„Mein Herr, Sie sind sehr im Irrthum, wenn sie behaupten, daß ein Mann von mittlerer Größe einer großen Frau den Arm nicht bieten könne. Mademoiselle Contat war nicht klein und sie fand mich ausgezeichnet zu ihrem Cavalier." — O! Herr Roquencourt! ... das war durchaus nicht das, was ich gesagt

habe oder gesagt haben wollte! ... Teufel auch, wir müssen uns verstehen ... Die kleinen Leute! ... die Pest auch! ... Aber Jedermann weiß, daß die Helden, die Alexander, die Friedrich, die Napoleon von kleinem Wuchs waren! ... Nicht wahr, Herr Rouillé? ... Aber, liebe Frau, so mache doch, daß die Kinder stille sind. — „Und auf dem Theater, mein Herr, ist es ohnehin besser, klein als groß zu sein, denn die Bühne vergrößert schon an sich." — Das habe ich schon zwanzigmal meiner Frau gesagt, die Bühne vergrößert ... und das wissen Sie doch am besten, Herr Roquencourt? — „Ja, wahrhaftig. Ein großer Mann kann weder den Figaro, noch den Mascarillo, noch den Scapin spielen. Ach! was war ich leicht und beweglich als Scapin! ... Man hat mein Portrait in diesem Costüme gemacht." — Ihr Portrait als Scapin! ... war es auf der Ausstellung? — „Man hat mich auch als Herr von Crac im Lügner und sein Sohn malen wollen." — Ah! als Herr von Crac! ... Meine Frau lacht heute noch über die Scenen, die ich ihr auf Ihre Weise recitirt habe. Ach! Herr Roquencourt, wenn Sie so gut wären ... Herr Rouillé hat nie den Herrn von Crac gesehen ... Nicht wahr, Herr Rouillé? — „Verzeihen Sie mir," antwortet der schöne junge Mann, „ich meine, ich hätte ihn im Marionettentheater gesehen." — Ha! ha! im Marionettentheater?" ruft Herr Roquencourt aus. „Beim Kuckuk! das muß schön gewesen sein! ... Eine Rolle von solcher Schwierigkeit! ... Zuerst muß man den gasconischen Accent weg haben:

„So daß in Wahrheit man, von ferne glaubte schier,
Das Rebhuhn säß' zu Pferd, reit' auf dem armen Thier,
In dieser Postur wär' es auch lang geblieben,
Hätt' Reiter und das Roß mein Hund nicht aufgetrieben.
Was sagt Ihr nun dazu? . . . . .

Während dieser Tirade trippelte Giraud mit den Füßen und schien sich vor Entzücken auf seinem Stuhle herumzuwälzen.

Madame Giraud hat vollauf zu thun, ihre Kinder zu beschwichtigen. Herr Mouillé rührt sich nicht.

„Ah! bravo ... bravo," schreit Herr Giraud. „He! liebe Frau, hast Du je mit solcher Ungezwungenheit Komödie spielen sehen! ... Herr Mouillé, Sie dürfen sich glücklich schätzen, uns nach Saint-Mandé begleitet zu haben! ... und glücklich nach allen Theilen ... denn hier findet sich Alles vereinigt, was verführen und entzücken kann! ... Ah! Herr Roquencourt, bitte, bitte, noch Etwas ... einige Bruchstücke!"

„Wird diese Komödie in der Komödie noch lange dauern?" frägt mich Caroline ganz leise. Ich lächle und antworte nichts. Herr Roquencourt läßt sich nicht zweimal bitten. Er tritt von Neuem in die Mitte des Salons und sagt:

„Das ist ein Stück aus der Scene, wo man ihn um Nachrichten von seinem Sohne bittet ... und es ist der Sohn selbst, der ihn darum befrägt, ohne daß er ihn erkennt." — Ah! schön ... Ich begreife ... Liebe Frau, man bittet ihn um Nachrichten von seinem Sohn ... Achtung, Herr Mouillé ... und sein Sohn selbst frägt ihn darum ... Sie verstehen? — „Ich verstehe gar nichts," antwortet der liebenswürdige Jüngling. — „Schon recht, schon recht ... Nur stille, meine Kinder!"

Herr Roquencourt beginnt:

. . . . . . „Er kämpft' gen Rußlands Heer,
Als Held im vollsten Sinn. Ein Lob verdankt' drum er,
Des Preußenkönigs Huld. Und wer's von Fritz erhält,
Darf fast so stolz drauf sein, als käm's vom Herrn der Welt.
Er staunt' ob meinem Sohn ... Ich selbst ......"

Herr Roquencourt wird in seiner Deklamation durch die Köchin unterbrochen, die herein läuft und jammert:

„Mein Gött, Mamsell, was ist es denn mit dem Hund, der angekommen ist? Er ist in meine Küche gelaufen und wirft sich auf Alles, was sich vorfindet; er hat mit einem Zug den Kapaunrest verschlungen, der auf dem Tische stand, und die Hammels-

keule fortgeschleppt, die zu Ihrem Mittagessen zugerichtet war." — Ach! das kommt daher, daß er durstig ist!" ruft Giraud aus, „geben Sie ihm zu trinken ... er hat sehr warm gehabt, geben Sie ihm gefälligst zu trinken ... und er wird Ihnen sogleich schmeicheln. — „Mein Herr!" sagt Caroline, sich erhebend und mit sehr entschiedener Miene auf Giraud losgehend, „es thut mir sehr leid, aber ich muß Sie bitten, Ihren Hund anderswo trinken zu lassen; mein Onkel wird sich erinnern, daß wir diesen Morgen einen Ausgang zu machen haben, die Zeit drängt, und wir können nicht mehr länger das Vergnügen haben, Sie bei uns zu besitzen."

Bei diesen Worten warf Caroline ihrem Onkel einen Blick zu, den dieser vollkommen begriff und er stotterte darauf: „Ja, in der That ... ich glaube, daß wir ausgehen müssen."

Herr Giraud scheint bestürzt, er sieht seine Frau an, diese sieht Herrn Mouillé an, welcher hinwieder auf seine Hosen sieht, ob sie keine Falten werfen. Uebrigens steht die Familie auf; der schöne Jüngling ahmt ihnen nach und Giraud macht eine tiefe Reverenz, indem er sagt:

„Da Sie zu thun haben ... so wollen wir Sie gewiß nicht abhalten ... ein ander Mal, hoffe ich, werden wir glücklicher sein und Beziehungen anknüpfen, deren glückliche Folgen ... Herr Mouillé, bezeigen Sie der Demoiselle Ihre Achtung ... Macht Euer Compliment, Kinder ... Herr Roquencourt, wir werden Ihre liebenswürdige Gefälligkeit nicht vergessen ... Azor ... holla ... Azor ... Azor ... willst du gleich kommen. Auf Wiedersehen, mein lieber Blemont."

Die Familie geht unter fortwährenden Complimenten rückwärts der Thüre zu und Giraud raunt mir noch unter beständigen Bücklingen ins Ohr:

„Hat sie ein Verhältniß? Wenn ihr der junge Mensch nicht gefällt, so habe ich noch zwei andere in petto ... Schreiben Sie mir, was Sie erfahren werden."

Endlich sind sie zum Salon hinaus und es gelingt auch, Azor aufzufinden, der mit dem Hammelsknochen im Rachen das Haus verläßt.

Nachdem die Gesellschaft fort ist, sagt Caroline zu der Bonne und dem Gärtner:

„Wenn diese Leute jemals wieder kommen, so denkt wohl daran, ihnen zu sagen, daß wir nicht zu Hause seien. Die Unbescheidenheit geht denn doch zu weit.“ — Seien Sie ruhig, Mamselle,“ sagt die Köchin, „es gelüstet mich weder die Herrschaft noch den Hund mehr zu sehen ... Ich kann jetzt mein Mittagessen noch einmal machen. — „Daran ist mein Onkel Schuld ... er ladet Jedermann ein, den er sieht; wenn man nur vom Theater mit ihm spricht, ist er zufrieden ... er würde wahrhaftig vor Kaminfegern deklamiren!“ — Liebe Nichte, Du übertreibst wie Herr von Crac... habe ich den Herrn aufgesucht... ihm gesagt, seine Frau, seine Kinder und seinen Hund mitzubringen? Er findet, daß ich gut Komödie spreche, darin sehe ich nichts Außerordentliches. Das haben noch viele Andere gefunden!... aber vor Kaminfegern zu deklamiren! ... übrigens kann es auch Kaminfeger mit einem richtigen Gefühl geben ... Das Volk urtheilt nicht so übel, als Sie zu glauben scheinen, Mademoiselle, und Dugazon hat mir oft gesagt, daß in den Freitheatern der Beifall nur dann gegeben wurde, wenn er wirklich verdient war ... Aber Sie verstehen nichts vom Theater und Ihretwegen wäre es sehr überflüssig, Talent zu besitzen.“

Herr Roquencourt ist gereizt, er verläßt uns und geht in seine Wohnung. Ich will mich auch entfernen, aber Caroline hält mich zurück, indem sie zu mir sagt: „Noch einen Augenblick, wenn's gefällig ist ... Sie kennen diesen Herrn Giraud, der sich hier mit seiner Familie und selbst seinen Freunden einnisten zu wollen schien ... er hat leise mit Ihnen gesprochen ... und Sie versprachen mir, mich von dem Beweggrund seines Besuchs unter-

richten zu wollen ... Wollen Sie jetzt so gut sein und mir ihn mittheilen?"

Ich setze mich zu Carolinen und kann nicht umhin, zu lächeln, während ich ihr antworte: „Mademoiselle, dieser Herr Giraud hat eine Wuth ... eine Neigung ... oder vielmehr eine Berufung, Heirathen zu stiften. Als er erfuhr, daß Sie noch unvermählt seien, faßte er sogleich den Entschluß, Sie zu verheirathen..."— Der Unverschämte! In was mischt er sich? — „Da er von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß zuletzt Alles mit einer Heirath endigen müsse, so verfolgt er seine Projekte mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit. Er hatte mir bereits den Auftrag ertheilt, mit Ihnen zu Gunsten des jungen Menschen zu sprechen, den er mitgebracht hatte ..." — „Wie! dieser große Tölpel? — „War ein Candidat um Ihre Hand, Mademoiselle; und ungeachtet des nicht sehr schmeichelhaften Empfangs, der Herrn Giraud und seinem Schützling von Ihnen zu Theil wurde, sollte es mich doch sehr wundern, wenn er Ihnen nicht in Kurzem mit einem andern Aspiranten über den Hals käme." — Ich versichere Sie, Herr Dalbreuse, daß ich ihn nicht annehmen werde. Was Sie mir so eben gesagt, macht, daß mir dieser Giraud noch viel unausstehlicher vorkommt ... Mich verheirathen zu wollen! ... Kann man eine solche Idee begreifen?"

Carolinens Physiognomie ist ernst geworden. Sie senkt die Augen zur Erde und bleibt nachdenkend; nach einem Augenblicke beginnt sie wieder:

„Mich zu verheirathen ... o! nein ... Ich werde niemals heirathen ... einen Augenblick habe ich es für möglich gehalten ... es war ein reizender Traum, den ich hatte ... aber es war nur ein Traum ... Das Erwachen war grausam!"

Diese Worte bringen Verwirrung in meine Seele ... und doch, sind sie denn auch an mich gerichtet? Ich sollte nicht suchen,

es zu erfahren; ich nähere mich unwillkürlich Carolinen, deren Haupt traurig auf den Busen herabhängt und nehme sie bei der Hand, was ich noch nie gethan hatte . . . aber ihr Aussehen ist so betrübt und ich möchte sie trösten.

Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll ... Ich wage sie nicht um den Grund ihres Entschlusses zu befragen. So verharren wir lange in Stillschweigen; meine Hand drückt sanft die ihrige, doch das gewährt ihr keinen Trost, denn Thränen entströmen ihren Augen; jetzt umfasse ich mit meinem Arm ihren Leib... Ich fühle ihr Herz unter meinen Fingern schlagen! ... und ziehe fast ihren Athem ein.

Plötzlich stößt sie mich zurück, entfernt sich von mir und ruft aus:

„Ach! ich hielt mich nicht für so schwach . . . aber ich will wenigstens keine Verbrecherin werden . . . nein . . . ich will den Schmerz einer Frau nicht vergrößern, die ich beklage... und dem Glücke zurückgeben möchte . . . und da ich Ihnen meine Empfindungen nicht verbergen kann . . . so dürfen wir uns nur in der Welt . . . nur im Beisein Dritter sehen . . . ja, ich gelobe es, dieses tête-à-tête ist das letzte, welches wir zusammen hatten!"

Nach diesen Worten verläßt sie eilig den Salon und ich entferne mich, indem ich es ebenfalls für gerechtfertigt halte, uns zu fliehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Gespenst.

Seit meiner letzten Zusammenkunft mit Carolinen gehe ich seltener zu ihr und niemals ohne meine Kinder. Die Jahreszeit rückt vor, es bleibt uns nur noch kurze Zeit, auf dem Lande zu verweilen und ich gehe jeden Tag mit ihnen in den Wald spazieren.

Zuweilen begleitet uns Madame Ernst; ich bemerke, daß sie sich freundschaftlicher gegen mich benimmt und besser gelaunt ist, seit ich weniger lang bei Roquencourts verweile; ich schließe daraus, daß sie sicher etwas gegen ihre Nachbarn hat. Da sie aber immer gleich gut, gleich aufmerksam gegen mich und meine Kinder ist, da mir ihr Mann eine unveränderliche Freundschaft bezeigt, so verlange ich nichts weiter zu wissen.

Oft im Gegentheile, will es mich bedünken, als ob Madame Ernst mit mir sprechen wolle. Ich lese so ziemlich gut in den Physiognomien, um herauszufinden, daß sie mir eine Mittheilung zu machen hat . . . Was hält sie doch aber zurück? Wenn ich nachdenkend bin, so sehe ich, wie sie mich verstohlen beobachtet, dann auf meine Kinder sieht; aber sie schweigt oder spricht von gleichgültigen Dingen.

Eines Nachmittags kommen wir mit unsern Kindern von einem Spaziergange in das Gehölz von Vincennes zurück. Ich führe Henrietten und Eugen an der Hand; ebenso Madame Ernst ihre Kinder. Der Tag beginnt sich zu neigen, als beim Eintreten in eine etwas dunkle Allee Eugen ausruft:

„Ach!... ich fürchte mich vor dem Gespenste hier!“ — Vor einem Gespenst?“ sage ich, Ernst auf meinen Arm nehmend. „Wer hat Dir von einem Gespenste gesagt, liebes Kind? — „Die Bonne,“ ruft das Töchterchen von Madame Ernst, „sie hat gesagt, es sei ein Gespenst in unserem Hause, und sie habe es im Garten gesehen.“ — Eure Bonne ist nicht recht klug und Du auch Mademoiselle,“ sagt sogleich die Mama, „ich werde ihr verbieten, so dummes Zeug an euch hinzusprechen. — „O! ich habe auch davon reden hören,“ sagt Henriette, „und die Bonne versicherte, es sei in der Richtung von dem kleinen Pavillon, daß man das Gespenst höre und sehe.“ — Mein Gott! wie dumm sind doch diese Leute! . . . und Sie Henriette, die Sie so vernünftig sind, wie können Sie so etwas wiederholen?“

Madame Ernst scheint sehr ärgerlich, daß man von dem Gespenst gesprochen. Ich fange an zu lachen und sage ihr:

„Aber in Wahrheit, Sie nehmen das fast für Ernst. Glauben Sie, ich werde mich jetzt recht schnell aus dem Staube machen, weil die Kinder sagen, es sei ein Gespenst in Ihrem Hause?" — Nein, gewiß nicht; aber finden Sie nicht auch, daß man Unrecht hat, Kinder schreckhaft zu machen, indem man ihnen solche Dinge vorschwatzt? — „Gerade deßhalb ist es besser, mit ihnen darüber zu lachen, als sich zu ärgern, Du, Henriette, ich bin es überzeugt, hast keine Furcht vor dem Gespenst, weil Du weißt, daß es keine gibt..." — Lieber Papa... ich weiß nicht, ob es gibt, aber ich habe doch auch ein wenig Angst davor... Und die vergangene Nacht... wachte ich auf, und da schien mir etwas Weißes aus dem Zimmer zu gehen... O! ich hatte gute Lust zu schreien; aber ich steckte doch lieber den Kopf schnell unter die Decke. — „Aber, liebes Kind, man muß doch zuerst wissen, vor was man Angst hat. Was ist ein Gespenst? erkläre mir's!" — Es ist... was ich nicht weiß, Papa. — „Aber ich weiß es gut," ruft der kleine Ernst; „ein Gespenst ist ein Geist." — Ah, beim Kuckuk! und was ist ein Geist? — „Potztausend! ... ein Gespenst." — Bravo! Du wärest der Mann, die Offenbarung Johannis auszulegen. — „Ein Gespenst," ruft nun das kleine Mädchen, „ist ein Teufel, der einen rothen Schwanz und grüne Hörner hat, und bei Nacht die kleinen Kinder, wenn sie unartig sind, bei den Füßen zieht."

Diese Erklärung macht Margarethen und mich lachen; aber ich gebe zu, daß sie Recht hat, ihre Bonne zu zanken, wenn sie den Kindern solche Sachen in den Kopf setzt. Man muß die jugendliche Einbildungskraft nie erschrecken und verdüstern. Die Zeit kommt bald genug, wo uns nicht mehr Alles rosafarben erscheint.

Unter unserem Gespräch über Gespenster sind wir zu Hause angekommen. Ich küsse meine Kinder, die sich zur Ruhe begeben

wollen, und gehe in den Garten . . . Der prachtvolle Abend ladet zum Genusse der frischen Luft ein. Ich befinde mich bald in der Nähe des unbewohnten Pavillons. Der Mond erhellt gerade jenen Theil des Gartens; aber sein Licht stimmt zur Melancholie. Indem ich meine Augen auf die dichten Baumgruppen werfe, die mich umgeben, fällt mir das Gespenst ein, von dem wir unterwegs gesprochen haben, und, obgleich ich ganz frei von allem Gespensterglauben bin, so sehe ich doch ein, daß man mit einigem guten Willen gar leicht hinter dem Buschwerk Schatten erblicken kann, welche das leiseste Lüftchen in Bewegung setzt.

Ich lasse mich auf einer Bank, nahe dem Pavillon, nieder. Die Nacht ist so sanft, so ruhig, daß ich nicht ans Heimgehen denke. Carolinens Bild, die Erinnerung an Eugenien beschäftigen abwechslungsweise meine Phantasie; ich seufze, wenn ich daran denke, daß ich die Eine fliehen muß, weil sie mich liebt, und die Andere vergessen muß, weil sie mich nicht liebte. Aber diese Letztere ist die Mutter meiner Kinder . . . Heute noch haben sie mit mir von ihr gesprochen und mich gefragt, ob sie nicht bald zurückkomme; ich wußte nicht, was ich ihnen antworten sollte. Ernst und seine Frau sprechen nicht mehr von Eugenien mit mir: dieses Stillschweigen wundert und beunruhigt mich. Kein Wort mehr über sie . . . auch keine Andeutung, wo sie ist, was sie treibt . . . ob sie überhaupt noch lebt . . . Sie war so verändert, so angegriffen in Mont-d'Or! Ach! ich möchte etwas von ihr erfahren. Wenn ich sie auch nicht mehr lieben kann, so wird sie mir doch nie gleichgültig werden.

Diese Gedanken lassen mich die Zeit vergessen. Ein Geräusch, das ich ziemlich nahe bei mir höre, veranlaßt mich, das Haupt in die Höhe zu heben . . . Es war wie ein leichter Seufzer . . . Ich erblicke Niemand und stehe auf . . . Es kommt mir vor, als ob ich durch das Laubwerk einen weißen Gegenstand wahrnehme, der nach dem andern Ende des Gartens fliehe.

Die Erinnerung an das Gespenst drängt sich meinem Geiste auf ... All' das reizt meine Neugierde ... Ich wende mich nach der Allee, wo ich etwas zu sehen geglaubt habe; aber ich finde nichts und entschließe mich, in mein Zimmer zurückzukehren: denn es ist spät, und Jedermann ohne Zweifel schon zu Hause.

Ich glaube zuverlässig nicht an Gespenster; aber ich erinnere mich der Ungeduld der Madame Ernst, als die Kinder von Geistern sprachen, und vermuthe, daß darunter irgend ein Geheimniß steckt. Ich möchte es gerne entdecken, denn es sagt mir etwas, daß es von Interesse für mich sein müsse.

Ich habe mich zu Bette gelegt, kann aber nicht einschlafen. Von diesen Ideen gequält, entschließe ich mich wieder aufzustehen und bin im Begriffe mein Fenster zu öffnen, als es mir vorkommt, als ob ich am Ende des Ganges, im Zimmer meiner Kinder ein Geräusch höre. Ich öffne ganz leise meine Thüre zur Hälfte. In diesem Augenblicke schleicht eine Art von weißem Schatten aus dem untern Zimmer; ich bekenne, daß ich zuerst eine leichte Beklemmung des Herzens fühle ... und im Begriffe bin, auf das geheimnißvolle Wesen loszustürzen ... Ich bezwinge mich jedoch und warte stillschweigend und ohne mich zu rühren, ab, was sich aus alle dem entwickeln wird. —

Nachdem er das Kinderzimmer geschlossen, neigt sich der Schatten, um eine Laterne vom Boden aufzunehmen; dann kommt er langsam auf meine Seite zu ... Es ist eine Frau ... Ich kann sie nun unterscheiden ... Ach! ich erkenne sie! es ist Eugenie.

Sie tritt ganz leise auf und scheint zu fürchten, Geräusch zu machen; ihr weißes Kleid und der große Mousselinschleier, den sie über ihren Kopf zurückgeworfen hat, gaben ihr von Ferne etwas Aetherisches und Duftiges; ich zweifle nun nicht mehr, daß sie das Gespenst ist, welches die Bonne und die Kinder erschreckt hat. Arme Eugenie! ... Ihr Gesicht ist fast eben so blaß als ihre Kleider. Welche Traurigkeit in ihren Augen! Welche Nieder-

geschlagenheit in ihrer ganzen Person! Sie bleibt stehen ... sie ist am Anfang der Treppe ... sie wendet noch einmal ihr Haupt nach dem Zimmer, das sie so eben verlassen, dann sieht sie nach meiner Seite ... Ich zittere, sie möchte mich bemerken ... Doch nein; ich habe kein Licht und bin an einer ganz dunkeln Stelle. Sie entschließt sich endlich, die Treppe hinabzusteigen; nun gehe ich an mein Fenster und sehe die kleine Laterne rasch den Garten durchschreiten und nahe bei dem Pavillon verschwinden.

Eugenie bewohnt also diesen Pavillon, der immer sorgfältig verschlossen ist; Ernst und Margarethe haben ihn ihr überlassen, damit sie um so leichter ihre Kinder sehen könne ... Sie ist also dort ... nahe bei mir ... vielleicht schon lange, und ich hatte keine Vermuthung davon. Was ist ihr Zweck dabei? ... was ihre Hoffnung? ... Hat sie sich nur ihrer Kinder wegen dort verborgen? ... Aber Ernst und seine Frau wissen doch, daß ich sie nicht hindern würde, sie zu sehen.

Ich wünschte die Beweggründe von Eugeniens Benehmen, die Pläne Ernsts und seiner Frau kennen zu lernen. Deßwegen wollen wir sie nicht ahnen lassen, daß ich das angebliche Gespenst gesehen habe, und in nächster Nacht mehr zu erforschen suchen.

Die Zeit scheint mir lange bis dahin. Unterm Tage war ich unwillkührlich mehrere Male in der Gegend des Pavillons ... aber ich fand ihn wie gewöhnlich verschlossen. Ich bemerke jetzt, daß die Seitenthüre, die nach dem Gehölze führt, sehr bequem sein muß, um unbemerkt in den Garten aus- und einzugehen, ohne vom Hause gesehen zu werden.

Endlich kommt die Nacht. Ich habe meine Kinder geküßt und sie wurden in ihr Zimmer gebracht. Nachdem sie meiner Ansicht nach eingeschlafen sein müssen, sage ich meinen Hauswirthen gute Nacht und ziehe mich in mein Zimmer zurück, indem ich ein heftiges Kopfweh vorschütze; aber kaum in meinem Zimmer angelangt, verlasse ich es wieder ganz leise und ohne Licht und begebe

mich nach dem meiner Kinder. Der Schlüssel steckt in der Thüre, ich trete hinein; und in Erwartung der Dinge, die da kommen werden, setze ich mich nahe an das Bett meiner Tochter, welche gleich ihrem Bruder ganz friedlich schläft.

Endlich, nachdem Alles im Hause ganz ruhig geworden, höre ich leise Tritte.

Alsbald verlasse ich meinen Stuhl und verberge mich hinter den großen Fenstervorhängen; kaum bin ich dort, als die Thüre sachte geöffnet wird und Eugenie mit ihrer kleinen Laterne in das Zimmer tritt, die sie vorsichtig zu den Füßen der Wiege ihres Sohnes niedersetzt.

Sie wirft ihren Schleier auf ihre Achseln zurück, und auf den Zehenspitzen vorgehend, bückt sie sich über das Bett ihrer Tochter, die sie küßt, ohne sie aufzuwecken; dann macht sie es ebenso mit ihrem Sohne und setzt sich hierauf ihren Kindern gegenüber, sie lange in ihrem Schlummer betrachtend.

Ich wage nicht mich zu rühren und athme kaum ... aber Eugenie ist mir beinahe gegenüber, ich kann sie sehen, ihre Seufzer zählen. Sie bringt ihr Taschentuch an ihre Augen, die sich mit Thränen gefüllt haben: bald höre ich abgebrochene Reden aus ihrem Munde kommen:

„Arme Kinder! ... wie unglücklich bin ich! ... aber ich muß mich eurer Liebkosungen berauben ... ihr dürft mich nicht mehr eure Mutter nennen ... und er ... er wird mich nie mehr seine Eugenie nennen! ... ach! wie hart bin ich bestraft! ...“

Ihre Seufzer verdoppeln sich und ich muß allen meinen Muth zusammennehmen, um ihr nicht entgegenzufliegen, ihre Thränen zu trocknen und sie wie ehemals an mein Herz zu drücken.

Schon lange sind wir Beide in dieser Stellung. Endlich steht Eugenie auf und scheint im Begriffe, ihren Kindern Adieu zu sagen, als man die Thüre still öffnet.

Eine Bewegung des Schreckens durchzuckt Eugenien; aber sie beruhigt sich bald wieder, indem sie Margarethen erkennt. Diese schließt die Thüre mit Vorsicht zu und setzt sich dann zu Eugenien hin; aber jetzt verliere ich, obgleich sie nur halblaut sprechen, kein Wort ihrer Unterhaltung:

„Mein Mann arbeitet; ich hatte keine Lust zu schlafen und da ich dachte, daß ich Sie hier finden würde, so bin ich ganz sachte gekommen ... übrigens ist kein Licht mehr bei Herrn Blemont, und ich glaube, daß er schon lange Zeit schläft ... Aber wie! schon wieder Thränen ... Sie machen sich viel kränker... Sie handeln nicht klug.“ — Ach! Madame, Thränen und Reue, das ist von nun an mein Erbtheil ... ich kann keine andere Existenz mehr haben! — „Wer weiß? ... Man darf die Hoffnung nicht aufgeben ... wenn Ihr Gatte in der Tiefe Ihrer Seele lesen könnte, so glaube ich, würde er Ihnen verzeihen.“ — Nein, Madame; er würde immer an meinen Fehltritt denken ... nichts könnte in seinen Augen die Veranlassung dazu mildern ... gleichwohl, obgleich ich sehr schuldig bin, bin ich es doch vielleicht nicht in dem Maße, als er glaubt ... Sie haben mich verstanden ... denn die Frauen wissen sich zu verstehen ... Aber ein Mann! sieht nur die verbrecherische Handlung ... ohne zu prüfen, was eine Frau bis zur Vergessenheit ihrer Pflicht bringen konnte ... Und doch, der Himmel ist mein Zeuge, hätte ich ihn weniger geliebt, so wäre ich nicht schuldig geworden. Wenn er mich so sprechen hörte, so würde er aus Erbarmen, aus Verachtung lächeln ... aber Sie ... Sie wissen wohl, daß es wahr ist ... —“

Eugenie legte nun ihr Haupt auf Margarethens Schulter und ihre Seufzer verdoppelten sich. Während einiger Minuten blieben Beide stille; dann fing Eugenie wieder an:

„Ich weiß wohl, daß meine Eifersucht mich nicht berechtigte, ein Unrecht zu begehen ... aber mein Gott! wußte ich, was ich

that ... Ich glaubte mich vergessen, getäuscht, verrathen von einem Gatten, den ich anbetete ... Ich hatte nur noch einen Wunsch, ihm einen Theil der Qualen zurückzugeben, die er mich empfinden ließ ... Seien Sie kokett, sagte man mir, das wird Ihren Gatten wieder in Ihre Arme führen ... die Männer werden bald kalt gegen eine Frau, nach deren Besitz Niemand zu streben scheint ... Ich glaubte das ... oder vielmehr, ich glaubte, daß Heinrich mich nie geliebt habe ... und erst dann wollte ich aufhören ihn auch zu lieben ... Sie wissen, Madame, wie eifersüchtig ich auf Sie war ... Jener Ball, den Sie besuchten ... wo er mit Ihnen tanzte ... Ach! jener Ball verwirrte vollends meinen Kopf ... Schon hatte meine Eifersucht den Frieden aus unserem Hausstand verbannt ... Ach! er sollte niemals mehr darin erstehen! ... Ich warf mich in den Strudel der Welt, nicht daß ich dort glücklich gewesen wäre ... aber ich betäubte mich ... und war befriedigt, als ich sah, daß es ihm Kummer machte ... Unselige Verblendung! Ich zog seinen Zorn seiner Gleichgültigkeit vor! Einmal schuldig, kann ich Ihnen nicht mehr sagen, was in mir vorging, ich wollte mich über meinen Fehltritt selbst täuschen ... ich lebte in einem Zustand beständiger Betäubung ... ich wagte nicht mehr nachzudenken und bemühte mich nur fortwährend, Fehler an Heinrich zu entdecken, mir einzureden, er habe mich hundertfältig verrathen, begriff aber demungeachtet, daß es mit meiner Ruhe auf ewig vorbei sei. Als mein Mann die Wahrheit erfuhr, so erniedrigte ich mich nicht, durch Thränen seine Verzeihung anzustreben ... Nein, ich wollte nochmals versuchen, mich über mich selbst zu täuschen ... Mein Gott, welche Meinung mußte er von meinem Herzen bekommen, als er die beiden Briefe las, mit denen ich ihm antwortete! Eine Frau, die ihn verabscheute, hätte ihm nicht anders schreiben können ... Aber, als ob ich nicht schon schuldig genug gewesen wäre, wollte ich ihm noch glauben machen,

daß ich keine Reue über meine Handlungen empfinde . . . Ich trieb mich fortwährend in der großen Welt herum . . . Er wird es erfahren, sagte ich mir, und glauben, daß ich auch ohne ihn glücklich sei . . . und dieser Gedanke verlieh mir die Kraft, mich inmitten der Menge zu beherrschen und eine Heiterkeit zur Schau zu tragen, die meinem Herzen so fremd war. Aber ich hatte von seinem Duell und seiner Krankheit nichts gewußt. Diese beiden Nachrichten, welche ich fast zu gleicher Zeit erhielt, benahmen mir die Fähigkeit, mir ferner Zwang anzuthun . . . es war mir, als ob eine Binde von meinen Augen fiele. Der Gedanke, ich hätte seinen Tod herbeiführen können, erschreckte mich . . . Von diesem Augenblicke an wurde mir die Welt verhaßt! . . . ich fühlte mein Unrecht; die Bekanntschaft mit Ihnen, Ihre Gespräche machten mir klar, daß ich Heinrich ungerechterweise im Verdacht gehabt hatte . . . daß er nur mich liebte, während ich ihn treulos wähnte . . . Er liebte mich und durch meine Schuld habe ich seine Liebe verscherzt! Ach, Madame! dieser Gedanke ist entsetzlich . . . und Sie verlangen, daß ich aufhören soll zu weinen!"

„Aber warum wollen Sie nicht zugeben, daß wir mit ihm von Ihnen sprechen, ihn zu erweichen suchen?"

„O! nein . . . das ist unmöglich . . . eine Andere hat es schon versucht und vergebens, ich habe es Ihnen gesagt . . . die junge Dame, Mademoiselle Caroline Derbin, deren Bekanntschaft er, ich glaube, in Mont-d'Or gemacht hat; diese Demoiselle . . . die ihn zuerst für unverheirathet hielt, erfuhr, ich weiß nicht woher, daß er mein Gatte sei. Da bat und beschwor sie ihn in dem Glauben, daß er mich verlassen, zu mir zurückzukehren . . . Ich war nahe bei ihnen, ohne daß sie es vermutheten, in dem Hofe des Wirthshauses; ich hörte ihre ganze Unterredung . . . Er war noch so gut, sich aller der Fehler anklagen zu lassen, die er nicht hat; er suchte nicht, sie auf meine Kosten zu enttäuschen. Aber

als sie ihn bat, mit mir zurückzureisen, so hörte ich ihn antworten: Wir sind auf ewig geschieden!... Ach! diese furchtbaren Worte hallten in der Tiefe meines Herzens wieder, und ich begreife nicht, daß sie mich nicht getödtet haben, obgleich ich schon längst alle Hoffnung auf Verzeihung aufgegeben hatte."

„Wenn er damals der Mademoiselle Derbin so geantwortet hat, so beweist das noch nicht, daß er heute noch ebenso denkt ... Ich habe Ihnen gesagt, wie sehr er sich in Betreff seines Sohnes, des armen kleinen Eugen geändert hat, den er zu Anfang seines Hierseins kaum ansah: jetzt erweist er ihm eben so viel Zärtlichkeit als seiner Tochter."

„Ach! seit meinem Fehltritt habe ich nur einen einzigen Augenblick des Glücks empfunden. Das war, als ich erfuhr, daß er seinen Sohn nicht mehr aus seinen Armen verstoße!... Armes Kind! weil deine Mutter schuldig war, so konnte dich dein Vater, Lebenslang als Fremden behandeln ... Und doch, ich schwöre es, war ich noch tadellos, als mein Sohn das Tageslicht erblickte, und Heinrich kann ihn ohne Furcht in seine Arme schließen."

Was ich so eben gehört, erfüllt mich mit unaussprechlichem Vergnügen; ich muß mich am Kreuzstock halten, denn auch die Freude raubt uns unsere Kräfte ...

Glücklicherweise ergreift Margarethe wieder das Wort; sie haben die Bewegung nicht gehört, die ich nicht unterdrücken konnte.

„Was mich hoffen läßt, Madame, daß Herr Blemont Ihnen noch verzeihen kann, ist seine Sorge, Ihren Fehler zu verbergen. Kein Mensch kennt ihn; er hat allen Tadel auf sich geladen." — Ach! das geschieht seines Namens, seiner Kinder wegen; aber glauben Sie deßhalb nicht, daß er mir verzeihen wolle. Heinrich liebte mich zu sehr ... und ich habe sein Unglück gemacht!... Nein! ich bitte Sie noch einmal dringend, sprechen Sie ihm niemals von mir! ... er möge mich vergessen ... aber seine Kinder lieben. Ist das nicht Alles, was ich von

ihm verlangen kann? ... Dank sei es Ihrer Güte ... Ihrem Mitleiden für mich ... ich kann ihn wenigstens noch sehen ... In jenem Pavillon verborgen, den Sie mir eingeräumt haben, erlaubt mir eine in den Läden angebrachte Oeffnung, in den Garten zu sehen ... Heinrich ergeht sich dort öfters; zuweilen höre ich seine Stimme, sehe ihn inmitten seiner Kinder ... Ach! Madame, welch' ein Glück, welch' eine Pein empfinde ich alsdann! ... Zwischen meinen Kindern und ihm ... hatte ich dort nicht auch einen Platz? ... und ich kann ihn nicht mehr einnehmen! — „Arme Eugenie! ... beruhigen Sie sich, ich bitte Sie ..." — O! ja ... ich muß meine Seufzer unterdrücken, denn ich will die Ruhe meiner Kinder nicht stören. Ich kann sie jede Nacht küssen ... das ist mein einziger Trost ... aber sie nennen mich nicht mehr Mutter ... Ach! Madame, das ist entsetzlich, sich nicht mehr Mutter nennen zu hören! ... — „Wenn Sie wollten, könnten Sie ja zu ihnen gehen ... oder sie zu sich kommen lassen: Herr Blemont hatte nie die Absicht, Sie ihrer Liebkosungen zu berauben." — Nein! ich bin es nicht mehr werth ... und überdies werden Sie größer ... Was sollte ich den Kindern antworten, wenn sie mich fragen, warum ich nicht zu ihrem Vater zurückkehre? ... Es ist besser, daß sie mich nicht sehen ... daß sie ihre Mutter vergessen!" —

Nach einem neuen Zwischenraum, der nur von dem dumpfen Schluchzen Eugeniens erfüllt ist, fängt sie wieder an:

„Ach! noch eine andere Qual zerreißt mir das Herz ... Sie haben sie geahnt ... Sie, die Sie so gut in demselben lesen ... die Sie so gut für mich sind! ... und die ich so sehr verkannt, so lange ungerechterweise beschuldigt habe!" — Schweigen Sie," sagt Margarethe, Eugenien küssend; „habe ich Ihnen nicht verboten, mir je wieder davon zu sprechen? Aber ich kann Ihnen auch hierüber Gutes berichten, Herr Blemont geht seit einigen Tagen nicht mehr so oft zu Demoiselle Derbin und hält sich dort

viel kürzere Zeit auf. — „Er geht weniger hin? ... wäre es möglich? ... Ach! Madame, ich habe kein Recht mehr, eifersüchtig zu sein, ich weiß es wohl; ich habe kein Recht mehr auf sein Herz ... und doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß er eine Andere liebe ... Und diese Caroline ist so hübsch! ... und sie liebt ihn, daran ist nicht zu zweifeln.“ — Woraus schließen Sie das? — „O! Sie wissen wohl, daß sich hierin die Frauen nicht täuschen! Ich habe das schon in Mont-d'Or wahrgenommen; ich erhielt die volle Gewißheit, als ich an dem Abend seiner Abreise ihr Gespräch hörte. Sie bat ihn, es ist wahr, mit mir zurückzureisen; aber ihre Stimme war unsicher, sie hatte Mühe, ihre Thränen zu unterdrücken ... Kurz, sie sprach mit ihm, wie mit Jemand, den man liebt, selbst wenn man sich stellen will, als ob man ihn hasse ... Arme Caroline! ... sie hielt ihn für frei, für unvermählt ... Sie hatte sich ohne Rückhalt dem Vergnügen hingegeben, ihn zu lieben.“ — Ja, nun aber, da sie sehr gut weiß, daß er verheirathet ist, und hauptsächlich, da sie glaubt, daß er Sie verlassen habe, warum ist sie mit ihrem Oheim nach Saint-Mandé gekommen und hat sich nur zwei Schritte von uns niedergelassen? wozu ladet sie Herrn Blemont ein, sie zu besuchen? Beträgt man sich so gegen einen Mann, den man nicht mehr lieben, den man zu vergessen suchen will? Ah! ich muß Ihnen gestehen, daß mir das keine sehr günstige Meinung von dieser Demoiselle beigebracht hat, und mehrere Male hat Herr Blemont schon wahrnehmen können, daß ich sie, ohne sie zu kennen, nicht liebe. — „Was wollen Sie machen? ... sie liebt ihn einmal ... und wollte ihn wiedersehen ... Wenn nur wenigstens er sie nicht liebte! ... Seitdem ich ihn jeden Tag sehe, seitdem ich, Dank Ihrer Güte, so nahe bei ihm wohne ... spiegle ich mir noch vor, ja glaube ich zuweilen, noch einen Platz in seinem Herzen zu haben ... aber das Erwachen ist so schrecklich! ... Nein, ich bin nur noch eine Fremde ... Ich kann nie wieder

die Stelle erobern, die ich in seinem Herzen besaß... Andere werden sich in seine Liebe theilen." — Warum verbieten Sie uns auch, zuweilen mit ihm über Sie zu sprechen? — „O! niemals... niemals, ich bitte Sie flehentlichst... meine Kinder sprechen mit ihm von mir.... ich höre sie öfters ihn nach ihrer Mutter fragen... wenn er taub für ihre Stimme ist, glauben Sie, daß er der Ihrigen Gehör schenken werde? ... Warten Sie bis er selbst... aber er wird nie fragen, was aus mir geworden ist!" — Und ich kann nicht glauben, daß er Sie ganz vergessen habe.... Aber es ist spät... gehen Sie in Ihre Wohnung... es ist Zeit, daß Sie sich zur Ruhe legen."

Margarethe nimmt das Licht, Eugenie will noch einmal ihre Kinder sehen und küssen; aber Madame Ernst zieht sie fort, und Beide verlassen das Zimmer, dessen Thüre sie behutsam zumachen.

Ich höre noch einige Augenblicke das Geräusch ihrer Schritte im Gange; dann wird es stille. Nun verlasse auch ich meinen Schlupfwinkel, küsse ebenfalls meine Kinder, aber mit lebhafterer Freude als gewöhnlich, und kehre, nachdem ich die gleiche Vorsicht angewandt, um kein Geräusch zu machen, in mein Zimmer zurück. Die Unterredung, welche ich eben gehört, hat sich in mein Gedächtniß eingegraben, und schon ist mein Entschluß gefaßt, der Plan für mein künftiges Verhalten festgestellt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Noch einmal Lucille.

Am andern Morgen dieser Nacht, welche bestimmt ist, eine Aenderung meines Schicksals zu bewirken, schrieb ich an Petermann, hieher zu kommen, um Aufträge von mir entgegen zu nehmen. Mein treuer Deutscher kam ohne Verzug nach Saint-

Mandó; aber ich fand sein Aussehen verlegen, und er verharrte in Schweigen vor mir:

„Nun, Petermann, was bringen Sie Neues?... ich meine, Sie hätten mir Etwas mitzutheilen... warum sprechen Sie nicht?" — Ja, Herr, ja, ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen... weiß aber nicht, wie ich das Ding anfangen soll... — „Sprechen Sie doch deutlich!" — Darum habe ich Furcht, recht wie ein Esel in Ihren Augen zu erscheinen... wenn man anders spricht, als man handelt... Potz Blitz! nun, um so schlimmer!... Der Herr wissen, daß die Menschen keine Phönixen sind!... Doch zur Sache... Der Herr wissen, daß ich eine Frau habe oder vielmehr meine Frau einen Mann. — „Ja." — Und daß sie streng genommen auch wieder keinen Mann hat, da ich ihr davon gelaufen bin, weil wir uns über einige wichtige Punkte nicht einigen konnten... Sie prügelte mich und wollte nicht, daß ich trinke... und ich wollte trinken und nicht geprügelt sein. — „Zur Sache, Petermann." — Nun ja! vor einigen Tagen bin ich meiner Frau begegnet... sie hat mit mir gesprochen... sie hat mir eine verliebte Fratze gemacht... kurz, wir sind Beide mürbe geworden, wie Milchbrod... sie hat mich gefragt, ob ich mich noch immer betrinke; ich habe ihr geantwortet, daß mir das nur noch einmal des Monats passire; darauf hat sie mir gesagt: wegen einmal des Monats kann man keinen Prozeß anfangen... Kurz, mein Herr... hören Sie... ich habe versprochen, meine Frau wieder anzunehmen... Was mir aber Verdruß macht, ist, daß ich Sie dann werde verlassen müssen... und ich fürchte auch, der Herr könnten böse auf mich sein. — „Nein, Petermann, nein: nehmen Sie nur Ihre Frau wieder... weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen, billige ich vollkommen Ihren Entschluß. Was treibt Ihre Frau gegenwärtig?" — Sie ist Pförtnerin in einem schönen Hause, nur zehn Schritte von dem unserigen entfernt. — „Nun gut!... Da ist es doch noch möglich, daß



Band XVIII. Seite 403.
Belan scheint ganz stolz, seine prächtige Armide spazieren führen zu dürfen.

wir bei einander blieben ..." — Ah! Tausend Saperlott! ... Das käme mir ganz geschickt! — „Ist in dem Hause Ihrer Frau eine hübsche Wohnung zu vermiethen?" — Zwei prachtvolle, ganz neu ausstaffirte ... eine in der zweiten und eine in der dritten Etage mit Holzstall und Keller, auch mit Trumeaux ausgestattet ... ich kenne das Haus schon durch und durch, besonders den Keller; der Burgunder muß sich ausgezeichnet darin halten. — „Vorausgesetzt, daß keine zweibeinigen Kellerratten dahinter kommen. Nun, auf diese Gefahr hin miethen Sie mir die zweite Etage. Sie ist doch gegenwärtig unbesetzt." — Ja, Herr. — „Lassen Sie meine Möbel hintransportiren und gehen Sie dann zu meinem Tapezier ... hier ist seine Adresse. Er soll die neue Wohnung ansehen und Alles so herrichten, daß nichts mangelt... es muß Alles binnen spätestens vier Tagen zu unserem Empfang fix und fertig sein, denn alsdann ... ich muß Ihnen etwas im Vertrauen sagen, Petermann ... nehme ich ebenfalls meine Frau wieder zu mir." — Ihre Frau! wie? der Herr sind verheirathet? — „Ja, mein Freund, und, akkurat wie Sie, war auch ich nicht immer einig mit meiner Frau ... obgleich die Beweggründe nicht gerade die gleichen waren." — O! das kann ich mir denken. — „Aber jetzt sehe ich mein Unrecht ein und hoffe das Glück bei meiner Frau und meinen Kindern wieder zu finden." — Wahrhaftig, Herr, das zu hören macht mir Freude ... und daß es der Herr machen wie ich, beruhigt mich ungemein wegen meiner, so wie, daß ich fortwährend in Ihrem Dienste werde bleiben können. — „Gewiß, lieber Freund. Sie haben mich also gut verstanden? In vier Tagen muß Alles parat sein!" — Sie können sich darauf verlassen. — „Aber bis dahin kein Wort! größte Verschwiegenheit!" — Stumm wie ein Fisch!"

Petermann ist nach Paris zurück. Ich fühle mich zufriedener, beruhigter, und doch (das darf ich mir wohl selbst gestehen) em-

Landó;
Schw
„N
Sie hätt
– Ja,
ber nich
Sie doch
ssel in
als man
Herr wis
zur Sach
vielmehr
genomme
laufen bir
konnten..
und ich
Peterman
begegnet.
verliebte
den, wie
immer be
einmal d
einmal de
nein Her
wieder a
ch Sie
der Herr
nehmen
Vorwürf
Was tre
einem f
erut. –

Beide nur. Sprecht mir aber nicht mit Damen ... denn es gibt gar verschiedene auf diesen Bällen in der Umgegend von Paris!"

Wir versprechen, uns gut aufzuführen, und gleich nach dem Mittagessen begeben wir uns, Ernst und ich, an den Ort, wo der Landball gehalten wird.

Da das Wetter prachtvoll ist, befinden sich außer den Einwohnern von Saint-Mandé und Vincennes auch viele Leute aus Paris daselbst, die gleichfalls das Vergnügen eines ländlichen Balles mitmachen wollten. Zahlreiche Equipagen halten in der Gegend herum.

„Teufel! das wird prachtvoll werden," sagt Ernst zu mir. „Ich wette, daß wir mehr als eine Dame vom Theater finden werden ... Die Coulissenprinzessinnen lassen sich gerne herab, auf ländliche Bälle zu gehen." — Sie wissen, daß Sie Ihrer Frau versprochen haben, solid zu bleiben. — „Ah! mein Freund! Man verspricht immerhin und hält... was man kann! Kommen Sie, lieber Blemont: die Musik läßt sich schon hören ..." — In der That, der Tanz hat schon begonnen. Es ist sehr voll: schöne Toiletten, einige Bäuerinnen, wenig bürgerliche Frauenzimmer, aber sehr viele unterhaltene Frauen. Ganz wie auf den andern ländlichen Bällen bei Paris.

Noch haben wir keine zehn Schritte gemacht, als man mich beim Namen ruft; ich drehe mich um und erblicke Belan mit Frau und Schwiegermama am Arme und dem Anscheine nach ganz stolz, seine prächtige Armide spazieren führen zu dürfen. Er macht mir ein huldvolles Compliment; dann, nachdem er seine Damen mit Stühlen versehen, kommt er auf mich zu und zieht mich auf die entgegengesetzte Seite des Tanzplatzes.

„Nun! mein theurer Blemont! ... Sie sehen ... Alles ist beigelegt, ich bin in meinen Schafstall zurückgekehrt ... ich war ein verirrtes Schaf ... wie meine Schwiegermutter sagt: aber Alles ist vergessen, und ich habe mich mit meiner Frau wieder

pfinde ich keine Liebe mehr für Eugenien ... nein ... Aber vielleicht gerade, weil ich keine Liebe mehr für sie empfinde, ist es mir jetzt möglich, mit meiner Frau zurückzureisen. Ich sehe in ihr die Mutter meiner Kinder und will sie nicht zu ewigen Thränen verdammen. Wir werden nicht mehr wie ehemals zusammen leben, das ist unmöglich! ... Aber ich werde sie mit Rücksicht, mit Freundschaft behandeln, und die Zeit wird das Uebrige thun... Meinen Umgang mit Carolinen muß ich durchaus abbrechen. Ach! das ist nicht das kleinste Opfer, das ich meinen Kindern bringe! Aber da Alles entschieden, und mein Entschluß unwiderruflich ist, so werde ich sie morgen zum letzten Male besuchen und Sie unterrichten, daß ich mit meiner Frau zurückkehre ... Sie wird glauben, daß ich mich ihren Rathschlägen ... ihren Bitten füge ... und ich werde sie nicht enttäuschen. — Ich gehe in den Salon zurück, wo Ernsts Familie versammelt ist. Ich will mich betäuben und munter sein; ich spiele mit den Kindern, küsse Madame Ernst und scherze mit ihrem Manne.

„Was hat er doch heute?" fragen sich Ernst und seine Frau, „wie zufrieden er aussieht!" — Ich bin es auch in der That. — „Was haben Sie denn, das Sie so heiter macht?" — Ich habe Nachrichten erhalten, die mich erfreut haben. — „Von wem?" — Ah! das werden Sie später erfahren."

Mann und Frau sehen sich an; aber ich glaube nicht, daß sie mich errathen und ich fahre alsbald fort:

„Was geschieht heute? ich wäre sehr aufgelegt, mich zu unterhalten." — Nun, wir können auf den Ball gehen!" sagt Ernst. „Es ist der letzte in Saint-Mandé, und man sagt, er werde brillant werden. — „Ich bin noch auf keinem gewesen, so lange ich hier bin, und es wäre mir nicht unangenehm, ihn zu besuchen. Wir gehen also hin ... abgemacht?" — Was mich betrifft," sagt Margarethe, „so gehe ich nicht, es unterhält mich nicht und ich bleibe lieber bei den Kindern ... Aber geht Ihr

Beide nur. Sprecht mir aber nicht mit Damen ... denn es gibt gar verschiedene auf diesen Bällen in der Umgegend von Paris!"

Wir versprechen, uns gut aufzuführen, und gleich nach dem Mittagessen begeben wir uns, Ernst und ich, an den Ort, wo der Landball gehalten wird.

Da das Wetter prachtvoll ist, befinden sich außer den Einwohnern von Saint-Mandé und Vincennes auch viele Leute aus Paris daselbst, die gleichfalls das Vergnügen eines ländlichen Balles mitmachen wollten. Zahlreiche Equipagen halten in der Gegend herum.

„Teufel! das wird prachtvoll werden," sagt Ernst zu mir. „Ich wette, daß wir mehr als eine Dame vom Theater finden werden ... Die Coulissenprinzessinnen lassen sich gerne herab, auf ländliche Bälle zu gehen." — Sie wissen, daß Sie Ihrer Frau versprochen haben, solid zu bleiben. — „Ah! mein Freund! Man verspricht immerhin und hält ... was man kann! Kommen Sie, lieber Blemont: die Musik läßt sich schon hören ..." — In der That, der Tanz hat schon begonnen. Es ist sehr voll: schöne Toiletten, einige Bäuerinnen, wenig bürgerliche Frauenzimmer, aber sehr viele unterhaltene Frauen. Ganz wie auf den andern ländlichen Bällen bei Paris.

Noch haben wir keine zehn Schritte gemacht, als man mich beim Namen ruft; ich drehe mich um und erblicke Belan mit Frau und Schwiegermama am Arme und dem Anscheine nach ganz stolz, seine prächtige Armide spazieren führen zu dürfen. Er macht mir ein huldvolles Compliment; dann, nachdem er seine Damen mit Stühlen versehen, kommt er auf mich zu und zieht mich auf die entgegengesetzte Seite des Tanzplatzes.

„Nun! mein theurer Blemont! ... Sie sehen ... Alles ist beigelegt, ich bin in meinen Schafstall zurückgekehrt ... ich war ein verirrtes Schaf ... wie meine Schwiegermutter sagt: aber Alles ist vergessen, und ich habe mich mit meiner Frau wieder

vereinigt.“ — Das dachte ich mir, als ich Sie gerade sah. Aber ich gestehe Ihnen, daß es mich ein wenig überrascht hat. Nachdem Sie vor Gericht waren, nachdem Sie in allen Zeitungen gestanden ... — „Was thut das Alles? ... Was beweisen die Zeitungen? ... Und da überdies das Gericht ausgesprochen, daß ich Unrecht habe, daß ich kein Hahnrei sei, so darf ich mir kein besseres Urtheil zutrauen, als meinen Richtern.“ — Mir scheint, daß Sie in Mont-d'Or eine andere Sprache führten und gegen den Spruch des Tribunals appelliren wollten. — „Glauben Sie, daß ich das gesagt habe? ... nun, es ist möglich ... Drum war ich damals außer mir ... Zorn, Eifersucht ... man schwatzt dumm heraus ... heute spreche ich mit Vernunft. Nach meiner Rückkehr von Mont-d'Or ist die Verwandtschaft gekommen und hat mir gesagt, Armide sei geneigt, mir zu verzeihen. Darauf habe ich gesagt: vergessen wir unsere Streitigkeiten. Alle meine Freunde sagen mir, ich habe wohl daran gethan, meine Frau wieder zu mir zu nehmen.“ — Ich bin weit entfernt, Sie zu tadeln ... aber an Ihrer Stelle hätte ich von Haus aus weniger Lärm von der Sache gemacht. — „Ich liebe aber nun einmal Lärm zu machen ... von mir sprechen zu machen ... Sobald ich mich jetzt unter den Leuten zeige, höre ich, wie man sich einander zuzischelt und mich dabei ansieht ... Das ist Herr Ferdinand Belan, sagen sie ... wie man sagen würde, das ist Voltaire ... oder der große Friedrich: ich versichere Sie, daß mir das gar nicht mißfällt. Aber auf Wiedersehen, lieber Freund, meine Damen erwarten mich, ich will ein Tänzchen mit meiner Armide riskiren.“

Es gelüstet mich gar nicht, Belan zurückzuhalten. Welch sonderbarer Mensch! ... Sonderbar! nicht so besonders ... man findet viele von diesem Schlag. Aber seine Gesellschaft gefällt mir ganz und gar nicht. Wegen seiner habe ich mich von Ernst entfernt und will suchen, ihn wieder aufzufinden.

Ich nähere mich dem Tanze. Ernst figurirt darin mit einer Dame aus Saint-Mandé. Da ich nicht tanzen will, so suche ich mir einen Platz und einen Stuhl, als meine Augen denen einer Person begegnen, die mir winkt, zu ihr zu kommen. Es ist Caroline, die dort mit ihrem Onkel sitzt und mich einladet, mich an ihrer Seite niederzulassen. Ich zögere ... denn ich muß ja bald auf das Vergnügen ihres Umgangs verzichten ... aber noch einmal ... es sei das letzte, bevor ich Abschied von ihr nehme. In diesem Augenblicke ihrem Wunsch nicht zu entsprechen, wäre unhöflich. Ich trete daher näher und setze mich neben sie hin.

„Sie haben sich lange besonnen," sagt sie lächelnd zu mir, „und doch sind wir hier nicht unter vier Augen."

Ich antworte nicht und scheue mich sogar, sie anzusehen; denn ich finde ihre Augen viel gefährlicher, seitdem sie nicht mehr von der Koketterie belebt sind.

Glücklicherweise macht ihr Onkel meiner Verlegenheit ein Ende.

„Sie tanzen nicht, Herr Dalbreuse?" — Nein, Herr Roquencourt, ich liebe den Tanz nicht mehr. — „Ich habe ihn sehr geliebt ... ich war sogar ein ziemlich guter Tänzer ... Ich erinnere mich noch, daß in Amphitryon, wo ich den Sosius spielte ... Schöne Rolle, die von Sosius ... Dugazon hatte sie mir mit vieler Sorgfalt einstudirt. Sie wissen, worin die famose Scene mit der Laterne vorkommt... Dugazon sprang über die Laterne unter fortwährenden Possen und Kapriolen; aber ich wollte etwas Besonderes machen. Ich setzte die Laterne ... sehen Sie, gerade wie diesen Stuhl ... auf diese Entfernung ... und sprang dann, während ich zugleich eine Pironette machte, auf die andere Seite und dort mit einem sehr schönen Entrechat wieder in die Höhe ... Das Ding war verflucht schwer ... warten Sie ... ich will, um es Ihnen besser begreiflich zu machen, den Stuhl umlegen." — Aber, lieber Onkel! wollen Sie denn vor all den

Leuten über Stühle springen? — „Meine liebe Nichte, nein, ich will nicht springen; ich erkläre nur Herrn Dalbreuse, was ich als Sosius machte ... und ich darf, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß noch kein französischer Schauspieler höher gesprungen ist, als ich."

Zum Glücke für Herrn Roquencourt setzte sich einer seiner Nachbarn aus Saint-Mandé unter Anwünschung eines schönen guten Abends auf den Stuhl, den er zu seinem Experiment nehmen wollte, und ersparte ihm und mir durch ein Gespräch, das er mit ihm anknüpfte, die Fortsetzung dieser choregraphischen Abhandlung.

„Sie tanzen nicht?" sagte ich zu Carolinen. — „O! nein... Hier möchte ich nur mit einer mir bekannten Person tanzen ... Im Uebrigen geht es mir wie Ihnen, ich habe keine Vorliebe mehr für den Tanz. Ich werde auch diesen Winter auf keinen Ball ... überhaupt nicht unter die Leute gehen. Alles, was mir sonst Vergnügen machte, ekelt mich jetzt an! ... Ich werde zu Hause bleiben ... Allein ... mit meinen Gedanken ... So mit Bequemlichkeit seinen Gedanken nachhängen zu können... ist zuweilen ein sehr großes Vergnügen!"

Sie sieht mich an, dann senken wir Beide unsere Augen zu Boden und sprechen nicht mehr. Während dieser Zeit geräth Herr Roquencourt beinahe in Wortwechsel mit seinem Nachbar.

„Und ich kann Sie versichern, Herr Nachbar, daß Dugazon niemals den Marquis von Moncade in der Schule der Bürger gespielt hat!" — Und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn darin gesehen habe. — „Aber Sie täuschen sich sicher; es war Fleury." — Sie täuschen sich; es war Dugazon. — „Das ist rein unmöglich, es war gar nicht sein Fach. Es ist gerade, als ob Sie mir sagten, Sie hätten mich den Hamlet oder den Oedipus spielen sehen; das wäre akkurat das Nämliche. — „Ich weiß nicht, was Sie gespielt haben, aber ich habe Duga-

zum den Marquis von Moncade spielen sehen ..." — O! da möchte man ja an die Decke springen!"

Da aber der kleine Onkel nicht an die Decke springen kann, weil wir unter Bäumen sind, so begnügt er sich damit, sich mit seinem Stuhle zurückzuwerfen, was mir die Furcht einjagt, er könnte doch noch den Sosius spielen wollen.

Caroline und ich können ein Lächeln nicht unterdrücken, was uns einen Augenblick von unsern Gedanken abzieht. Plötzlich sagt Mademoiselle Derbin, die aufs Neue dem Tanze zusah, zu ihrem Onkel:

„Ah! sehen Sie dort meine Spitzenflickerin ... wie die sich aufgeputzt hat! ... Sie hat keine üble Haltung; man könnte sie in der That für etwas Rechtes halten ... Sehen Sie, Herr Dalbrense! ich meine das Frauenzimmer dort im lilablauen Hut..."

Ich sehe auf das Frauenzimmer, das man mir zeigt... und bleibe erstarrt, als ob ich eine Schlange erblickt hätte. Lucilie ist's, die man mir bezeichnet hat ... Lucilie, die ich seit jenem fatalen Tage nicht mehr gesehen hatte. Mir ist's, als ob ihre Gegenwart alle die Qualen erneue, die ich damals empfand. Ich kann nicht sagen, welchen Verdruß sie mir macht.

Meine Züge müssen ohne Zweifel den Ausdruck meiner Empfindung angenommen haben, denn Caroline sagt mir alsbald:

„Mein Gott! ... was haben Sie denn? ... Sie kennen dieses Frauenzimmer ohne Zweifel?" — Ja ... ich ... das heißt ehemals ... nun nicht mehr. — „Was hat sie Ihnen denn zu Leide gethan, daß ihr Anblick sie bis zu dem Grade aufregt?" — Nichts ... aber ich weiß nicht warum, als ich sie sah ... erinnerte ich mich ... man weiß sich zuweilen selbst über seine Empfindungen keine Rechenschaft zu geben."

In diesem Augenblicke ging der Contretanz zu Ende. Lucilie und ihr Tänzer nähern sich in unserer Richtung. Großer Gott! sie setzt sich einige Schritte von mir nieder, sie erblickt mich, faßt

mich fest in die Augen ... Ich kann die Gegenwart, die Blicke dieses Weibes nicht ertragen. Ich stehe hastig auf, dränge mich durch alle durch, entferne mich vom Balle und halte erst an einem Orte stille, wo ich Niemand mehr sehe.

Ich soll also nie glücklich sein, nie die Erinnerung an meinen Kummer verlieren! Wenn ich entschlossen bin, Eugenien zu verzeihen, meinen Kindern ihre Mutter zurückzugeben, so muß mir der Anblick dieser Lucilie wieder all' das ins Gedächtniß rufen, was ich vergessen wollte. Wie sie mich ansah! ... Sie labte sich an der Qual, an der Scham, die mir ihre Gegenwart verursachte ... Bosheit glänzte in ihren Augen ... Ach! ich hoffte Lucilien nie mehr zu sehen! ...

Ich werfe mich auf den Rasen und suche mich zu fassen. Im Uebrigen wird die Begegnung mit diesem Weibe keine Aenderung meines Entschlusses hervorbringen. Ich werde mich in der Folge mehr zu bemeistern wissen ... aber gerne hundert Meilen zurücklegen, wenn ich dadurch ein Zusammentreffen mit Lucilien vermeiden kann.

Ich verweile mehr als eine halbe Stunde auf dieser Stelle. Endlich fühle ich mich ruhiger, stehe auf, bin aber noch unentschlossen, ob ich auf den Ball zurückkehren soll. Ernst wartet dort ohne Zweifel auf mich. Ich mache einige Schritte, bleibe dann wieder stehen, denn ich möchte Lucilien nicht wieder begegnen. Während ich so hin- und herschwanke, ohne zu einem Entschluß kommen zu können, sehe ich eine Frau von der Seite des Tanzplatzes herkommen. Sie eilt fast beflügelten Schrittes auf mich zu. Ich warte in größter Unruhe ... Ah! es ist Caroline.

Sie hat mich erreicht, stützt sich auf meinen Arm und sagt zu mir:

„Endlich finde ich Sie ... Ich suchte Sie nach allen Seiten ... Ah! wie glücklich bin ich! ... Aber kommen Sie ... gehen wir in den Wald, daß ich frei mit Ihnen sprechen kann. Ich

habe Ihnen so viel zu sagen. Ich habe meinem Onkel gesagt, er solle sich nicht beunruhigen, Sie würden mich zurückbegleiten."

Ich höre Carolinen mit Ueberraschung zu; es kommt mir vor, als ob etwas Außerordentliches in ihrem Innern vorgegangen sei... sie ist nicht mehr die Nämliche, die ich vor Kurzem verlassen. Sie hat meinen Arm genommen und drückt ihn sanft an sich; sie scheint lebhaft erregt, aber man möchte glauben von Vergnügen.

Wir kommen jedoch in das Gehölze und Caroline sagt mir mit einem zärtlichen Blicke:

„Mein Freund, ich muß Ihnen ganz närrisch, ganz unüberlegt vorkommen... aber Sie wissen noch nicht, welche Empfindung sich meiner bemächtigt hat! Seit einigen Augenblicken hat mein Schicksal, meine Zukunft eine andere Wendung genommen ... Nun kann ich glücklich werden ... Ich liebe Sie ... Sie wissen es wohl ... ich konnte meine Gefühle für Sie nicht unterdrücken. Ohne es uns gesagt zu haben, hatten wir uns verstanden, aber diese Liebe war ein Verbrechen ... ich hielt sie wenigstens dafür, machte mir Vorwürfe darüber und ... wollte Sie fliehen, Sie vergessen ... Ach! mein Gott! wie unglücklich war ich! ... Jetzt kenne ich die ganze Wahrheit ... ich weiß, daß ich Sie lieben darf ..." — Wie? was wollen Sie damit sagen? — „Daß ich Alles weiß ... Ah! verzeihen Sie mir, daß ich diese Frau ausgefragt habe ... aber ich konnte meine Neugier nicht bezwingen. Ihre Verwirrung bei ihrem Anblick war zu auffallend." — Diese Frau ... Sie haben mit Lucilien gesprochen? — „Ja, und ich weiß jetzt, daß, weit entfernt sich gegen Ihre Frau vergangen zu haben, sie es ist, die Sie auf eine unwürdige Weise betrogen hat ..." — O! schweigen Sie ... schweigen Sie ... — „Ja, ich werde Sie niemals an eine Sache erinnern, die Sie so niedergebeugt hat. Ah! nun begreife ich wohl, daß Sie sich nicht mit ihr versöhnen ... daß Sie sie fliehen. Ich

klagte Sie an. Ich hielt mich für das Hinderniß Ihrer Wiedervereinigung und deßhalb wollte ich Sie meiden ... Aber da die Sache anders ist, warum sollte ich mich zu einem ewigen Kummer verdammen? warum mich nicht der Neigung überlassen, die Sie mir eingeflößt haben?" — Caroline, was sagen Sie? wenn auch wirklich meine Gattin schuldig war ... habe ich dadurch mehr Freiheit erlangt, über mich zu verfügen? — „Freiheit ... nein; ich weiß wohl, daß ich nicht Ihre Frau werden kann, aber was kümmere ich mich um diesen Titel? ich strebe nur nach Ihrer Liebe; Sie wissen, daß ich wenig nach der Welt und ihren Convenienzen frage ... Ich bin mein eigener Herr: warum sollte ich Sie nicht lieben dürfen? Weil Sie an Jemand gekettet sind, der Ihr Unglück gemacht hat, soll Ihr ganzes Leben in Bitterkeit und Verlassenheit verlaufen! ... Ah! ich will im Gegentheile Sie durch die Gewalt der Liebe Ihre früheren Kümmernisse vergessen machen ... Es wird mir so süß sein, Ihre wahre, einzige Freundin zu werden ... alle Ihre Gedanken, alle Ihre Augenblicke in mich aufzunehmen ... Aber Sie antworten mir nicht ... Großer Gott! hätte ich mich geirrt? ... Würden Sie mich nicht lieben? ... O! dann wäre Alles für mich zu Ende, es bliebe mir nichts übrig, als zu sterben! ... Heinrich! ... Heinrich! ... Er antwortet mir nicht ..."

Sie hat ihr Haupt auf meine Brust gelegt. Ich kann nicht beschreiben, was in meinem Innern vorgeht. Wie soll ich fliehen! ... eine Frau von mir stoßen, die ich liebe! ... dazu habe ich die Kraft nicht. Ich habe diesen reizenden Kopf gehalten ... Indem ich sie trösten wollte, berührte mein Gesicht das ihre ... unsere Wangen glühen, unsere Lippen begegnen sich ... die Welt entschwindet unseren Sinnen, wir fließen ineinander.

Ich weiß nicht, wie lange wir so blieben auf diesem Rasen, der Zeuge unserer Liebestrunkenheit war. Ich bin glücklich, und doch drückt mich, betrübt mich etwas ... Ich fürchte nachzudenken

... Caroline hat ihre Arme um meinen Hals geschlungen; sie ist ganz in Liebe aufgelöst. Ich sehe herum und horche ... man hört kein Geräusch.

„Es ist sehr spät ... Ich glaube," sagt Caroline, „wir müssen zurückkehren ... Du wirst mich begleiten, nicht wahr, theurer Freund?" — Gewiß. — „Wo befinden wir uns hier?" — Ich weiß es nicht ... Jedoch ... ich möchte glauben, wir seien nicht weit von Ernsts Garten entfernt ... Ja, da unten, jene Mauer. — „In der That, ich meine auch einen Pavillon zu sehen ..." — Einen Pavillon! o! entfernen wir uns schnell. — „Du wirst morgen zu mir kommen, theurer Freund, nicht wahr? ... Ich werde Dich übrigens jetzt jeden Tag sehen?" — Ja ... morgen ... werde ich Dich sehen ... mit Dir sprechen. — „Wie sonderbar Du das sagst! ... was hast Du denn?" — Nichts ... aber komme ... gehen wir von hier fort."

Caroline schlingt ihren Arm um mich; meine Hand liegt auf ihrer Hüfte und so entfernen wir uns von dem Orte, dem Zeugen unserer Liebesschwüre. Es ist dunkel. Noch haben wir nicht zehn Schritte gemacht, als etwas unsern Gang aufhält. Caroline bückt sich und stößt einen Schrei des Entsetzens aus mit den Worten:

„O! mein Gott! lieber Freund, da liegt eine Frau!" — Eine Frau!"

Ein Schauder ergreift mich: ich wage kaum das Auge zu senken, um diejenige zu betrachten, welche vor uns ausgestreckt daliegt.

„Man sollte glauben, sie sei todt!" ruft Caroline aus. — „Todt ... ach! wenn sie es wäre!"

Ich werfe mich auf die Kniee und hebe das Haupt der Unglücklichen in die Höhe, ich entferne das Gesträuch, welches uns den klaren Himmel verbirgt ... Ein dumpfer Seufzer entfährt mir ... Ich bleibe selbst wie vernichtet ... Es ist Eugenie, meine Frau, die regungslos vor mir liegt.

Caroline hat mich den Namen Eugenie murmeln hören und erkennt jetzt auch die Unglückliche; sie fällt neben ihr auf die Kniee und überläßt sich der Verzweiflung, denn sie ahnt wohl, daß sie es ist, die ihren Tod herbeigeführt. Ich selbst kann weder sprechen noch handeln. Ich bin stumm, erstarrt von diesem gräßlichen Schauspiel.

Plötzlich ruft Caroline aus:

„Ach! ihr Herz schlägt noch . . . Sie ist nicht todt!“

Diese Worte haben mich wieder zum Leben gebracht. Ich bücke mich und nehme Eugenien in meine Arme. Caroline breitet das Gesträuch auseinander . . . Aber wo so spät Hülfe finden? . . . Der nächste Ort ist Ernsts Garten . . . Ich lenke meine Schritte nach der kleinen Pforte . . . Sie ist offen; wir gehen hinein. Ein Licht erhellt das Innere des Pavillons, dessen Thüre auch offen stehen geblieben ist . . . Man sieht, daß man diese Stelle rasch verlassen hat. Wir treten in den Pavillon ein. Ich lege Eugenien auf ein Bett. Caroline sucht überall herum; sie bringt Wasser, Essenzen, dann läuft sie auf das Wohnhaus zu, um Leute herbeizurufen.

Ich bin allein bei Eugenien geblieben; ich benetze ihre Stirne, ihre Schläfen mit Wasser, während meine Hände ihre erstarrten zu erwärmen suchen . . . Endlich macht sie eine Bewegung . . . Sie schlägt die Augen auf: sie hat mich erkannt . . . und meine Hand ergreifend, führt sie sie an ihren Mund, indem sie leise sagt:

„Ach! ich werde also doch noch einmal glücklich sein . . . Du bist bei mir.“ — Eugenie kehre zum Leben . . . zum Glücke zurück . . . Ich hatte Dir verziehen und wollte die Mutter ihren Kindern wiedergeben. — „Wäre es möglich . . . aber nein . . . es ist besser, daß ich sterbe . . . Du liebst eine Andere . . . Ich habe euch gehört . . . Ich war hier . . . Deine Stimme drang bis zu mir . . . Ich ging eilig hinaus . . . und sah Dich in ihren Armen . . . das hat mir den Todesstoß gegeben. Aber ich verdiente diese Be-

strafung ... Ach! möge Dich Caroline glücklicher machen, als ich es gethan! ... Sage mir noch einmal, daß Du mir verzeihst ... daß Du Deinen Sohn lieben wirst." — Eugenie! ... großer Gott! ... sie verliert die Besinnung ... Und Niemand kommt!"

Ernst und Margarethe treten athemlos in den Pavillon. Sie eilen ans Bett. Eugenie öffnet noch einmal halb ihre Augen, reicht mir die Hand und lispelt:

„Ich habe meine Kinder nicht gesehen."

Margarethe macht eine Bewegung, um hinaus zu gehen; Eugenie bedeutet ihr zu bleiben und stammelt:

„Nein ... sie schlafen ... wecket sie nicht!"

Dann entschlummert sie auch, aber um nicht mehr zu erwachen.

Inhalt.

In demselben Verlage erscheint:

Neue wohlfeilste Volks-Ausgabe

von

Victor Hugo's sämmtlichen Werken.

(Format der Classiker.)

In vorzüglichen Uebertragungen.

3te revidirte Auflage.

In Lieferungen von 5 Bogen zum Subscriptions-preise von nur 9 kr. für die Lieferung.

Allmonatlich erscheinen 3 bis 4 Lieferungen. Die verehrlichen Abnehmer erhalten mit der letzten erscheinenden Lieferung das sehr ähnliche **Portrait V. Hugo's** in sauberem Stahlstich **gratis.**

Victor Hugo nimmt unter den Romantikern und Erzählern der Gegenwart die hervorragendste Stelle ein; seine Werke übertreffen an hohem **historischem** und somit **spannendstem Lese-Interesse** nicht nur die **aller** seiner Landsleute, sondern „**Notre-Dame**“ u. a. sogar Alles, was **W. Scott** geschrieben hat. — In obiger ebenso schönen, als fast beispiellos billigen und gediegen übertragenen Ausgabe wird **V. Hugo** der Liebling jeder deutschen Familie werden.

Ferner erschien:

Shakspeare's

sämmtliche dramatische Werke.

Uebersetzt von

Ernst Ortlepp.

2te durchaus verbesserte Auflage.

16 Theile mit 16 Stahlstichen. 5 fl. 24 kr.

In demselben Verlage sind erschienen:

Lord Byron's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von Mehreren.

(Herm. Kurz. Bernd v. Guseck. Dr. Kottenkamp.)

3te umgearbeitete und vervollständigte Auflage im Classikerformat.

12 Theile

(alle 12 Theile 2 Rthlr. 12 Sgr. — 3 fl. 36 kr.)

mit einer Gratis-Zugabe von 11 prachtvollen Stahlstichen.

Diese 3te Auflage, von beliebten deutschen Dichtern und gründlichen Kennern der klassischen englischen Literatur überarbeitet und vervollständigt, darf als die einzige existirende vollständige und billigste deutsche Ausgabe der sämmtlichen Werke des großen Britten gelten.

Langbein's sämmtliche Gedichte.

Neue Volks-Ausgabe im Schillerformat.

4 Bände. 1 3/4 Rthlr. — 3 fl.

Langbein's Gedichte sind und bleiben Volkslieder: ewig frisch und neu! — Um sie allgemein zugänglich zu machen, erschienen solche in einer Volks-Ausgabe, in welcher sämmtliche vier Bände, prächtig ausgestattet, nur 3 fl. kosten.

Alois Blumauer's sämmtliche Werke.

Vollständigste Ausgabe in 2 Bänden.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

1 Rthlr. 15 Sgr. — 2 fl. 24 kr.

Der schüchterne Liebhaber.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

„Die Furchtsamkeit ist ein Fehler, bei dem es mit Gefahr verknüpft ist, diejenigen zu tadeln, die man davon heilen will."

La Rochefoucauld. — Maximen.

Dritte Auflage.

Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1860.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Alte Neuvermählte.

Es war im Jahr achtzehnhundert und achtzehn, ich will nicht sagen glückseliger Erinnerung, weil ich mich nicht entsinne, ob dieses Jahr gesegneter war, als ein anderes; wahrscheinlich war es gesegnet für gewisse Leute und das Gegentheil für viele andere; denn bisweilen, häufig, ja fast immer erzeugt dieselbe Ursache zwei entgegengesetzte Folgen, das heißt, was dem Einen Glück bringt, das bringt dem Andern Unglück.

Doch so war es von jeher und wird ohne Zweifel so sein bis ans Ende der Zeit . . . wenn überhaupt die Zeit je ein Ende nehmen wird . . .

Die Natur gefällt sich in Gegensätzen, Contrasten . . . ich kann nicht errathen warum; was mich indeß nicht hindert, zu glauben, daß sie Recht hat; denn die Natur thut jeder Zeit vollkommen, was sie thut.

Es war also im Jahr achtzehnhundert und achtzehn.

In einem alten Hôtel der Vorstadt St. Germain, gelegen . . . ich weiß nicht mehr in welcher Straße, — das thut auch nichts zur Sache, — war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; man tanzte, man vergnügte sich, oder that wenigstens so; denn man ist nicht immer, was man zu sein scheint; kurz, man beging feierlich eine Hochzeit. Es war die des Herrn Marquis von Grandvilain mit Fräulein Amenais Dufoureau.

Es befand sich dort ein auserlesenes Orchester, wobei man indeß keine Klapphörner hörte, weil dieses Instrument damals noch nicht auf unsern Bällen vorherrschte; die Gesellschaft war

gleichfalls auserlesen; man tanzte mit jenem Anstande, jenem Ernste, jener schönen Haltung, um derenwillen der französische Tanz nicht ergötzlich ist, und das Sprüchwort erzeugte, daß das heiterste Volk der Erde am wenigsten heiter tanze.

Allerdings hat sich seit jener Zeit ein gewisser, bei weitem ungebundenerer Tanz aus der Kneipe in die Maskenbälle eingeschlichen und von da in einige Salons eingeschmuggelt, — ein Tanz, der reizend wäre und wirklich einen Charakter hätte, wenn nicht die meisten, welche ihn ausführen, die Grazie mit der Posse und die Ungezwungenheit mit der Frechheit verwechselten. Dieser Tanz indeß hatte sich nicht auf die Hochzeit des Herrn Marquis von Grandvilain verirrt.

Auch versetzte der Bräutigam die Tänzerinnen nicht in Athem; er lief nicht von einer zur andern, um sie aufzufordern und ihnen die Hand zu bieten. Nachdem er den Ball mit seiner Gemahlin eröffnet hatte, warf er sich in einen ungeheuren Lehnsessel und begnügte sich, von da aus den Andern zuzusehen, wobei er den Damen zulächelte und den Takt mit dem Kopfe schlug.

Ohne Zweifel seid ihr über das Betragen des Bräutigams erstaunt und möchtet schon den Grund davon kennen; euer Erstaunen wird aufhören, wenn ich euch bemerke, daß Herr von Grandvilain an seinem Vermählungstage in sein neunundsechzigstes Jahr trat.

Daß einer in solchem Alter nicht mehr zu denjenigen rasend leidenschaftlichen Tänzern gehört, welche nicht vom Platze weichen, zu jenen Cavalieren, welche auf sechs Quadrillen zum Voraus engagiren, begreift sich leicht.

Vielleicht werdet ihr noch einwenden, daß in diesem Falle der Herr Marquis für den Ehestand auch nicht jünger war als für den Ball . . . daß es eine Narrheit sei, sich im neunundsechzigsten Jahre zu verheirathen!

Je nun, was wisset ihr davon? . . . ist es euch schon be-

gegnet? und wäre es selbst eine Narrheit: was ist denn Schlimmes an den Narrheiten, wenn sie uns glücklich machen? Die närrischsten Leute sind zuweilen die weisesten.

Laßt uns heirathen, so lange wir Lust dazu haben, und tanzen, so lange wir können.

Cato lernte mit sechzig Jahren tanzen. Plato hielt eine Lobrede auf den Tanz, und man weiß es ja, daß der König David Bocksprünge vor der Bundeslade her machte ... Das war, ich gebe es zu, eine seltsame Manier, Glauben und Frömmigkeit auszudrücken; ich nehme daher gerne an, daß David zum mindesten jenen Tanz nicht kannte, von welchem ich kaum erst sprach.

Um auf den Bräutigam zurückzukommen, so verdiente der Marquis von Grandvilain seinen großen bengelhaften Namen nicht, denn er war von mittlerem Wuchse und feiner Taille; einst durfte man ihn sehr wohlgestaltet nennen; noch immer blieb ihm ein hübsches Bein und für einen Mann, der ein Weib nimmt, genugsam Wade.

Sein etwas schöpsenartiges Angesicht ermangelte weder des Adels noch der Anmuth; seine Züge waren regelmäßig, seine einst sogar äußerst schönen Augen hatten einen liebenswürdigen Ausdruck beibehalten; sein Lächeln endlich war immerhin noch leidlich schalkhaft. Man sieht, dieser Herr war keineswegs so mittellos, als man nach seinen Jahren vermuthen könnte, und daher sehr zu entschuldigen, daß er auf seine Heirath gedacht hatte, um diese schönen Sachen zweckmäßig zu verwenden.

Amenaïs Dufoureau, welche sich mit Herrn von Grandvilain vermählt hatte, trat eben in ihr vierundvierzigstes Jahr, und war bis dahin Jungfrau geblieben!

Jungfrau! ... begreifet ihr die ganze Bedeutung dieses Wortes! ... es bezeichnet euch ein ganz frisches Herz, eine ganz frische Seele, eine ganz frische Liebe und Reize — ganz frisch, wie alles Uebrige! ... eine Jungfrau von vierundvierzig Jahren und

eine Blume, die noch nicht gepflückt ist ... aber großer Gott! welch' eine Blume, und welche Zeit hat sie gehabt, in Samen zu schießen! ...

Was mich betrifft, so gestehe ich in aller Demuth, daß ich zehn verheirathete Frauen dieses Alters einer Blume vorziehen würde, die man so lange am Stängel gelassen hat.

Wahrscheinlich dachte der Herr Marquis von Grandvilain nicht wie ich ... Die Meinungen sind frei, und wenn wir Alle die gleichen hätten, so wäre dies höchst langweilig; denn dann genößen wir nicht mehr das Vergnügen, uns zu streiten und zu zanken.

Herr von Grandvilain hatte Fräulein Amenais Dufoureau schon im Jahre achtundneunzig kennen lernen ... Damals war sie erst vierundzwanzig Jahre alt; es läßt sich voraussetzen, daß da ihr Herz wenigstens eben so frisch war, wie im vierundvierzigsten, gewiß ist aber, daß ihr Angesicht frischer war.

Zu jener Zeit war Amenais ein ziemlich hübsches Frauenzimmer; fein, schlank, beweglich, ihre schwarzen, hervortretenden Augen strahlten von Gesundheit und Lebhaftigkeit, ihr etwas großer Mund öffnete sich oft zum Lachen, um zwei Reihen der schönsten, tadellosesten Zähne sehen zu lassen; kurz, obgleich ihre Nase etwas dick, ihre Stirne etwas niedrig und ihre Farbe etwas braun war, konnte Fräulein Dufoureau doch für eine äußerst angenehme Person gelten.

Herr von Grandvilain, der zu jener Zeit neunundvierzig Jahre zählte und sich noch für einen jungen Mann ansah, weil er die Neigungen und den Charakter eines solchen noch immer beibehielt, hatte in den Gesellschaften Amenais kennen gelernt und ihr die Cour gemacht; aber mit jenem Leichtsinne eines an Eroberungen gewöhnten Mannes, jener Sicherheit eines Roués, der nie Grausame gefunden hat; endlich mit jenem Selbstbewußtsein eines Marquis, der einem unbedeutenden Bürgermädchen

viel Ehre zu erweisen meint, wenn er einen Blick auf sie fallen läßt.

Fräulein Dufoureau war in der That nur von einfachem Bürgerstande; ihre Eltern, ehrliche Handelsleute, waren gestorben und hatten ihr fünfzehnhundert Livres Einkünfte und sehr gute Grundsätze hinterlassen.

Die fünfzehnhundert Livres Einkünfte waren freilich ein geringes Besitzthum; aber im Vereine mit der Tugend und Unschuld dieses Fräuleins bildeten sie ein Heirathsgut, welches gewisse junge, sehr reiche Damen höchst verlegen wären, ihren Gatten darzubieten.

Herr von Grandvilain, immer noch stolz und prächtig, umflatterte die Blume von vierundzwanzig Jahren.

Fräulein Amenais fand den Marquis sehr liebenswürdig; sie fühlte sich geschmeichelt durch seine Auszeichnung und ließ ihn sogar merken, daß ihr Herz seine schönen Worte nicht gleichgültig aufnehme. Aber als es ihr klar wurde, daß er keineswegs daran dachte, sie zur Marquisin zu machen, wies sie ihn stolz zurück mit der Frage:

„Mein Herr! für was halten Sie mich?“

Der Marquis, über diesen Widerstand geärgert, entfernte sich, eine Arie aus „Blasius und Babette“ trillernd, welches damals eine neue komische Oper war; und die Opern der damaligen Zeit enthielten Melodien, welche man behalten konnte und sogar auf den Straßen sang.

Andere Zeiten! andere Musik! ...

Herr von Grandvilain wendete seine Liebesblicke, seine Sehnsucht, seine Anbetung und sein Herz nach andern Richtungen.

Fräulein Amenais Dufoureau verbarg ihren Gram, ihre Seufzer und ihre Glut in der Tiefe ihrer Seele.

Seht, wie glücklich die Männer sind! ... wenn ihnen eine Frau widersteht, so eilen sie zu andern; ... und es gelingt

ihnen stets, einer Liebe los zu werden, welche sie jedem hübschen Geschichtchen anbieten. Gleich jenen Leuten, deren Taschen vollgestopft von Geld sind, und die sagen:

„Ich kaufe was ich will . . . ich werde vom Schönsten und Besten erhalten, denn ich bezahle baar!"

Die rechtschaffenen Frauen hingegen sind genöthigt, Kredit zu verlangen; sie versprechen zwar allerdings ihre Liebe, wollen sich aber nicht dazu verstehen, sie gleich abzugeben.

Sechs Jahre verstrichen, in deren Laufe der Marquis, unaufhörlich von Eroberung zu Eroberung flatternd und sein Leben im Schooße des Vergnügens hinbringend, die arme Amenais Dufoureau, welche ein sehr friedliches, sehr bescheidenes Leben führte und selten die Gesellschaften besuchte, wo Herr von Grandvilain zu treffen war, nicht mehr sah.

Nach Verlauf dieser Zeit veranlaßte ein ländliches Fest in der Umgegend von Paris ein Zusammentreffen dieser beiden Personen, die sich nicht mehr aufgesucht hatten. Der Marquis fand, daß Fräulein Amenais immer noch anmuthig war und Amenais konnte einige Seufzer nicht unterdrücken, welche andeuteten, daß die Vergangenheit noch nicht gänzlich vergessen sei.

Herr von Grandvilain zeigte sich auf's Neue liebenswürdig und suchte sie auf's Neue zu verführen; er dachte, die Blume von dreißig Jahren werde sich leichter pflücken lassen, als die vierundzwanzigjährige. Aber er täuschte sich; er stieß auf dieselbe Tugend, denselben Widerstand, und doch verbarg man ihm nicht, daß er geliebt sei; allein man wollte Marquisin werden und sich nur seinem Gatten hingeben.

Unser Verführer zog sich abermals zurück. Er reiste und blieb sechs Jahre von Frankreich entfernt. Als er zurückkam, war er viel weniger flatterhaft und leichtsinnig; sein äußerer Anstand immer noch ausgezeichnet, aber seine Bewegung langsam und schleppend. Indessen hielt sich der Marquis, obgleich er nun

einundsechzig Jahre zählte, fortwährend für sehr verführerisch. Es gibt Personen, die nicht alt werden wollen; sie haben vollkommen Recht; aber dann hat die Zeit Unrecht.

Herr von Grandvilain sah Amenaïs Dufoureau wieder; sie war immer noch Jungfrau, obgleich sie sechsunddreißig Frühlinge, ohne die andern Jahreszeiten zu rechnen, hinter sich hatte... (Man muß nämlich immer nur nach Frühlingen zählen, das erhält das Aussehen jugendlich.) War sie unverheirathet geblieben, weil sie keinen Mann gefunden hatte, oder weil sie ihr Herz dem Marquis aufbewahren wollte? — Wir sind zu galant, um nicht zu glauben, daß es aus dem letztern Grunde geschehen sei, und der Marquis wird wohl ebenso gedacht haben, weil es seiner Eigenliebe schmeichelte.

Amenaïs war nicht mehr so schlank, so hübsch gewachsen, wie mit vierundzwanzig Jahren; allein sie war noch ziemlich frisch, und ihr Blick hatte, was er an Lebhaftigkeit verloren, an Zärtlichkeit gewonnen Herr von Grandvilain, der stets mit Vergnügen die einzige Frau, die er nicht besiegt hatte, wiedersah, fing von Neuem an, der Blume von sechsunddreißig Jahren die Cour zu machen.

Er war indeß nicht glücklicher; dies läßt sich leicht erklären. Nachdem man die Kraft gehabt hatte, ihm zu widerstehen, als er noch jung und hübsch gewesen, war es sehr unwahrscheinlich, daß man sich ihm ergeben werde, als er alt und abgelebt war. Herr von Grandvilain, noch immer stolz und anspruchsvoll, zog sich, mit dem Schwure, nimmer wiederzukehren und mit dem Vorsatze, seine Huldigungen anderwärts anzubringen, nochmals zurück.

Armer Verliebter! Sechzig Jahre vorbei und noch mit der Einbildung gestraft, flatterhaft sein zu können. Die Gelegenheiten, Amenaïs zu vergessen, boten sich nicht mehr dar... Die Zeit verfloß, ohne Zerstreuungen zu bringen; alle Damen wurden für den Marquis ebenso grausam, wie Fräulein Dufoureau, und unser alter Verführer dachte bei sich:

„Es ist erstaunlich, wie das schöne Geschlecht sich ändert! ... Die Damen haben kein so empfindsames Herz mehr wie ehemals!“

Endlich entschloß sich der Marquis, zu Amenais zurückzukehren; sie ging ihrem vierundvierzigsten Frühling entgegen, und Herr von Grandvilain sprach in seinem Sinne:

„Wenn ich noch mehr Frühlinge abwarte, wird es eher einem Winter ähnlich sehen. Ich meinerseits trete in das Alter, wo man solid wird ... Fräulein Dufonreau ist nicht von Adel, aber sie ist tugendhaft ... Es sind nun zwanzig Jahre, daß sie mich liebt; das verdient eine Belohnung ... ich will sie heirathen.

Und unser neunundsechzigjähriger Verliebter bot endlich dem Fräulein, die er zwanzig Jahre früher hätte heirathen können, die Hand an.

Als der Marquis dem Fräulein Amenais seine Hand, sein Herz und seine neunundsechzig Jahre antrug, hatte sie gute Lust, ihm zu entgegnen:

„Uns jetzt noch heirathen! es ist kaum der Mühe werth!“

Indessen willigte sie doch ein, und deßhalb feierte man im Jahre achtzehnhundert und achtzehn die Hochzeit des alten Liebespaares im Hôtel des Herrn von Grandvilain.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Grandvilain.

Kann man sich, wenn man im neunundsechzigsten Jahre heirathet, schmeicheln, Erben zu bekommen und sich in seinen Kindern wieder aufleben zu sehen? Ich glaube nein ... indessen ist es wahrscheinlich, daß man sich dennoch schmeichelt.

Wenn solches der Fall ist, wenn die Gattin eines Greisen Mutter wird, so regnet es mit Spöttereien auf den Ehemann;

indessen sind diese Witze und Scherze nicht immer am Platze... in einem solchen Falle ist es sehr schwierig, Jemanden, der Zweifel hegt, zu überzeugen, daß er Unrecht habe...

„Plus negare potest asinus, quam probare philosophus.“ *

Fünf Monate waren es, seit Amenais Dufoureau Marquisin von Grandvilain geworden, als sie eines Morgens ihrem Gatten erröthend, mit niedergeschlagenem Blicke und verlegener Miene entgegentrat und zu verstehen gab, daß sie die Hoffnung habe, ihm ein Pfand ihrer Liebe zu schenken.

Herr von Grandvilain stieß einen Jubelschrei aus, erhob sich, umarmte seine Frau, rannte im Zimmer umher, wollte einen Sprung machen und fiel auf den Boden; allein Madame half ihm wieder in die Höhe, und er begann von Neuem tausend Thorheiten zu machen, denn das Gefühl der Freude ließ ihn sein Alter vergessen. Er war stolz, einen Sohn zu erhalten; er hatte aber auch Grund dazu, um so mehr, als die Tugend seiner Frau so erhaben war, wie die der Gemahlin Cäsar's; man konnte sie nicht einmal verdächtigen.

Von diesem Augenblicke an beschäftigte man sich nur mit diesem Kinde, welches noch nicht geboren war.

Der Herr Marquis war der Ueberzeugung, daß es ein Knabe sein werde. Um sich in seinem Glauben zu bestärken, sprach er zu sich: ein Glück kommt nie allein.

Die Frau Marquisin war entzückt, ein Kind zu bekommen. Ob Knabe oder Mädchen, sie fühlte, daß sie die gleiche Liebe für dasselbe hegen werde; allein um ihrem Gatten gefällig zu sein, schien auch sie auf einen Knaben zu rechnen.

„— Ich werde ihn selbst stillen!“ sprach Amenais lächelnd zu ihrem Manne.

„Ja, ja, wir werden ihn stillen!“ wiederholte der Marquis, „wir werden ihn weit besser aufziehen, als es eine Säugamme

* Ein Esel kann mehr läugnen, als ein Philosoph beweisen.

könnte! . . . was Teufels! Leute wie wir müssen sich besser darauf verstehen als Bauersleute; wir werden einen Hauptkerl aus ihm machen! denn ich will, daß mein Sohn in allen Stücken seinem Vater gleiche."

Und indem er so sprach, streckte der alte Marquis sein Bein vor und versuchte es noch einmal zu imponiren. Seit er wußte, daß seine Frau guter Hoffnung war, hielt er sich für zwanzigjährig.

Man kaufte ein prächtiges Kindszeug für den erwarteten Kleinen; man machte große Zurüstungen zum Empfange dieses Sprößlings des Herrn von Grandvilain; der Taumel, dem man sich hingab, war sehr natürlich. Da junge Eheleute die Geburt ihres Kindes feiern, um wie viel mehr müssen es solche thun, die keine Hoffnung mehr haben, daß sich ein ähnliches Ereigniß wiederholen werde.

Je näher der Augenblick herbeikam, wo die Frau Marquisin Mutter werden sollte, um so eifriger umgab sie ihr alter Gemahl mit Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit; dies ging oft so weit, daß Frau von Grandvilain mit ihrer Freiheit auch den Geschmack an solchen Galanterien verlor. Der Herr Marquis gestattete nicht mehr, daß sie zu Fuß ausging, er fürchtete die mindeste Anstrengung für sie, und sorgte dafür, daß sie nichts aß, was ihr schädlich sein konnte, und diese Aufmerksamkeit wurde grausam für Diejenige, welche der Gegenstand derselben war; denn in der einfachsten Sache erblickte der Marquis eine Gefahr und sie wurde ohne Gnade verboten, so daß Frau von Grandvilain gegen das Ende ihrer Schwangerschaft nur noch Brodsuppe erhielt, welches nach der Ansicht des Herrn Marquis die einzige gesunde und ungefährliche Nahrung für sie war. Die Frau Marquisin hatte zwar einen Arzt, der ein ganz entgegengesetztes Verhalten vorschrieb, allein der Herr von Grandvilain hielt mehr auf sich als auf den Arzt, und mit dem zunehmenden Alter wurde er sehr eigensinnig.

Endlich brach der große Tag an! ... es war Zeit für die arme Marquisin, die durchaus der Brodsuppe keinen Geschmack abgewinnen konnte. Amenais gebar einen Sohn.

Herr von Grandvilain hatte sich nicht stark genug gefühlt, bei seiner Frau auszuhalten, während sie in Kindesnöthen lag.

Aber ein Bedienter, der früher Jockey, dann Groom und zuletzt Kammerdiener des Marquis geworden war und nun sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, eilte herbei, ihm diese große Nachricht zu verkünden.

Als er seinen alten Jasmin erblickte, dessen rothes, finniges Gesicht noch einfältiger war, denn gewöhnlich, rief ihm der Marquis zu:

„— Nun! Jasmin? ... ist's vorüber?"

„—Ja, Herr Marquis ... es ist vorbei!... Ach! wir haben viel ausgestanden, aber nun ist's vorbei."

Man weiß, daß die alten Diener großer Häuser fast allgemein, wenn sie von Dingen sprechen, die ihre Herrschaft betreffen, „uns" zu sagen pflegen; und Herr von Grandvilain verzieh seinem ehemaligen Jockey die Anwendung dieser Redensart.

„— Wie? es wäre vorbei, Jasmin... Ach! die arme Marquisin ... aber nun heraus mit der Sprache! ... was ist's denn?"

„— Etwas Herrliches, gnädiger Herr! Sie werden höchst zufrieden sein."

„Aber das Geschlecht, Dummkopf, das Geschlecht? ... hat es denn keines, dieses Kind?"

„— O! und was für eins! ... ein großes, prächtiges! ... kurz wir sind von einem Knaben entbunden worden, mein lieber gnädiger Herr, der ..."

„— Ein Knabe, Jasmin! ... ein Knabe ... Ach! welch' Glück! ach, ich hatte es vorausgesagt! Ich war dessen gewiß... ich hätte darauf gewettet ... bin ich mir nicht stets bewußt, was ich mache?"

„— Sie sind sehr geschickt, Herr Marquis! ...“

„— Ein Knabe ... Ich habe einen Sohn ... einen Erben meines Namens! Jasmin! ich gebe Dir zehn Thaler zum Geschenk, weil Du mir diese Nachricht überbracht hast.“

„Meinen Dank, theurer Herr! ... Es leben die Grandvilains!“

„— Ich habe einen Sohn ... die Freude ... die ... ach, oh! ... ich kann nicht mehr ... Jasmin, gib mir mein Riechfläschchen ... nein, gib mir lieber ein Glas Madera ... ich fühle mich ohnmächtig ...“

„Nun, Herr Marquis, fassen sie sich,“ sagte Jasmin, seinem Herrn ein Glas Madera anbietend. „Jetzt ist nicht der Augenblick, unwohl zu sein.“

„— Du hast Recht ... aber die Bestürzung ... die Freude ... Dies ist das erste Mal, daß ich Vater bin ... daß ich es weiß wenigstens ... und das macht einen so großen Eindruck ... Erzähle mir doch einige Einzelheiten ... während ich mich erhole ... denn mir mangelt noch die Kraft, zu meiner Frau zu gehen.“

„— Nun! Herr Marquis, denken Sie sich, daß ich vor dem Zimmer der Madame Schildwache stand, um es Ihnen anzuzeigen, sobald wir niedergekommen sein würden; denn ich dachte mir wohl, Sie würden ungeduldig sein, das Ergebniß zu erfahren...“

„Ganz gut, Jasmin ... weiter, weiter! beeile Dich!“

„Nach kurzer Zeit höre ich ein Geschrei ... Ich hatte Lust, durchzugehen, aber ich hielt es doch aus, und um standhaft zu bleiben, nahm ich eine große Prise Tabak. Plötzlich öffnet man der gnädigen Frau Thüre ... es war der Accoucheur ... er sieht mich ... er suchte Jemand und gab mir ein Zeichen, einzutreten. Ich gehorchte.“

„— Wie, Dummkopf, Du drangst in das Zimmer der Frau Marquisin, während sie ...?“

„— Nein, gnädiger Herr, ich blieb in dem kleinen Vorzimmerchen. Alles war in Aufregung...... die Wärterin, die Kammerfrau ... die dicke Närrin, die Turlurette, ließ sich beikommen, ohnmächtig zu werden, statt Dienste zu leisten ...“

„— Dies beweist ihre Anhänglichkeit an meine Frau, Jasmin, fahre fort ...“

„— Verzeihung, mein Herr, ich muß mich zuvor schnäuzen ... Kurz, man rief mich, der Turlurette beizustehen, aber ich, der weit mehr in Sorgen für die gnädige Frau war, rief aus:

„Vor allen Dingen, sind wir entbunden? ...“

„Freilich,“ entgegnete der Arzt.

„— Was haben wir denn?“

„— Nimm' ... Dummkopf!“

Indem er dies sagte, gab mir der Accoucheur ein kleines Päckchen in den Arm..... Stellen sie sich vor, gnädiger Herr, daß ich zuerst glaubte, es sei ein Käse ... es war ganz rund ... und hatte einen sonderbaren Geruch ... aber als ich genau hinsah, gewahrte ich, daß es ein kleiner, kaum aus der Schale gekrochener Knabe war.“

„— Was heißt das, Jasmin? wie, meinen Sohn hattest Du für einen Käse gehalten .....“

„— Ei! mein Herr, wenn man noch nie Neugeborene gesehen hat ... es war das erste Mal, daß ich einen sah ...“

„— Meinen Sohn für einen Käse halten! ... Du bist ein Tölpel, Du bekommst keine Belohnung!“

„— Ach! Herr Marquis ... nicht den Verlust des Geldes bedaure ich, aber ich hätte nicht geglaubt, Ihren Unwillen verdient zu haben! ... um so mehr, „als ich, während ich den Kleinen in meinen Armen betrachtete, mit Freuden bemerkte, daß er ganz unsere Züge habe ... uns wie aus dem Gesicht geschnitten sei!“

„— Wie, uns ..... Jasmin! ..... bist Du betrunken ... ?“

„— Verzeihung, Herr Marquis, der Eifer reißt mich hin! Wenn ich sage uns, gnädiger Herr, so will ich eigentlich sagen: Ihnen! ... Denn kurz, es ist ganz Ihr edles Angesicht, Ihre schöne Adlernase ... Ihr kleines hübsches Kinn, er wird auch so schöne Zähne bekommen, wie Sie ... einst hatten ... vom Uebrigen gar nicht zu reden!“

Der alte Marquis kann ein Lächeln nicht unterdrücken, und er antwortet mit sanfterer Stimme:

„— Der liebe Kleine ... nun ... ich habe Dir ein Geschenk versprochen, Du sollst es haben. Ich weiß, daß Du ein treuer Diener bist, mein armer Jasmin, man muß aber auch besonnen reden, wenn man vom Sohne seines Herrn spricht.“

„— Es ist ein wahrer Engel, der uns verliehen wurde, gnädiger Herr ... Ach! wenn ich ihm hätte die Brust reichen können! ... wie glücklich wäre ich gewesen!“

„— Ich fühle mich jetzt kräftig genug, meine Gattin und meinen Sohn zu umarmen ... Komm', Jasmin, führe mich ...“

„— Ja, gnädiger Herr, wir wollen unser Kind sehen.“

Der alte Marquis, den es entzückte, sich im siebenzigsten Jahre wieder verjüngt zu wissen, steht auf, hängt sich an den Arm seines Kammerdieners und bemüht sich, mit demselben in das Zimmer der Wöchnerin zu eilen; da aber Herr und Diener einen äußerst schwerfälligen Schritt hatten, so brachten sie es nur zu einem etwas lebhaftern Gange, kamen aber trotzdem beinahe außer Athem bei der Frau Marquisin an.

Der gnädige Herr umarmte seine Frau mit Freudenthränen, und fiel in seiner Rührung auf das Bett der Wöchnerin, von dem man ihn nur mit äußerster Mühe wegzubringen vermochte, weil das übergroße Glück seine Arme und Beine ganz pelzicht gemacht hatte. Als es gelungen war, den Herrn von Grandvilain in einen großen Lehnstuhl zu setzen, verlangte dieser, um sich zu stärken und im Stande zu sein, seinen Sohn zu umar-

mein, ein Glas Madera. Jasmin beeilte sich von Neuem, Madera zu holen; er schenkte seinem Herrn ein und sich auch ein Glas, welches er hinter einem großen Fenster-Vorhang ausleerte, da er fand, daß er gleichfalls Stärkung brauchen könne.

„Und wo ist nun mein Sohn?“ fragte der Marquis mit bewegter Stimme, rings um sich herblickend.

„Man wird Ihnen denselben bringen, gnädiger Herr,“ sagte die dicke Turlurette; „die Wärterin kleidet ihn an, damit er Ihnen vorgezeigt werden kann.“

Es ist unnöthig, daß man ihn ankleide,“ entgegnete der Marquis, „ich will ihn im Gegentheil ganz nackt sehen, ich kann dann seine Kraft . . . seinen Körperbau . . . viel besser beurtheilen.“

„Ja, ja,“ sagte Jasmin, „wir sind sehr erfreut, sehen zu können, was wir zuwege gebracht haben.“

„— Ihr versteht mich, Turlurette; sagt der Wärterin, sie soll mir meinen Sohn nackt wie einen Wurm herbringen.“

„— Ja, man bringe ihn uns wie einen Wilden ohne Feigenblatt!“ rief Jasmin.

„— Jasmin, willst Du nicht einen Augenblick Deine Zunge im Zaum halten?“

„— Vergebung, Herr Marquis, es ist die Ungeduld, dieses liebe Herzchen zu bewundern.“

Turlurette besorgt eifrig ihren Auftrag, und bald erscheint die Wärterin, ein großes Becken vor sich hertragend, in dem der Neugeborene sich ganz nackt bewegte und seine kleinen frischen und rosigen Glieder nach Vergnügen ausstreckte. Die Wärterin überreicht dem Marquis das Kind, wie man ehemals einem Eroberer die Schlüssel einer Stadt überreichte.

Beim Anblicke seines Sohnes stößt der Herr von Grandvilain einen Freudenschrei aus und streckt den Arm hin, um ihn zu ergreifen, allein die Bewegung, welche er empfindet, wirkt abermals schwächend auf ihn, er hat nicht die Kraft, seinen Sohn

zu nehmen und sinkt ermattet in den Lehnstuhl zurück. Die Wärterin indessen hatte, in der Meinung, der Vater werde das Ueberreichte in Empfang nehmen, das Kind und das Becken losgelassen und Alles wäre zu Boden gefallen, wenn die dicke Turlurette den Neugeborenen nicht glücklicherweise an einem etwas hervorragenden Theile erwischt und so aufgefangen hätte.

Das auf den Boden gefallene Becken zerbrach in Scherben. Bei diesem Lärm glaubte die Marquisin, ihr Kind sei getödtet, und sie rief aus:

„Mein Kind! ... was ist ihm geschehen?"

„Nichts, gnädige Frau!" entgegnete Turlurette, ihrer Gebieterin den kleinen Knaben hinhaltend, „es ist nicht gefallen ... ich habe es an einem ... gewissen Orte zurückgehalten ..."

„Das liebe Herzchen! ... ich bin sehr erschrocken! ... o, mein Gott! Turlurette! ... Sie halten es aber sehr sonderbar ... dieses Kind."

„Potz tausend! ... es ist noch ein Glück, daß ich es da packen konnte ... Wenn es ein Mädchen gewesen wäre, so wäre es sicher mit dem Becken hinunter gefallen ... und Gott weiß, ob es nicht mit demselben zerbrochen wäre."

Während sich dieses zutrug, beeilte sich Jasmin, der seinen Herrn blaß und zitternd im Lehnstuhl liegen sah, demselben ein weiteres Glas Madera einzuschenken, und leerte hierauf hinter dem Vorhang selbst noch eines.

Herr von Grandvilain, der zum dritten Male seine Kräfte wieder gewonnen hatte, ergriff das Kind, welches ihm Turlurette hinhielt, küßte es mit Entzücken, hob es hoch hinauf und rief aus:

„Hier ist mein Sohn! ... mein Erbe! ... Ach! beim Kuckuk, ich wußte wohl, daß ich einen Sohn bekommen würde."

Die Marquisin jedoch, befürchtend, es möchte ihren Gatten eine abermalige Schwäche befallen, und ihm das Kind alsdann aus den Händen glitschen, bat ihn inständig, sich zu ihr ans Bett

zu setzen; Herr von Grandvilain leistete ihr Folge, drehte und wendete aber zuvor den Neugeborenen noch nach allen Seiten.

„Welch' schönes Kind! ...“ ruft er aus, „das habe ich Alles zuwege gebracht ...“

„Ja, freilich haben wir das!“ brummt Jasmin vor sich hin, der hinter dem Lehnstuhle seines Herrn steht, und für den Fall der Noth die Maderaflasche beständig in der Hand hält.

„— Wie fett und rosig es ist ... die hübschen kleinen Wädchen ...“

„Weiß Gott, ich habe keine solche mehr!“ sagte Jasmin, einen Blick auf seine Beine werfend.

„— Welch' hübsches rundes Köpfchen! ...“

„Man könnte schwören, es sei ein Edamer Käse!“ murmelte Jasmin weiter, aber zu seinem Glücke überhörte diesmal sein Herr diese Bemerkung, welche ihn entschieden um sein Geschenk hätte bringen können.

„Er ist gebaut wie ein Apollo ... und hat Partien ... wie ein Herkules ... Komm', sieh doch, Jasmin ... wie das schon ... hervorspringt!“

„Das sagte ich ja gleich, groß und prächtig!“ sprach Jasmin, und machte nach seiner lauten Bewunderung des Gezeigten stillschweigend die nämliche Bemerkung darüber, wie bei den Waden.

Nachdem der Herr Marquis seinen Sohn per fas et nefas wohl betrachtet hatte, reichte er ihn seiner Gattin mit der Frage:

„Ei, meine Zärtlichgeliebte, welchen Namen geben wir ihm?“

„Hieran denke ich, mein lieber Gemahl, seit ich niedergekommen bin.“

„Mein Sohn muß einen schönen Namen erhalten ... ich heiße Sigismund, dies ist ein hübscher Taufname, allein ich kann es nicht leiden, wenn die Söhne denselben Taufnamen haben, wie ihr Vater, das veranlaßt später Mißklänge und Verwechslungen.“

„Hören Sie, Herr Marquis, der Name Cherubin wäre passend für diesen Amor, was halten Sie davon? ist es nicht ein ganz schöner Name ...“

„Cherubin!“ unterbrach sie der Marquis kopfschüttelnd, „das ist zu weibisch ... es ist nichts Kriegerisches darin! ...“

„Nun, mein Herr! was nöthigt uns denn, unserem Sohne einen kriegerischen Namen zu geben? ... dies wäre zu den Zeiten Napoleons passend gewesen, aber jetzt ist es, wie Sie wissen, nicht mehr in der Mode ..... ich bitte Sie, lassen Sie unsern Sohn Cherubin heißen!“

„Marquisin,“ entgegnete Herr von Grandvilain, die Hand seiner Frau küssend, „Sie haben mir einen Sohn geschenkt, ich habe Ihnen nichts zu verweigern ... er soll Cherubin heißen ... das erinnert an die Hochzeit des Figaro, überdies ist Beaumarchais' Cherubin ein kleiner, äußerst liebenswürdiger Schalk, in den alle Frauen vernarrt sind, und es wäre eigentlich kein Unglück, wenn unser Sohn dem kleinen Pagen gliche.“

„Ja, ja,“ brummte Jasmin hin und her taumelnd, während er sich am Rücken von seines Herrn Lehnstuhl zu halten suchte, da die Ständerlinge, die er hinter den Vorhängen gemacht, sich in einer Schwäche seiner Beine zu äußern anfingen.

„Ja, das wäre allerliebst, Cherubin ... es reimt sich auf Jasmin! ...“

Der Marquis drehte sich um und hatte gute Lust, seinem Diener eine Ohrfeige zu geben, allein dieser, als er bemerkte, daß er abermals mit einer Dummheit herausgeplatzt war, machte ein solches Schafsgesicht, daß sich sein Gebieter darauf beschränkte, ihm zu sagen:

„Ihr betrag't Euch heute über die Maßen unpassend, Jasmin!“

„Verzeihen Sie, Herr Marquis, das ist die Freude, die Begeisterung ... ich bin so vergnügt, daß ich meine, Alles walze um mich im Zimmer herum! ...“

In diesem Augenblicke meldete Turlurette, daß die ganze Dienerschaft des Hauses versammelt sei und um die Erlaubniß bitte, ihrer Gebieterin einen Blumenstrauß zu überreichen und ihren Herrn zu beglückwünschen.

Der Marquis befahl, seine Leute einzulassen.

Die Bedienten kamen in einer Reihe herein und Jasmin, als der älteste, eilte, sich an ihre Spitze zu stellen: dann begann er mit einem Glückwunsche, mit dem er jedoch nicht fertig werden konnte, weil seine Zunge sich verwickelte. Er war aber kurz entschlossen, unterbrach seinen Satz und rief aus:

„Es lebe der Sohn des Herrn Marquis und seine erhabene Familie!"

Alle Diener wiederholten diesen Ausruf, während sie ihre Hüte und Mützen in die Höhe warfen.

Herr von Grandvilain fühlte sich von Neuem ergriffen, Thränen befeuchteten seine Augen, und da er noch eine Schwäche befürchtete, so gab er Jasmin ein Zeichen, der übrigens dieses voraussehend, ihm alsbald ein Glas Madera anbot.

Der Marquis trank; dann dankte er seinen Leuten, gab ihnen Geld und schickte sie fort, um auf die Gesundheit des Neugeborenen zu trinken.

Jasmin entfernte sich mit ihnen, die Maderaflasche mitnehmend, deren Inhalt er vollends leerte, ehe er sich mit seinen Kameraden zur gemeinschaftlichen Feier vereinigte . . .

Und Abends war der Kammerdiener vollständig betrunken, und der Herr Marquis hatte sich so oft gestärkt, daß er gleich nach Tische zu Bett gehen mußte.

Allein man bekommt nicht alle Tage ein Kind! besonders, wenn man siebzig Jahre alt geworden ist.

Drittes Kapitel.

Eine Ueberraschung Jasmins.

Die Taufe des kleinen Cherubins fand einige Tage nach seiner Geburt Statt, dann wurden abermals Festlichkeiten im Hause gehalten.

Der Marquis war freigebig und großmüthig; die gewöhnliche Tugend der Roués; er theilte Geld im Ueberflusse aus und beauftragte Jasmin, den Keller preiszugeben; der Kammerdiener, dessen purpurne Nase seine Lieblingsleidenschaft verrieth, versprach, des Herrn Befehle pünktlich zu erfüllen.

Eine elegante, ausgewählte Gesellschaft hatte sich beim Tauffeste des kleinen Cherubin versammelt; die Säle des Hauses strahlten von Kerzenschimmer; man schwatzte, man spielte, dann ging man auch (aber nur Paarweise, nach der strengen Verordnung des Arztes) zur Wöchnerin und bewunderte ihren Kleinen.

Der Knabe, der so dick, so frisch, so rosig zur Welt gekommen war, fing an abzumagern, schwach und gelb zu werden; man war noch über sein hübsches Angesicht entzückt, aber nicht mehr über den Stand seiner Gesundheit.

Indessen war der Sohn des Marquis der Gegenstand beständiger Sorgfalt für seine Mutter, welche die lebhafteste Zärtlichkeit für ihn an den Tag legte, ihn an ihre Seite bettete und keinen Augenblick aus den Augen verlieren wollte.

Alles das ist sehr gut; aber man zieht die Kinder nicht bloß mit Zärtlichkeit, Liebkosungen, Küssen und süßen Worten auf: die Natur verlangt eine gehaltvollere Nahrung; diejenige jedoch, welche die Frau Marquisin ihrem Erstgeborenen bot, war augenscheinlich nicht von guter Beschaffenheit und zeigte sich statt in reichlichem, nur in sehr geringem Maße. Kurz — war nun, was leicht anzunehmen ist, die Brodsuppendiät der Gesundheit

der Frau von Grandvilain entgegen, oder sonst irgend eine verborgene oder erweisbare Ursache; Thatsache ist, daß die Mutter des kleinen Cherubins ihrem Sohne, der mit einem äußerst guten Appetit zur Welt gekommen war, nur sehr wenig schlechte Milch anzubieten hatte.

Jean Jacques Rousseau hat behauptet, eine Mutter müsse ihr Kind säugen, und es sei ein Verbrechen, diese armen Kleinen in die Hände gemietheter Leute zu geben, welche ihnen die mütterliche Zärtlichkeit nicht ersetzen könnten und nur ein Gewerbe aus ihrem Körper machten; und um diesen Satz zu unterstützen, erwähnt er der Thiere, welche ihre Jungen selbst säugen und niemals von andern diesen Dienst verlangen.

Vor allen Dingen könnte man Jean Jacques entgegnen; daß die Thiere ein geregeltes Leben führen . . : . geregelt, insofern es ihrer Natur und ihren physischen Kräften entspricht. Habt ihr je gehört, daß die Löwinnen, Bärinnen und Katzen ihre Nächte auf Bällen zubringen, Abendgesellschaften geben und öfters außer dem Hause zu Mittag speisen? Ich denke, nein; ich auch nicht.

Man wird uns also gestatten, einen Unterschied zwischen den Thieren und den Menschen aufzustellen, und trotz der tiefen Hochachtung, die wir für den Genfer Philosophen empfinden, halten wir ihm doch entgegen, daß es in unserer Welt Lagen, Zustände und Beschäftigungen gibt, die einer Frau nicht gestatten, diese Mutterpflicht, der sich, nach seiner Forderung, alle unterwerfen sollen, zu erfüllen. Wenn eine Frau, um ihr Leben zu fristen, den ganzen Tag in einem Comptoir sitzen oder fortwährend mit der Nadel arbeiten muß, wie wäre es da möglich, daß sie jeden Augenblick ihr Kind in die Arme nehmen könnte? Einen doppelten Grund hat sie, es nicht zu thun, wenn ihre Gesundheit schwach und wankend ist.

Die Säugammen verkaufen ihre Milch, sagt er, und hegen niemals die mütterliche Zärtlichkeit für ein Kind.

Erstens ist es nicht bewiesen, daß eine Säugamme ihren Säugling nicht zärtlich liebe, es ist sogar im Gegentheil aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß sie an das kleine Wesen, dessen Dasein sie erhält, anhänglich wird, und wenn es zuletzt auch nur ein Gewerbe wäre, die Wirkung ist doch die gleiche; ... fühlt der Bäcker Zärtlichkeit für die Personen, die ihm sein Brod abkaufen? .... und verhindert uns das, von diesem Brode zu leben?

Philosophen, geniale Männer, große Männer sogar, sprechen manchmal sehr unrichtige Behauptungen aus und irren sich so gut, wie andere Menschen.

Aber es gibt Leute, die Alles, was aus der Feder eines Mannes kommt, der erhabene Dinge geschrieben hat, für sehr schöne Gedanken halten! ... diese Leute sind sehr gutmüthig. Ihr werdet selten Gold ohne Zusatz finden! und wäre der Mensch im Stande, zu leisten, was die Natur nicht vermag? Es gibt auch Leute, die, wenn sie auf einem Kirchhofe spazieren gehen, an die Wahrhaftigkeit all' der auf die Grabmäler geschriebenen Inschriften glauben, nach welchen die dort begrabenen Personen Muster von Tugend, Güte und Rechtschaffenheit u. s. w. u. s. w. gewesen wären. Ich achte die Todten unendlich; aber ich sehe keine Nothwendigkeit ein, die Lebenden täuschen zu wollen. Die, welche nicht mehr sind, waren nicht besser als wir, und wir sind nicht besser als die, welche nach uns sein werden.

Wir haben berichtet, daß der kleine Cherubin nicht mehr so schön war, wie ein Engel, obgleich er den Namen eines solchen hatte; dies verhinderte aber Niemand, der die Wöchnerin besuchte, ihr Artigkeiten über ihr Püppchen zu sagen. Die gute Amenais nahm mit holdem Lächeln all die Schmeicheleien auf, die man ihrem Söhulein zuwendete. Unterdessen dehnte sich der Marquis in einem Lehnstuhl, strich sich die Wade, schüttelte das Haupt und betrachtete die Damen mit einer Miene, die beinahe sagen wollte:

„Wenn ihr auch so Etwas wünscht, so wendet euch nur an mich!"

Zu seinem Glücke hatte keine der Damen Lust, ihn auf die Probe zu stellen.

Gegen zehn Uhr Abends, eben als der Doktor der Frau Marquisin verordnete, keine Besuche mehr bei sich zu empfangen, sondern sich der Ruhe hinzugeben, ertönte ein plötzlicher Lärm vom Hofe her, eine lebhafte Helle erleuchtete die Gemächer, und etwas gleich dem Blitze Strahlendes streifte an den Fenstern vorbei.

Jasmin war der Gedanke gekommen, zum Tauffeste des Sohnes seiner Herrschaft, und um dem Marquis und seiner ganzen Gesellschaft eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, ein Kunstfeuerwerk im Hofe des Hauses abzubrennen; er hatte so eben einen Böller losschießen, dann eine Rakete aufsteigen lassen, um die Versammlung an die Fenster zu locken.

Das Krachen des Böllers hatte in der That eine außerordentliche Bewegung im Hause hervorgebracht; man vermeinte, eine Kanone gehört zu haben: die Wöchnerin fuhr von ihrem Bette, das Kind von seiner Wiege, der Marquis von seinem Lehnstuhl und die ganze Gesellschaft, von wo sie irgend war, in die Höhe. Jedermann betrachtete sich mit erschreckter Miene und schrie:

„Was gibt es?" ... — „Welcher Lärm? ..."

„— Kanonendonner!" ... — „Man schlägt sich in Paris! ..." — „Man schlägt sich? ..."

„— Ach! mein Gott! ist der Usurpator zurückgekehrt?"

Erinnert euch, daß man damals im Jahre achtzehnhundert und neunzehn war, und Napoleon in den Hôtels des Faubourg Saint-Germain gewöhnlich mit dem Namen Usurpator bezeichnet wurde.

Es herrschte ein Augenblick der größten Verwirrung im Saale; einige Männer wollten zu den Waffen greifen, andere suchten

nur ihre Hüte, die Frauen eilten in die Nähe der Männer, oder trafen Anstalt ohnmächtig zu werden, und einige von ihnen sprachen leise in den Ecken mit jungen Männern, auf die sie bisher kaum zu achten geschienen hatten.

Es gibt Leute, die jede Gelegenheit benützen und aus allen Umständen Vortheil ziehen; solches sind gewiß die bestorganisirten Menschen.

Inmitten dieses Tumultes erschallte eine durchdringende Stimme vom Hofe herauf.

„Zu Ehren des Tauffestes,“ rief man, „und um die Geburt des Sohnes unseres würdigen Gebieters, des Herrn Marquis von Grandvilain, und der Frau Marquisin, seiner Gemahlin, zu feiern, lassen wir hiemit ein Kunstfeuerwerk los.“

Kaum hatte man den Schluß dieser Worte gehört, als eine merkliche Veränderung mit allen Gesichtern (ausgenommen mit denen der Personen, die in den Ecken mit einander sprachen) vorging. Die Männer fingen laut zu lachen an, die Damen warfen die eiligst ergriffenen Shawls und Hüte wieder bei Seite, rannten sodann vor die Spiegel, um sich zu betrachten; denn die Eitelkeit ist das erste Gefühl, welches sich bei den Damen wieder regt, wenn alle andern noch erstarrt sind; hierauf begab sich Alles zu den Fenstern und man sagte:

„Ein Feuerwerk! . . . ein Feuerwerk! . . . O! das ist eine herrliche Ueberraschung!“

„Ja,“ sprach der alte Marquis von Grandvilain, der mehr erschrocken war, als alle Uebrigen, „ja . . . das ist ein hübscher Gedanke von diesem Teufels-Jasmin . . . Nur hätte er mich vorher in Kenntniß setzen sollen, daß er mich überraschen wolle; dann hätte ich es erwartet und wäre weniger . . . erstaunt gewesen.“

Die Gesellschaft hat sich an den Fenstern aufgestellt, die Damen vornen, die Herren hinter ihnen; diese sind jedoch genöthigt, sich ein wenig vorzubeugen, um zusehen zu können; aber

Alle scheinen höchst zufrieden, und Niemand würde seinen Platz gegen einen andern vertauschen.

Der Marquis sitzt allein in seinem Lehnstuhl an einem Fenster im Zimmer seiner Gemahlin, zu der er sagt:

„Liebe Freundin, Du kannst die Stücke, die unten losgebrannt werden, nicht sehen, ich werde sie Dir aber erklären, und was die Raketen und Schwärmer betrifft, so kannst Du sie vom Bette aus prächtig sehen."

„Wenn das aber den Cherubin erschrecken würde!" sagte die Marquisin, die Wiege hinter ihr Bett rückend.

„— Fürchten Sie nichts, Marquisin, mein Sohn wird mir nachschlagen, und den Lärm und den Pulverdampf lieben! . . ."

Jasmin, der den Befehlen seines Herrn Folge geleistet, den Keller aufgeschlossen und sich und seine Kameraden gehörig erheitert hatte, schien in sein zwanzigstes Jahr zurück versetzt zu sein, und spazierte, wie ein General unter seinen Soldaten, inmitten der Feuerwerksstücke herum.

In der hintersten Ecke des Hofes befanden sich die Böller; dies war das grobe Geschütz; bis zum Augenblick der Raketengarbe sollten keine mehr losgeschossen werden, da aber etwaige Feuerreste, wenn sie dorthin fielen, in das Innere derselben dringen und sie vor dem gewünschten Augenblick entzünden könnten, so hatte der Koch des Hauses, ein vorsichtiger Mann, der Jasmin als Unterfeuerwerker beistand, Kastroldeckel, eine Bratkachel, eine Schmalzpfanne und dgl. aus seiner Küche geholt und auf die Böller gedeckt, welche bekanntlich die Form von Ofenröhren haben, jedoch nach der Masse des darin enthaltenen Pulvers von verschiedener Größe sind; in Folge dessen wurde die Bratkachel auf den größten Böller, die Schmalzpfanne auf Numero kleiner und die Kastroldeckel auf die kleinsten gelegt; diese Vorsichtsmaßregel sollte verhüten, daß Funken oder brennende Raketenstücke in die Böller hineinfielen.

Jasmin schweifte mit den Blicken an den Fenstern vorüber und wartete, bis die ganze Gesellschaft ihren Platz eingenommen hatte.

Der Koch, dem der Wein des Marquis in den Kopf gestiegen war, harrte nicht weniger ungeduldig, als der alte Kammerdiener, eine brennende Lunte in der einen Hand, mit der andern seine baumwollene Mütze hinters Ohr streifend, neben den Feuerwerksstücken.

Unterdessen tanzten die dicke Turlurette und zwei andere Dienstboten rund um ein Transparent herum, das den Mond darstellte, und wie Jasmin versicherte, das Ebenbild des kleinen Cherubin war.

„Sie sind da! Alles ist am Fenster . . . wir können nun das Feuerwerk loslassen!“ rief Jasmin, nachdem er noch einmal einen Blick auf die Fenster geworfen hatte.

„Ja, ja, fangt an,“ sagte Turlurette, „o! wie schön das sein wird . . .“

„Fort mit den Frauenzimmern!“ rief der Koch mit entschiedenem Tone; „ihr würdet uns nur zu Dummheiten verleiten; gehen Sie ins zweite Stockwerk hinauf, Mamsells! . . .“

„Ei! man hat mir versprochen, mich wenigstens einen kleinen Frosch losbrennen zu lassen! . . . nicht wahr, Herr Jasmin?“

„Ja! ja!“ schrie Jasmin ... „heute muß sich Alles amüsiren! es gilt unserem jungen Herrn! . . . Turlurette darf eine kleine Rakete loslassen . . . das ist nicht der Mühe werth . . . aber erst nachher, später! . . . Achtung! Koch . . . an die Stücke! . . .“

Das Feuerwerk begann mit einigen Brillantschwärmern, bengalischen Feuern und Raketen; die Gesellschaft schaute zu, und wenn sich ein Feuerwerkstück gegen die Fenster zu richten schien, so zogen sich die Damen zurück, schrieen vor Entsetzen und lachten dann wieder laut auf; die Herren sprachen den Damen Muth ein, indem sie diese bei den Händen faßten und solche zärtlich in

den ihrigen drückten; ich bin nicht überzeugt, daß sie sonst nichts aufaßten; allein die Damen ließen sich beruhigen, man nahm seinen Platz wieder ein, man klatschte Beifall, man war sehr vergnügt, und der alte Marquis sagte von seinem Fenster aus zu seiner Gemahlin:

„Meine theure Freundin, das ist prächtig!.. bewundernswürdig!.. blendend!.. ich bedaure sehr, daß Du so entfernt davon bist!“

„— Aber, mein Freund, wenn es das Haus in Brand steckte!..“

„— Fürchte nichts... Jasmin ist vorsichtig! er wird den Pompierposten, der nahe bei unserem Hause ist, von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt haben; überdies ist der Hof sehr groß ... es ist keine Gefahr vorhanden.“

Die zärtliche Amenais war nicht sehr beruhigt; es wäre ihr lieber gewesen, wenn man zum Tauffeste ihres jungen Söhnchens kein Feuerwerk abgebrannt hätte; allein Alles schien erfreut, und sie wagte es nicht, die Gesellschaft des Vergnügens an diesem Schauspiel zu berauben.

Bald ertönten Beifallsbezeugungen von allen Seiten: Jasmin rief, während er das Transparent mit dem Monde anzündete, aus:

„Bildniß unseres Kindes, des kleinen Cherubin von Grandvilain.“

Alsdann hatte Jedermann treuherzig applaudirt, obgleich man vergebens die Augen aufriß, um in dem auf den Transparent gemalten Mond ein menschliches Gesicht zu entdecken; man schrieb dies jedoch dem Rauche zu, und mehrere Personen scheuten sich nicht, auszurufen:

„Er ist getroffen!... auf Ehrenwort! man erkennt ihn! Das ist ein prächtiger Gedanke; nur bei dem Herrn Marquis von Grandvilain sind solche Dinge zu sehen!“

Während die Gesellschaft das Transparent bewunderte, hatte sich Mamsell Turlurette, die fortwährend von der Manie, etwas loszulassen, geplagt wurde, Jasmin genähert, und sagte zu ihm:

„Geben Sie mir Ihre Lunte ... jetzt ist's an mir ... was soll ich anbrennen?"

„Hier, Mamsell Turlurette, zünden Sie diese Sonne an; fürchten Sie sich aber nicht?"

„— Ich! mich fürchten! o! nein ... zeigen Sie mir nur, was ich anzünden soll ..."

„— Nehmen Sie! hier ist die Lunte."

Die dicke Turlurette ergriff die ihr von Jasmin dargebotene Lunte und nahte sich der Sonne; trotz des Muthes, den sie an den Tag legen wollte, ward das dicke Weibsbild doch von einer ziemlich starken Bewegung ergriffen: — denn sie hatte in ihrem Leben noch kein Kunstfeuerwerk angezündet; als sie an dem bezeichneten Orte angebrannt hatte, als sie das Feuer zischen und plötzlich neben sich loskrachen hörte, ergriff sie ein panischer Schrecken; sie glaubte sich von den Sonnenstrahlen in Brand gesteckt, und flüchtete sich auf die entgegengesetzte Seite des Hofes, indem sie mit einer Hand den Rock in die Höhe hob, als ob sie sich einen Gürtel daraus machen wollte, und in der andern immer noch die brennende Lunte hielt, die sie nun ohne Acht zu geben an den ersten besten Ort warf.

Die Sonne hatte Bewunderung erregt, sie hatte sich gedreht wie ein Reif; die ganze Gesellschaft applaudirte an den Fenstern; Einige sagten:

„Es ist so schön, wie im Tivoli."

Ein Anderer rief aus:

„Es ist beinahe so schön, als wenn man bei mir, an meinem Namenstage, auf meinem Gut, in meinem Park, ein Feuerwerk losläßt!"

Auch der alte Marquis beugte einen Theil seines Körpers zum Fenster hinaus und rief:

„Brav! meine Kinder! ... ich bin höchst zufrieden! ihr dürft nach dem Feuerwerk noch einmal schmausen."

Aber kaum hatte Herr von Grandvilain diese Worte beendigt, als sich ein fürchterlicher Knall hören ließ, welcher das Haus bis in seine Grundfesten erschütterte; die großen und kleinen Böller waren alle mit einem Male losgegangen, weil die dicke Turlurette in ihrem Schrecken die Lunte mitten unter das große, zum Schluß bestimmte Hauptfeuerwerk hineingeworfen hatte.

Wenn nur die Böller losgegangen wären, so wäre man mit dem zu frühe gehörten erst für den Schluß des Festes bestimmten Lärm davongekommen; so aber waren sie, als das Feuer sich ihnen mittheilte, unglücklicherweise noch mit den verschiedenen Küchenwerkzeugen bedeckt, die der Haushofmeister aus Vorsicht darauf gelegt hatte; und in demselben Augenblicke, als das plötzliche Krachen Jedermann, selbst diejenigen, welche das Feuerwerk losließen, überraschte, wurden Bratpfanne, Schmalzpfanne und Kastroldeckel mit entsetzlicher Gewalt in die Lüfte geschleudert.

Dem Herrn von Grandvilain, der eben seinen Leuten seinen Dank ausgesprochen hatte, riß die Bratpfanne, die bis ins Zimmer drang und gerade vor dem Bette der Wöchnerin niederfiel, ein Ohr weg. Mehrere Personen der Gesellschaft hatten das Unglück, von Kastroldeckeln getroffen zu werden: einem hübschen Frauenzimmer wurden vier Zähne eingeschlagen, einem schönen jungen Manne, der sich über sie her beugte, die Nase mitten entzwei gespalten, wodurch er später einem Kalmuken ähnlich sah; kurz, von allen Seiten ertönte Geschrei, Klagen, Verwünschungen, und diejenigen, welche keinen Schaden gelitten hatten, tobten sogar noch ärger als die Andern.

„Das sind die Folgen," riefen sie, „wenn man der Dienerschaft gestattet, ein Kunstfeuerwerk loszulassen ... der Koch hat

sein ganzes Handwerkszeug in die Raketengarbe hineingebracht ... es ist noch ein Glück, daß ihm nicht der Einfall kam, seine Bratöfen mit in die Luft zu sprengen."

Die Gesellschaft hatte genug. Alles entfernte sich, die Einen, um sich verbinden zu lassen, die Andern, um zu erzählen, was sich bei Herrn von Grandvilain zugetragen hatte.

Inmitten dieses Unglücks traf Jasmin die Schmalzpfanne, welche, nachdem sie zuvor in die Höhe geschleudert worden, auf sein Haupt zurückgefallen war; und das Angesicht des getreuen Kammerdieners, von Brandwunden bedeckt, glich vollkommen einem Schaumlöffel. Dies verhinderte indeß Jasmin nicht, sich mit erbarmungswürdiger Miene seinem Herrn vorzustellen, der eben eifrigst nach seinem Ohre suchte.

„Gnädiger Herr," flehte der Kammerdiener, „ich bin trostlos ... ich begreife nicht, wie das geschehen konnte ... aber das Feuerwerk ist noch nicht zu Ende ... das Hauptstück fehlt noch ... und wenn Sie wünschen ..."

Der Marquis erhob wüthend seinen Stock über Jasmin und wollte nichts weiter hören, und Frau von Grandvilain richtete sich zur Hälfte in ihrem Bette auf, indem sie mit imponirender Stimme zu dem armen Kammerdiener sprach:

„Im Namen meines Gemahls verbiete ich Euch von nun an, in unserem Hause irgend Etwas loszulassen."

Viertes Kapitel.

Neue Art, Kinder aufzuziehen.

Mit dem an der Taufe des kleinen Cherubins losgelassenen Feuerwerk war allen Festlichkeiten im Hause Grandvilain ein Ende gemacht. Der Marquis hatte zwar sein Ohr wieder gefunden, war aber außer Stand gewesen, es wieder an seinen frühern Ort

zurückzuversetzen; er mußte sich also darein fügen, seine Laufbahn mit einem Ohre zu beschließen, was eine sehr unangenehme Sache ist, wenn man siebenzig Jahre lang gewöhnt war, zwei zu tragen.

Amenais hatte ein Grausen vor Kunstfeuerwerken, Fröschen, kurz, vor dem geringsten Krachen gefaßt; der kleinste Lärm that ihr wehe, und dies ging so weit, daß es verboten war, in ihrer Nähe eine Flasche zu entpfropfen.

Jasmin war wie ein Schaumlöffel geblieben, hatte sich aber bald hierüber getröstet, denn er hatte schon seit Langem allen Ansprüchen an das schöne Geschlecht entsagt; die kleinen, seinem Gesichte eingeprägten Vertiefungen hinderten ihn nicht am Trinken, und das war für ihn die Hauptsache.

Mamsell Turlurette war ohne Verletzung davon gekommen, und doch hätte sie, mehr als jede Andere, wenigstens einen Kastroldeckel verdient, denn sie war die Urheberin all' der Unfälle, welche das Haus betroffen. Allein Niemand hatte den Ursprung des Unsterns errathen, und Turlurette beschränkte sich darauf, ebenfalls den entschiedensten Haß gegen die Kunstfeuerwerke auszudrücken.

Die Ruhe war folglich wieder in das Haus Grandvilain zurückgekehrt, wo man übrigens seit dem letzten Feste weit weniger Gesellschaft empfing: die jungen Damen und hübschen Herren fürchteten sich, daselbst ihre Kinnbacken zu verlieren oder eine gespaltene Nase davon zu tragen.

Der Marquis konnte sich demnach mit aller Muße der nöthigen Sorgfalt für seinen Sohn hingeben, und der kleine Cherubin erforderte dieselbe in einem hohen Grade, denn er wurde schwach, gelb, kraftlos und war mit drei Monaten weit kleiner, als bei seiner Geburt. Turlurette, die ihn zu jener Zeit gewogen hatte, wußte das gewiß und sagte deßhalb eines Tages ganz leise zu Jasmin:

„Es ist sehr sonderbar, das Püppchen der gnädigen Frau **schmilzt** zusehends! er wiegt gegenwärtig zehn Loth weniger, als am Tage seiner Geburt."

Jasmin sprang in die Höhe bei der Nachricht, daß das Kind seiner Herrschaft abnehme, statt zuzulegen, und er entgegnete Turluretten:

„Wenn das so fortgeht, so wird er in Kurzem gar nichts mehr wiegen. Man muß es der gnädigen Frau sagen, daß der Kleine abmagert."

„— Ach! warum nicht gar! . . . damit Madame in Sorgen ist . . . und ihre Milch ganz ausbleibt . . . O! wahrhaftig, nein, ich werde mich wohl hüten."

„— Indessen, Mamsell . . . handelt es sich hier um das Wohl des Kindes!"

„— Ich will aber der gnädigen Frau keine Betrübniß verursachen."

Jasmin faßte als ergebener Diener einen Entschluß: er begab sich zu seinem Herrn. Der Herr Marquis lag, in seinen Schlafrock eingehüllt, auf einem Ruhebette, sein Kopf war mit einer schönen, grünen Sammet-Mütze bedeckt, die er sorgsam auf die Seite setzte, wo ihm das Ohr fehlte. Seit einiger Zeit hatte der alte Herr die Gewohnheit angenommen, seine Kinnlade zu bewegen, als ob er etwas einsaugte oder kaute, und dieses fortwährende Verzerren des Gesichtes gab ihm das Ansehen eines Nußknackers. Personen, denen dieses Zucken des Marquis unbekannt war, warteten, um mit ihm zu sprechen, bis er verschluckt habe, was er kauete; allein man wartete vergebens, die Kinnlade machte fortwährend dieselbe Bewegung.

Seit dem Ereigniß beim Kunstfeuerwerke behandelte Herr von Grandvillain seinen Kammerdiener mit weniger Zuneigung. Indessen hatte Jasmin's Gesicht so zahllose Narben, daß ihm

sein Herr wegen eines Vorfalles, dessen zweites Opfer er selbst geworden war, keinen eigentlichen Groll nachtragen konnte.

„Was wollt Ihr von mir, Jasmin?“ fragte Herr von Grandvilain, als er seinen Diener mit verlegener Miene vor sich stehen sah.

„Gnädiger Herr ... ich hoffe, Sie werden mir das, was ich Ihnen zu sagen gedenke, verzeihen ... nur meine Anhänglichkeit an Sie und den jungen Marquis bestimmt mich hiezu ...“

„Eure Anhänglichkeit ist mir bekannt, Jasmin, obgleich die Beweise derselben zuweilen ein unglückliches Resultat ergeben haben.“

Während dieser Worte kratzte sich Herr von Grandvilain an der Stelle seines verlorenen Ohres.

„Laßt hören, was habt Ihr mir zu sagen?“

Jasmin schaute besorgt um sich, näherte sich alsdann seinem Herrn und sagte ihm mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene:

„So erfahren Sie denn, gnädiger Herr, daß Ihr Sohn zusammengeschmolzen ist ...“

Der alte Marquis sinkt auf das Ruhebett zurück, blickt mit Angst seinen Diener an und ruft aus:

„Zusammengeschmolzen! mein Sohn! ... Ach, mein Gott! ... ist er denn in einen Schmelzofen gefallen? ...“

„— Wenn ich sage zusammengeschmolzen, mein theurer Herr, so will ich damit nur ausdrücken, daß er abgenommen hat und seit dem Tage seiner Geburt um zehn Loth, nicht mehr und nicht weniger, leichter geworden ist ...“

„— Der Teufel soll Euch holen, Jasmin, Ihr habt mir einen entsetzlichen Schreck eingejagt! ... Ihr macht doch immer Dummheiten!“

„— Aus Anhänglichkeit an Sie, gnädiger Herr, denn ich hielt es für meine Pflicht, Sie hievon in Kenntniß zu setzen. Tur-

lunette hat unsern kleinen Cherubin gewogen, sie ist ihrer Sache gewiß ... sie wagt es nicht, solches der gnädigen Frau zu sagen; aber ich hielt es für gerathener, Sie davon zu benachrichtigen; denn wenn das Kind nur einigermaßen so fortmacht, so wird es in wenigen Monaten gar nichts mehr wiegen."

Herr von Grandvilain schüttelte betrübt das Haupt und sprach:

„In der That, mein Sohn gedeiht nicht ... er bekommt eine gelbliche Farbe, die mich in Staunen versetzt ... denn seine Mutter und ich sind sehr weiß ... Ach, mein armer Jasmin, ich erhalte nach und nach die Ueberzeugung, daß man in der Jugend Kinder haben muß, denn dann erben sie auch unsere Stärke!"

„— Ach was? gnädiger Herr! ... Sie sind stark! Sie haben eine wahre Pferdsnatur, mit Erlaubniß zu sagen! ... Unser Cherubin ist prächtig zur Welt gekommen ... Sie werden sich dessen erinnern; ... wenn er abfällt ... so kommt es daher, daß er nicht genug ißt ... Die gnädige Frau verhätschelt ihn! verzärtelt ihn ... das mag ganz recht sein ... aber der kleine Schelm würde vielleicht Wein und eine Côtelette vorziehen!"

„— Eine Côtelette! .... Bist Du von Sinnen, Jasmin! gibt man zwölfwöchigen Kindern Côteletten zu essen?"

„— Es wäre ihnen vielleicht besser als Milch! man weiß es nicht. Wenn ich ein Viehzüchter wäre, so würde ich es probiren."

„— Wahrhaftig, Jasmin, Du erinnerst mich daran, daß der Großvater unseres guten Heinrichs IV. seinem Enkel gleich nach der Geburt Wein zu trinken gab, was dem Kinde keinen Schaden brachte, sondern gerade das Gegentheil, denn Heinrich IV. wurde nach allen Theilen ein wahrer Teufelskerl. Mit Rücksicht auf dieses glaube ich, daß mein Sohn, der bereits über drei Monate alt ist, recht wohl ein Schlückchen edlen Weines trinken dürfte ..."

„— Ganz gewiß, gnädiger Herr, der Wein kann niemals schaden, das weiß ich aus meiner langjährigen Praxis ... und Sie haben so vortrefflichen ... unser kleiner Cherubin würde

von demselben, statt gelb, auch ein rechter Teufelskerl wie der große König werden, und wenn Sie es nebenbei noch versuchen wollten, ihn eine Cötelette aussaugen zu lassen ..."

„— Der Wein wird genügen ... etwas Fleischbrühe dazu dürfte vielleicht dienlich sein ... Wenn nur die Frau Marquisin zugibt, daß ihr Säugling andere Nahrung erhält! ..."

„— Hören Sie, gnädiger Herr, Alles wohl erwogen, ist der Kleine unser Sohn! ... Wenn ihn die gnädige Frau nicht gehörig nährt, so haben wir das Recht, unsern Willen auszuführen ... Was Teufels! ... man bekommt nicht jeden Tag ein Kind, und wenn Sie noch einmal von vorn anfangen müßten, so glaube ich, daß ..."

„— Ja, Jasmin, ja ... ich werde auftreten, es handelt sich um das Wohl meines Erben, ich will beharrlich sein."

Und der Herr Marquis von Grandvilain erhob sich von seinem Ruhebett und lenkte seine Schritte gegen das Gemach seiner Frau, wobei er sich auf den Arm Jasmin's stützte, der auf dem ganzen Wege wiederholte:

„Geben Sie ihm Wein zu trinken, gnädiger Herr, geben Sie ihm gute Suppen, und ich wette mit Ihnen, daß er, ehe ein Monat vergeht, wieder um seine zehn Loth zugenommen hat!"

Frau von Grandvilain hatte es nicht gewagt, ihrem Manne zu gestehen, daß sie nicht genug Milch zum Säugen ihres Sohnes habe; sie hatte ein Saughörnchen kaufen lassen, und wenn der Marquis nicht zugegen war, gab man dem Kind aus diesem zu trinken; allein sobald der Vater anwesend war, so spielte man die Amme, und der arme Cherubin war dann auf die unergiebige, unschmackhafte Brust angewiesen.

Als der Marquis unversehens in das Zimmer seiner Frau eintrat, in einem Augenblick, wo sie ihn gerade nicht erwartete, so hatte sie das Saughörnchen, aus dem das Kind eben trank, nicht eilig genug entfernen können.

„Was ist das, meine Liebe?“ fragte der Marquis, den Gegenstand betrachtend, den sein Kind einsog.

„Bester Freund,“ entgegnete Frau von Grandvilain ganz bestürzt, „das ist . . . das ist ein Supplement . . .“

„Ein Supplement! Ach was Teufels! ei, meine Theuerste, Sie bedienen sich eines Supplements . . . . . und ohne mich davon in Kenntniß zu setzen.“

„Mein Lieber, es gibt Augenblicke, wo mir die Milch nicht ganz nach Wunsche kommt . . . und der gute Kleine soll dadurch nicht leiden.“

„Nein, gewiß nicht, Madame, nur hätte ich, wenn Sie mir es früher gestanden, daß Sie sich eines Supplements bedienen, meinerseits nicht gezögert, Ihnen mitzutheilen, wie sehr ich wünschte, daß die Nahrungsweise unseres Erben eine andere werden sollte. Mein Sohn gedeiht nicht, Marquisin, das ist augenscheinlich... Ich glaube, die Milch behagt ihm nicht . . . Es wundert mich nun weniger, weil es nicht die Ihrige ist. Kurz, ich will eine andere Art versuchen . . . Ich will meinem Sohn Wein zu trinken geben.“

„Wein, liebster Freund! bedenken Sie doch . . . ein dreimonatliches Kind . . . .“

„Das prächtig war, als es zur Welt kam . . . und mit Deinem Säughörnchen zusehends abnimmt . . . Ich werde ihm Bordeaux geben . . , das ist ein süßer, edler Wein . . . Wenn der gut anschlägt, so können wir später zum Burgunder übergehen.“

„Aber, Herr Gemahl, Cherubin bedarf im Gegentheil leichter Sachen . . . Eselsmilch sollte man ihm geben! . . .“

„Meinem Sohne Eselsmilch! . . . Pfui, Madame! . . . Das begreife ich nicht . . . wollen Sie vielleicht einen Esel aus ihm machen? Wein muß er trinken!

„Er muß Milch trinken.“

Zum ersten Mal stritten sich die beiden Gatten und keines gab nach.

Herr von Grandvilain nahm seinen Sohn auf den Arm, trug ihn in sein Zimmer, ließ sich von Jasmin eine Flasche alten Bordeaux bringen und gab seinem Erben mit dem Löffel davon ein.

Das Kind verschluckte den Bordeaux, ohne allzuviel Grimassen zu schneiden, nach wenigen Augenblicken färbten sich seine Wängelein, und der alte Kammerdiener, der seinem Herrn behülflich war, dem kleinen Cherubin den Wein einzuflößen, rief aus:

„Sehen Sie, Herr Marquis! ... sehen Sie ... unser Sohn hat schon eine bessere Farbe ... es ist ihm schon besser, er gewinnt wieder Kräfte ... wie sehr hatten wir Recht, ihm Wein zu geben ... fahren Sie fort, gnädiger Herr ... er verdreht die Augen ... ich glaube, er will noch mehr ...“

Herr von Grandvilain dachte, man müsse beim ersten Male vorsichtig sein und die Dosis nicht übertreiben; er kehrte zu seiner Gemahlin zurück und stellte ihr ihren Kleinen wieder mit den Worten zu:

„Madame, Cherubin fühlt sich bereits besser ... er hat wieder Farbe und seine Augen strahlen wie Diamanten ... ich werde mit dem heute Begonnenen fortfahren, und Sie werden sehen, daß sich unser Sprößling gut dabei befinden wird.“

Madame entgegnete nichts, aber sobald sich ihr Gatte entfernt hatte, rief sie Turluretten und sagte zu ihr:

„Arme Turlurette, komm' und sieh', in welchen Zustand sie dieses liebe Herzchen versetzt haben ... es riecht abscheulich nach Wein, und ich glaube, es ist betrunken!“

„Ei, wahrhaftig, ja, gnädige Frau,“ rief das dicke Weibsbild aus, nachdem sie an dem Kind gerochen hatte. „Der alte Dummkopf Jasmin ist Schuld daran ... das ist ein Trunkenbold, er ließe die ganze Welt trinken, sogar die Säuglinge. Gnädige Frau, folgen Sie mir, geben wir dem Kleinen etwas

Der Marquis klopfte Jasmin auf die Schulter, indem er sagte:

„Du bist ein kostbarer Bursche; wie gelang es Dir, diese vortreffliche Amme aufzufinden?"

„Wie es mir gelang, gnädiger Herr? ich ging ganz einfach auf das Bureau in der Sanct-Appolinen-Straße ... dort fragte ich nach einer Amme; ich habe deren von allen Farben gesehen ... und diese auserwählt! Das war das Beste, was zu thun war."

Jasmin hatte den einfachsten Weg erwählt; das ist aber gewöhnlich der, den man zuletzt einschlägt.

Die Amme des kleinen Cherubin war aus Gagny, und da die Befehle des Arztes bestimmt lauteten, so ging sie schon am nächsten Morgen nach ihrem Dorfe zurück, wohin sie auch ein prächtiges Kindszeug, Geld, Geschenke, Verhaltungsmaßregeln und ihren kleinen Säugling mitnahm.

Fünftes Kapitel.

Das Dorf Gagny.

Gagny ist ein hübsches Dorf, es liegt dicht bei Villemomble, von dem es beinahe die Fortsetzung zu bilden scheint, und etwas vor Montfermeil, wenn man des Weges von Paris kommt. Indem ich euch sage, Gagny sei hübsch, verstehe ich darunter nicht, daß es gerade und gut gepflasterte Straßen habe, daß alle Häuser dasselbe gleichartige bürgerliche, sogar elegante Ansehen haben; dann würde es einer kleinen Provinzialstadt gleichen, und hätte nicht mehr das malerische, originelle und ländliche Gepräge.

An einem Dorfe liebe ich just diese Verschiedenartigkeit der Wohnungen, diese Unregelmäßigkeit der Gebäude, deren Anblick uns eine angenehme Abwechslung mit der Einförmigkeit der Straßen einer Hauptstadt bietet. Ich will den Pachthof darin

sehen mit all' seinem Zugehöre, die Pfütze, in der die Enten schnattern, den Düngerhaufen, auf dem die Hennen picken, dann das Häuschen des wohlhabenden Bauern, der seine Läden grün anstreichen ließ und Weinreben an seinen Fenstern hinauf zieht, das Strohdach eines Taglöhners nicht fern von dem schönen Landhause eines reichen Bürgers aus der Stadt, die reizende Villa einer unserer Celebritäten von Paris, die Wohnung des Gärtners, die Schule, die Kirche und ihren Glockenthurm, und mitten unter all' diesem große Bäume, Fußpfade mit Holunder- oder wilden Fruchthecken, Hennen und Hahnen, die sorglos vor den Häusern auf- und abspazieren, frische, muntere, gesunde Kinder, die mitten auf den Straßen und Plätzen spielen, ohne die Equipagen und Omnibusse zu fürchten; sogar den Geruch des Stalles, wenn ich an dem Hause einer Milchfrau vorübergehe; denn all' dieses erinnert uns daran, daß wir wirklich auf dem Lande sind, und wenn wir dieses wahrhaft lieben, so empfinden wir ein Wohlbehagen, ein Glück, dessen Wirkungen sich augenblicklich fühlbar machen, und das wir, ohne nöthig zu haben, nach andern Ursachen zu forschen, der reinen Luft, die wir einathmen, den ländlichen Gemälden, woran sich unser Auge weidet, und der süßen Freiheit, worin wir leben, verdanken!

„Für wahre Freuden ist das Land der rechte Ort:
„Man ehrt die Götter mehr, man liebt sich besser dort!“

Gagny bietet euch das Alles dar. Ganz nahe bei Raincy, dem Wald von Bondy und den köstlichen Gehölzen von Montfermeil gelegen, in geringer Entfernung von der Marne, deren Ufer besonders bei Nogent und Gournay reizend sind, könnet ihr vom Dorfe aus die Schritte nach jeder beliebigen Seite hinlenken, ihr werdet überall entzückende Spaziergänge, bewunderswürdige Aussichten finden. Die Umgegend ist durch herrliche Besitzungen verschönert: das rothe Haus, das weiße Haus und das kleine mit Thürmen und Zinnen bedeckte Schloß Horloge, welches euch in

Miniatur, aber in sehr geschmeichelter Miniatur die Wohnungen der alten Burgherrn vergegenwärtigt, gehören dazu. So beschaffen ist das Dorf Gagny, das jeden Tag in seiner Nähe irgend eine neue, elegante, gut eingerichtete Wohnung erstehen sieht, wo während der schönen Jahreszeit hübsche Pariserinnen, Künstler, Gelehrte oder Handelsleute sich vom ewigen Lärm und Geräusche der Hauptstadt zu erholen suchen.

Ich bemerke, daß ich euch Gagny zeichnete, wie es heut zu Tage ist, während man schon im Jahre 1818 den kleinen Cherubin, Sohn des Herrn Marquis von Grandvilain, dorthin brachte. Im Ganzen war die Lage des Dorfes immer dieselbe, einige hübsche Besitzungen ausgenommen, die damals noch nicht existirten und heut zu Tage bewundert werden.

Vor allen Dingen wollen wir die Dorfbewohner kennen lernen, unter welche man unsern Helden versetzte.

Man weiß, daß die Amme, die Cherubin mitnahm, eine dicke, frisch und vergnügt aussehende Bäuerin ist, die eine kräftige und volle Gestalt hat und in ihrem Mieder Reize verheißt, womit leicht drei oder vier Marquis und ebenso viel Bürgerliche ernährt werden könnten; aber man weiß noch nicht, daß dieses Weib Nicolle Frimousset heißt, achtundzwanzig Jahre alt ist, drei Knaben und einen Mann hat, der sie zur Verzweiflung bringt, obgleich er ein Muster von Gehorsam und Ergebung in ihren Willen ist.

Jakob Frimousset stand in gleichem Alter wie seine Frau; er war ein starker, gut gebauter, schön gewachsener, breitschulteriger, entschlossener junger Kerl, sein rothes, vollkommenes Angesicht, seine starken Augenbrauen, seine schwarzen, glänzenden Augen, seine weißen, regelmäßigen Zähne würden einem Herrn in der Stadt Ehre gemacht haben. Frimousset war ein hübscher Bursche und schien im Voraus einen Mann zu versprechen, der alle im Ehestande auferlegten Pflichten zu erfüllen fähig war.

Die Bäuerinnen sind nicht unempfindlich gegen körperliche Vorzüge; man versichert sogar, daß es Damen gibt ... sehr große Damen, die Werth auf solche Kleinigkeiten legen.

Nicollen, die einige Güter und eine ziemlich hübsche Mitgift hatte, konnte es nicht an Freiern fehlen; sie wählte Jakob Frimousset, und alle Bäuerinnen im Dorfe ließen sich darüber aus, daß Nicolle keinen schlechten Geschmack habe! Was ohne Zweifel heißen wollte, sie hätten Frimousset ebenso gerne geheirathet.

Aber ein altes Sprüchwort behauptet, daß oft der Schein trügt. Es gibt Leute, die nicht an Sprüchwörter glauben wollen! Diese Leute haben höchst Unrecht! Erasmus sagt:

Von allen Wissenschaften ist die der Sprüchwörter die älteste; sie galten als die Symbola, woraus das Gesetzbuch der Philosophie der ersten Zeitalter gebildet wurde; sie sind das Compendium der menschlichen Wahrheiten.

Aristoteles theilt die Meinung des Erasmus; er hält die Sprüchwörter für Ueberbleibsel der ehemaligen, durch den Zahn der Zeit zerstörten Philosophie und glaubt, daß diese Reste, die nur ihrer Feinheit und Richtigkeit wegen erhalten worden, statt unsere Verachtung zu verdienen, sorgsam überdacht und gründlich studirt werden sollten.

Chrysippos und Cleanthes haben lange Abhandlungen zu Gunsten der Sprüchwörter geschrieben. Theophrast hat einen ganzen Band über diesen Gegenstand abgehandelt. Auch zählt man unter den berühmten Männern, welche dieselben vertheidigten, Aristides und Clearchos, Schüler des Aristoteles. Endlich hat Pythagoras Symbole gemacht, die Erasmus in den Rang der Sprüchwörter einreiht, und Plutarch in seinen Denksprüchen die Witzworte der Griechen gesammelt.

Wir könnten nun auch alle Schriftsteller der neuern Zeit nennen, die zu Gunsten der Sprüchwörter geschrieben haben; dies würde

uns aber zu weit abführen; außerdem sind wir der Ansicht, daß es dem geneigten Leser lieber ist, wieder auf Cherubins Amme zu kommen.

Die Bäuerin Nicolle kannte weder Erasmus noch Aristoteles; es gibt auch viele Leute in der Stadt, die durchaus keinen Begriff von diesen Philosophen haben und deßhalb doch recht gut leben. Im Allgemeinen muß man das Studium der Alten nicht zu weit treiben; unsere Kenntniß von dem, was ehemals geschehen, verhindert uns oft, über die Gegenwart recht im Klaren zu sein.

Nicolle sah bald ein, daß sie mit Jakob kein Herz, was willst du mehr, erheirathet, sondern einen Mann nach dem Sprüchwort:

Ein Apfel, außen schön und fein,
Kann innen faul und wurmig sein,

bekommen habe, denn der schöne Bauer war zwar nicht wurmig, aber langsam, träge, gleichgültig, kurz — faul im vollsten Sinne des Wortes. Drei Tage nach der Hochzeit seufzte Nicolle schon, wenn man ihr zu ihrer Wahl gratulirte.

Aber Frimousset besaß jene Bosheit der Landleute, die ihre wahren Neigungen und ihre Fehler unter einer erheuchelten Miene von Gutmüthigkeit und Freimüthigkeit zu verbergen wissen und dadurch viele Menschen täuschen. Seine Frau war lebhaft, rasch, arbeitsam; er hatte nicht lange gebraucht, um ihren Charakter kennen zu lernen. Weit entfernt, sie in irgend etwas zu ärgern, schien Frimousset der fügsamste, gehorsamste Mann im Dorfe; allein er trieb seine Abhängigkeit so weit, daß sie Nicollen lästig zu werden anfing, und darauf hatte er gezählt.

So sagte Jakob eines Morgens, während seine Frau die Haushaltungsgeschäfte besorgte, nachdem er gehörig gefrühstückt hatte, zu seiner Ehehälfte:

„Was soll ich jetzt thun, Nicolle?" Und Nicolle erwiderte lebhaft:

„Ich glaube nicht, daß es uns an Geschäften fehlt! muß nicht unser Feld gepflügt, das Stück Land an der Straße umgebrochen ... die Wiese gemäht ... und der Garten eingesäet werden? ... gibt es da nichts zu thun?“

„Ja, ja!“ entgegnete Frimousset kopfschüttelnd, „ich weiß wohl, daß es nicht an Geschäft fehlt ... aber mit was soll ich anfangen ... mit dem Felde ... der Wiese ... dem Stück Land, oder dem Garten? ... Du sollst mir's sagen ... Du weißt wohl, daß ich nur Deinen Willen thun will.“

„Warum nicht gar! Das ist eine Dummheit ... hast Du nicht Verstand genug, um einzusehen, was am Röthigsten ist?“ ...

„Nein, ich sage Dir ja ... Du sollst mir befehlen, was ich thun soll ... ich will mich daran gewöhnen, Weibchen, Dir zu gehorchen.“

„Thu, was Du willst, und laß mich in Frieden.“

Mehr verlangte Frimousset nicht; wenn er mit seiner Sanftheit seine Frau genug gelangweilt hatte, so verfehlte diese nie, zu sagen: „thu, was Du willst, und laß mich in Frieden!“ Deßhalb that Nicolle's Mann gar nichts, sondern ging in die Kneipe, wo er seinen Tag zubrachte. Seine Frau suchte ihn vergebens auf der Wiese und im Garten, und wenn er Abends zum Nachtessen nach Hause kam, fragte sie ihn:

„Wo hast Du denn gearbeitet, ich habe Dich nirgends gefunden?“

Dann antwortete Jakob mit süßlichem Tone:

„Mein Herz ... Du wolltest mir nicht sagen, mit welchem Geschäft ich den Anfang machen sollte ... ich fürchtete, irgend eine Dummheit zu begehen ... und wollte nichts thun ohne Deinen Auftrag.“

Mit einem hartnäckigen Schelme, von Herrn Frimoussets Schlag, wird es nicht lange anstehen, daß der Wohlstand, den man hat, der Dürftigkeit und dann dem Elend Platz machen

muß; sowohl bei Niedern, als bei Großen gibt es kein Vermögen, das nicht durch Unordnung zu Grunde gerichtet werden könnte. Nach fünfjährigem Ehestande war Nicolle genöthigt, ihren Acker und ihre Wiese zu verkaufen, und zwar bloß deßhalb, weil Herr Jakob, wenn es zur Arbeit ging, niemals wußte, — wo er anfangen sollte.

Indessen hatte sich die Familie um drei kleine, gesunde, ch lustige Knaben vermehrt. Es scheint, daß die Hausfrau in gewissen Punkten nicht immer zu ihrem Gatten sagte: „laß mich in Frieden oder thu', was Du willst," sondern daß sie ihm alsdann genau die Arbeit anzuweisen wußte, welche er vornehmen sollte; allein drei Kinder mehr und einige Stücke Land weniger waren nicht im Stande, das gute Auskommen in Frimoussets Wohnung zurückzuführen. Deßhalb kam Nicollen der Gedanke, sich als Amme zu verdingen, und da die Bäuerin eben so viel Lebhaftigkeit und Entschlossenheit besaß, als ihr Gatte Faulheit und Gleichgültigkeit, so war ihr Plan bald ausgeführt.

Darum hatte Jasmin, als er in der Sanct-Appolinenstraße aufs Ammenbüreau ging, dort die Bäuerin von Gagny gefunden, die er wegen ihres guten Aussehens erwählt und im Triumphe seinem Herrn, dem Marquis von Grandvilain, zugeführt hatte.

Nicolle war eine brave Frau, sie fühlte eine aufrichtige Zuneigung zu dem ihr anvertrauten Kinde; sie nahm es auf die Arme, sobald es weinte; sie wurde nicht müde, ihm ihre Brust zu reichen und es in ihren Armen zu wiegen; sie trug auch Sorge, daß es immer hübsch, rein und sauber gewaschen war; allein die Bäuerin war auch Mutter, sie hatte selbst drei Jungen, und trotz der Anhänglichkeit, die sie für ihren Säugling hegte, gab sie doch diesen Jungen die Bonbons, Confekte, Biscuits und Zuckerbrode, mit denen die Frau Marquisin von Grandvilain sie reichlich zu versehen nicht vergessen und ihr dabei den Auftrag ertheilt hatte, dieselben nicht zu sparen und Cherubin nie etwas



Band XIX. Seite 61.
Das sei Cherubins Vater!... geht doch! das ist unmöglich.

zu verweigern, sondern wieder andere Süßigkeiten zu begehren, wenn diese aufgegessen wären.

Zum Glück für Cherubin befolgte Nicolle ihre Anweisungen nicht buchstäblich.

Da man Mutter ist, ehe man Amme wird, so mußte die Bäuerin natürlich ihren Kindern vor dem Kostkinde den Vorzug geben. Sie reichte diesem die Brust, während die andern sich mit Leckereien, Süßigkeiten und Zuckerbroden vollstopften, was in kurzer Zeit einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausübte, während im Gegentheile der kleine Grandvilain frisch, rosig, dick und gesund wurde.

Die Ankunft des Säuglings brachte wieder Wohlhabenheit in Frimoussets Haus. Nicolle hatte nur dreißig Franken monatlich verlangt; aber der Marquis sagte hierauf:

„Wenn mein Sohn gedeiht, und seine Gesundheit wieder erhält, so gebe ich Euch das Doppelte!"

Und die Marquisin fügte hinzu:

„Fordert von mir, was Ihr an Spezereien und Kleidern braucht, Alles, was mein Sohn nöthig hat; es soll Euch sogleich verabreicht werden!"

Und Jakob, der mehr als jemals Zeit zum Faullenzen und Wirthshauslaufen hatte, weil seine mit ihrem Säugling beschäftigte Frau ihren Mann nicht beaufsichtigen konnte, rief alle Tage aus:

„Meiner Treu, Nicolle, Du hast einen sehr guten Gedanken gehabt, Säugamme zu werden! Wenn Du noch drei oder vier solche Püppchen zu säugen hättest, dann hätten wir erst unser bequemes Auskommen!"

Und die kleinen Milchbrüder Cherubins, die nichts mehr thaten, als Leckerbissen und Zuckerbackwerk essen, schwammen auch im Entzücken, einen Säugling bei ihrer Mutter zu wissen, der

ihnen so viele gute Sachen verschaffte (in Folge deren sie fortwährenden offenen Leib hatten).

Erst sechs Wochen waren es, seit Cherubin sich bei der Amme befand, als an einem schönen Herbsttage eine prächtige Equipage auf dem Markte des Dorfes Gagny, welches nicht gerade der schönste Platz ist, obgleich man dort die Hauptwache hin verlegt hatte, anhielt.

Ein Gefährt, das nicht vollkommen einem Karren gleicht, ist immer ein Ereigniß in einem Dorfe. Schon hatten sich fünf bis sechs alte Weiber, einige Greise, mehrere Bauern und eine Menge Kinder um die Equipage versammelt, die sie neugierig betrachteten, als der Kutschenschlag aufging und sich der Kopf eines Mannes zeigte.

Alsbald entstand ein dumpfes Gemurmel und anhaltendes Hohngelächter unter den Neugierigen, und folgende, eben nicht leise ausgesprochene Worte ließen sich vernehmen:

„Ach! wie häßlich er ist! ... — O! dieses Angesicht! ... — Darf man so abscheulich sein, wenn man eine Chaise hat? — Da will ich lieber noch zu Fuße gehen! ... — Der ist auch nicht geimpft worden! ...“ und noch andere Bemerkungen ähnlicher Art, die leicht zu den Ohren dessen, dem sie galten, dringen konnten, artigerweise aber nur im Stillen hätten gemacht werden sollen; allein Höflichkeit ist nicht die Haupttugend der Bauern in der Umgegend von Paris.

Glücklicherweise war der, welcher den Kopf aus dem Kutschenschlag streckte, etwas harthörig und überdies kein Mann, der sich solcher Albernheiten wegen ärgerte, er richtete sogar im Gegentheil, mit freundlicher Miene die Gesellschaft begrüßend, folgende Worte an sie:

„Wer von euch, gute Leute, könnte mir die Wohnung der Nicolle Frimousset zeigen ... ich weiß zwar, daß sie in einer Straße ist, die auf den Marktplatz führt ... aber weiter weiß ich nicht.“

„Nicolle Frimousset!" sagte ein halbbetrunkener Bauer, der eben aus einer Schenke kam und sich anschickte, in eine andere einzutreten. „Das ist mein Weib . . . die Nicolle . . . ich bin Jakob Frimousset, ihr Mann . . . was wollt Ihr von meinem Weibe?"

„Was wir von ihr wollen? Potztausend, wir wollen den kleinen Knaben sehen, den wir ihr anvertraut haben, und uns erkundigen, wie sich das liebe Kind befindet."

„Ach! das ist der Herr Marquis," schrie Jakob, seinen Hut abnehmend und mehrere Kinder zu Boden werfend, um sich schneller dem Gefährte zu nähern. „Ach! entschuldigen Sie, Herr Marquis! . . . ich kannte Sie nicht . . . ich will Ihnen den Weg zeigen . . . dort ist unsere Straße . . . dort neben . . . es geht bergauf . . . aber Sie haben gute Pferde . . ."

Und Jakob fängt an, vor der Chaise herzutaumeln und schreit, während er zu tanzen versucht, aus vollem Halse: „Da ist der Vater des kleinen Cherubin! . . . Da ist der Marquis von Grandvilain, der uns besucht! . . . ich werde seine Gesundheit trinken!"

Der in der Chaise entgegnete seinerseits:

„Nein, ich bin nicht der Marquis, ich bin Jasmin, sein erster Kammerdiener . . . und das Frauenzimmer, das mich begleitet, ist nicht die Frau Marquisin . . . sondern Turlurette . . . ihre Kammerfrau . . . das ist aber einerlei . . . zwischen uns und unserer Herrschaft ist durchaus kein Unterschied."

„Ihr sagt eine Dummheit, Jasmin," wendete Turlurette ein, ihrem Reisegefährten einen Stoß gebend, „wie, zwischen unserer Herrschaft und uns sei kein Unterschied?"

„Ich verstehe das nur in Beziehung auf das Kind, das wir zu besuchen kommen... Man schickt uns, um uns nach dem Zustand seiner Gesundheit zu erkundigen . . . können wir das nicht eben so gut sehen, als unsere Herrschaft? . . . und sogar noch besser, denn wir haben bessere Augen als sie! . . ."

„Ihr sprecht mit sehr wenig Achtung von Eurer Herrschaft, Herr Jasmin.“

„Mamsell, ich achte und verehre dieselbe ... das hindert mich aber nicht an der Behauptung, daß sie beide in einem erbärmlichen Zustande sind ... welch' armselige Gerippe! ... sie dauern mich! ...“

„Nun, schweigen Sie, Herr Jasmin, wir sind an Ort und Stelle.“

Das Gefährt hielt vor Frimoussets Hause. Schon hatte Jakobs Geschrei Alles in Bewegung gesetzt ...

„Das sind Cherubins Eltern,“ sagte man von allen Seiten; die kleinen Jungen sprangen der Chaise entgegen, Jakob ging in den Keller, um Wein zu holen, womit er der Gesellschaft aufwarten wollte, während Nicolle eiligst ihren Säugling wusch und schnäuzte, ihn auf ihre Arme nahm und ihn Jasmin und Turlurette im Augenblicke, als sie aus dem Wagen stiegen, mit dem Zuruf entgegenbrachte: „Da haben Sie ihn, gnädiger Herr und gnädige Frau ... küssen Sie ihn ... und sehen Sie, wie gesund er ist!... Ach! ich schmeichle mir, daß er nicht so hübsch war, als Sie mir ihn übergaben! ...“

„Es ist wahr!... er ist wunderhübsch!“ sagte Jasmin, das Kind küssend.

„Es ist ihm so wohl wie einer Hagebuche!“ sagte Turlurette, den kleinen Cherubin nach allen Seiten drehend und wendend.

Aber während man ihren Säugling bewunderte, hatte Nicolle Zeit, sich zu fassen, betrachtete Jasmin und Turlurette genauer und rief aus:

„Ei! aber ... es kommt mir vor, wie wenn das nicht der gnädige Herr und die gnädige Frau, der Herr Vater und die Frau Mutter wären ... Wahrhaftig! ich erkenne diesen Herrn an seiner rothen Nase und seinem verhackten Gesichte ... er hat mich auf dem Büreau geholt und auserwählt.“

„Ja, Amme, Ihr irrt Euch nicht," entgegnete Jasmin, „ich bin nicht mein Herr ... ich wollte sagen, ich bin nicht der Marquis, das habe ich auch Eurem Manne zugerufen, aber er wollte mich nicht anhören; das thut übrigens nichts, man hat uns geschickt, Turlurette und mich, um uns von der Gesundheit des jungen Grandvilain zu überzeugen, und dem Herrn Marquis und seiner Gemahlin Bericht darüber zu erstatten."

„Ihr seid stets willkommen," erwiderte Nicolle ...

„Dann werdet Ihr's nicht verschmähen, unsern Wein zu versuchen und Euch zu erfrischen!" rief Jakob aus, indem er einen großen, bis an den Rand gefüllten Topf mit Wein herbeischleppte.

„Ich habe niemals ein Glas Wein ausgeschlagen und erfrische mich allzeit gerne, auch wenn ich nicht heiß habe," antwortete Jasmin; „aber zuerst will ich genau die Befehle meines theuern Gebieters vollziehen ... Amme, sei't so gut, wickelt das Kind auf und zeigt es mir ganz nackt, damit ich mich überzeugen kann, daß es von oben bis unten, Alles inbegriffen, in gutem Zustande ist."

„Ei, mein Gott! trinkt und laßt uns in Frieden, das ist mein Geschäft!" sagte Mamsell Turlurette, das Kind in ihren Armen behaltend.

„Mamsell, ich hindere Sie nicht daran, das Kind gleichfalls zu betrachten, aber ich weiß, was mein Herr mir befohlen hat, und ich will ihm gehorchen ... gebt mir den Cherubin, ich will einen nackten Amor aus ihm machen."

„Ich gebe ihn Ihnen nicht ..."

„Dann werde ich ihn zu nehmen wissen!"

„Kommen Sie, wenn Sie Lust haben!"

Jasmin springt mit einem Satz auf das Kind zu, aber Turlurette läßt es nicht los, jedes reißt es zu sich her; Cherubin schreit; aber die Amme, welche dieser Nachahmung von Salo-

mo's Urtheil ein Ende machen will, ergreift geschickt das Kind, kleidet es in einem Augenblick aus, präsentirt es alsdann den beiden Dienstboten und läßt sie das kleine, runde, sammtene Hintertheil ihres Säuglings küssen mit dem Ausrufe:

„Nun?... ist das nicht hübsch! ah! Ihr möchtet wohl auch ein solches haben! ... aber prosit die Mahlzeit!“

Die Handlung der Amme hat bei der Dienerschaft des Hauses Grandvilain die gute Stimmung wieder hergestellt und den Frieden geschlossen; Turlurette hört nicht auf, das Kind ihrer Herrschaft zu küssen. Jasmin nimmt eine große Prise Tabak, setzt sich dann an einen Tisch und spricht:

„Ja, ja, Alles ist in Ordnung ... wir haben da einen herrlichen Sprößling, nun wollen wir Euern Wein versuchen, Pflegvater!“

Jakob schenkt eifrig ein, stößt an und schenkt wieder ein, so daß Jasmin eben so zufrieden mit dem Pflegvater, als mit der Amme ist.

„Warum sind aber der Herr und die Frau Marquisin nicht selbst gekommen?“ fragte Nicolle.

„Ach,“ entgegnete Turlurette seufzend, „meine arme Gebieterin ist nicht wohl; seit sie säugen wollte, ging's schlimm ... und jetzt, seit sie nicht mehr säugt, geht's noch schlimmer! ...“

„Ich hatte mich doch angetragen, unseres Cherubins Stelle zu vertreten, um unserer Gebieterin Erleichterung zu verschaffen!“ murmelte Jasmin, während er ein großes Glas Krätzer leerte.

„Mein Gott, Herr Jasmin, Sie fangen wieder an Dummheiten zu sagen,“ entgegnete Turlurette, „das wäre nicht übel, wenn die gnädige Frau Sie gesäugt hätte ...“

„Nun! ... wenn es auf Befehl der Aerzte geschieht ... ich habe eine Dame gekannt, die mehrere Katzen und zwei Kaninchen säugte, weil sie zu viel Milch hatte ...“

„Verschonen Sie uns mit Ihren Geschichten! ... kurz, meine

Gebieterin ist sehr schwach, sie kann das Zimmer nicht verlassen, oh! wäre das nicht der Fall, so wäre sie schon längst gekommen, ihren theuren Kleinen, von dem sie fortwährend spricht, zu umarmen."

„Was den Herrn Marquis betrifft, der hat die Gicht in den Fersen, das hindert ihn ungemein am Gehen," sagte Jasmin. „Ich habe ihm zwar ein Mittel vorgeschlagen, nämlich, sich auf den Zehenspitzen zu halten und die Fersen nicht auf den Boden zu bringen, er hat's probirt ... aber nachdem er einige Schritte gemacht ... plumps! gehorsamer Diener, da lag er der Länge nach auf dem Boden; seither hat er es nicht mehr versucht; darum hat man uns hierher geschickt; und seid nur zufrieden, wir werden treulich erzählen, was wir gesehen ... Ihr habt unserem Sohn das Leben wieder gegeben! Ihr seid wackere Leute! Auf Eure Gesundheit Pflegvater, Euer Wein kratzt in der Kehle ... ist aber sonst nicht unangenehm, er hat entfernte Aehnlichkeit mit dem Bordeaux."

Während Jasmin trank und schwatzte, holte Turlurette Alles aus der Chaise, was ihre Gebieterin der Amme bestimmt hatte. Das waren Geschenke jeder Art, Zucker, Kaffee, Kleider und sogar Spielzeug für die Milchbrüder Cherubin's. Das niedere Zimmer, worin sich gewöhnlich die Landleute aufhalten, konnte kaum Alles, was aus dem Wagen herauskam, fassen. Die kleinen Frimousssets machten aber auch Bocksprünge, stießen Freudentöne aus und wälzten sich auf dem Boden beim Anblick dieser schönen Sachen, und Nicolle wiederholte jeden Augenblick:

„Die Frau Marquisin ist sehr gütig! ... sie kann sich aber auch darauf verlassen, daß ihr Sohn all' diese Leckerbissen verschlucken wird ... meine Jungen sollen sie nicht berühren! denen ist übrigens auch der Speck lieber."

Jasmin fühlte sich sehr wohl bei Jakob; Turlurette sah sich genöthigt, ihn daran zu erinnern, daß ihre Herrschaft mit Un-

geduld auf ihre Rückkehr harre. Beide Dienstboten verabschiedeten sich von den Landleuten, küßten den kleinen Cherubin noch einmal, diesmal aber ins Gesicht, und stiegen in den Wagen ihrer Herrschaft, der sie in kurzer Zeit nach Paris zurückführte.

Die Marquisin erwartete die Zurückkunft ihrer Leute mit jener Angst einer Mutter, die für die Tage des einzigen Kindes fürchtet, das der Himmel ihr gewährt hat. Und trotz der Gicht schleppte sich Herr von Grandvilain von Zeit zu Zeit an sein Fenster, um nachzusehen, ob er nicht in der Ferne seine rückkehrende Chaise bemerke.

Die jüngere und raschere Turlurette war Jasmin vorangeeilt, sie trat mit freudestrahlendem Antlitz ein; ihre Miene verkündete schon, daß sie gute Nachrichten zu überbringen habe.

„Prächtig, gnädige Frau!... eine herrliche Gesundheit! ein herrliches Kind! o! man erkennt es gar nicht mehr... es war so schmächtig, als es fortkam! jetzt ist es dick und stark wie ein Fels."

„Wahrhaftig? Turlurette!" rief die Marquisin aus. „Du täuschest uns nicht?"

„O! gnädige Frau, fragen Sie nur Jasmin, der eben kommt."

Jasmin kam gerade, schnaufend wie ein Ochse, denn er hatte es versuchen wollen, eben so schnell wie Turlurette die Treppe heraufzuspringen; er trat näher, begrüßte seine Herrschaft mit Würde und sprach:

„Unser junger Marquis ist in einem sehr blühenden Zustande, ich hatte die Ehre, ihm den Hintern zu küssen... ich bitte um Entschuldigung, daß ich mir diese Freiheit genommen... es ist aber ein so schönes... so gut gehaltenes Kind... daß ich behaupte, die Familie Frimousset ist unseres Zutrauens würdig, und man kann die Amme und ihren Mann nur loben."

Diese Worte verbreiteten Freudigkeit in des Marquis Hause. Cherubins Mutter nahm sich vor, sobald ihre Gesundheit wieder

hergestellt sei, nach Sagny zu reisen und ihren Sohn zu besuchen, und der Herr Marquis von Grandvilain schwur dasselbe, sobald die Gicht von seinen Fersen gewichen sei.

Sechstes Kapitel.

Die Zeit und ihre Wirkungen.

Der alte Marquis und seine Frau fühlten sich ganz glücklich, seit sie ihren Sohn gesund wußten, sie vergaßen ihr eigenes Uebelbefinden darüber, und machten große Pläne für die Zukunft.

In einem alten Liede heißt es:

Das Heute nur ist unser Theil.
Das Morgen ist für Niemand feil —

was sehr wahr ist, und beweist, daß man nie auf den folgenden Tag zählen soll; das hindert aber nicht, daß wir oftmals Pläne machen, in welchen wir über eine große Anzahl Jahre mit größter Leichtigkeit wegsetzen ... was weit mehr besagen will, als ... ein folgender Tag! ... und der größte Theil dieser schönen Pläne darf doch nie in Erfüllung gehen ... indessen haben wir dennoch Recht, solche zu machen, denn sie sind der beste Theil unseres Glückes; das, welches wir besitzen, scheint uns nie so süß, als das, welches wir uns erst versprechen; es ist hier derselbe Fall, wie bei jenen Landschaften, die, von ferne betrachtet, uns so köstlich erscheinen, und wo wir, wenn wir dem Punkte, den wir bewunderten, nahe gekommen sind, denselben nur ganz gewöhnlich finden.

Einen Monat, nachdem Amenais die Versicherung von dem Wohlergehen und der Wiedergenesung ihres Sohnes empfangen hatte, wollte sie, sich besser fühlend, ausgehen und einen Spaziergang versuchen, um desto bälder im Stande zu sein, einen Ausflug nach Sagny zu machen.

Aber war sie zu frühe ausgegangen, oder eine neue Krankheit im Anzuge, die Marquisin befand sich unwohl, als sie nach Hause zurückkam; sie mußte ins Bett gebracht werden, und vierzehn Tage nachher geleitete man die Mutter des kleinen Cherubins, die ihren Tod nicht im mindesten geahnt und bis zum letzten Augenblicke die Hoffnung genährt hatte, ihren Sohn umarmen zu dürfen, zu Grabe.

Der alte Marquis war trostlos über den erlittenen Verlust, aber im siebenzigsten Jahre liebt man nicht mehr wie im dreißigsten; mit dem zunehmenden Alter wird das Herz minder zärtlich, und das ist sowohl eine Wirkung der Erfahrung, als der Jahre; man wurde im Laufe seines Lebens in seinen Neigungen dermaßen getäuscht, daß man am Ende nothwendig selbstsüchtig werden und die Zärtlichkeit, die man für Andere hegte, auf sich vereinigen muß.

Außerdem blieb der Marquis nicht allein auf der Welt; hatte er nicht einen Sohn, der ihn trösten konnte? Sein getreuer Diener sagte eines Tages zu ihm:

„Mein theurer Herr, denken Sie an Ihren kleinen Cherubin ... er hat keine Mutter mehr ... eigentlich hätten Sie vor ihr sterben sollen, denn Sie waren weit älter! aber die Dinge gehen nicht immer, wie sie sollen und man es sich vorstellt! ... Die Frau Marquisin ist gestorben und Sie leben ... es ist wahr, Sie haben die Gicht ... aber es gibt Leute, welche nicht so bald von ihr mitgenommen werden ... Sie sind ein Exempel davon. Seien Sie ein Mann, Herr Marquis, denken Sie an Ihren Sohn, aus dem wir einen kreuzfidelen Kerl machen wollen ... so wie Sie ehemals einer waren ... denn früher waren Sie ein famoser Kamerad, gnädiger Herr, man würde es nicht mehr glauben, wenn man Sie jetzt sieht.“

„Was soll das heißen, Jasmin, ich bin also sehr verändert ... seh' ich denn jetzt ganz impotent aus?“

„Ich sage das nicht, gnädiger Herr, aber ich meine doch, daß es Ihnen jetzt schwer werden würde, sich an einem Tage zu fünf bis sechs Stelldicheins zu begeben ... was Ihnen früher oft vorkam! ... Ach welch' ein Verführer waren Sie sonst ... Nun! ich stelle mir vor, Ihr Sohn werde Ihnen nachschlagen ... daß ich auch seine Liebesbriefe werde austragen müssen ... nun! nun! Ich werde sie mit Vergnügen besorgen; ... Ich verstehe mich darauf, ein Liebesbriefchen zuzustecken."

„Das heißt, mein armer Junge, Du machtest stets Ungeschicklichkeiten und Dummheiten, und es ist nicht Deine Schuld, wenn ich nicht hundert Mal von eifersüchtigen Ehemännern oder Nebenbuhlern überrascht und todtgeschlagen wurde ..."

„Sie glauben, gnädiger Herr? ... o! Sie irren sich ... es ist schon so lange, Sie haben all' das aus dem Gedächtnisse verloren."

„Im Ganzen genommen," fuhr Herr von Grandvilain nach einer Weile wieder fort, „würde es mir, wenn ich diese arme Marquisin noch so lange beweinte, dieselbe nicht wieder bringen ... Ich muß mich meinem Sohne erhalten. Ach! wenn ich ihn nur in seinem zwanzigsten Jahre noch sehen könnte, das wäre Alles, was ich wünschte."

„Potz tausend! ... ich glaub's doch ... Sie sind nicht versteckt!" entgegnete Jasmin, „zwanzig und Ihre siebzig machen neunzig!"

„Nun, Jasmin, kann man nicht so alt werden?"

„Ach, der tausend! ... das ist selten! ... aber es kommt vor."

Wie alt bist denn Du, drolliger Bursche! daß Du Dir solche Bemerkungen erlaubst?"

„Ich, gnädiger Herr! fünfzig Jahre," erwiederte Jasmin, sich gerade aufrichtend und ein Bein vorstreckend.

„Hum! ... ich glaube, Du verschweigst einen Theil ...

„Hören Sie nicht auf ihn, gnädiger Herr; der Pflegevater ist betrunken ... er ist weg ... er sieht nicht mehr klar ... sonst hätte er nie solche Dinge ausgesprochen, er hätte sie vielleicht gedacht, aber nicht geäußert."

„Mein Mann ist ein Trunkenbold, und sonst nichts!" erwiderte Nicolle. „Ich bitte sehr um Verzeihung für ihn, Herr Marquis; zu glauben, Sie seien nicht der Vater Ihres Sohnes!... ei, mein guter Gott ... man merkt wohl, daß ihm vom Trinken die Augen trübe sind ... Der Kleine ist Ihnen ja aus dem Gesicht heraus geschnitten! ... er hat Ihre Nase, Ihren Mund... Ihre Augen, kurz, Alles von Ihnen!"

Diese Lobeserhebung war lächerlich übertrieben und sehr wenig schmeichelhaft für den kleinen Cherubin. Aber der Herr Marquis von Grandvilain, der nicht altern wollte, nahm das Alles für baare Münze, betrachtete seinen Sohn nochmals und sprach vor sich hin:

„Ja, er gleicht mir ... er wird ein hübscher Bursche werden." Dann stand er auf und legte mit folgenden Worten eine Börse in die Hand der Amme: „Ich bin züfrieden, mein Sohn befindet sich wohl, fahret fort, Sorge für ihn zu tragen; da ihm die Luft dieser Gegend gut thut, so werde ich ihn lange... sogar sehr lange in Euern Händen lassen ... Die Kinder haben immer noch Zeit zum Lernen; die Gesundheit geht vor Allem!... nicht wahr, Jasmin?"

„O! ja, gnädiger Herr! ... die Gesundheit! Sie haben vollkommen Recht, denn was hilft es, gelehrt zu sein, wenn man todt ist?" ...

Herr von Grandvilain lächelte über die Bemerkung seines Kammerdieners und kehrte, nachdem er Cherubin noch einmal geküßt hatte, in seinen Wagen zurück.

Jakob lehnte in einem Winkel des Hofes, aus dem er nicht mehr hervorzutreten wagte, er begnügte sich mit einer Verbeu-

gung vor dem Marquis, und dieser suchte, während er an dem Landmann vorbeiging, sich aufrecht zu halten, und that sein Möglichstes, um seinen Schritten die Leichtigkeit und Sicherheit der Jugend zu verleihen.

Mehrere Monate vergingen, im Laufe deren Herr von Grandvilain oft sagte:

„Ich will nach Gagny reisen."

Aber er reiste nicht; die Furcht, abermals dem Pflegvater zu begegnen und sich auf's Neue Artigkeiten der frühern Gattung sagen lassen zu müssen, hielt den Marquis zurück; daher beschränkte er sich darauf, seinen Sohn, der nun stark genug war, eine so kurze Reise ohne Gefahr zu unternehmen, nach Paris holen zu lassen.

Nicolle verblieb mehre Stunden im Hause des Marquis, aber Cherubin gefiel es nicht darin; er weinte und verlangte ins Dorf zurück; dann küßte Herr von Grandvilain seinen Sohn und sagte zur Amme:

„Geh't schnell, man muß ihn nicht ärgern, es könnte ihn wieder krank machen."

Zwei weitere Jahre vergingen auf diese Weise. Cherubin genoß einer vorzüglichen Gesundheit, ohne jedoch so dick und stark zu sein, wie sonst die meisten Bauernkinder sind; er war heiter, spielte und lief gerne umher; aber sobald man ihn nach Paris führte, sobald er bei seinem Vater im Hôtel Grandvilain war, verlor der kleine Knabe seine Munterkeit; es ist wahr, das Haus in der Vorstadt Saint-Germain war nicht freundlich, und der alte, beinahe stets von der Gicht geplagte Marquis traurig genug.

Man that zwar sein Möglichstes, dem kleinen Jungen den Aufenthalt im Hôtel angenehm zu machen; man hatte ein ganzes Zimmer mit Spielzeug angefüllt, man überdeckte einen Tisch mit Leckereien, Cherubin durfte Alles essen, Alles zerbrechen,

man ließ ihm gänzlich seinen Willen, aber wenn das Kind einiges Spielzeug betrachtet und einiges Süße gegessen hatte, lief es zu seiner Amme, nahm sie bei der Schürze, schaute sie mit zärtlichem Blicke an und fragte mit flehender Stimme:

„Mutter Nicolle ... werden wir nicht bald wieder nach Hause gehen?"

Eines Tages machte der Marquis eine ernste Miene, ließ seinen Sohn neben seinen Lehnstuhl kommen und sprach zu ihm:

„Aber Cherubin, Du bist hier zu Hause ... auf dem Dorfe bist Du bei Deiner Amme ... hier aber bei Deinem Vater ... und folglich zu Hause."

Das Kind schüttelte den Kopf und erwiederte:

„O nein, hier bin ich nicht zu Hause."

„Cherubin, Du bist ein kleiner Eigensinn, Du glaubst Dich hier nicht zu Hause, weil Du nicht gewöhnt bist, hier zu sein ... aber, wenn Du vierzehn Tage hier bliebest, hättest Du das Dorf ganz vergessen; denn hier ist es, will ich hoffen, doch weit schöner, als bei Deiner Amme."

„O nein! bei uns zu Hause ist es schöner!"

„Zu Hause! Zu Hause! Du wirst langweilig! ... Nun, weil es denn so ist ... weil es Dir bei Deinem Vater nicht gefällt, so bleibst Du gerade hier, Du darfst nicht mehr zu Deiner Amme zurück; ich behalte Dich bei mir ..."

Das Kind wagte keine Erwiederung mehr; der strenge Ton, den sein Vater zum ersten Male gegen dasselbe annahm, ergriff es dergestalt, daß es stumm und unbeweglich blieb, nach wenigen Augenblicken jedoch verfinsterten sich seine Züge, seine Augen zerflossen in Thränen und es brach in ein lautes Schluchzen aus.

Auf dieses eilte Jasmin, der in einem anstoßenden Zimmer das ganze Gespräch mitangehört hatte, wie ein Wüthender herbei und schrie:

„Nun! was soll das heißen? Sie bringen unser Kind be-

reits zum Weinen! ... Das ist hübsch! ... Wollen Sie jetzt ein Tyrann werden? ..."

„Geht, Jasmin, schweigt ..."

„Nein, gnädiger Herr, ich dulde es nicht, daß Sie unserem Kleinen Kummer machen! Da kämen Sie mir recht! ... ich widersetze mich feierlich ... sehen Sie, das arme Kind schwimmt in Thränen ... aber was haben Sie denn heute, ist Ihnen die Gicht ins Herz gezogen?"

„Jasmin ..."

„Gnädiger Herr, es ist mir einerlei! ... schlagen Sie mich, jagen Sie mich aus dem Hause ... sperren Sie mich in den Stall ... lassen Sie mich bei den Pferden liegen ... thun Sie, was Sie wollen, nur bringen Sie dieses Kind nicht zum Weinen ... denn dann, sehen Sie ... werde ich ..."

Jasmin hielt inne, er konnte nicht mehr weiter reden: denn er weinte auch.

Als Herr von Grandvilain seinen getreuen Diener sich die Augen mit dem Taschentuch bedecken sah, reichte er ihm, statt zu schmähen, die Hand und sprach:

„Nun, sei nicht böse ... ich hatte Unrecht ... ja, ich hatte Unrecht, dieses theure Kind zu betrüben. Alles wohl erwogen, ist meine Gesellschaft eben nicht heiter, die Gicht macht mich oft mürrisch. Was würde auch der arme Kleine hier im Hause anfangen? Er ist noch zu jung zum Lernen! ... und da er keine Mutter mehr hat, wollen wir ihm so lang als möglich seine Amme lassen. Ueberdies ist die Luft in Paris nicht so gesund, als die auf dem Lande. — Nehmt Euern Zögling wieder zurück, Amme, da er Euch so sehr liebt; Ihr macht sein Glück aus. Komm, küsse mich, Cherubin, und weine nicht mehr, Du wirst mit Deinen Freunden zurückkehren; sie lieben Dich zwar nicht mehr als wir, Du aber liebst sie mehr als uns. Ich will mich in Ge-

duld zu fassen suchen, vielleicht wird später die Reihe auch noch an mich kommen."

„Bravo! ... Bravo!" rief Jasmin aus, während sein Herr seinen Sohn umarmte. „Ach! das heiß gut gesprochen ... jetzt erkenne ich Sie wieder, gnädiger Herr! Ei! freilich wird Sie Ihr Cherubin einst lieben, sogar werthschätzen ... aber später ... das kommt nicht sogleich ... lassen Sie ihn erst ein wenig größer werden ... und wenn er Sie dann nicht liebt, dann will ich ihm schon den Leviten lesen!"

Die Amme nahm also das Kind wieder mit sich fort und war froh, es behalten zu dürfen, da sie große Vortheile durch dasselbe genoß; zuvor aber hatte sie dem alten Marquis versprechen müssen, Cherubin in der künftigen Woche wiederzubringen, denn der alte Herr schien ungewöhnlich traurig, als er sich von ihm verabschiedete.

Man sagt, es gebe Ahnungen, geheime Vorgefühle, die uns ein nahendes Unglück zum Voraus verkünden, und daß unser Herz heftiger schlage, wenn wir uns von einer geliebten Person trennen, die wir niemals wiedersehen sollen: warum sollten wir nicht an Ahnungen glauben? Die Alten glaubten an Vorbedeutungen. Geistreiche Leute sind oft sehr abergläubisch; es ist unendlich besser, an viele Dinge als an gar nichts zu glauben; die starken Geister sind nicht immer große Geister. Hatte nun der Marquis von Grandvilain eine Ahnung, als er nur mit Bedauern seinen Sohn entließ, das ist unbekannt; Thatsache aber ist, daß er ihn nicht mehr sehen sollte; drei Tage nach der eben berichteten Scene raffte ein Gichtanfall den edeln Greis in wenigen Stunden dahin, er hatte nur noch Zeit, Jasmin den Namen seines Notars zuzustammeln, und sein letzter Seufzer war nach seinem Sohn.

Der Schmerz des Kammerdieners war lebhafter, rührender, aufrichtiger, als er von gar manchen Verwandten und Freunden

gewesen wäre. Wenn uns unsere Dienstboten lieben, so lieben sie uns sehr, denn sie kennen unsere Fehler so gut als unsere Tugenden, und vergeben uns die einen um der andern willen, was unsere Freunde und sonstigen Bekannten niemals thun.

Jasmin war besonders trostlos, seinen Herrn darüber gezankt zu haben, daß er seinen Sohn bei sich behalten wollte.

„Ich bin Schuld," dachte er, „daß er ihn vor seinem Tode nicht mehr umarmen konnte ... mein armer Herr, er ahnte seinen nahen Tod, als er sein Kind nicht mehr ins Dorf zurück lassen wollte ... und ich habe mir erlaubt, mit ihm zu zanken ... Narr, der ich war! ... und er schlug mich nicht nieder, wie ich es verdient hätte! ... im Gegentheil, er reichte mir die Hand! ... Ach! welch' einen Herrn habe ich an ihm verloren, ich stürbe vor Verdruß, wenn ich nicht über den kleinen Cherubin wachen müßte."

Jasmin erinnerte sich dann, daß sein Herr, bevor er die Augen geschlossen, den Namen seines Notars gestammelt habe, und da er vermuthete, daß dieser mit der letzten Willensvollstreckung seines Herrn beauftragt sei, so benachrichtigte er ihn schleunig von dessen Tode.

Der Notar des Herrn von Grandvilain war ein noch junger Mann, aber von ernstem, sogar etwas strengem Aeußern; er hatte in der That des Marquis Testament in Händen und war mit der Vollziehung seines letzten Willens beauftragt. Er beeilte sich, das Aktenstück zu öffnen und las wie folgt:

„Ich habe dreißigtausend Franken Renten. Mein ganzes Vermögen fällt meinem Sohne und einzigen Erben zu. Ich will, daß er im fünfzehnten Jahre in den Besitz seines Vermögens eingesetzt werde. Bis dahin übertrage ich meinem Notar die Verwaltung desselben. Ich will nicht, daß irgend etwas im Innern meines Hauses geändert, noch einer meiner Dienstboten entlassen werde. Jasmin, meinen getreuen Kammerdiener, er-

nenne ich zum Intendanten meines Hauses. Jeden Monat soll ihm mein Notar die für das Hauswesen von ihm geforderten und die zur Erziehung meines Sohnes nöthigen Gelder behändigen. — Sigismund Wenzeslaus, Marquis von Grandvilain."

Der Notar konnte sich nach Durchlesung dieses Testaments eines Lächelns nicht erwehren, und Jasmin, der mit beiden Ohren zugehört hatte, betrachtete ihn staunend und stotterte:

„Aus all diesem, Herr Notar, habe ich nicht ersehen, wer der Vormund des Kleinen sein soll."

„Es ist keiner da, Jasmin! sein Vater hat keinen für ihn ernannt; er hat sich auf mich und auf Sie verlassen; auf mich, hinsichtlich der Verwaltung seines Vermögens; auf Sie, zur Ueberwachung seines Betragens. Es scheint, daß Herr von Grandvilain ein großes Vertrauen in Sie setzte ... daß Sie es verdienen, bezweifle ich nicht ... aber ich fordere Sie auf, Ihren Eifer für den jungen Marquis zu verdoppeln ... bedenken Sie, daß Sie jetzt für ihn Sorge tragen müssen. In Rücksicht seines Vermögens wünscht sein Vater, daß er im fünfzehnten Jahre Herr darüber sei ... das heißt sehr früh reich werden! ... weil aber der Wille seines Vaters so lautet, Jasmin, so tragen Sie das Ihrige dazu bei, daß der junge Marquis in seinem fünfzehnten Jahre an Charakterstärke und Kenntnissen schon ein Mann sei!"

Jasmin hörte diese Worte mit gerührter Miene an; er begann eine Antwort, verwickelte sich aber in einem Satze, den er nicht vollenden konnte, und verließ endlich den Notar, nachdem er von diesem eine Summe Geldes zur Bestreitung des Hauswesens erhalten hatte.

Als Jasmin ins Hôtel zurückkehrte, war er um drei Zoll größer geworden und aufgeschwollen, wie ein Ballon; die Eitelkeit nistet sich überall ein, bei den Großen, wie bei den Kleinen,

sie muß sogar bei den letztern noch stärker sein, da sie nicht an die Größe gewöhnt sind.

Die ganze Dienerschaft, neugierig, den Inhalt des Testamentes zu erfahren, schaarte sich um den Kammerdiener. Jasmin machte eine wichtig einfältige Miene, sprach durch die Nase und entgegnete ihnen:

„Sei'd ruhig, meine Freunde, es wird nichts im Hause verändert; ich behalte euch Alle in meinen Diensten ...“

„Sie, Herr Jasmin ... sind Sie der Erbe unseres Herrn?“

„Nein, ich erbe nicht . . . aber ich stelle den Erben vor, kurz, ich bin der Intendant des Hauses ... ich behalte Alles bei, den Koch, den Kutscher (den Keller besorge ich wie bisher selbst) ... die Haushälterin ... weil es der Herr Marquis so haben wollte ... widrigenfalls ich euch Alle fortgeschickt hätte ... denn es ist sehr überflüssig, Dienstboten zu halten, wo keine Herrschaft ist ... Ach! ich irre mich doch, der junge Marquis ist jetzt unsere Herrschaft ... und wenn er in Zukunft sein Haus bewohnen will, so soll er es ganz eingerichtet finden; denn das war ohne Zweifel die Absicht seines hochseligen Vaters, der wir uns unterwerfen müssen.“

Die ganze Dienerschaft verneigte sich vor Jasmin, der nun ein eminenter Mann geworden war, und er selbst zog sich, nachdem er die Glückwünsche seiner nunmehrigen Untergebenen entgegen genommen hatte, in sein Zimmer zurück, sann über Alles nach, was ihm der Notar gesagt, und zerbrach sich den Kopf darüber, was er mit Cherubin anfangen sollte, damit er die Absichten seines Herrn würdiger Weise erfülle.

Als er sich mehre Stunden erfolglos den Kopf zerarbeitet hatte, rief er aus:

„Meiner Treu, das Beste ist, glaub' ich, man läßt den kleinen Cherubin bei der Amme.“

Siebentes Kapitel.

Die kleine Louise.

Cherubin ist immer im Dorfe, wohnt immer noch bei seiner Amme, Nicolle Frimousset, und doch ist Cherubin schon zehn Jahre alt; obgleich zärtlich, ist er doch gesund, und die Leistung einer Amme seit Langem nicht mehr bei ihm vonnöthen. Aber der Erbe des Marquis von Granvilain hat fortwährend die gleiche Anhänglichkeit an den Aufenthaltsort seiner Kindheit beibehalten, — und wird böse, wenn man ihm vorschlägt, denselben zu verlassen.

Indessen ist Jakob, der Pflegevater, trunksüchtiger als je, und Nicolle, immer ihrem Manne in den Haaren liegend, mit zunehmenden Jahren selten bei guter Laune; auch ihre beiden Jungen sind nicht mehr im Dorfe: der eine ist Maurer in Orleans, der andere bei einem Zimmermann zu Livry in der Lehre.

Ungeachtet dessen gefällt es Cherubin stets bei seiner Amme, wo er ein kleines Mädchen, das nur zwei Jahre jünger ist als er, zur Gesellschaft hat.

Wenige Tage vor des Marquis von Granvilains Tode stieg nämlich eines Morgens eine ganz junge Dame aus der Stadt, deren Kleidung ziemlich elegant war, vor der Wohnung Nicolle's aus einem Fiaker ab. Diese junge, schön und vornehm aussehende Dame war sehr blaß und schien sehr angegriffen; sie trug ein kleines, etwa ein Jahr altes Mädchen auf ihren Armen und sagte, sich an Jakobs Frau wendend, mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„Hier ist meine Tochter . . . sie ist erst ein Jahr alt, nimmt aber schon seit einigen Monaten die Brust nicht mehr. Ich wünschte, sie bei braven Leuten, die gehörige Sorge für sie tragen und sie wie ihr eigenes Kind behandeln würden, in die Kost zu geben. Wollt Ihr sie übernehmen, liebe Frau? ich kann meine Tochter

nicht bei mir behalten ... es ist sogar möglich, daß ich sie lange nicht zurückverlangen kann ... Hier, in dieser Rolle sind dreihundert Franken ... das ist Alles, worüber ich in diesem Augenblick zu verfügen vermag, aber ehe ein Jahr vergeht, werde ich Euch eine ähnliche Summe zuschicken ... wenn ich nicht schon vor dieser Zeit zurückkehre, um mein Kind zu umarmen."

Nicolle, die sich bei Verpflegung des ersten Kindes sehr gut stand, glaubte, es wende sich ihr ein neues Glück zu und ging mit Freuden in den Vorschlag ein. Die junge Dame übergab ihr das kleine Mädchen, das Geld, ein ziemlich großes, die Kleidungsstücke des Kindes enthaltendes Paket, und stieg, nachdem sie ihre Tochter noch einmal geküßt, rasch in die Chaise, die sogleich wieder abfuhr.

Jetzt erst fiel es Nicollen ein, daß sie die junge Dame weder um ihren Namen, noch ihre Adresse, noch um den Namen des Kindes gefragt hatte; aber es war zu spät, die Chaise schon zu weit entfernt, doch tröstete sich Nicolle bald über ihre Vergeßlichkeit und dachte:

„Was schadet's! diese Dame kommt ja wieder ... sie will ohne Zweifel ihr Kind nicht verlassen ... sie hat mir hundert Thaler gegeben! ... damit kann ich mich schon gedulden und dann ist sie so gar hübsch, diese Kleine; es ist mir zu Muthe, als wenn ich sie auch umsonst behalten hätte. Wie will ich sie doch nennen? .. ei was! Louise, weil heute der Sanct-Ludwigstag ist; ... kommt ihre Mutter, so kann sie mir, wenn ihr dieser Name mißfällt, ihren eigentlichen Namen sagen ... Wie dumm ich doch gewesen bin, sie nicht darnach zu fragen ... sie schien auch so eilfertig, so bewegt, diese Dame ... also, Louise, es ist ausgemacht; das soll eine Gesellschafterin für Cherubin geben, dann wird er sich nicht so bald bei uns langweilen, der liebe Knabe ... und je länger wir ihn behalten können, je besser befinden wir uns dabei."

Und in der That wurde das kleine Mädchen die treue Gespielin Cherubins; sie wuchs mit ihm auf, theilte all' seine Spiele, all' seine Freuden; Cherubin war unzufrieden, wenn Louise nicht bei ihm war. Die Lebhaftigkeit des kleinen Mädchens gesellte sich vortrefflich zu der natürlichen Sanftmuth des jungen Marquis; und als dieser sich zu einem recht hübschen Knaben entwickelte, sah man deutlich, daß auch Louise ein recht hübsches Mädchen zu werden versprach. Die junge Dame jedoch, welche Nicollen dieses Kind, dessen Mutter sie sich nannte, überbracht hatte, war nicht mehr nach Gagny zurückgekommen; ein einziges Mal, ein Jahr nach ihrem Besuche, erschien eine Art von Paris geschickter Commissionär bei Frimoussets und übergab ihnen eine Rolle, welche dies Mal nur hundertfünfzig Franken enthielt, mit den Worten:

„Es ist von der Mutter des Euch im vergangenen Jahr überbrachten Kindes; sie läßt Euch fernerhin ihre Tochter anempfehlen."

Darauf hatte Nicolle diesen Mann ausgeforscht und ihn nach dem Namen und der Wohnung der Dame, die ihn sende, gefragt, aber der Commissionär entgegnete, daß er sie nicht kenne; man sei in Paris zu ihm auf seinen Platz gekommen und habe ihn, nachdem man sich überzeugt, daß er ein berechtigter Commissionär sei, unter Vorausbezahlung mit diesem Auftrag hierher gesendet.

Weiter konnte Nicolle nicht erfahren, und hatte seitdem weder Nachrichten noch Geld erhalten. Aber Louise war so lieblich, daß es ihrer Pflegemutter nicht ein einziges Mal in den Sinn gekommen war, sie fortzuschicken. Außerdem hing Cherubin herzlich an ihr; das junge Mädchen war ein weiteres Band, das ihn bei seiner Amme festhielt, und wenn sich etwa Jakob einige Bemerkungen über das nunmehr unentgeltlich aufgezogen werdende Kind erlaubte, so entgegnete ihm seine Frau:

„Schweig, Trunkenbold, das geht Dich nichts an, wenn die Mutter der Kleinen nicht kommt, sie abzuholen, so ist sie vielleicht

schon gestorben, oder ist sie eine sehr schlechte Mutter; ist sie todt, so muß ich ihre Stelle bei dem Kinde ersetzen; ist sie aber eine schlechte Mutter, so wäre Louise unglücklich bei ihr, und dann ist es besser, wenn sie bei mir bleibt."

Während Cherubin neben seiner kleinen Freundin aufwuchs, leitete Jasmin fortwährend das Hauswesen des Marquis von Grandvilain; er hielt die Ausgaben in Ordnung, die Dienerschaft durfte keinen Exceß begehen, und er selbst betrank sich wöchentlich nur einmal, was sehr rücksichtsvoll und bescheiden war von einem Manne, der sich die Ueberwachung des Kellers ausdrücklich vorbehalten hatte. Aber Jasmin dachte unausgesetzt an seinen jungen Herrn; er besuchte ihn manchmal, blieb zuweilen ganze Tage in Gagny und fragte Cherubin jedesmal, ob er mit ihm nach Paris in sein Hôtel zurückkehren wolle? Aber der Knabe weigerte sich standhaft, und Jasmin tröstete sich, wenn er allein heimkehrte, mit dem Gedanken:

„Der junge Marquis befindet sich sehr wohl, das ist die Hauptsache."

Wenn Jasmin zum Notar ging, um Geld zu verlangen, was nie geschah, ohne daß er ihm eine genaue Liste seiner Ausgaben überreichte, so belobte ihn dieser stets wegen seiner Rechtschaffenheit und Sparsamkeit in Betreff der Auslagen für das Haus, und fragte den treuen Diener jedes Mal:

„Wie geht's unserem jungen Marquis?"

„— Er befindet sich ausgezeichnet!" entgegnete Jasmin.

„— Er muß jetzt groß sein, er ist beinahe schon elf Jahre alt."

„— Er ist sehr hübsch gewachsen ... er hat ein reizendes Angesicht ... das wird ein kleiner Edelstein, in den sich alle Frauen vernarren werden, wie sie sich einst in seinen hochseligen Vater vernarrten ... nur mit dem Unterschiede, setze ich voraus, daß es nicht mehr dieselben Frauen sind."

„— Das ist ganz recht, aber die Studien ... rücken sie vorwärts? ... haben Sie den kleinen Marquis in eine gute Anstalt gegeben?"

„— In eine vortreffliche, mein Herr, o! er befindet sich in einem sehr guten Hause! ... er ißt, so viel er mag."

„— Ich bezweifle nicht, daß er eine gute Kost hat, allein das genügt nicht, in seinem Alter ist besonders geistige Nahrung nöthig; ist man zufrieden mit ihm?"

„— Entzückt ... man möchte sich niemals von ihm trennen! ... er ist so artig! ..."

„— Hat er schon Preise erhalten?"

„— Preise! ... Nein, man macht ihm noch keine Preise, sondern mir, aber er erhält Alles, was er nur will, man verweigert ihm nichts."

„— Sie verstehen mich nicht: ich wollte sagen, ob er seiner Arbeiten wegen Preise erhalten habe? Ist er stark im Lateinischen, Griechischen, in der Geschichte? ..."

Bei diesen Fragen war Jasmin in einiger Verlegenheit, er hustete und stotterte einige Worte, die Niemand verstand.

Aber der Notar, der diese Verlegenheit einer andern Ursache zuschrieb, fuhr fort:

„Ich spreche über Dinge mit Ihnen, die Sie nicht verstehen: nicht wahr, mein alter Jasmin, das Lateinische und Griechische gehört nicht in Ihr Departement? ... Indeß werde ich, wenn ich einige freie Zeit habe, Sie besuchen und Sie werden mich zu dem jungen Marquis führen."

Jasmin entfernte sich und dachte:

„Teufel! Teufel! ... wenn er eines Tages meinen kleinen Cherubin besucht, wird er schwerlich mit seinen Studien zufrieden sein; es ist aber nicht meine Schuld, wenn der Herr Marquis nicht von seiner Amme fort will. Dieser Notar spricht immer von der geistigen Nahrung mit mir ... Es scheint mir, daß

wenn ein Junge viermal des Tags mit Appetit ißt, sein Geist ebensowenig nüchtern bleiben kann, wie sein Magen, er müßte denn einen bösen Willen dabei haben."

Eines Tages jedoch, nach einem Besuche bei dem Notar, wo dieser dem alten Kammerdiener wieder sehr ans Herz gelegt hatte, den jungen Marquis seinen Professoren zu empfehlen, ging Jasmin unverzüglich nach Gagny und machte sich auf dem Wege Vorwürfe:

„Ich bin ein altes Vieh" ... sprach er zu sich selbst, „ich lasse den Sohn meiner Herrschaft in Unwissenheit, denn ich kann lesen ... was Cherubin schwerlich im Stande sein wird ... Wahrhaftig, so darf es nicht fortgehen ... später würde man sagen: Jasmin hat für das ihm anvertraute Kind keine Sorge getragen ... Jasmin ist des Vertrauens, das ihm der hochselige Herr von Grandvillain schenkte, nicht würdig! ... Man soll das nicht von mir sagen ... Ich bin jetzt sechzig Jahre alt, aber das ist kein Grund, ein Dummkopf zu sein ... Ich will Charakterstärke zeigen."

Jasmin langte bei Nicollen an, die er im untern Zimmer beschäftigt fand, während Jakob in einem alten Lehnstuhl schlief.

„Meine Freunde," sagte Jasmin, als er in die Stube trat, mit sehr geschäftigem Wesen und seine großen Augen rings herum wälzend, „so kann es nicht bleiben! ... o! ... wir müssen Alles vollständig verändern!"

Nicolle blickte den alten Diener mit Staunen an und fragte: „Sie wollen unser Haus verändern? ... Sie finden diese Stube zu düster ... Ach was! wir sind daran gewöhnt ..."

„Wollen wir nicht ein Gläschen trinken?" fiel Jakob aufstehend und sich die Augen reibend ein.

„— Alsbald, Jakob, alsbald! Meine Freunde, ihr versteht mich nicht. Es handelt sich von eurem Zögling ... meinem jungen

Cherubin, dem ihr nur das Essen gebt . . . das ihr selbst genießet . . ."

„— Ist der liebe Junge nicht zufrieden?" rief Nicolle aus, „mein Gott, ich geb' ihm Alles, was er begehrt; er soll nur reden! Ich will ihm Torten, Fladen, Kuchen . . . machen."

„— Ich spreche nicht davon, Nicolle; es handelt sich nicht von dieser Nahrung. Cherubin bedarf jetzt geistiger Nahrung in Menge."

„— Geistige Nahrung . . . ja soll denn der arme Junge ein Schnapsbruder werden?"

„— Ich sag Euch noch einmal, Frau Frimousset, laßt mich doch sprechen; mein Herr muß gelehrt werden, oder so etwas; es handelt sich nicht vom Essen, sondern vom Studiren . . . was lernt er bei euch? kann er lesen, schreiben, rechnen?"

„Meiner Treu, nein," antwortete Nicolle, „Sie haben hierüber nicht mit uns gesprochen, wir haben geglaubt, das sei überflüssig . . . und hielten um so weniger für nöthig, daß sich Cherubin einem Stande widme, da er sehr reich werden wird."

„— Es ist auch nicht davon die Rede, sich einem Stande zu widmen, sondern davon, gelehrt zu werden."

„— Ach, ich verstehe, wie der Herr Schulmeister, der immer Worte in seine Gespräche hineinwirft, aus denen der Teufel nicht klug wird."

„— Das ist's . . . O! wenn Cherubin solch' schöne Redensarten im Leibe hätte . . . die Niemand verstehen kann, das wäre ein Glück! Ihr habt also einen gelehrten Schulmeister im Dorfe?"

„— Freilich: Herrn Gerundium."

„— Grunddumm! . . . der Name klingt zwar nicht sehr gelehrt, doch um so besser, denn ich habe mir sagen lassen, daß gerade die gelehrtesten Leute oft die einfältigsten Namen haben. Glaubt Ihr, daß Herr Grunddumm einwilligen würde, meinem jungen Herrn Stunden im Hause zu geben? denn es geht unmöglich an, daß der Herr Marquis mit all' den Dorfjungen die Schule besuche."

„— Warum sollte Herr Gerundium nicht kommen? er hat schon zwei oder drei Kinder von Bürgersleuten, die den Sommer in Gagny zubringen, unterrichtet. Ueberdies sitzt dieser gute Mann nicht in der Wolle, und um Geld zu verdienen . . .“

„— Wenn's nur daran hängt; ich bezahle ihm so viel er will . . . Könnte ich nicht mit ihm sprechen . . . ihn sehen, diesen Herrn Grundbumm?“

„— Nichts leichter als das . . . Jakob, geh', hol' ihn her . . . Es ist fünfe vorbei, seine Schule ist aus . . . Jakob, Du wirst ihn bei der Bäckerin Manon antreffen, weil er alle Tage dort hingeht, um in ihrem Ofen, so lange er noch warm ist, seine Kartoffeln zu sieden.“

„Geht, lieber Jakob, führt mir diesen Gelehrten herbei, hernach trinken wir einige gute Flaschen Wein zusammen, wozu ich Herrn Grundbumm auch einladen will!“

Dieses Versprechen rüttelte Jakob auf; er ging mit der Versicherung, sich zu beeilen; alsdann fragte Jasmin Nicollen: „Wo ist mein junger Herr?“

„— Mein Söhnchen? . . .“

„— Mein Herr, der junge Marquis von Grandvilain . . . er ist nun elf Jahre alt, liebe Nicolle, ich meine, er sei etwas zu groß, als daß Ihr ihn noch Euer Söhnchen heißen solltet.“

„— Ach mein Gott! die Gewohnheit . . . was kann ich dafür . . . er ist im Garten unter den Zwetschenbäumen.“

„— Allein?“

„— O! nein . . . Louise ist bei ihm . . . stets bei ihm. Er muß sie immer um sich haben.“

„— Ach! das kleine Mädchen, das man Euch überließ, und deren Eltern Ihr nicht kennt . . .“

„— Mein Gott, ja!“

„— Und Ihr sorgt stets für sie?“

„— Freilich! ein Kind mehr, was thut das ... Wo es für drei reicht, reicht es auch für viere.“

„— So sagte auch mein Vater, wenn er einen Theil meines Frühstückes abbrach, und doch stand es bei uns schon so, daß, was für viere reichen sollte, eigentlich nur für zweie genug war. Gleichviel, Frau Frimousset, Ihr seid eine brave Frau! und wenn Cherubin von Euch weggeht, werdet Ihr ein schönes Geschenk erhalten.“

„— Ach! sprecht nicht davon, ich würde weit lieber Verzicht auf das Geschenk leisten, als daß mich jemals mein Söhnchen verlassen sollte.“

„— Ah! das will ich glauben ... indessen können wir ihn nicht bis zum dreißigsten Jahre bei der Amme lassen; das schickt sich nicht. Uebrigens will ich ihm bis zur Ankunft des Herrn Grundbumms meine Aufwartung machen, und ihn davon unterrichten, daß er gelehrt werden muß.“

Cherubin saß im Hintergrunde des Gartens, der an einen Weinberg stieß. Dort breiteten nie beschnittene Bäume ihre mit Früchten beladene Aeste aus, wie wenn sie dem Menschen beweisen wollten, daß die Natur zum Wachsen und Fruchtbarsein seiner Hülfe nicht bedürfe.

Der Sohn des Marquis von Grandvilain hatte angenehme regelmäßige Züge; seine großen blauen Augen waren besonders von ausgezeichneter Schönheit und schienen, vermöge ihres sanften und schmachtenden Ausdrucks, eher einem Frauenzimmer, als einem Manne anzugehören; lange, braune Wimpern beschatteten diese reizenden Augen, die Allem nach Jasmin's Prophezeihungen verwirklichen und einst viele Eroberungen machen sollten. Der Rest seines Angesichtes hatte sonst nichts Merkwürdiges, außer, daß die Hautfarbe des kleinen Cherubins so weiß war, wie die eines weißen Mädchens, denn der Aufenthalt auf dem Lande hatte den jungen Marquis nicht gebräunt, da Nicolle, die immer die

äußerste Sorgfalt für ihren Pflegling trug, nie gestattete, daß er sich der Sonne aussetzte, und der kleine Knabe, der nicht zu den harten Feldgeschäften angehalten wurde, stets Gelegenheit hatte, Schatten und Kühle aufzusuchen.

Die kleine, damals neunjährige Louise hatte eines jener hübschen, zugleich heitern und melancholischen Köpfchen, welche die Maler mit Vergnügen kopiren, wenn sie uns ein junges Mädchen aus der Schweiz oder der Gegend des Genfersee's darstellen wollen. Es war ein herrliches Antlitz im Geschmack der Raphael'schen Jungfrauen, worin sich auch Melancholie mit französischer Grazie vereinigt. Louisens Augen und Haare waren pechschwarz, aber sehr lange Wimpern mäßigten ihren Glanz und verliehen ihnen eine Milde, welche unerklärlichen Reiz übte; eine hohe, stolze Stirne, ein ganz kleiner Mund und weiße, wie Perlen aneinander gereihte Zähne, vollendeten in diesem Kinde eines der schönsten Mädchen, denen man weit umher begegnen konnte; und wenn Louise noch dazu lachte, so verliehen zwei Grübchen, die sich in ihren Wangen bildeten, ihrem ganzen Wesen eine weitere Schönheit; — und das junge Mädchen lachte oft, denn sie war erst neun Jahre alt; Nicolle behandelte sie wie ihre Tochter, Cherubin wie seine Schwester, und sie ahnte noch nicht, daß sie von ihrer Mutter verlassen worden.

Als Jasmin in den Garten kam, waren Cherubin und Louise eifrig mit Zwetschenessen beschäftigt. Das kleine Mädchen pflückte und warf sie ihrem Gespielen zu, der unter einem so schwer mit Früchten beladenen Baume saß, daß die Zweige unter ihrer Last fast zu brechen schienen.

Jasmin nahm seinen Hut ab, begrüßte seinen Herrn ehrfurchtsvoll und entblößte sein Haupt, das beinahe ganz kahl war, obgleich die wenigen in der Nähe der Ohren noch übrig gebliebenen Haare sorgfältig nach vorn über die Stirne gekämmt und geklebt waren, was dem alten Diener von ferne das

Aussehen gab, als hätte er sich ein Band um den Kopf gebunden.

„Ich bezeige dem Herrn Marquis meine Ehrfurcht," sagte Jasmin.

Im nämlichen Augenblicke schüttelte das kleine Mädchen an einem Zweige des Zwetschenbaumes, der sich über dem Kopfe des Kammerdieners ausbreitete, und ein Zwetschen-Regen überschüttete das Haupt Jasmins.

Jetzt brach ein lautes Gelächter hinter dem Baume hervor, in das Cherubin mit einstimmte, während der alte Diener, der um keinen Preis der Welt in Gegenwart seines jungen Herrn den Hut aufgesetzt hätte, sich mit Ergebung dem Zwetschen-Regen unterwarf.

„Die Gesundheit meines jungen Herrn scheint fortwährend in trefflichem Zustande zu sein," fuhr Jasmin fort, nachdem er einige Zwetschen, die sich zwischen seine Halsbinde und seinen Rockkragen festgesetzt hatten, von sich geschüttelt hatte.

„Ja, ja, Jasmin! ja . . . sieh' doch, wie schön sie sind . . . und so gut dabei . . . iß doch, Jasmin, Du brauchst Dich nur zu bücken und aufzulesen . . ."

„— Der gnädige Herr sind sehr gütig; aber die Zwetschen verursachen Ungelegenheiten . . . ich wünsche vor allen Dingen zu wissen, ob der gnädige Herr endlich geneigt sind, mit mir nach Paris zu gehen . . . sein Hôtel ist stets zu seinem Empfange gerüstet . . ."

Jasmin konnte seinen Satz nicht vollenden, weil ein neuer Zwetschenregen auf sein Haupt fiel. Diesmal schaute er unmuthig um sich, aber das schelmische, kleine Mädchen hatte sich rasch hinter einen Baum versteckt, und Cherubin rief aus:

„Nein, Jasmin, nein, ich will nicht nach Paris gehen, ich bin so gerne hier, und habe Dir schon gesagt, daß ich mich in Paris langweilen würde . . . während ich mich bei meiner guten Nicolle so sehr ergötze."

„— Es sei, Herr Marquis, ich will Sie in diesem Punkte nicht incommodiren, aber dann handelt es sich davon, daß Sie Ihre Zeit nicht mehr mit Spielen vergeuden dürfen; Sie müssen studiren, mein lieber Herr, Sie müssen gelehrt werden ... das ist unumgänglich nothwendig und ..."

Ein abermaliger Zwetschenregen, stärker, als die vorhergehenden, schnitt Jasmin wiederum das Wort ab, und als er fühlte, daß zwei auf seinem Haarband aufgeplatzt waren, wendete er sich zornig um und schrie:

„O, das ist doch zu stark ... man will, wie es scheint, ein Muß auf meinem Kopf bereiten ... Ah! die Kleine spielt mir solche Streiche ... das ist schön, Fräulein, es stehet Ihnen an, noch zu lachen ... ich möchte wissen, warum! ..."

Louise hatte sich lachend hinter Cherubin versteckt, und dieser, welcher über die Geberden seines alten Dieners ebenfalls lachen mußte, sagte zu ihm:

„Das ist Deine Schuld, Jasmin, laß uns in Frieden ... wir haben Zwetschen gegessen und unterhielten uns sehr gut, Louise und ich, warum kommst Du, uns zu stören ... und mir da eine Masse solcher Geschichten zu sagen! ... ich müsse gelehrt werden, ich müsse studiren! ... ich will nicht studiren! ... geh', geh', trinke mit Jakob, geh' fort, geh' fort! ... ich brauche Dich nicht."

Jasmin schien ziemlich verlegen, endlich begann er wieder:

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen widersprechen muß, Herr Marquis, aber Sie sind zu groß, um nicht lesen und schreiben zu können ... Sie müssen sogar eine Menge Dinge lernen ... weil Sie Marquis sind, und ... kurz, der Notar Ihres hochseligen ehrenwerthen Herrn Vaters hat gesagt, Sie müßten im Lateinischen und Griechischen Preise erhalten ... und es scheint, daß man, um Preise zu erhalten, studiren muß ... Ich habe den Schulmeister des Dorfes, Herrn Grunddumm, hierher rufen lassen,

er wird kommen"und Ihnen Unterricht ertheilen, denn Nicolle hat mich versichert, daß er ein Gelehrter sei ... obgleich er genöthigt ist, seine Kartoffeln in des Bäckers Ofen sieden zu lassen."

Cherubins Stirne verfinsterte sich, und der kleine Knabe machte eine sehr entschiedene Miene, indem er erwiderte:

„Ich will nicht, daß der Schulmeister herkomme ... ich brauche nicht gelehrt zu werden ... Ihr langweilt mich, Jasmin, mit Eurem Herrn Gehrundum! ..."

Der Gedanke, seinen jungen Herrn zu ärgern, schmerzte Jasmin tief. Er wußte nicht, was er weiter entgegnen oder thun sollte, er drehte seinen Hut hin und her und fühlte, daß man den jungen Marquis endlich mit Gewalt aus seiner Verbauerung reißen müsse, aber er wußte nicht, wodurch dies geschehen könnte, und wäre ihm in diesem Augenblicke ein neuer Zwetschenregen auf das Haupt gefallen, er hätte ihn nicht aus seiner Betäubung erweckt.

Aber Nicolle war dem alten Diener von ferne nachgegangen: sie begriff, daß, wenn Cherubin bei ihr nichts lernen wolle, man genöthigt sein würde, ihn in Paris unterrichten zu lassen: sie fühlte, daß, wenn sie nicht ein Kind, das sie liebte, und das seit elf Jahren den Wohlstand in ihr Haus zurückgeführt hatte, verlieren wolle, ein Mittel ersonnen werden müsse, um den kleinen Knaben zu bewegen, die Stunden des Schullehrers anzunehmen.

Die Frauen, sogar die vom Lande, haben bald unsere schwache Seite entdeckt. Nicolle, die allmählig näher getreten war, und jetzt hinter Jasmin stand, der sich nicht mehr rührte und kein Wort mehr sprach, machte noch einige Schritte weiter gegen die Kinder, nahm alsdann Louisen beim Arme und sagte:

„Hören Sie, Herr Jasmin, ich weiß wohl, was Schuld ist, daß Cherubin nicht arbeiten will; er spielt den ganzen Tag mit dieser Kleinen, und da mir auch viel daran liegt, daß mein

Söhnchen ein Gelehrter werde, so will ich Louisen zu einer unserer Verwandten, zwei Stunden von hier führen, die sie gut verpflegen wird, und dann wird sie Cherubin nicht mehr am Lernen verhindern."

Noch ehe Nicolle diese Worte beendigt hatte, eilte der Knabe auf sie zu, ergriff ihren Rock und bat mit rührender Stimme und thränenden Augen:

„Nein! . . . nein! . . . führt Louisen nicht fort! . . . ich will studiren . . . ich will alles Mögliche von Herrn Gehrundum lernen . . . aber führt Louisen nicht fort . . . o! ich bitte Euch, führt sie nicht fort!"

Nicolle's Mittel hatte angeschlagen. Sie umarmte ihren Pflegling, Louise hüpfte vor Freuden in die Höhe, als sie sah, daß sie nicht fortgeführt werde, und Jasmin wäre auch in die Höhe gesprungen, wenn es ihm sein Alter gestattet hätte; aber er warf wenigstens seinen Hut in die Lüfte und schrie:

„Es lebe der Herr Marquis von Grandvilain, der jüngere! . . . ach! ich wußte wohl, daß er sich dazu verstehen würde, ein Gelehrter zu werden!"

In diesem Augenblick erschien Jakob unter der Gartenthüre und rief:

„Hier ist Herr Gerundium, den ich hergeführt habe."

Achtes Kapitel.

Herr Gerundium.

Die bei Nicolle neu angelangte Person war ein Mann von vierzig Jahren, mittlerer Größe, eher fett als mager, mit einem gemeinen Gesichte, aus welchem der Wunsch hervorblickte, sich wichtig zu machen, und die Gewohnheit, sich vor denen, die hin-

sichtlich ihrer Stellung oder ihres Vermögens über ihm standen, hundsdemüthig zu ducken.

Herr Gerundium hatte braune, dicke, lange und rauhe Haare, die vorne nahe über den Augbrauen gleichförmig abgeschnitten waren und hinten über den Kragen seines Rockes herunterhingen; auf den Seiten wurden sie durch seine beiden Ohren in den Schranken gehalten. Der Schullehrer hatte graue Augen, deren Größe man schwer unterscheiden konnte, weil er sie fortwährend, sogar wenn er mit Jemand sprach, niederschlug; er hatte einen großen Mund, den aber sehr schöne Zähne zierten; und geschah es nun, um diese Schönheit seines Individuums bemerklich zu machen, oder um einen vortheilhaften Begriff von der Liebenswürdigkeit seines Charakters den Leuten beizubringen, — kurz, er lächelte während des Sprechens fast immer und verfehlte dabei nicht, seinen Mund aufzureißen, daß man sein ganzes Gebiß sehen konnte.

Eine unverhältnißmäßig große Nase, die beinahe stets mit Finnen bedeckt war, schadete der ganzen Physiognomie des Lehrers unendlich; und seine Gewohnheit, daran zu kratzen und sie mit Tabak vollzustopfen, gab diesem Vorsprung jeder Zeit einen grell abstechenden, roth und schwarzen Anstrich, der sogar etwas Zurückstoßendes an sich gehabt hätte, wenn der erste unangenehme Eindruck dieses Nasenmonstrums nicht durch die sanfte, honigsüße Stimme des Herrn Gerundiums gemildert worden wäre.

Die Kleidung des Schulmeisters war sehr ernst, da er sich aus besonderer Vorliebe stets schwarz trug; Rock, Hosen und Weste bestanden allerdings aus schwarzem Tuche, aber die Zeit hatte solche Verheerungen an diesen Gegenständen angerichtet, daß sie schon oft mit Flecken hatten ausgebessert werden müssen; und war es nun Unachtsamkeit von dem, der diese Kleidungsstücke geflickt hatte, oder war das schwarze Tuch in dieser Gegend rarer als ein anderes, kurz, man hatte die schadhaften Stellen

mit blauen, grünen, grauen und braunen Flicklappen bedeckt, was dem Herrn Gerundium eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Hanswurst gab; denket euch hierzu noch Socken und Holzschuhe, überhaupt ein nach allen Theilen schmutziges Aussehen, und ihr werdet einen Begriff von der Person erhalten, die man als Lehrer für den jungen Marquis von Grandvilain holen ließ.

Von seiner Kopfbedeckung haben wir aus dem einfachen Grunde nicht gesprochen, weil Herr Gerundium niemals Hut oder Kappe trug, und man sich nicht einmal erinnerte, etwas Derartiges in seiner Hand gesehen zu haben. Wenn es regnete, so schützte er sich mit einem alten Schirme, der nur noch drei Fischbeine hatte; sorglos barg er sein Haupt unter diesem alten Regendache, obwohl es sich, da es mehrfach zerbrochen war, beim leichtesten Windstoß zu einer Tulpe gestaltete.

Der Schulmeister, der viel von Schwielen und Hühneraugen litt, stützte sich unterwegs auf Jakobs Arm; aus diesem Grunde wahrscheinlich sagte auch Nicolle's Gatte, daß er den Herrn Gerundium hergeführt habe. Als der Schullehrer erfuhr, daß man ihn von Seiten des Marquis von Grandvilain zu sprechen wünsche, ließ er sich keine Zeit mehr, seine Kartoffeln aus der Bäckerin Ofen zu holen, hielt es auch für unnöthig, sich die Hände zu waschen, ein Geschäft, das er überhaupt nur an Sonn- und Feiertagen verrichtete.

Jasmin ließ seinen jungen Herrn vor sich hergehen. Cherubin hielt Louisens Hand fest, gleich, als ob er noch gefürchtet hätte, daß man ihn von seiner theuren Gespielin trennen wolle. Der alte Kammerdiener folgte ihnen, immer den Hut in der Hand. Nicolle kam zuletzt, und so ging man dem Schulmeister entgegen, der sehr verlegen darüber, ob es sich schicke oder nicht, in Holzschuhen vor die vornehmen Personen zu treten, welche ihn rufen ließen, auf der Schwelle der Hausthüre stehen geblieben war; endlich beschloß er, solche auszuziehen und sich in Socken zu präsentiren.

Beim Anblick von Jasmin's kahlem Haupte, dessen anständige Kleidung keinen Bedienten verrieth, stürzte sich Herr Gerundium ihm entgegen, lächelte auf die geeignetste Weise, um seine Backen- und Schneidezähne sehen zu lassen, und begrüßte ihn mit den Worten:

„Ehre, dem Ehre gebührt ... Salutem vos ... Herr Marquis, ich schätze mich äußerst glücklich, in diesem Augenblick vor Ihnen zu stehen."

Während Herr Gerundium sein Compliment machte und sich bis auf den Boden verneigte, beeilte sich Jasmin, der wohl einsah, daß sich der Lehrer täusche und ihn für den Marquis halte, mit seinem jungen Herrn den Platz zu wechseln, was Cherubin that, ohne jedoch Louisens Hand loszulassen, so daß Herr Gerundium, als er seine Nase in die Höhe streckte, sich vor den beiden Kindern befand; er glaubte sich geirrt zu haben und stieß den kleinen Knaben und seine Gespielin ziemlich unsanft bei Seite, um sich wieder vor Jasmin zu stellen, der in eine andere Ecke der Stube gegangen war.

„Entschuldigen Sie diesen Verstoß ..." sprach er weiter, „errare humanum est ... Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Marquis ... ich habe mir nicht einmal Zeit vergönnt, mein frugales Mahl einzunehmen ... um unverzüglich Ihren Befehlen Folge zu leisten."

Während der Schullehrer sprach, hatte Jasmin abermals seinen Platz gewechselt und sich hinter seinen Herrn gestellt, und Herr Gerundium machte Miene, ihn im ganzen Zimmer herumzutreiben, als Nicolle lachend zu ihm sagte:

„Aber Sie sind im Irrthum, Herr Gerundium, mein Söhnchen, mein Pflegling ... der hübsche Junge da ... das ist der Marquis."

„Und ich bin nur sein ergebenster Diener, der ehemalige Kammerdiener des Herrn Marquis, seines seligen Vaters, der

mich sterbend gewürdigt hat, mir die Sorge für seinen Erben zu übertragen," vollendete Jasmin, sich vor Cherubin verbeugend.

Herr Gerundium fügte sich unverzüglich in diesen Umstand; er lächelte wiederum, stellte sich vor Cherubin und sagte zu diesem:

„Ich bitte um Verzeihung ut iterum, das hindert mich nicht, mich aufs Neue den ganz gehorsamsten Diener des Herrn Marquis junior zu nennen."

„Nicht Junior! ... von Grandvilain," fiel ihm Jasmin ernsthaft in's Wort.

„Das Eine schließt das Andere nicht aus," entgegnete Herr Gerundium mit einem gewissen boshaften Lächeln; ... „erlaubt mir diese Bemerkung, wackerer Eumäus, denn Ihr erinnert mich lebhaft an diesen tugendhaften und getreuen Diener des Ulysses, König von Ittaka... ich weiß zwar nicht, ob er auch kahl war, Homer erwähnt solches nicht, aber wahrscheinlich ist es ... ich stehe folglich zu den Befehlen des Herrn Marquis von Grandvilain, der mir jetzt sagen kann, was er so schleunig von mir wünscht."

Des Schulmeisters Phrasen und die Citationen, womit er seine Reden ausschmückte, machten auf Jasmin, der, wie die meisten Ignoranten, was er nicht verstand, für schön hielt, den vortheilhaftesten Eindruck; er gab Nicollen ein Zeichen und flüsterte ihr zu:

„Das ist ein Gelehrter! ... ein Grundgelehrter sogar ... solch einen brauchen wir."

Cherubin, der nicht der Ansicht seines alten Kammerdieners war, und Herrn Gerundium langweilig fand, antwortete ihm unverweilt:

„Ich wünsche ganz und gar nichts ... Jasmin wollte Sie durchaus kommen lassen, damit Sie mir Unterricht geben sollen ... worin, daß weiß ich nicht! ... ich will jedoch gerne lernen, aber Louise muß während der Stunden bei mir bleiben."

Nachdem Cherubin solches gesagt hatte, drehte er dem Schulmeister ohne Weiteres den Rücken, Louise that dasselbe, indem sie laut über Herrn Gerundiums Nase lachte, und beide Kinder entfernten sich hastig aus der Stube, um im Garten wieder Zwetschen zu essen.

Man hielt es für passend, sie nicht zurückzuhalten, und Jasmin trat auf Herrn Gerundium zu, den er mit achtungsvoller Miene fragte, ob er seinen Herrn, der zwar noch nichts gelernt habe, für den es aber, wenn er kein Ignorant bleiben wolle, die höchste Zeit sei, zu unterrichten Lust habe."

Herr Gerundium nahm mit Freuden diesen Vorschlag an, drückte Jasmin die Hände und sprach:

„Vertrauet mir, wir werden die verlorene Zeit wieder einbringen! Der junge Marquis muß arbeiten wie ein Pferd."

„O! nein," hielt ihm der alte Diener entgegen, „mein junger Herr ist zärtlich, er ist nicht ans Studiren gewöhnt, Sie würden ihn krank machen, Sie müssen im Gegentheil behutsam zu Werke gehen."

„Das versteht sich von selbst," entgegnete Gerundium, sich an der Nase kratzend. „Wenn ich sage wie ein Pferd, so ist dies nur ein Gleichniß ... ein bildlicher Ausdruck, wenn Ihr lieber wollt; und junge Pferde, wie gleichnißweise der Herr Marquis, werden ja nie zu strenger Arbeit angehalten ... wir werden piano und sano, ecce rem vorwärts schreiten! Ich lehre den Herrn Marquis, außer dem Schreiben und der Mathematik, seine Muttersprache aus dem Grunde, so daß er sie sprechen kann wie ich selbst, das heißt ausgewählt ... überdies das Lateinische, Griechische, Italienische, die Philosophie, die Geschichte, sowohl die alte als die neue, die Mythologie, die Rhetorik, die Kunst Verse zu machen ... die Geographie, die Astronomie, etwas Physik, Chemie, Mineralogie, Bot ..."

„O! genug, Herr Professor! ... genug!" rief Jasmin, der

bei dem, was er hörte, vor Bewunderung der Kenntnisse des Herrn Gerundium ganz außer sich war. „Wenn mein junger Herr nur das Alles weiß, ist er schon gelehrt genug ..."

„Wenn Ihr noch Weiteres wünscht, so habt Ihr nur zu sprechen ... ich darf behaupten, daß ich hinsichtlich des Wissens ein wahrer Born bin ... mit fünf Jahren erhielt ich eine Prämie und mit sieben zierten drei Kronen mein Haupt ... von Eichenlaub nämlich ... denjenigen gleich, welche die Druiden, alte gallische Priester, trugen, die den Teut oder Merkur und die Mistel, eine Schmarozerpflanze, anbeteten, die ihnen zu Folge alle Schmerzen heilen sollte. Ich bin indessen nicht ihrer Ansicht, denn ich habe Hühneraugen, die mir sehr wehe thun, habe Mistel darauf gelegt, und sie thaten mir noch weher."

Jasmin wagte nicht zu athmen, während Herr Gerundium sprach, Nicolle und ihr Gatte theilten seine Bewunderung, und der Schulmeister, erfreut über die Wirkung, die er hervorbrachte, hörte sich mit großem Selbstgefallen sprechen, als ihn der alte Diener mit den Worten unterbrach:

„Tausendfache Entschuldigung, mein Herr, daß ich mir erlaube, ein Wörtchen einschlüpfen zu lassen, aber es scheint mir nöthig, unsern Vertrag festzustellen, was verlangen Sie monatlich, um meinen jungen Herrn in so Vielem zu unterrichten? Wohlverstanden, daß Sie alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, kommen müssen."

Herr Gerundium sann einen Augenblick nach und erwiederte sodann mit schüchterner Miene:

„Um dem Herrn Marquis von Grandvilain so viel Wissenschaft einzupfropfen, als mir möglich ist, sollte ich glauben, daß eine Forderung von fünfzehn Franken monatlich ..."

„Fünfzehn Franken!" rief Jasmin mit entrüsteter Miene aus. „Fünfzehn Franken für das Alles ... Sie scherzen wahrscheinlich, mein Herr?"

Herr Gerundium lächelte nicht mehr, er befürchtete schon zu große Ansprüche gemacht zu haben, schlug die Augen nieder und murmelte:

„Nun ... wenn Sie meinen, daß es zu viel sei, so wollen wir eine geringere Summe ...“

„Meinen es sei zu viel!“ entgegnete Jasmin. „O im Gegentheil, mein Herr, ich finde, es sei nicht genug! ... Gott sei Dank, mein junger Gebieter ist reich und hat die Mittel, seine Lehrer zu bezahlen. Wie? ich, sein Kammerdiener, sollte neben freier Wohnung, Kost und Heizung sechshundert Franken Gage jährlich haben ... während ein so gelehrter Mann wie Sie, der meinen Herrn in so vielen schönen Wissenschaften unterrichten wird, weniger hätte? ... O nein! mein Herr, ich biete Ihnen monatlich hundertfünfzig Franken an, und finde nicht, daß es für Ihre Kenntnisse zu viel sei.“

„Hundertfünfzig Franken ... monatlich!“ ... schrie Herr Gerundium, dessen Züge ein trunkenes Entzücken ausdrückten. „Hundertfünfzig Franken ... ich nehme sie an, Herr Jasmin ... ich nehme sie dankbarst an ... ich werde sie zu verdienen suchen und beinahe den ganzen Tag bei meinem Zögling zubringen; die Schule soll mich nicht daran verhindern ... ich halte ohnedies einen Unterlehrer, dem ich drei Franken monatlich gebe ... ich werde ihm aufbessern, wenn es nöthig ist, und, wenn es sein muß, meine Stelle ganz aufgeben, um mich ausschließlich dem interessanten Kinde, das Sie mir anvertrauen, zu widmen.“

Und der Schullehrer ergriff Jasmins Hände und drückte sie mit Wonne; dann drückte er auch Jakobs und Nicolle's Hände, und als keine mehr zu drücken da waren, schlug er die seinen übereinander und rief aus:

„Hosanna! hosanna! ... applaudite cives! ...“

Auf dieses sagte Jasmin leise zu Jakob:

„— Ich glaube, Herr Gerundium wünscht etwas zu essen.“

„— Zu essen habe ich im Augenblicke nichts, aber ich will

von unserem Wein heraufholen," entgegnete Jakob, „den wird er Herr Schulmeister, so weit ich ihn kenne, auch nicht ausschlagen."

Nicolle brachte Wein und Gläser herbei. Herr Gerundium ließ sich gerne zum Trinken einladen, bat übrigens die Bäuerin zuvor um ein Stückchen Brod, weil es ihm, da er keine Zeit gehabt, seine Kartoffeln zu kochen, sehr magenschwach geworden sei. Jasmin ließ Nicollen einen Vorrath von Essen aus dem naheliegenden Wirthshause herbeiholen und setzte ihn auf den Tisch; dann schnitt sich Herr Gerundium ein ungeheures Stück Brod ab und griff eine Platte mit zähem Ochsenfleisch und langfaserigen Bohnen mit einem Eifer an, der etwas Erschreckendes an sich hatte.

Trotz des Essens fand der Schullehrer Zeit, sich mit Jasmin zu unterreden:

„Wir haben über die Wissenschaft gesprochen," sagte er, mit den Zähnen schmatzend, „aber einen andern Gegenstand noch nicht abgehandelt ... den der Sitten. Auch in dieser Hinsicht können Sie sich ganz auf mich verlassen. Ich bin in diesem Punkte außerordentlich strenge ... denn die Sitten, Herr Jasmin, sind der Zügel der Gesellschaft. Ich darf behaupten, daß die meinigen tadellos sind! ... Das Gleiche soll bei meinem Zögling der Fall sein."

„O! was das anbetrifft!" sagte der alte Kammerdiener lächelnd, „scheint mir, daß man im Alter meines jungen Herrn noch nichts zu fürchten habe ... später! ... da ist es etwas Anderes! ... aber bei einem Jüngling kommt das auch nicht so in Anschlag; wenn es ein Mädchen wäre ..."

„Da ist es noch viel schlimmer, Jasmin! o! da ist es noch viel gefährlicher, weil ein junger Mann, da er viel freier lebt, weit größere Fehler machen kann ... ich werde ihm aber Prinzipien einflößen, die ihn in den Schranken halten sollen ... ich werde

der Mentor dieses zweiten Telemachs sein! ... Aber, entschuldigen Sie, ich muß eine Bemerkung machen: um die Studien des Herrn Marquis zu beginnen, ist es nöthig, daß ich Elementarbücher ... Grammatiken ... Wörterbücher kaufe; die in meiner Schule sind abgenützt... ich bin in diesem Augenblicke nicht hinlänglich bei Kasse, um diese Einkäufe vorzunehmen ... wenn Sie mir einen Monat zum Voraus bezahlen könnten, dann ..."

„Mit Vergnügen, Herr Gerundium," erwiderte Jasmin, „ich nehme immer Geld mit hierher, auf den Fall, daß mein Herr von mir verlangen würde. Hier sind hundertzwanzig Franken in Gold und dreißig Franken in Hundert-Sousstücken."

Der Schulmeister betrachtete mit gierigem Blicke die ihm vorgezählte Summe. Er nahm sie, zählte sie und überzählte sie abermals, steckte sie in die Tasche und holte sie wieder hervor, um sie von Neuem zu zählen; er konnte nicht müde werden, dieses Gold und Silber durch seine Hände gleiten zu lassen. Niemals war er im Besitz einer solchen Summe gewesen. Man sprach mit ihm, er hörte nichts, antwortete nichts, aber ließ seine Goldstücke und Fünffrankenthaler klingen, und als er endlich das Geld in seiner Hosentasche untergebracht hatte, steckte er seine Hand hinein, die er beständig darauf ließ.

Unterdessen kam der Abend herbei, und Jasmin stieg, nachdem er sich bei seinem Herrn empfohlen und nochmals von diesem das Versprechen erhalten hatte, daß er lernen werde, in das Cabriolet, mit dem er gekommen war, und fuhr höchst zufrieden, ein Mittel gefunden zu haben, um aus Cherubin einen Gelehrten zu machen, nach Paris zurück.

Herr Gerundium verließ das Haus der Amme, nachdem er sich bei seinem Schüler verabschiedet und ihm angekündigt hatte, daß er am folgenden Morgen erscheinen werde, und begab sich nach Hause, ohne jedoch seine Hand aus der Tasche zu ziehen, die fortwährend die darin befindliche Summe betastete.

Neuntes Kapitel.

Eine Coalition.

Wir gehen schnell über die Jahre hinweg, im Laufe deren Herr Gerundium dem jungen Marquis Unterricht ertheilte; Cherubin hatte sein Versprechen gehalten, er ließ sich das Lernen gefallen; aber er beharrte darauf, daß Louise bei seinen Stunden zugegen sein müsse; Anfangs wollte Herr Gerundium die Kleine zurückweisen, aber Cherubin schrie, weinte, und weigerte sich dann, seinen Lehrer anzuhören; man mußte ihm folglich nachgeben. Nach und nach schien die Gegenwart Louisens Herrn Gerundium ohne Zweifel weniger lästig, denn wenn sie bei seiner Ankunft fehlte, so war er der erste, der sie holen ließ.

Louise wurde aber auch größer und schöner. Im dreizehnten Jahre hielt man sie für fünfzehn, sie war schlank, wohlgestaltet, voll Grazie. Es war nicht jene studirte, affektirte Grazie, wie bei vielen Pariser Frauenzimmern, welche glauben, man halte das für Natur; nein, jene naive, einfache Grazie, die man augenblicklich erkennt und vergeblich nachzuahmen strebt.

Herr Gerundium war kein wirklicher Gelehrter; aber er konnte von Vielen dafür gehalten werden. Er besaß von Allem einige Begriffe, da er sich in seiner Jugend verschiedenen Berufsarten widmen wollte, es aber in keiner zu etwas bringen konnte; das eine Mal vom Verlangen getrieben, Arzt, das andere Mal Apotheker, Chemiker, Astronom, Geometer, Handelsmann, sogar Dichter zu werden, hatte er sich zuerst den Kopf mit den Vorkenntnissen dieser verschiedenen Fächer vollgestopft, da er aber in keinem vorwärts kam, zuletzt damit geschlossen, Schulmeister zu werden. Wer *eine* Wissenschaft gründlich erlernt, hat weit mehr Verdienst, als der, welcher über alle schwatzt, und doch gibt man in der Welt häufig dem Schwätzer den Vorzug.

Mit fünfzehn Jahren wußte Cherubin ebenfalls von Vielem ein wenig; für das Dorf, für die Frimoussets war der Knabe ein Wunderkind, das mit außerordentlicher Schnelligkeit gelernt hatte. Wenn Jasmin seinen jungen Herrn ein Wort Lateinisch sprechen, oder etwas aus der Geschichte, oder aus der Mythologie erzählen hörte, so verneigte er sich voll Bewunderung vor Herrn Gerundium, und rief aus:

„Er ist so gelehrt wie Sie! ... und das will nicht wenig sagen."

Herr Gerundium gab sich ein gewaltiges Ansehen, denn er hatte sich eine ganz neue Kleidung angeschafft; er sah keinem Hanswurste mehr gleich, man begegnete ihm nun mit einem Hut und einem vollständigen Regenschirm.

Indessen kehrte mit der Wohlhabenheit auch der Ehrgeiz ein: das ist so der Brauch; wenn man nichts hat, so läßt man keinen Wunsch aufkommen, strebt nicht nach höheren Dingen, schließt sich in seine Schale ein und bemüht sich, sein Glück darin zu finden, was zuweilen auch gelingt. Wenn man zu Vermögen gelangt, so gestattet man sich eine Menge Bequemlichkeiten, die man früher entbehrte, bleibt aber dabei nicht stehen; jeden Tag verlangt man andere; tausend neue Wünsche tauchen auf, kurz, man wird ehrgeizig, ist aber oft weniger zufrieden, als wo man nichts besaß.

Das war ungefähr die Geschichte des Herrn Gerundium: als er nur das schmale Einkommen seiner Dorfschule hatte, trug er Holzschuhe, brauchte weder Hut noch Kappe, aß oft nichts als gesottene Kartoffeln und schien doch in seiner Lage ziemlich glücklich.

Seit er aber Lehrer des jungen Grandvilain geworden war und jährlich achtzehnhundert Franken einnahm, eine Summe, die man im Dorfe Gagny nicht leicht verbrauchen kann, stiegen allerlei Wünsche in ihm auf, und besonders nährte er die Hof-

nung, nicht immer in einem Dorfe bleiben zu müssen, wo es nicht einmal Gelegenheit gab, sein Geld anzubringen, was für Jemand, der nicht gewöhnt ist, welches zu besitzen, sehr langweilig ist.

Es gelang Herrn Gerundium, das Vertrauen seines Zöglings zu erwerben, ihm sogar Freundschaft einzuflößen, denn Cherubins Herz war leicht zu gewinnen, er kam Allen, die ihm ihre Zuneigung an den Tag legten, entgegen. Während er dem Jünglinge alle Tage Klugheit und gute Sitten vorpredigte, bemerkte Herr Gerundium, der sehr gut sah, obgleich er die Augen stets niederschlug, ganz wohl, daß Louise heranwuchs, sich ausbildete und reizend wurde, und er rief oft, wenn er das hübsche Kind anblickte, aus: „Welch' schöne Augen! Welch' herrliches Oval ... welch' regelmäßiges Kinn!"

Dann, sei es, um sich wirklich von der Regelmäßigkeit von Louisens Kinn zu überzeugen, oder aus irgend einem sonstigen Grunde, streichelte der Lehrer das Angesicht des jungen Mädchens und kniff sie sogar zuweilen in die Wange, was Louisen eben gar nicht freute, während Cherubin dagegen äußerst vergnügt war, wenn man seiner getreuen Gespielin ein schmeichelhaftes Wort zuwendete.

Geschah dieses, so sagte der Jüngling stets: „Nicht wahr, mein lieber Lehrer, Louise ist recht artig?"

Worauf Herr Gerundium schnell wieder seine Schafsmiene annehmend, mit gesenkten Augen erwiederte:

„Ja, diese Kleine hat den wahren gaelischen Typus in seiner vollkommensten Reinheit; sie gleicht einer Madonna."

Cherubin lächelte, während er Louisen ansah, und Herr Gerundium, der an Alles eher dachte, als an Madonnen, sprach zu sich:

„Diese Kleine wird reizend! ... Wenn aber mein Schüler noch einige Zeit in ihrer Nähe bleibt ... hum ... das Fleisch ist schwach ... der böse Geist sehr stark ... besonders wenn er

die Gestalt eines schönen Mädchens annimmt ... Ich bin nicht immer zugegen ... Jakob ist beinahe stets betrunken; Mutter Nicolle läßt die jungen Leutchen allein miteinander auf's Feld gehen ... Kornblumen suchen ... sich im Grase wälzen! ... lauter äußerst gefährliche Dinge ... es muß hier durchaus ein Einhalt geschehen. Das beste Mittel wäre, meinen Zögling nach Paris zurückkehren zu lassen. Ich würde ihn dahin begleiten, das unterliegt keinem Zweifel, denn seine Erziehung ist noch nicht so weit gediehen, daß er des Lehrers entbehren könnte ... und ich werde schon dafür sorgen, daß er desselben sehr lange, wenn's möglich ist, immer, bedarf. Ich werde in Paris, im Hôtel meines Zöglings wohnen ... Das wird weit angenehmer sein, als das Leben in diesem Dorfe. Und von der Entfernung aus werde ich stets über die kleine Louise wachen ... sie in meinen Schutz nehmen ... ihr forthelfen. Cherubin wird nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris seine kleine Dorfgespielin schnell vergessen. Das Alles ist mit der Weisheit eines Cato ausgedacht: es handelt sich jetzt nur noch um die Ausführung."

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, sprach Herr Gerundium in seinen Unterrichtsstunden seit einiger Zeit von Paris; er entwarf ein prachtvolles, reizendes Gemälde von dieser Stadt; er pries ihre Theater, ihre Spaziergänge, ihre Denkmäler und die zahllosen Vergnügen, die sich dort jeden Augenblick darbieten.

Der junge Cherubin lieh diesen Reden allmählig sein Ohr. Der Gedanke, nach Paris zu gehen, war ihm minder schrecklich; und sein Lehrer munterte ihn sofort auf:

„Machen Sie wenigstens eine kleine Reise in die Hauptstadt," sagte er, „betrachten Sie das Haus Ihres Vaters! Es ist ja Alles so nahe ... wir kehren sogleich wieder zurück."

Aber Louise weinte, wenn sie Cherubin auf dem Punkte sah, in die Reise nach Paris einzuwilligen. Sie nahm ihren Jugendfreund bei der Hand und sprach:

„Wenn Du nach Paris gehst, so bin ich überzeugt, daß Du nicht mehr zurückkommst und ... Gagny und seine Bewohner vergissest!"

Auch Nicolle behauptete dies, indem sie ihren Pflegling zärtlich in die Arme schloß, und Cherubin rief alsbald aus:

„Nein, nein ... ich will nicht gehen, da Euch das Kummer macht, ich bin glücklich hier ... ich werde immer hier bleiben!"

Herr Gerundium biß sich, während er zu lächeln versuchte, in die Lippen und wünschte in seines Herzens Grund alle Ammen und Jugendfreundinnen zum Teufel.

Wenn der Lehrer Jasmin Vorwürfe machte, daß er ihn nicht unterstütze und seinen Herrn nicht bewege, nach Paris zu gehen, entgegnete ihm dieser mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit:

„Was soll ich dabei thun? jetzt, da mein Gebieter sein fünfzehntes Jahr erreicht hat, ist er sein eigener Herr ... kann thun, was er will ... sogar über sein ganzes Vermögen ... seine dreißigtausend Franken Rente nach Belieben verfügen. Hat er Lust, bei seiner Amme zu bleiben, so habe ich kein Recht, mich zu widersetzen.

„Wenn man ein so schönes Vermögen besitzt, so ist es Unsinn, seine schönsten Jahre bei seiner Amme zuzubringen," schrie der Lehrer; „was nützt meinen Schüler denn die Gelehrsamkeit und die Kenntniß so vieler schönen Dinge ... wenn er fortfährt, unter Bauern zu leben! ... Herr Jasmin! die Geschichte bietet kein Beispiel eines ausgezeichneten Mannes dar, der bis zum fünfzehnten Jahre bei seiner Amme geblieben wäre. Es ist ganz in der Ordnung, diejenige zu lieben, die uns mit ihrer Milch nährte, aber ... est medius in rebus!"

„Herr Schulmeister ich kenne den Rebus von dem Medicus nicht, aber ich bin der ganz gehorsame Diener meines Herrn, und habe ihm keine Befehle zu ertheilen."

In Paris hatte Jasmin wegen seines jungen Herrn auch

häufige Erörterungen mit Mamselle Turlurette. Die frühere Kammerfrau war jetzt zur Haushälterin avancirt, hatte aber dabei so sehr an Dicke zugelegt, daß sie, obgleich noch keine Vierzig alt, doch nur mit Mühe von einem Zimmer ins andere gelangen konnte; dieser Zustand von Fettleibigkeit fesselte sie an ihren Lehnstuhl und verhinderte sie, ihren jungen Herrn in Gagny zu besuchen: übrigens hätte sich Herr Jasmin ohnehin nicht viel aus ihrer Begleitung gemacht, weil er stets fürchtete, Jungfer Turlurette entziehe ihm einen Theil seiner Würde, — ein Gegenstand, in dem er keinen Spaß verstand. Die dicke Haushälterin fragte den alten Kammerdiener täglich, warum ihr junger Gebieter nicht aus der Milchkost zurückkomme; zuweilen entstanden hierüber sehr lebhafte Streitigkeiten, denen aber Jasmin stets ein Ende machte, indem er mit bissigem Ton sagte:

„Abgesehen von Allem, Mamselle, hat der verewigte Herr Marquis von Grandvilain mir die Sorge übertragen, seinen Sohn zu überwachen; ich habe sogar, wenn es mir gefällt, das Recht, Sie aus dem Hause zu jagen; thun Sie mir also den Gefallen, und lassen Sie mich den jungen Cherubin nach meinem Gutdünken leiten."

Dann schwieg Turlurette, obwohl sie wußte, daß Jasmin nicht der Mann war, sie fortzuschicken; aber sie brummte zwischen den Zähnen:

„Ein Milchkind von sechzehn Jahren! . . . das ist drollig! Ich möchte nur wissen, ob er noch an der Brust trinkt, der Kleine!"

So standen die Sachen, als eines Morgens ein Bedienter im Hôtel Grandvilain erschien, nach Jasmin fragte und diesem ausrichtete, daß ihn der Notar des Herrn Marquis bitten lasse, im Laufe des Tages zu ihm zu kommen, da er ihn nothwendig sprechen müsse.

Der alte Kammerdiener sann nach, was ihm wohl der Notar zu sagen haben könnte, dann erinnerte er sich, daß sein Herr

schon lange fünfzehn Jahre vorbei sei, mit welchem Zeitpunkt ihm nach dem Willen seines Vaters der Besitz seines Vermögens übertragen werden sollte. Das versetzte Jasmin in Unruhe und er sprach zu sich:

„Dreißigtausend Franken Einkommen ... das Anwachsen des Vermögens durch vierzehnjährige Ersparnisse nicht gerechnet ... können freilich bei seinem Pflegevater schwerlich verzehrt werden ... wenn aber Herr Cherubin bei Nicollen bleiben will, so kann ich ihn nicht mit Gewalt nach Paris bringen, denn am Ende ist er doch sein eigener Herr."

Jasmin entschloß sich, den Wünschen des Notars Folge zu leisten. Er zog seinen schönsten Rock an, ließ die Spitzen seines Jabots aus seiner Weste heraussehen, nahm Schuhe mit Schnallen, obgleich man sie schon lange nicht mehr trug; und in diesem Anzuge, würdig des vertrauten Dieners eines großen Hauses, begab er sich zu Herrn d'Hurbain, so hieß der Notar.

Als Jasmin ankam, befand sich der Notar nicht allein in seinem Arbeitszimmer, zwei Personen waren bei ihm.

Eine derselben, die man Eduard von Monfréville nannte, war ein Mann in einem Alter von sechs- bis siebenunddreißig Jahren, der aber noch den Anschein, das Wesen und die ganze Eleganz eines jungen Mannes hatte; er war groß, wohlgestaltet und so schlank, wie ein zwanzigjähriger; dabei fein und zierlich gekleidet; sein Antlitz schön und angenehm zugleich, seine Züge regelmäßig und seine braunen Haare von einer Glätte und einem Glanze, daß ihn die Damen hätten darum beneiden dürfen; nur in seinen großen, schwarzen und durchdringenden Augen las man zuweilen einen höhnischen Ausdruck, der mit dem leichten Lächeln, das um seinen Mund spielte, vollkommen zusammen paßte; und auf seiner, gleich dem Angesicht, verblichenen Stirne zogen sich Linien, welche andeuteten, daß Ueberdruß und Herzeleid auch schon darüber weggegangen waren.

Die andere Person war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, blond und fad, hatte weiße Hautfarbe, hellblaue Augen, weitgeöffnete Naslöcher, großen Mund mit dicken Lippen. Diese Züge bilden in ihrer Vereinigung nicht gerade einen hübschen Jungen; aber es lag in der Physiognomie dieses Herrn ein fortwährender Wechsel des Ausdruckes, welcher ihn wunderbar belebte; dasselbe war eine Mischung von Heiterkeit, Spott, Feinheit, Leichtsinn, Sorglosigkeit und List, die sich im Vereine mit ausgezeichnet gebildeten Manieren äußerte. Obgleich der Anzug dieser Person weit entfernt war, der an Herrn von Monfréville bewunderten Eleganz gleichzukommen, und sogar einige Theile seiner Kleidung zu sehr vernachlässigt schienen, so trug er doch seinen fleckigen, an mehren Orten abgenützten Rock mit solchem Anstande, legte seine abgetragene Halsbinde mit solchem Geschicke um den Hals, daß man nothwendig einen gebildeten Mann in ihm erkennen mußte.

Diese letztere Person war der Graf Virgilius Darena.

Als ein Schreiber ins Zimmer trat und meldete, daß der alte Jasmin, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß, im Vorzimmer sei, schlug Darena ein helles Gelächter auf und sagte:

„Jasmin! . . . wer Teufels kann sich denn Jasmin nennen? . . . wie, Herr Notar, Sie haben Clienten mit dem Namen Jasmin . . . das muß ein Kammerdiener aus einer Komödie sein!"

„Nein, Herr von Darena," entgegnete der Notar lächelnd. „Das ist der Diener eines sehr vornehmen Hauses . . . einer jener Typen von alten Dienern, wie sie vormals gewesen, deren Geschlecht in unsern Tagen aber unglücklicherweise immer mehr erlischt."

„Ach! das muß lustig sein, ein alter Jockei! . . . nicht wahr, Monfréville!"

Derjenige, an welchen diese Frage gerichtet wurde, lächelte kaum, während er erwiderte:

„Ich sehe nichts Lächerliches darin ..."

„O! nichts heitert Sie auf, wenn Sie in den spleenigen Tagen Ihres „humour" sind, wie die Engländer sagen!... Nun, lassen Sie einmal hören, kaufen Sie mir mein kleines Haus in der Vorstadt Saint-Antoine ab, ich gebe es Ihnen für dreißigtausend Franken ..."

„Nein ... ich würde mich schämen, einen solchen Kauf einzugehen ... Ihr Haus ist beinahe das Doppelte werth, und ich möchte Ihre Geldverlegenheit nicht dazu benützen, es Ihnen um einen Schandpreis abzujagen."

„Ei, mein Gott! Davon handelt es sich gar nicht!... wenn ich mit dem Kaufe zufrieden bin, warum wollen Sie keinen Vortheil daraus ziehen?... Ich mache Ihnen den Vorschlag in Gegenwart des Notars ... Ihr Gewissen kann also beruhigt sein ... das Haus gefällt mir nicht ... es ist von Wasserträgern, Savoyarden, oh! vom gemeinsten Volke bewohnt! Was Teufels soll ich damit anfangen?... Die Kerls ziehen aus und bleiben die Miethe schuldig, oder sie ziehen nicht aus und zahlen doch nicht, sind grob, wenn man Geld von ihnen verlangt, oder bieten Einem Prügel an! ... Es ist eine wahre Freude mit solchen Miethsleuten!"

„Aber man übergibt das Haus einem Hauptmiether, und läßt diesen für solche Einzelheiten sorgen."

„Nein, nein, ich sage Ihnen, ich will's verkaufen, das ist das Kürzeste ... es langweilt mich Alles viel zu sehr! dazu kommen noch andere Unannehmlichkeiten: wenn hübsche Grisetten oder sonst liebenswürdige Wesen unter meinen Miethsleuten sind, so quittire ich dieselben, nachdem ich mich zwar nicht mit Geld, aber mit sonst etwas bezahlt gemacht habe ... Bei meiner Ehre, ich kann nicht Hauseigenthümer sein, ich habe ein zu weiches Herz!..."

„Sie werden es bald dahin bringen, daß Sie es nicht mehr sind!" sagte kopfschüttelnd der Notar. „Sie betragen sich gar nicht

der Mentor dieses zweiten Telemachs sein! ... Aber, entschuldigen Sie, ich muß eine Bemerkung machen: um die Studien des Herrn Marquis zu beginnen, ist es nöthig, daß ich Elementarbücher ... Grammatiken ... Wörterbücher kaufe; die in meiner Schule sind abgenützt... ich bin in diesem Augenblicke nicht hinlänglich bei Kasse, um diese Einkäufe vorzunehmen... wenn Sie mir einen Monat zum Voraus bezahlen könnten, dann ..."

„Mit Vergnügen, Herr Gerundium," erwiderte Jasmin, „ich nehme immer Geld mit hierher, auf den Fall, daß mein Herr von mir verlangen würde. Hier sind hundertzwanzig Franken in Gold und dreißig Franken in Hundert-Sousstücken."

Der Schulmeister betrachtete mit gierigem Blicke die ihm vorgezählte Summe. Er nahm sie, zählte sie und überzählte sie abermals, steckte sie in die Tasche und holte sie wieder hervor, um sie von Neuem zu zählen; er konnte nicht müde werden, dieses Gold und Silber durch seine Hände gleiten zu lassen. Niemals war er im Besitz einer solchen Summe gewesen. Man sprach mit ihm, er hörte nichts, antwortete nichts, aber ließ seine Goldstücke und Fünffrankenthaler klingen, und als er endlich das Geld in seiner Hosentasche untergebracht hatte, steckte er seine Hand hinein, die er beständig darauf ließ.

Unterdessen kam der Abend herbei, und Jasmin stieg, nachdem er sich bei seinem Herrn empfohlen und nochmals von diesem das Versprechen erhalten hatte, daß er lernen werde, in das Cabriolet, mit dem er gekommen war, und fuhr höchst zufrieden, ein Mittel gefunden zu haben, um aus Cherubin einen Gelehrten zu machen, nach Paris zurück.

Herr Gerundium verließ das Haus der Amme, nachdem er sich bei seinem Schüler verabschiedet und ihm angekündigt hatte, daß er am folgenden Morgen erscheinen werde, und begab sich nach Hause, ohne jedoch seine Hand aus der Tasche zu ziehen, die fortwährend die darin befindliche Summe betastete.

Neuntes Kapitel.

Eine Coalition.

Wir gehen schnell über die Jahre hinweg, im Laufe deren Herr Gerundium dem jungen Marquis Unterricht ertheilte; Cherubin hatte sein Versprechen gehalten, er ließ sich das Lernen gefallen; aber er beharrte darauf, daß Louise bei seinen Stunden zugegen sein müsse; Anfangs wollte Herr Gerundium die Kleine zurückweisen, aber Cherubin schrie, weinte, und weigerte sich dann, seinen Lehrer anzuhören; man mußte ihm folglich nachgeben. Nach und nach schien die Gegenwart Louisens Herrn Gerundium ohne Zweifel weniger lästig, denn wenn sie bei seiner Ankunft fehlte, so war er der erste, der sie holen ließ.

Louise wurde aber auch größer und schöner. Im dreizehnten Jahre hielt man sie für fünfzehn, sie war schlank, wohlgestaltet, voll Grazie. Es war nicht jene studirte, affektirte Grazie, wie bei vielen Pariser Frauenzimmern, welche glauben, man halte das für Natur; nein, jene naive, einfache Grazie, die man augenblicklich erkennt und vergeblich nachzuahmen strebt.

Herr Gerundium war kein wirklicher Gelehrter; aber er konnte von Vielen dafür gehalten werden. Er besaß von Allem einige Begriffe, da er sich in seiner Jugend verschiedenen Berufsarten widmen wollte, es aber in keiner zu etwas bringen konnte; das eine Mal vom Verlangen getrieben, Arzt, das andere Mal Apotheker, Chemiker, Astronom, Geometer, Handelsmann, sogar Dichter zu werden, hatte er sich zuerst den Kopf mit den Vorkenntnissen dieser verschiedenen Fächer vollgestopft, da er aber in keinem vorwärts kam, zuletzt damit geschlossen, Schulmeister zu werden. Wer eine Wissenschaft gründlich erlernt, hat weit mehr Verdienst, als der, welcher über alle schwatzt, und doch gibt man in der Welt häufig dem Schwätzer den Vorzug.

Mit fünfzehn Jahren wußte Cherubin ebenfalls von Vielem ein wenig; für das Dorf, für die Frimoussets war der Knabe ein Wunderkind, das mit außerordentlicher Schnelligkeit gelernt hatte. Wenn Jasmin seinen jungen Herrn ein Wort Lateinisch sprechen, oder etwas aus der Geschichte, oder aus der Mythologie erzählen hörte, so verneigte er sich voll Bewunderung vor Herrn Gerundium, und rief aus:

„Er ist so gelehrt wie Sie! ... und das will nicht wenig sagen."

Herr Gerundium gab sich ein gewaltiges Ansehen, denn er hatte sich eine ganz neue Kleidung angeschafft; er sah keinem Hanswurste mehr gleich, man begegnete ihm nun mit einem Hut und einem vollständigen Regenschirm.

Indessen kehrte mit der Wohlhabenheit auch der Ehrgeiz ein: das ist so der Brauch; wenn man nichts hat, so läßt man keinen Wunsch aufkommen, strebt nicht nach höheren Dingen, schließt sich in seine Schale ein und bemüht sich, sein Glück darin zu finden, was zuweilen auch gelingt. Wenn man zu Vermögen gelangt, so gestattet man sich eine Menge Bequemlichkeiten, die man früher entbehrte, bleibt aber dabei nicht stehen; jeden Tag verlangt man andere; tausend neue Wünsche tauchen auf, kurz, man wird ehrgeizig, ist aber oft weniger zufrieden, als wo man nichts besaß.

Das war ungefähr die Geschichte des Herrn Gerundium: als er nur das schmale Einkommen seiner Dorfschule hatte, trug er Holzschuhe, brauchte weder Hut noch Kappe, aß oft nichts als gesottene Kartoffeln und schien doch in seiner Lage ziemlich glücklich.

Seit er aber Lehrer des jungen Grandvilain geworden war und jährlich achtzehnhundert Franken einnahm, eine Summe, die man im Dorfe Gagny nicht leicht verbrauchen kann, stiegen allerlei Wünsche in ihm auf, und besonders nährte er die Hoff-

nung, nicht immer in einem Dorfe bleiben zu müssen, wo es nicht einmal Gelegenheit gab, sein Geld anzubringen, was für Jemand, der nicht gewöhnt ist, welches zu besitzen, sehr langweilig ist.

Es gelang Herrn Gerundium, das Vertrauen seines Zöglings zu erwerben, ihm sogar Freundschaft einzuflößen, denn Cherubins Herz war leicht zu gewinnen, er kam Allen, die ihm ihre Zuneigung an den Tag legten, entgegen. Während er dem Jünglinge alle Tage Klugheit und gute Sitten vorpredigte, bemerkte Herr Gerundium, der sehr gut sah, obgleich er die Augen stets niederschlug, ganz wohl, daß Louise heranwuchs, sich ausbildete und reizend wurde, und er rief oft, wenn er das hübsche Kind anblickte, aus: „Welch' schöne Augen! Welch' herrliches Oval ... welch' regelmäßiges Kinn!“

Dann, sei es, um sich wirklich von der Regelmäßigkeit von Louisens Kinn zu überzeugen, oder aus irgend einem sonstigen Grunde, streichelte der Lehrer das Angesicht des jungen Mädchens und kniff sie sogar zuweilen in die Wange, was Louisen eben gar nicht freute, während Cherubin dagegen äußerst vergnügt war, wenn man seiner getreuen Gespielin ein schmeichelhaftes Wort zuwendete.

Geschah dieses, so sagte der Jüngling stets: „Nicht wahr, mein lieber Lehrer, Louise ist recht artig?“

Worauf Herr Gerundium schnell wieder seine Schafsmiene annehmend, mit gesenkten Augen erwiederte:

„Ja, diese Kleine hat den wahren gaelischen Typus in seiner vollkommensten Reinheit; sie gleicht einer Madonna.“

Cherubin lächelte, während er Louisen ansah, und Herr Gerundium, der an Alles eher dachte, als an Madonnen, sprach zu sich:

„Diese Kleine wird reizend! ... Wenn aber mein Schüler noch einige Zeit in ihrer Nähe bleibt ... hum ... das Fleisch ist schwach ... der böse Geist sehr stark ... besonders wenn er

die Gestalt eines schönen Mädchens annimmt ... Ich bin nicht immer zugegen ... Jakob ist beinahe stets betrunken; Mutter Nicolle läßt die jungen Leutchen allein miteinander auf's Feld gehen ... Kornblumen suchen ... sich im Grase wälzen! ... lauter äußerst gefährliche Dinge ... es muß hier durchaus ein Einhalt geschehen. Das beste Mittel wäre, meinen Zögling nach Paris zurückkehren zu lassen. Ich würde ihn dahin begleiten, das unterliegt keinem Zweifel, denn seine Erziehung ist noch nicht so weit gediehen, daß er des Lehrers entbehren könnte ... und ich werde schon dafür sorgen, daß er desselben sehr lange, wenn's möglich ist, immer, bedarf. Ich werde in Paris, im Hôtel meines Zöglings wohnen ... Das wird weit angenehmer sein, als das Leben in diesem Dorfe. Und von der Entfernung aus werde ich stets über die kleine Louise wachen ... sie in meinen Schutz nehmen ... ihr forthelfen. Cherubin wird nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris seine kleine Dorfgespielin schnell vergessen. Das Alles ist mit der Weisheit eines Cato ausgedacht: es handelt sich jetzt nur noch um die Ausführung."

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, sprach Herr Gerundium in seinen Unterrichtsstunden seit einiger Zeit von Paris; er entwarf ein prachtvolles, reizendes Gemälde von dieser Stadt; er pries ihre Theater, ihre Spaziergänge, ihre Denkmäler und die zahllosen Vergnügen, die sich dort jeden Augenblick darbieten.

Der junge Cherubin lieh diesen Reden allmählig sein Ohr. Der Gedanke, nach Paris zu gehen, war ihm minder schrecklich; und sein Lehrer munterte ihn sofort auf:

„Machen Sie wenigstens eine kleine Reise in die Hauptstadt," sagte er, „betrachten Sie das Haus Ihres Vaters! Es ist ja Alles so nahe ... wir kehren sogleich wieder zurück."

Aber Louise weinte, wenn sie Cherubin auf dem Punkte sah, in die Reise nach Paris einzuwilligen. Sie nahm ihren Jugendfreund bei der Hand und sprach:

„Wenn Du nach Paris gehst, so bin ich überzeugt, daß Du nicht mehr zurückkommst und ... Gagny und seine Bewohner vergissest!“

Auch Nicolle behauptete dies, indem sie ihren Pflegling zärtlich in die Arme schloß, und Cherubin rief alsbald aus:

„Nein, nein ... ich will nicht gehen, da Euch das Kummer macht, ich bin glücklich hier ... ich werde immer hier bleiben!“

Herr Gerundinm biß sich, während er zu lächeln versuchte, in die Lippen und wünschte in seines Herzens Grund alle Ammen und Jugendfreundinnen zum Teufel.

Wenn der Lehrer Jasmin Vorwürfe machte, daß er ihn nicht unterstütze und seinen Herrn nicht bewege, nach Paris zu gehen, entgegnete ihm dieser mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit:

„Was soll ich dabei thun? jetzt, da mein Gebieter sein fünfzehntes Jahr erreicht hat, ist er sein eigener Herr ... kann thun, was er will ... sogar über sein ganzes Vermögen ... seine dreißigtausend Franken Rente nach Belieben verfügen. Hat er Lust, bei seiner Amme zu bleiben, so habe ich kein Recht, mich zu widersetzen.

„Wenn man ein so schönes Vermögen besitzt, so ist es Unsinn, seine schönsten Jahre bei seiner Amme zuzubringen,“ schrie der Lehrer; „was nützt meinen Schüler denn die Gelehrsamkeit und die Kenntniß so vieler schönen Dinge ... wenn er fortfährt, unter Bauern zu leben! ... Herr Jasmin! die Geschichte bietet kein Beispiel eines ausgezeichneten Mannes dar, der bis zum fünfzehnten Jahre bei seiner Amme geblieben wäre. Es ist ganz in der Ordnung, diejenige zu lieben, die uns mit ihrer Milch nährte, aber ... est medius in rebus!“

„Herr Schulmeister ich kenne den Rebus von dem Mediens nicht, aber ich bin der ganz gehorsame Diener meines Herrn, und habe ihm keine Befehle zu ertheilen.“

In Paris hatte Jasmin wegen seines jungen Herrn auch

häufige Erörterungen mit Mamselle Turlurette. Die frühere Kammerfrau war jetzt zur Haushälterin avancirt, hatte aber dabei so sehr an Dicke zugelegt, daß sie, obgleich noch keine Vierzig alt, doch nur mit Mühe von einem Zimmer ins andere gelangen konnte; dieser Zustand von Fettleibigkeit fesselte sie an ihren Lehnstuhl und verhinderte sie, ihren jungen Herrn in Gagny zu besuchen: übrigens hätte sich Herr Jasmin ohnehin nicht viel aus ihrer Begleitung gemacht, weil er stets fürchtete, Jungfer Turlurette entziehe ihm einen Theil seiner Würde, — ein Gegenstand, in dem er keinen Spaß verstand. Die dicke Haushälterin fragte den alten Kammerdiener täglich, warum ihr junger Gebieter nicht aus der Milchkost zurückkomme; zuweilen entstanden hierüber sehr lebhafte Streitigkeiten, denen aber Jasmin stets ein Ende machte, indem er mit bissigem Ton sagte:

„Abgesehen von Allem, Mamselle, hat der verewigte Herr Marquis von Grandvilain mir die Sorge übertragen, seinen Sohn zu überwachen; ich habe sogar, wenn es mir gefällt, das Recht, Sie aus dem Hause zu jagen; thun Sie mir also den Gefallen, und lassen Sie mich den jungen Cherubin nach meinem Gutdünken leiten."

Dann schwieg Turlurette, obwohl sie wußte, daß Jasmin nicht der Mann war, sie fortzuschicken; aber sie brummte zwischen den Zähnen:

„Ein Milchkind von sechzehn Jahren! . . . das ist drollig! Ich möchte nur wissen, ob er noch an der Brust trinkt, der Kleine!"

So standen die Sachen, als eines Morgens ein Bedienter im Hôtel Grandvilain erschien, nach Jasmin fragte und diesem ausrichtete, daß ihn der Notar des Herrn Marquis bitten lasse, im Laufe des Tages zu ihm zu kommen, da er ihn nothwendig sprechen müsse.

Der alte Kammerdiener sann nach, was ihm wohl der Notar zu sagen haben könnte, dann erinnerte er sich, daß sein Herr

schon lange fünfzehn Jahre vorbei sei, mit welchem Zeitpunkt ihm nach dem Willen seines Vaters der Besitz seines Vermögens übertragen werden sollte. Das versetzte Jasmin in Unruhe und er sprach zu sich:

„Dreißigtausend Franken Einkommen . . . das Anwachsen des Vermögens durch vierzehnjährige Ersparnisse nicht gerechnet . . . können freilich bei seinem Pflegevater schwerlich verzehrt werden . . . wenn aber Herr Cherubin bei Nicollen bleiben will, so kann ich ihn nicht mit Gewalt nach Paris bringen, denn am Ende ist er doch sein eigener Herr."

Jasmin entschloß sich, den Wünschen des Notars Folge zu leisten. Er zog seinen schönsten Rock an, ließ die Spitzen seines Jabots aus seiner Weste heraussehen, nahm Schuhe mit Schnallen, obgleich man sie schon lange nicht mehr trug; und in diesem Anzuge, würdig des vertrauten Dieners eines großen Hauses, begab er sich zu Herrn d'Hurbain, so hieß der Notar.

Als Jasmin ankam, befand sich der Notar nicht allein in seinem Arbeitszimmer, zwei Personen waren bei ihm.

Eine derselben, die man Eduard von Monfréville nannte, war ein Mann in einem Alter von sechs- bis siebenunddreißig Jahren, der aber noch den Anschein, das Wesen und die ganze Eleganz eines jungen Mannes hatte; er war groß, wohlgestaltet und so schlank, wie ein zwanzigjähriger; dabei fein und zierlich gekleidet; sein Antlitz schön und angenehm zugleich, seine Züge regelmäßig und seine braunen Haare von einer Glätte und einem Glanze, daß ihn die Damen hätten darum beneiden dürfen; nur in seinen großen, schwarzen und durchdringenden Augen las man zuweilen einen höhnischen Ausdruck, der mit dem leichten Lächeln, das um seinen Mund spielte, vollkommen zusammen paßte; und auf seiner, gleich dem Angesicht, verblichenen Stirne zogen sich Linien, welche andeuteten, daß Ueberdruß und Herzeleid auch schon darüber weggegangen waren.

Die andere Person war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, blond und fad, hatte weiße Hautfarbe, hellblaue Augen, weitgeöffnete Naslöcher, großen Mund mit dicken Lippen. Diese Züge bilden in ihrer Vereinigung nicht gerade einen hübschen Jungen; aber es lag in der Physiognomie dieses Herrn ein fortwährender Wechsel des Ausdruckes, welcher ihn wunderbar belebte; dasselbe war eine Mischung von Heiterkeit, Spott, Feinheit, Leichtsinn, Sorglosigkeit und List, die sich im Vereine mit ausgezeichnet gebildeten Manieren äußerte. Obgleich der Anzug dieser Person weit entfernt war, der an Herrn von Monfréville bewunderten Eleganz gleichzukommen, und sogar einige Theile seiner Kleidung zu sehr vernachlässigt schienen, so trug er doch seinen fleckigen, an mehren Orten abgenützten Rock mit solchem Anstande, legte seine abgetragene Halsbinde mit solchem Geschicke um den Hals, daß man nothwendig einen gebildeten Mann in ihm erkennen mußte.

Diese letztere Person war der Graf Virgilius Darena.

Als ein Schreiber ins Zimmer trat und meldete, daß der alte Jasmin, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß, im Vorzimmer sei, schlug Darena ein helles Gelächter auf und sagte:

„Jasmin! . . . wer Teufels kann sich denn Jasmin nennen? . . . wie, Herr Notar, Sie haben Clienten mit dem Namen Jasmin . . . das muß ein Kammerdiener aus einer Komödie sein!“

„Nein, Herr von Darena,“ entgegnete der Notar lächelnd. „Das ist der Diener eines sehr vornehmen Hauses . . . einer jener Typen von alten Dienern, wie sie vormals gewesen, deren Geschlecht in unsern Tagen aber unglücklicherweise immer mehr erlischt.“

„Ach! das muß lustig sein, ein alter Jockei! . . . nicht wahr, Monfréville!“

Derjenige, an welchen diese Frage gerichtet wurde, lächelte kaum, während er erwiderte:

„Ich sehe nichts Lächerliches darin ...“

„O! nichts heitert Sie auf, wenn Sie in den spleenigten Tagen Ihres „humour“ sind, wie die Engländer sagen! ... Nun, lassen Sie einmal hören, kaufen Sie mir mein kleines Haus in der Vorstadt Saint-Antoine ab, ich gebe es Ihnen für dreißigtausend Franken ...“

„Nein ... ich würde mich schämen, einen solchen Kauf einzugehen ... Ihr Haus ist beinahe das Doppelte werth, und ich möchte Ihre Geldverlegenheit nicht dazu benützen, es Ihnen um einen Schandpreis abzujagen.“

„Ei, mein Gott! Davon handelt es sich gar nicht! ... wenn ich mit dem Kaufe zufrieden bin, warum wollen Sie keinen Vortheil daraus ziehen? ... Ich mache Ihnen den Vorschlag in Gegenwart des Notars ... Ihr Gewissen kann also beruhigt sein ... das Haus gefällt mir nicht ... es ist von Wasserträgern, Savoyarden, oh! vom gemeinsten Volke bewohnt! Was Teufels soll ich damit anfangen? ... Die Kerls ziehen aus und bleiben die Miethe schuldig, oder sie ziehen nicht aus und zahlen doch nicht, sind grob, wenn man Geld von ihnen verlangt, oder bieten Einem Prügel an! ... Es ist eine wahre Freude mit solchen Miethsleuten!“

„Aber man übergibt das Haus einem Hauptmiether, und läßt diesen für böse Einzelheiten sorgen.“

„Nein, nein, ich sage Ihnen, ich will's verkaufen, das ist das Kürzeste ... es langweilt mich Alles viel zu sehr! dazu kommen noch andere Unannehmlichkeiten: wenn hübsche Grisetten oder sonst liebenswürdige Wesen unter meinen Miethsleuten sind, so quittire ich dieselben, nachdem ich mich zwar nicht mit Geld, aber mit sonst etwas bezahlt gemacht habe ... Bei meiner Ehre, ich kann nicht Hauseigenthümer sein, ich habe ein zu weiches Herz! ...“

„Sie werden es bald dahin bringen, daß Sie es nicht mehr sind!“ sagte kopfschüttelnd der Notar. „Sie betragen sich gar nicht

vernünftig, Herr von Darena: . . . und doch sind es kaum sechs Jahre, seit Ihr Vater Ihnen ein so großes Vermögen hinterlassen hat!"

„Von dem mir nichts mehr übrig blieb, als das kleine Haus, das ich verkaufen will!" entgegnete Darena mit Lachen. „Nun, das ist das Schicksal aller Glücksgüter . . . sie sind vergänglich . . . man sammelt sich aber wieder neue! ich bin niemals in Sorgen! Monfréville will also nichts von meinem Hause, nun, so möge es mir Herr d'Hurbain verkaufen. Aber lassen Sie doch Ihren alten Jasmin vor, ich bin neugierig, diese verdorrte Staude zu sehen! . . ."

„Bei wem dient dieser musterhafte Diener?" fragte Monfréville.

„Er stand in den Diensten des Herrn Marquis von Grandvilain, der vor etwa zehn oder elf Jahren gestorben ist."

„Der Marquis von Grandvilain!" rief Darena aus, indem er sich in einen Lehnstuhl warf und bis zu Thränen lachte. „Die haben köstliche Namen, das muß ein hübsches Geschlecht sein!"

„Grandvilain!" murmelte Monfréville, „ich habe den alten Marquis gekannt, mein Vater war einer seiner Freunde . . . er hat mir oft von einem Feste, von einem wegen der Geburt eines Sohnes veranstalteten Kunstfeuerwerke . . . einer in die Luft gesprengten Bratpfanne . . . und von Kastrolbeckeln, die mehrere Personen verwundeten . . . erzählt."

„Genug! genug! Das ist rein unmöglich! Monfréville will uns Bären aufbinden!" sagte Darena, sich ihm Lehnstuhl dehnend.

„Das Alles ist wahr," erwiderte Herr d'Hurbain; „und was Herr von Monfréville eben erzählte, ist wirklich geschehen. Aber der Marquis von Grandvilain und seine Frau sind todt; von dieser ganzen Familie lebt nur noch ein Sohn, der jetzt sechzehn und ein halbes Jahr alt und bereits im Besitze von mehr als dreißigtausend Franken Renten ist; ich bin der Verwalter seines

Vermögens, aber sein Vater bestimmte in seiner Eigenheit und unbegreiflichen Narrheit, daß sein Sohn mit fünfzehn Jahren Herr seines Vermögens sein sollte, und hat ihm nur den alten Jasmin, seinen Kammerdiener, als Mentor beigegeben."

Darena richtete sich in seinem Lehnstuhl auf und machte eine eigenthümliche Miene, indem er ausrief:

„Im fünfzehnten Jahre dreißigtausend Franken Rente! ... Das verdient Beachtung ...."

„Der arme, alte Marquis war also ein Narr?" fragte Monfréville.

„Nein, aber er bekam dieses Kind erst im vorgerückten Alter, und wünschte, daß es frühzeitig schon sein eigener Herr werde."

„Beim Kuckuk! ich finde das so dumm nicht!" sagte Darena. „Warum sollte man im fünfzehnten Jahre nicht schon vernünftig sein, da man es im sechzigsten so wenig ist? Und wie schaltet der Erbe mit seinem Vermögen? ... Er verzehrt es wahrscheinlich in lauter gerösteten Mandeln und überzuckerten Kastanien?"

„Dem Himmel sei Dank, er beschäftigt sich bis jetzt, so viel ich glaube, nur mit seiner Rhetorik und seinen Schulwissenschaften. Um übrigens Nachrichten von ihm zu erhalten, habe ich den treuen Diener rufen lassen. Wenn Sie es erlauben, so will ich ihn eintreten heißen ..."

„Wir bitten Sie sogar darum. Ich für meinen Theil bin sehr begierig zu erfahren, wie sich dieser kleine Grandvilain befindet ... ei, ei! ... welch' ein abscheulicher Name! * ... gleichviel, ich würde gerne mit ihm tauschen, wenn er mir seines Vaters Thaler überließe! und Sie ... Monfréville ... doch, Sie sind ein Philosoph! ... und überdies reich ... was die Philosophie sehr erleichtert."

Der Eintritt Jasmins machte dieser Unterredung ein Ende, der alte Diener begrüßte die ganze Gesellschaft mit einem tiefen

* Er bedeutet: Grundhäßlich.

Compliment und wendete sich dann an den Notar mit den Worten: „Sie haben mich um Etwas zu befragen, Herr Notar?“

„Ja, mein lieber Jasmin, vor allen Dingen möchte ich erfahren, wie es unserem jungen Marquis geht?“

„Er befindet sich sehr wohl, mein Herr, o! er genießt einer herrlichen Gesundheit ... es ist ein sehr hübscher Junge.“

„Gut, und seine Studien?“

„Hm, nach dem, was ich sagen höre, scheint er sehr gelehrt.“

„Wissen Sie, Jasmin, daß Ihr Gebieter vor sechs Monaten sein sechzehntes Jahr erreicht hat.“

„O freilich, mein Herr, ich weiß es recht gut.“

„Ist ihm das Testament seines Vaters bekannt?“

„Allerdings ...“

„Ich halte ihn für zu vernünftig, als daß er schon jetzt die Verwaltung seines Vermögens übernehmen wollte; aber dessen ungeachtet ist es meine Pflicht, ihm Rechnung über die bisherige Verwendung desselben abzulegen und ihn zu fragen, ob er die Absicht hat, mir seine Verwaltung noch länger zu überlassen. Ueberdies wünschte ich schon längst den jungen Marquis zu sehen und will es nicht länger hinausschieben. In welcher Lehranstalt ist er?“

Jasmin riß seine Augen voll Bestürzung auf und blickte nach der Thüre.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fuhr der Notar fort ... „Ich habe Sie gefragt, in welchem Collegium ich nach dem Herrn Cherubin von Grandvilain fragen müsse.“

„Der musterhafte Diener scheint mir taub zu sein,“ bemerkte Darena, über Jasmins Gesicht lachend, während Monfréville, der den alten Bedienten aufmerksam beobachtete, sich ihm näherte, ihn starr ansah und halb ernsthaft, halb scherzhaft fragte:

„Wisset Ihr nicht, was Ihr mit Eurem jungen Herrn angefangen habt?“

„Doch, mein Herr, doch!“ entgegnete Jasmin, „der Herr Marquis ist in Gagny.“

„In Gagny? . . . ist dort ein Collegium?“ fragte der Notar.

„Gagny! . . . bei Villemomble! . . . o! ich kenne es,“ rief Darena aus, „das ist ein kleines Dorf . . . in dessen Umgebung einige ziemlich hübsche Besitzungen sind . . . aber nicht ein einziger guter Gasthof in der ganzen Gegend . . . ich bin mit zwei Opernsängerinnen hingefahren . . . wir konnten nicht einmal ein Hasenfricassé bekommen, was doch sonst auf dem Lande eine Hauptspeise ist, sondern nichts als leberartiges Pöckelfleisch . . . In Gagny war nie eine gelehrte Schule . . . meines Wissens nicht einmal ein Pensionat.“

„Nun, Herr Jasmin,“ fragte der Notar mit strengem Tone, „bei wem macht der junge Grandvilain in Gagny seine Studien?“

Der alte Diener faßte sich ein Herz und erwiderte mit beinahe stolzer Miene:

„Bei seiner Amme, mein Herr!“

Diese Worte versetzten den Notar in Erstarrung, Monfréville fing an zu lachen und Darena wälzte sich im Lehnstuhl.

„Bei seiner Amme!“ fuhr endlich der Notar fort. „Ist es wirklich möglich, Jasmin! der junge Marquis wäre mit siebzehnthalb Jahren noch bei seiner Amme?“

„Ja, mein Herr, aber seien Sie beruhigt, er ist deßhalb nicht minder gelehrt, ich habe ihm einen Lehrer beigegeben, den Schulmeister des Ortes, Herrn Grunddumm, der ihm in allem Möglichen Unterricht ertheilt.“

Darena brach in ein neues Gelächter aus, als er des Lehrers Namen hörte, und rief:

„Seine Erziehung bei der Amme genießen! . . . das ist köstlich . . . das ist eine neue Methode . . . die kann Mode werden . . . ich habe auch Lust, wieder am Borne des Wissens meiner Amme zu trinken.“

„Herr Jasmin,“ nahm der Notar wieder das Wort, „ich

begreife nicht, wie Sie den Sohn Ihres Herrn bis jetzt bei Bauersleuten lassen konnten ... Sie verdienen sehr getadelt zu werden ... Sie hätten mich wenigstens um Rath fragen sollen."

Der alte Diener, der sehr im Gedränge war, schrie aus Leibeskräften:

„Herr Notar, ich bin der Diener meines Herrn! ich habe nicht das Recht, seinen Wünschen zuwider zu handeln oder ihm Gewalt anzulegen; es ist nicht meine Schuld, wenn der Herr Cherubin nicht von seiner Amme und seiner kleinen Milchschwester weg will!"

„Ach! wenn er eine kleine Milchschwester dort hat," sagte Darena, „so fange ich an die Hartnäckigkeit des jungen Mannes zu begreifen; wie alt ist diese Milchschwester?"

„Zwei Jahre jünger als mein Herr, ungefähr vierzehn ein halbes Jahr."

„Ist sie hübsch?"

„Allerdings ... ja, mein Herr, sie ist von einer hübschen Race."

„Herr Jasmin," sprach der Notar, „so kann es nicht fortdauern; es ist meine Pflicht, diese Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und meine Freundschaft für den verewigten Herrn von Grandvilain macht mir sogar ein Gesetz daraus. Auch Ihnen muß es einleuchten, daß der Sohn Ihrer ehemaligen Herrschaft, der von einem vornehmen Hause abstammt, seine schönsten Jahre nicht in einem Dorfe zubringen darf."

„Ich versichere Sie, Herr Notar, daß ich dieses meinem Herrn schon oft vorgestellt habe. Ich sage ihm fortwährend: In Paris haben Sie ein großes Haus, schöne Zimmer mit karmesinrothen Tapeten, Mobilien von massivem Mahagoniholz, einen Nachttisch mit eingelegten Ecken ... den Inhalt von vergoldetem Porzellan ... Das Alles verführt ihn nicht ... Er dreht mir den Rücken zu und gibt mir kein Gehör."

„Ich glaub' es wohl!" rief Darena aus, „der alte Dummkopf, der seinen Herrn mit einem Nachttisch und seinem Zugehör verführen will; wenn Sie es wünschen, Herr d'Hurbain, so nehme ich es auf mich, den jungen Marquis zur Rückkehr nach Paris zu bewegen."

„Sie, Herr von Darena, auf welche Weise?"

„Das ist meine Sache; verlassen Sie sich auf mich!"

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich dabei unterstützten, ich will aber meinerseits auch thätig sein. Herr von Monfréville, wollen Sie mir nicht auch an die Hand gehen, und mich nach Gagny begleiten, Sie, dessen Vater ein Freund des alten Marquis war?"

„Ich bin im Gegentheil sehr geneigt, dabei zu sein ... Ich besinne mich schon auf ein Mittel, wodurch der junge Mann bewogen werden könnte, uns nach Paris zu folgen ... denn man darf in diesem Falle nicht gewaltthätig zu Werke gehen. Alles wohl überlegt, ist dieser junge Erbe doch, schon durch seines Vaters Willen, sein eigener Herr, und wenn er darauf beharren würde, bei seiner Amme zu bleiben, so wären wir auch gezwungen, ihn dort zu lassen."

„Aber es ist unmöglich, daß der Sohn des Marquis unsern Gründen, unsern Vorstellungen nicht nachgebe."

„Gründe! ach, mein lieber Herr d'Hurbain, es braucht mehr als solche, um einen Jüngling zu bestechen."

„Meine Herren," fiel Darena ein, „ich schlage eine Wette vor. Dem, der den Sieg davon tragt und den jungen Cherubin nach Paris zurückbringt, müssen die beiden Andern ein prächtiges Mittagessen im Rocher de Cancale geben. Willigen Sie ein?"

„O, sehr gerne ..."

„Wann werden wir nach Gagny gehen?"

„Morgen frühe, meine Herren; ich werde es so einrichten, daß ich um zwölf Uhr mein Arbeitszimmer verlassen kann; wollen Sie mich abholen? soll ich Sie erwarten?"

„Nein," entgegnete Monfréville; „Jeder soll allein gehen; wir werden die Wohnung dieser Amme schon finden können."

„Nicolle Frimousset," rief Jasmin dazwischen, „in einer kleinen Gasse, die auf den Marktplatz führt ... Jedermann kann Ihnen ihr Haus zeigen."

„Ganz gut," sagte Darena, „Nicolle Frimousset ... Man muß sich die Namen ins Gedächtniß einprägen! ... Monfréville hat Recht, es ist besser, Jeder geht für sich."

„Aber hüten Sie sich, meine Herren," erwiderte der Notar, „wenn Sie zögern, so können Sie wohl die Reise umsonst machen müssen, und ich werde mit Cherubin schon auf dem Wege sein."

„O! das glaube ich nicht!" antwortete Monfréville.

„Was mich betrifft, meine Herren, ich bin ein guter Spieler," entgegnete Darena, „ich lasse euch einen Vorsprung ... Ich werde erst eine gute Stunde nach euch abreisen, und bin überzeugt, noch zu rechter Zeit zu kommen."

Jasmin, den dieses Gespräch in Staunen und Unruhe versetzte, rief mit erschrockener Miene aus:

„Aber, meine Herren, ich hoffe, daß Sie bei all' diesem meinem jungen Herrn kein Leid zufügen ... das heißt, ihm keinen Verdruß bereiten werden! ..."

„Ha! Ha! Ha! dieser alte Bursche entzückt mich mit seiner Treuherzigkeit! ..." sagte Darena; „seid beruhigt, ehrenwerther Diener! ... wir werden uns nur ganz angenehmer Mittel bedienen. Was Euch betrifft, so habt Ihr morgen früh nur ein Mittel zu ersinnen, um die kleine Milchschwester des Herrn Cherubin von ihm entfernt zu halten ... Das ist für das Gelingen unseres Vorhabens unumgänglich nothwendig."

„Sie verstehen, Jasmin," sprach der Notar; „bedenken Sie, daß es sich um die Zukunft, um das Glück Ihres jungen Herrn handelt, und daß Sie strafbar wären, wenn Sie unsern Plan nicht unterstützten."

Der alte Diener verbeugte sich und ging mit dem Versprechen, zu gehorchen.

Monfréville und Darena verließen den Notar ebenfalls mit den Worten:

„Morgen in Gagny!“

Zehntes Kapitel.

Die Waffen des Achilles.

Jasmin kehrte ganz verstört nach Hause zurück; der alte Diener wußte nicht, ob er sich freuen oder betrübt sein sollte; es wäre ihm sehr lieb, wenn sich sein Herr in Paris befände, damit er stets in seiner Nähe sein und ihn bedienen könnte, wie seinen seligen Vater; aber er fürchtete auch, man möchte dem Jüngling Kummer machen, den er sein theures Kind nennt, und besorgte, der Aufenthalt in Paris könnte der Gesundheit desselben nachtheiliger sein, als der auf dem Lande.

Während er diesen Gedanken nachging, versammelte er alle Diener des Hauses um sich. Man wird sich erinnern, daß Jasmin die ganze Dienerschaft seines ehemaligen Herrn beibehalten hatte; daher bestand Cherubins ganzes Haus aus Leuten von fast überreifem Alter. Der Koch war mehr als sechzigjährig, der Kutscher nahte sich seinem dreizehnten Lustrum*; dann war noch ein kleiner Jockey von fünfzig Jahren und Mamselle Turlurette da, die inmitten dieser Leute ein Kind zu sein schien, indeß sie doch schon ihr siebenunddreißigstes Lebensjahr angetreten hatte.

„Meine Kinder,“ sagte Jasmin zu den Dienstboten, „ich glaube euch ankündigen zu müssen, daß unser junger Herr morgen wahrscheinlich in unsere Mitte zurückkehren wird . . .“

* Zeitraum von fünf Jahren.

„Morgen!“ rief Turlurette mit einem Freudenschrei aus, „ist es gewiß?“

„Sehr gewiß — vielleicht. Kurz, bereitet jedenfalls Alles vor, damit Herr Cherubin zufrieden ist; sorget dafür, daß Alles sorgfältiger gebohnt und gewichst sei, als je ... der Koch soll ein ausgezeichnetes Mittagessen zurichten, der Kutscher Wagen und Pferde bereit halten, im Falle man sich derselben bedienen wollte ... stellet Blumen auf die Treppe, wie in früheren Tagen, wenn mein seliger Herr einen Ball gab ...“

„Wird auch ein Feuerwerk losgelassen?“ fragte Turlurette mit schalkhaftem Tone.

„Nein, Mamselle, nein ... ich habe genug an Feuerwerken!“ entgegnete Jasmin, mit der Hand über sein Gesicht fahrend; wenn's der Herr Cherubin nicht ausdrücklich befiehlt, so wird im Hofe niemals wieder auch der kleinste Frosch losgelassen; aber sonst muß es heiter im Hause zugehen ... Ah! wir lassen Musik kommen ... drei Orgel- und drei Violinspieler müssen sich im Hof aufstellen und bei der Ankunft unseres jungen Herrn ihre schönsten Stücke hören lassen, das wird ihm sicher viel Vergnügen machen.“

„Sollen auch Sängerinnen dabei sein?“ fragte der alte Jockey.

„Nun! wenn Du Sänger und Sängerinnen findest, — kann es auf keinen Fall schaden. Versteht ihr aber, erst Nachmittags!“

Am folgenden Morgen begab sich Jasmin früh nach Gagny, wo er gegen zehn Uhr ankam. Sein Erstes war, nach Cherubin zu fragen, worauf ihm Nicolle sagte, er sei mit Louisen nach dem rothen Hause hin spazieren gegangen. Der alte Diener war im Begriff, die jungen Leutchen aufzusuchen, als er auf dem Marktplatz Herrn Gerundium begegnete, den er in aller Eile von dem, was im Laufe des Tages geschehen sollte, in Kenntniß setzte.

Der Lehrer klatschte in die Hände, warf seinen neuen Hut in die Luft und schien einen Entrechat machen zu wollen, indem er ausrief:

„Tandem! . . . denique! . . .

Ultima cumaei venit jam carminis aetas! . . .

Jam nova progenies coelo demittitur alto! . . .“

Worauf ihm Jasmin erwiderte:

„Nein, dem ist nicht also! . . . ich sage Ihnen ja, der Notar und zwei seiner Freunde werden kommen.“

„Sehr gut! . . . herrlich! . . . mehr als herrlich! . . . Jetzt muß ich meinen Zögling unverzüglich aufsuchen.“

„Ich hatte es eben im Sinne; er geht mit der kleinen Louise nach dem rothen Hause zu spazieren.“

„Mit der kleinen . . . die schon groß ist. Wie unklug! wie nothwendig ist es, den Mann von der Schlange zu entfernen! . . .“

„Sie haben eine Schlange gesehen? . . .“

„Die Schlange, wackerer Jasmin, ist das Weib, der Apfel . . . die Sünde! . . . Ihr sehet aus, als ob ihr das nicht recht verstündet, ich werde es Euch ein ander Mal erklären, jetzt müssen wir schnell die Kinder aufsuchen.“

„— Um so mehr, als mich die Herren ersucht haben, das junge Mädchen, so lange sie mit meinem Gebieter zu sprechen hätten, entfernt zu halten.“

„Sehen Sie, diese Herren denken wie ich! . . . sie errathen, daß dieses junge Mädchen nun gefährlich ist. Wir werden sie entfernen, tugendhafter Jasmin, wir werden einen Vorwand erfinden . . . eine Ausflucht . . . Nun, gebt mir den Arm und lasset uns laufen . . .“

„— Laufen! . . . beim Teufel . . . das ist leichter gesagt als gethan . . . nun, ich will's probiren.“

„Man kann in jedem Alter laufen; würdiger Jasmin, und Sie waren ganz zu einem Läufer geformt.“



Nach diesen Worten nahm der Lehrer den alten Diener beim Arme und zog ihn nach der Richtung hin, wo sie Cherubin zu finden hofften. Während sie mit verdoppelten Schritten vorwärts eilten, fragte Jasmin den Herrn Gerundium:

„Haben Sie einen Vorwand gefunden? die Kleine bei Seite zu schaffen.“

„— Nein! und Sie?“

„Eben so wenig.“

„— Nur immer vorwärts, das wird schon kommen.“

Schon drei Viertelstunden dauerte dieser forcirte Marsch; Jasmin konnte nicht mehr fort... er war ganz außer Athem; der Lehrer schleppte ihn aber immer weiter, und sprach ihm Muth ein, mit den Worten:

„Macte puer! Macte animo! ... Es gilt das Glück des guten Cherubin ... Nehmet Euch in Acht, braver Jasmin, Ihr stolpert ... Ihr bringt Eure Füße in das Fahrgeleise! ... Ihr tretet in eine Pfütze ...“

Dem braven Jasmin war aber Milz und Athem ausgegangen ... — und er wollte eben mitten auf dem Wege umsinken, indem er nur noch die Worte stammelte:

„Ich kann nicht mehr weiter ... ich muß wieder zu Athem kommen.“

Da warf gerade Herr Gerundium einen Blick auf ein neben der Straße liegendes Wäldchen und er rief aus:

„Dort sind sie ... Die Kleine ißt Aprikosen ... sie bietet meinem Zöglinge eine an, der voll Bewunderung vor seiner Aprikose steht! ... es ist Zeit, daß wir kommen.“

Cherubin war an diesem Tage frühzeitig mit Louisen fortgegangen; sie hatten ein Körbchen mit Brod und Obst mitgenommen, und ergötzten sich an einem Frühstück im Walde; dieses einfache Mahl schien ihnen köstlich ... In der That, was konnten sie auch mehr wünschen, sie waren beisammen und liebten sich: die

beste Mahlzeit ist immer diejenige, zu der man ein zufriedenes Herz mitbringt.

Das Gefühl, welches damals Cherubin und Louisen vereinigte, war so zart, so rein, daß sie in ihrem Beisammensein allein ihr Glück fanden, und nach keinem andern trachteten. Vielleicht zeigte sich die Zuneigung Louisens lebhafter und mittheilender, weil ihre Liebe schon getrübt wurde! Sie fürchtete, Cherubin möchte sich entschließen, nach Paris zu gehen, sie besorgte, ihren Freund zu verlieren, und diese Angst ließ sie ihn noch mehr lieben, denn unsere Neigungen verstärken sich durch die Kümmernisse, die sie uns verursachen.

Die beiden jungen Leutchen waren erstaunt, als sie mitten in ihrem ländlichen Mahle den Lehrer und Jasmin plötzlich vor sich stehen sahen.

„Wir suchten euch, liebenswürdige Schößlinge," sagte Herr Gerundium; „wir waren beunruhigt . . . Das Abenteuer des Pyramus und der Thisbe fuhr mir im Kopfe herum! . . . ich hielt alle Hunde, die mir begegneten, für Löwinnen . . . zwar weiß ich wohl, daß mein edler Schüler nicht wie der junge Assyrier im Sinne hat, mit seiner Thisbe zu entfliehen . . . aber man kann einen Fehltritt thun . . ."

„Nun, warum kommen Sie, uns zu holen?" fragte Cherubin; „ich glaube, ich habe noch Zeit genug zum Lernen . . . Ich weiß eigentlich schon genug . . . ist Jemand krank geworden . . . irgend ein Unglück geschehen, daß Jasmin mitkommt?"

Herr Gerundium schien von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, warf Jasmin einen Blick zu und antwortete:

„In der That, mein edler Zögling . . . es ist ein hoffentlich nicht gefährlicher Unfall geschehen . . . der ältere Sohn Ihrer Amme hat sich verwundet . . . er hat geschrieben . . . aus Montfermeil, wo er ist . . . und Nicolle wünschte, daß sich Louise so-

gleich zu ihm begeben möchte! ... sie selbst wird ihr alsbald nachfolgen."

„Wir wollen Louisen begleiten," erwiderte Cherubin.

„Nein, es ist besser, wir kehren zu der armen Nicolle zurück, die fast verzweifelt ... weil sie keinen Arzt zu finden weiß. Louise kann wohl allein nach Montfermeil gehen; man sieht von hier aus die ersten Häuser des Dorfes."

„O ja! ja! ich bin bald dort," sagte Louise, „aber bei wem ist der Sohn meiner guten Mutter Nicolle?"

„Bei Frau Patineau in der großen Straße; nehmen Sie, hier ist ihre Adresse nebst ein paar Worten an sie."

Herr Gerundium hatte in aller Eile ein paar Zeilen mit Bleistift niedergeschrieben, womit er die Frau, zu der er die Kleine schickte, ersuchte, dieselbe bei sich zu behalten und nicht fortgehen zu lassen, bis man sie abhole. Das junge Mädchen nahm das Uriasbillet, verabschiedete sich von Cherubin und rannte Montfermeil zu; der Lehrer rieb sich die Hände und blickte Jasmin an, der bei sich selbst sprach:

„So etwas hätte ich nie erfunden."

Man kehrte nach Gagny zurück. Als man in die Nähe des Marktplatzes kam, bemerkte man eine Miethkutsche, die eben stille stand; ein Herr stieg aus. Dies war der Notar d'Hurbain.

„Da kommt ein Besuch zu Ihnen," sagte Jasmin zu seinem Herrn. „Dieser Herr ist Ihr Notar; ihm hatte Ihr Herr Vater die Vollziehung seines Testaments übertragen."

„Und damit Sie nicht zerstreut seien und die Personen, die zum Besuche aus Paris ankommen, empfangen können, haben wir die kleine Louise nach Montfermeil geschickt," sprach lächelnd Herr Gerundium.

„Wie, und der Nicolle's Sohn zugestoßene Unfall?"

„War nur ein Scherz ..."

Ehe noch Cherubin Zeit zur Antwort gewann, hatte sich

Herr d'Hurbain ihm genähert und ehrerbietig vor ihm verneigt. Die ernste Miene des Notars imponirte dem Jüngling, der einige Worte der Erwiderung auf die Complimente stotterte, welche dieser an ihn richtete. Man lenkte seine Schritte nach der Wohnung der Amme hin, und zum ersten Male fühlte Cherubin eine Art Scham, als der Notar zu ihm sagte:

„Wie? Herr Marquis, hier machen Sie Ihre Studien? ... Sie sind sechzehn und ein halbes Jahr alt, von edler Familie, haben ein schönes Vermögen und bringen Ihre Tage unter dem Dache dieser Landleute zu? Ich ehre die Bauern, ich achte überhaupt alle rechtschaffenen Leute, aber Jeder muß seinen Rang behaupten, Herr Marquis; denn sonst wäre in der menschlichen Gesellschaft nichts als Unordnung und Verwirrung, und die Menschen würden nicht mehr von jenem Eifer, emporzukommen, beseelt, der, indem er ihnen einen lobenswerthen Ehrgeiz ins Herz legt, sie zu edeln Anstrengungen befähigt, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen."

„Bravo! ... recte dicis!" rief Herr Gerundium aus, während er dem Notar zulächelte, „der Herr spricht jetzt, wie ich ehedem gesprochen."

Cherubin erröthete und war um eine Antwort verlegen. Herr d'Hurbain suchte aufs Neue mit den freundlichsten Vorstellungen den Jüngling zur Vernunft zu bringen. Er legte jedoch hauptsächlich Gewicht auf den Stand und das Vermögen des jungen Marquis und sagte am Schlusse seiner Reden jedesmal zu ihm:

„Sie sind jetzt meiner Ansicht, nicht wahr, und kehren mit mir nach Paris zurück?"

Aber Cherubin, der des Notars Worte mit großer Willfährigkeit anzuhören schien, entgegnete mit sehr sanfter Stimme:

„Nein, mein Herr, ich bleibe lieber hier."

„Daran bin ich gewiß nicht Schuld," rief, die Augen gen Himmel richtend, Herr Gerundium aus. „Ich sage meinem

Schüler alle Tage, was Sie ihm so eben auch sagten, mein Herr, nur füge ich noch Beispiele aus der Geschichte, sowohl der alten, mittlern als neuen, hinzu ... es ist aber gerade, als ob ich einen Blinden zeichnen lehren wollte!"

„Herr d'Hurbain fing an dem Erfolge seines Besuches zu zweifeln an, als man Pferdegetrappel vernahm. Man eilte vor die Thüre, um zu sehen, was es gebe; ein hübsches Tilbury stand davor, worin sich ein sehr eleganter, nur von seinem Jockey begleiteter Herr befand.

Es war Herr Eduard von Monfréville, der sein Tilbury selbst kutschirte, leicht heraussprang und Cherubin bei seiner Annäherung mit Höflichkeit begrüßte, während der Notar zu dem jungen Marquis sagte:

„Erlauben Sie mir, Ihnen den Sohn eines alten Freundes von Ihrem Vater vorzustellen, Herrn von Monfréville, der seine Bitten mit den meinigen vereinigt, um Sie zu dem Entschlusse zu bewegen, nach Paris zurückzukehren."

Monfréville ergriff Cherubins Hand, drückte sie in der seinigen und sprach, nachdem er den Jüngling einige Zeit betrachtet hatte, zu ihm:

„Wenn man bei Ihrem Namen und Vermögen ein so hübsches Aeußere hat, ist es wirklich unverzeihlich, sich in einem Dorfe zu vergraben."

„Gewiß!" brummte Herr Gerundium, Monfréville zulächelnd, „wenn Helena verborgen gelebt hätte, so hätte es keine Belagerung von Troja gegeben; und wenn Dunois bei seiner Amme geblieben wäre, so hätte er wahrscheinlich nicht den Beinamen „der schöne Dunois" erhalten."

Monfréville warf dem Lehrer einen spöttischen Blick zu und wendete sich wieder an Cherubin:

„Mein lieber Herr, mein Vater war ein Freund des Ihrigen; das hat in mir den Wunsch erregt, Ihre Bekanntschaft zu machen,

und es hängt nur von Ihnen ab, daß wir Freunde werden, wie unsere Väter. O! ich begreife, daß Sie wegen des Unterschiedes, der zwischen meinem und Ihrem Alter besteht, meinen Vorschlag lächerlich finden können; lernen Sie aber nur erst die Welt kennen, und Sie werden einsehen, daß sich diese Verschiedenheiten durch die Uebereinstimmung des Geschmackes und Charakters ausgleichen; ich bin bereits überzeugt, daß wir uns recht gut vertragen werden. Aber, wie Teufels sind Sie angezogen? ... einen so hübschen, wohlgestalteten, jungen Mann in solchen Plunder zu stecken! ... es ist zum Erbarmen!"

„Mein junger Herr hat den Schneider seines verewigten Vaters," murmelte Jasmin; „ich glaubte nicht, ihm durch einen andern arbeiten lassen zu sollen ..."

„— Ihr hattet Unrecht, treuer Diener, ein Schneider ist keine Reliquie, die man sorgfältig aufbewahren muß ... Ich sehe, daß dieser nichts von der heutigen Mode versteht. Holla! ... Frank! bring' herbei, was ich in den Koffer des Tilbury's packen ließ!"

Monfréville's Diener kam gleich darauf mit Kleidungsstücken überladen; er breitete einen wunderschönen, nach dem neuesten Geschmack gearbeiteten Rock, eine Weste von blendendem Stoffe, schwarzatlaßne Halsbinden, hübsche Cravatten und eine blaue Sammetmütze mit Schnürwerk und einer goldenen Eichel verziert, auf einem Tische aus.

Beim Anblick dieser Gegenstände konnte sich Cherubin eines Ausrufs der Bewunderung nicht enthalten; ohne lange zu fragen, ob es ihm recht sei, zog ihm Monfréville seine Jacke und seine Morgenweste aus und dagegen was er mitgebracht hatte, an, wand eine prächtige broschirte Cravate um seinen Hals, knüpfte sie ihm auf eine kokette Weise und setzte ihm zuletzt die zierliche Sammetmütze auf, nachdem er die auf der Seite hervorquellenden Haarlocken geordnet hatte; dann führte er den Jüngling vor einen Spiegel und sagte zu ihm:

„Betrachten Sie sich einmal! sehen Sie so nicht hundert Mal besser aus?“

Cherubin wurde roth vor Freude, als er sich so hübsch sah; sein neuer Anzug gab auch in der That seinem schönen Antlitz einen ganz andern Ausdruck; er kleidete ihn so vortheilhaft, daß Nicolle, obgleich sie betrübt war, daß man ihr ihr Söhnchen entreißen wollte, nicht umhin konnte, auszurufen:

„Ach Gott! wie schön ist er! . . . wie prächtig ist er so! . . . hundert Mal schöner! . . .“

„Er sieht seinem seligen Vater gar nicht gleich,“ brummte Jasmin.

„Er gleicht dem Sohn des Jupiters und der Latona, dem Bruder der Diana, sonst auch Apollo genannt . . . oder Phöbus, wenn Sie lieber wollen,“ rief Herr Gerundium, immer lächelnd, aus.

Herr d'Hurbain blickte Monfréville mit zufriedener Miene an, gleich, als wollte er ihm Glück wünschen, das Mittel zur Verführung Cherubins gefunden zu haben; dieser schien wirklich entzückt über seinen Anzug, hörte nicht auf, sich zu betrachten und zu spiegeln, und um diese günstige Stimmung zu unterhalten, sagte Herr von Monfréville alsbald zu ihm:

„Man hat mich versichert, Sie wohnen in einem Dorfe . . . ich wollte es nicht glauben! . . . . der Sohn des Marquis von Grandvilain, der sich durch seine Eleganz, seine Kleidung und sein Benehmen auszeichnen muß, kurz, der dazu gemacht ist, um in Paris zu glänzen, darf nicht in einem Bauernhaus vergraben bleiben! das wäre ein Verbrechen! das wäre gegen alle Regeln! . . . diese kleine Probe einer Toilette mag Ihnen einen Begriff von Allem geben, was Sie in Paris erwartet. Ich bin gekommen, um Sie in meinem Tilbury abzuholen, und wünsche, daß Sie, noch ehe acht Tage vergehen, der bestgekleidete, eleganteste, junge Mann der Hauptstadt seien; Sie werden den Ton angeben, denn Sie sind reich und hübsch genug dazu.“

Cherubin schien hingerissen von Monfréville's Worten, und dieser, nicht mehr an seinem Siege zweifelnd, rief nun aus:

„Lassen Sie uns abreisen, mein junger Freund, zögern wir nicht länger . . . das Tilbury ist vor der Thüre und Paris winkt Ihnen.“

In diesem Augenblicke aber verfinsterte sich Cherubins Angesicht, und statt Monfréville und dem Notar, welche aufgestanden waren, zu folgen, setzte er sich nieder und sagte:

„Nein, ich mag nicht fortgehen . . . denn ich will, daß mich Louise so sehe.“

Die beiden Residenzler waren trostlos; sie hatten ganz sicher geglaubt, den jungen Marquis zum Mitgehen bewogen zu haben, und dieser weigerte sich aufs Neue.

Der Notar führte Vernunftgründe an, Monfréville bot alle seine Beredsamkeit auf, entwarf ihm ein reizendes Gemälde von den Vergnügungen in Paris; aber Cherubin blieb unbeweglich.

Herrn Gerundium machte das Staunen sprachlos. Nicolle freute sich im Innern, und Jasmin sagte halblaut:

„Ich dacht' es doch, daß all' diese Leute nicht pfiffiger sein würden, als ich.“

Alles schwieg; man wußte sich nicht mehr zu rathen, als man abermals das Rollen einer Kutsche hörte.

Nun leuchtete ein Hoffnungsschimmer aus Monfréville's Augen, und Herr d'Hurbain rief aus:

„Meiner Treu, es ist Zeit, daß Darena kommt; indeß bezweifle ich sehr, daß er glücklicher sein wird, als wir.“

„Vielleicht doch,“ sagte Monfréville leise; „Darena gehört zu den Leuten, die Alles vermögen.“

Das Gefährt hielt gleichfalls vor der Amme Haus, und die bei Nicolle versammelte Gesellschaft eilte an die Thüre, um nachzusehen, wer aussteige.

Der Fiaker, — denn das eben angelangte Fuhrwerk war

nur ein einfacher Fiaker, — schien nach dem aus dem Innern dringenden Lärm zu urtheilen, angefüllt. Man hörte mehrere Stimmen zu gleicher Zeit sprechen und fortwährendes lautes Gelächter. Endlich wurde der Kutschenschlag geöffnet, Herr Darena stieg zuerst aus, sein Anzug war noch abgetragener, als der gestrige; dessen ungeachtet entwickelte er aber die gebildetsten Manieren, als er den von ihm mitgebrachten Personen heraussteigen half.

Die erste war ein junges, als Spanierin gekleidetes Frauenzimmer, die zweite stellte eine Odaliske vor, die dritte eine Schweizerin und die vierte hatte das pikante Costüm einer Neapolitanerin an. Alle viere waren jung, hübsch, anmuthig, wohlgestaltet, hatten lebhafte, schelmische, verliebte Augen; und in der Art, wie sie aus der Chaise hüpften, lag eine erstaunliche Leichtigkeit und Grazie, überhaupt äußerte sich in ihrem ganzen Auftreten eine Zwanglosigkeit, wie man sie selten findet.

Die Dörfler machten große Augen. Herr Gerundium that, wie wenn er die seinigen niederschlüge, riß aber jeden Augenblick eines davon auf; der Notar blickte Monfréville verwundert an und fragte:

„Was soll das Alles heißen?"

Monfréville lachte hell auf und entgegnete:

„Wahrhaftig! ich glaube, er hat es besser angegriffen, als wir! . . ."

Unterdessen nahm Darena zwei dieser Damen bei der Hand und sprach:

„Kommen Sie, Rosina, Malvina . . . folgen Sie uns Célina und Feodora! . . . wir wollen dem jungen Marquis von Grandvilain unsere Ehrerbietung bezeigen . . . Wo ist er? . . . gut, ich seh' ihn schon, jener liebenswürdige junge Mann mit den schmachtenden Augen ist es! . . . alle Teufel! nehmen Sie sich zusammen, meine Damen, das sind Augen, die schreckliches Verderben in Ihren Reihen anrichten werden!"

Unter diesem Gespräch war Darena mit seiner Gesellschaft ins Haus getreten. Nachdem er die vier Damen, welche keineswegs verlegen schienen und lachend das Innere des Bauernhauses musterten, bis ins Zimmer geleitet hatte, begrüßte er Cherubin wie einen alten Bekannten und sagte zu ihm:

„Mein lieber Marquis, Herr d'Hurbain, Ihr Notar, ist auch der meinige; Ihr Freund, Herr von Monfréville, ist auch mir sehr befreundet; hieraus geht, wie Sie sehen, hervor, daß auch ich zu Ihren Freunden gezählt werden darf; es ist ein Titel, den zu verdienen ich mich glücklich schätzen würde ... Gewähren Sie mir denselben, Marquis! Männer, wie wir, verstehen sich bald ... Sie sind zwar jung, aber wir werden Sie bilden."

Cherubin ist ganz betäubt von Allem, was er sieht und hört, überdies werfen ihm die Spanierin und die Neapolitanerin Blicke zu, an die er gar nicht gewöhnt ist, während ihm die Odaliske auf sehr herausfordernde Weise zulächelt, und die Schweizerin fortwährend ihre Zungenspitze über die Lippen herausstreckt und ihm mit den Augen zublinzelt, was eine Bewegung in ihm verursacht, der er nicht Meister werden kann.

„Marquis Cherubin," fuhr Darena fort, „ich habe mir die Freiheit genommen, vier hübsche Damen mitzubringen; es sind Künstlerinnen, Tänzerinnen ersten Ranges, bei unserer großen Oper zu Paris angestellt; sie drückten das lebhafteste Verlangen aus, Sie zu sehen, und Milch auf dem Lande zu trinken ... Kann man Milch hier haben, tugendhafte Landleute? ..."

Während Darena diese Frage an Nicollen richtete und diese in den Stall eilte, sprang das kleine, als Schweizerin gekleidete Frauenzimmer von ihrem Stuhle auf und rief aus:

„O! ja ... o! Milch, das ist köstlich! Ich werde mir einen Spitz damit antrinken! ..."

Darena näherte sich der Schweizerin, stieß sie mit dem Ellbogen in die Seite, und sagte ihr leise in's Ohr:

„Malvina, thu' mir den Gefallen und halte das Maul, Du kannst doch nur Dummheiten schwatzen."

Und Monfréville, der sich in die Lippen biß, um nicht mit einem Gelächter herauszuplatzen, sagte heimlich zu Darena:

„Sie wagen es, zu behaupten, daß diese Frauenzimmer Operntänzerinnen seien! ..."

„Drei davon, mein Lieber; ich schwöre es Ihnen, nämlich Figurantinnen ... die Schweizerin allerdings ist nur von einem Boulevard-Theater, hat aber ein Bein zum Entzücken."

„Ich habe diese Damen in den Costümen ihrer Rollen mitgenommen," fuhr Darena gegen Cherubin gewendet fort, „weil sie mir versprachen, in Ihrer Gegenwart eine kleine Probe ihres Talentes abzulegen. Nun, meine Göttinnen, tanzen Sie einen hübschen Pas de quatre vor dem jungen Marquis, der sich keinen Begriff von dem machen kann, was man in der Oper zu sehen bekommt ... Ich weiß zwar wohl, daß man hier nicht so bequem tanzt, wie auf der Bühne ... der Fußboden ist nicht getäfelt; um so größer wird aber Ihr Verdienst sein ..."

„Er ist nicht einmal mit Platten ausgelegt!" rief die Schweizerin, zur Erde blickend, aus; „wie kann man hier Schleifschritte machen? da danke ich! ... es ist ganz uneben ... Wir werden einen Rumpler auf den Poder machen."

„Ah! sehr hübsch! ... sehr hübsch ..." rief Darena gewaltsam lachend aus, um den Eindruck zu schwächen, den die Ausdrucksweise der Schweizerin verursachte; „entschuldigen Sie, sie ist nicht aus Paris, sie ist unbekannt mit unserer Sprache und versteht die Bedeutung der Worte nicht."

„O! das Wort ist gut lateinisch, und Tibull, Petron und Ovid wenden zuweilen gleichbedeutende Worte an," sagte Herr Gerundium, seinen Mund zu einem enormen Lächeln aufreißend, damit die vier Tänzerinnen all' seine Zähne sehen konnten.

„Ich sei nicht aus Paris?" schrie Mademoiselle Malvina,

„das wäre sauber! ... ich bin in der Straße Mouffetard geboren, ... wo meine Mutter mit Käse von Brie handelt ..."

Darena trat der Tänzerin auf den Fuß und raunte ihr zu:

„Malvina, wenn Du nicht schweigst, so mußt Du in die Kutsche zurück, bekommst keine Milch und darfst nicht mit uns zu Mittag speisen."

Die Schweizerin schwieg, der Graf zog eine Kindergeige aus der Tasche und schickte sich zum Musiciren an, indem er sagte:

„Ich will das Orchester machen; Sie sehen, daß ich an Alles gedacht habe ... nun, meine Damen, bereiten Sie sich vor!"

Während dieser Zeit hatte sich Herr d'Hurbain Monfréville genähert und sagte zu ihm mit halblauter Stimme:

„Aber — der Herr Graf Darena hat in der That ein Mittel ersonnen ... von dem ich nicht weiß, ob ich es billigen soll ... Dieser Versuch scheint mir etwas zu leichtfertig ..."

„Ei, warum denn?" erwiderte Monfréville. „Darena ist geschickter, als wir ... ich halte sein Verführungsmittel für das wahre ... Ueberdies wird der junge Mann in Paris in die Oper gehen; welches Uebel läge also darin, hier tanzen zu sehen, was er im Theater aufführen sehen wird? Es scheint mir sogar, daß in der Nähe viel weniger Täuschung stattfinde."

„So sei es denn!" entgegnete der Notar, sich wieder setzend; „und — wer den Zweck erreichen will, darf die Mittel nicht scheuen."

Die vier Tänzerinnen waren im Begriff, einen Pas auszuführen, als Nicolle mit Tassen und Milch zurückkehrte. Sogleich eilten die Damen nach den Tassen und riefen, daß sie sich zuerst erfrischen wollten.

Während sie tranken, konnte Cherubin nicht aufhören, diese Frauenzimmer zu betrachten, die von denen, welche er bisher gesehen, so verschieden waren; und Herr Gerundium schenkte den Tänzerinnen selbst ein, indem er zu ihnen sagte:

„Ich habe jetzt sicher etwas von Ganymed ... er diente dem Jupiter, ich — Terpsichore'n und ihren Schwestern ...“

Aber Malvina nahm die Milchkanne aus des Lehrers Hand und sagte zu ihm:

„Ich heiße nicht Teppichore und das sind auch keine Schwestern von mir, aber Sie sind langweilig mit Ihrem tropfenweisen Einschenken! ... geben Sie, ich will lieber aus der Flasche selber trinken, das geht viel schneller.“

Und der alte Jasmin sprach, die Augen weit aufsperrend mit erstaunter Miene:

„Für Frauenzimmer von Stande haben sie einen guten Zug.“

Als keine Milch mehr da war, begaben sich die Tänzerinnen an ihren Platz. Die Gesellschaft hatte sich niedergesetzt, Darena seine kleine Geige zur Hand genommen. Er spielte die Melodie der „Arragonaise“ und die Damen begannen mit vieler Leichtigkeit und Anmuth ihre Tanzschritte zu machen.

Die Landleute waren in Bewunderung versunken.

Jasmin klatschte Beifall, Herr Gerundium schlug die Augen nicht mehr nieder, sein ganzes Gesicht flammte und glühte, wie seine Nase.

Der Notar und Monfréville beobachteten Cherubin; er schien von dem neuen ihm dargebotenen Schauspiele hingerissen und entzückt, und seine Blicke konnten diese hübschen jungen Frauenzimmer, deren Schritte, Stellungen und geringste Bewegungen Vergnügen und Wollust ausdrückten, nicht genug bewundern. Darena, welcher die durch den Tanz hervorgebrachte Wirkung bemerkte, spielte immer lebhaftere Melodieen. Die Tänzerinnen folgten dem Takte: ihr Tanz wurde wilder, üppiger. Sie schienen in Anmuth und Beweglichkeit miteinander zu wetteifern, und ihre belebten Augen gewannen noch an Glanz und Feuer. Jasmin applaudirte wie ein Rasender, Herr Gerundium kratzte sich an seiner Nase, als wenn er sie herausreißen wollte,

Cherubin war sehr ergriffen. In diesem Augenblicke streckte Fräulein Malvina, vom Eifer des Tanzes hingerissen, ihr Bein mit solcher Gewalt in die Höhe, daß es der Gesellschaft unmöglich ein Geheimniß bleiben konnte, daß sie keine Beinkleider anhatte.

Herr Gerundium, dessen Augen beinahe aus dem Kopfe heraustraten, schrie:

„Das sind Bayaderen ... das ist der mozambische Tanz! ... das ist sehr merkwürdig."

Herr d'Hurbain, der fand, daß der mozambische Tanz zu weit ging, erhob sich mit den Worten:

„Ganz gut, meine Damen; es ist jedoch genug, Sie müssen ermüdet sein."

„Ah! bah!" rief Mademoiselle Malvina aus, „ich könnte noch den Cancan tanzen! ... auf den verstehe ich mich."

Darena, der sich den durch den Tanz erreichten Erfolg nicht rauben lassen wollte, eilte auf Cherubin zu, nahm ihn beim Arme und sagte zu ihm:

„Nun kehren wir nach Paris zurück ... wir speisen im Rocher de Cancale mit diesen Damen zusammen, welche hoffen, daß Sie einer der Unsrigen sein werden ... denn das Fest wäre ohne Sie nicht vollständig."

Cherubin war bewegt, unentschlossen; er schwankte ... Darena gab den Tänzerinnen ein Zeichen, die herbeiflogen, den Jüngling umgaben, ihn aufs Verführerischste anblickten und ihm zuriefen:

„O! ja, mein Herr, kommen Sie mit uns nach Paris! Gehen Sie heute Abend in die Oper ... dort werden Sie uns tanzen sehen, und das wird etwas anderes sein, als in diesem Zimmer. Es wäre recht abscheulich von Ihnen, wenn Sie es uns abschlügen."

„Und im Rocher de Cancale ißt man gut ..." sagte Malvina ... „ich werde mich vollstopfen! ..."

„Nun! Nun! Sie sind der Unsrige;" rief Darena aus.

Die Spanierin und die Neapolitanerin ergriffen jede einen Arm Cherubins, und dieser ließ sich mit fortziehen, und fast unter lauter Tanzen bis zum Fiaker bringen, den er mit Darena und den vier Tänzerinnen bestieg.

„Aber ich habe einen bessern Wagen," rief der Notar, „es ist zu eng für sechse da drinnen ... einige der Damen könnten sich zu mir hereinsetzen."

„Nein, nein!" entgegnete Darena; „wir sitzen einander auf den Schooß; das ist sehr lustig! ... Vorwärts Kutscher, peitsche Deine Rosse, es wird Dir gut bezahlt ... zum Rocher de Cancale!"

Der Fiaker fuhr ab mit Cherubin, der nicht einmal Zeit gefunden, sich von seiner Amme zu verabschieden.

„Darena hat den Sieg gewonnen!" sagte Monfréville, „nun ist der Vogel seinem Nest entflogen! ..."

„Ja," entgegnete Herr d'Hurbain, „doch darf der Scherz nicht zu weit gehen ... und diese Mahlzeit, mit solchen Damen ... ich kann wahrhaftig nicht Theil daran nehmen ... ein Notar mit Ballettänzerinnen!"

„Ei, mein Gott ... ein einziges Mal! ... Es weiß es ja Niemand, überdies geschieht es aus einem lobenswerthen Beweggrunde und Ihre Anwesenheit wird im Gegentheile eine allzu große Ausgelassenheit bei diesem Gelage verhindern. Kommen Sie mit in mein Tilbury, wir folgen den Leutchen in diesem rascher nach."

Herr d'Hurbain stieg mit Monfréville ins Tilbury und Herr Gerundium mit Jasmin in des Notars Kutsche.

„Sie führen meinen jungen Herrn in den Rocher de Cancale," sagte der alte Diener, „und ich habe doch zu Hause eine Mahlzeit, einen feierlichen Empfang, Musik, Blumen u. s. w. vorbereiten lassen."

„Trösten Sie sich, würdiger Jasmin," entgegnete der Lehrer, „das kann Alles nachher noch benützt werden; mein Zögling muß

ja doch früher oder später jedenfalls nach Hause kehren. Was mich betrifft, ich bin Mentor und darf meinen Telemach, selbst wenn er zum Mittagessen in den Rocher de Cancale geht, nicht verlassen."

Elftes Kapitel.

Monfréville. — Darena. — Poterne.

Ein hübscher Saal und ein prächtiges Mittagessen waren von dem Grafen Darena im Rocher de Cancale unter folgender Betrachtung bestellt worden:

„Es geschehe, was da wolle, wir werden jedenfalls hier zu Mittag speisen; sollte ich zum verlierenden, d. h. zahlenden Theile gehören, so würde mir dies zwar im Augenblick sehr schwer fallen . . . indeß kümmert mich das wenig! ich bestelle einmal das Essen!"

Nur ans Vergnügen zu denken, sich nicht um die Zukunft zu kümmern, sogar öfters sorglos über die Erfordernisse der Gegenwart wegzugehen, das war Darenas Gemüthsart. Von einer edeln Familie abstammend, hatte er einen guten Unterricht und eine vortreffliche Erziehung genossen. Sein stolzer, strenger Vater entdeckte an seinem Sohne schon frühzeitig einen lebhaften Hang zum Vergnügen und zur Unabhängigkeit, und hielt es, um ihn davon zu heilen, für gerathen, ihm durchaus keine Zerstreuung und Freiheit, die sonst nach der Arbeit und dem Studium zur Erholung dienen, zu vergönnen. So hatte Darena sein neunzehntes Jahr erreicht, ohne jemals einen Thaler zur Verfügung gehabt, oder eine freie Stunde genossen zu haben. Um diese Zeit starb sein Vater, seine Mutter war schon längst todt, und er mit einem Mal sein eigener Herr und im Besitz eines ziemlich großen Vermögens. Er warf sich blindlings in Vergnügungen und Zerstreuungen, wollte die durch seines Vaters Strenge ver-

lorne Zeit wieder einbringen und hatte den Studien und ernsthaften Dingen auf immer den Rücken gekehrt.

Das Spiel, die Weiber, die Pferde und die Tafelfreuden waren seine Abgötter geworden. Anfangs hatte er unter der vornehmen Gesellschaft, zu welcher ihm sein Namen und Vermögen den Zutritt verschafften, eine Menge Liebesabenteuer angesponnen; aber Darena war nicht sentimental, er suchte nur das Vergnügen in einem solchen Verhältnisse und brach es ab, sobald er den mindesten Zwang oder die geringste Unannehmlichkeit dabei empfand.

Da die Damen aus den höhern Ständen nicht immer geneigt sind, nur ein Verhältniß von wenigen Tagen einzugehen, und das Betragen des Grafen Darena, der sich rühmte, keiner Frau treu zu bleiben, kein Geheimniß war, so wurden seine Eroberungen unter der höhern Welt seltener, und er nach und nach gezwungen, sich an niederere Bürgersmädchen, dann an Comödiantinnen, dann an Grisetten, dann an Frauenzimmer von zweideutigem Rufe zu wenden; zuletzt war er in diesem Punkt so wenig difficil geworden, daß er seine Geliebten aus den niedersten Ständen der Gesellschaft wählen mußte.

Mit Darenas Vermögen war es wie mit seinen Liebschaften gegangen: es war immer weiter heruntergekommen, so daß der Graf in seinem achtundzwanzigsten Jahre Alles aufgezehrt und Alles verschwendet hatte. Es blieb ihm nichts mehr, als das Haus in der Vorstadt Saint-Antoine, das er zu verkaufen im Begriffe stand und worauf er schon mehr Schulden gemacht hatte, als es werth war.

Aber weit entfernt, sich wegen seiner Lage und seiner Zukunft zu beunruhigen, war Darena Alles gleichgültig, wenn er nur gut essen, oder mit einer Tänzerin, einer Figurantin, einer Grisette, oder sogar mit einem Stubenmädchen Champagner trinken konnte; zur Erreichung dieser Vergnügungen scheute er

kein Mittel, denn Menschen, welche in der Wahl ihrer Bekanntschaften nicht sehr delikat sind, sind es auch nicht immer in Beziehung auf ihre Existenzmittel.

Ein Individuum, Namens Poterne, hatte mit all seinen Kräften zum Ruin und zu der Zerrüttung Darena's beigetragen. Dieser Poterne war ein Mensch, dessen Alter man wegen seiner Häßlichkeit und seines schlechten Wuchses nicht errathen konnte; auf einem dürren, knöcherichten, schiefen Körper, welchen krumme, schmächtige Beine trugen, befand sich ein auffallend großer, länglicht runder Kopf, eine in der Mitte eingedrückte, an der Spitze krumm gebogene Nase, ein Mund ohne Lippen, ein vorstehendes Kinn und zwei blaßgrüne, von übergroßen Wimpern beschattete Augen, deren Sterne sich unaufhörlich hin und her wälzten; man denke sich dazu einen ungeheuern Busch brauner, schmutziger, dicker Haare, die immer à la Igel geschnitten waren, so bekommt man das richtige Bild von Herrn Poterne.

Dieser Mann hatte sich an den Grafen Darena gemacht, als derselbe noch reich war; er hatte ihm seine Dienste für jeden Fall angeboten, er wußte alle Orte in Paris, wo ein junger Mann von Stande sich am baldesten ruiniren kann; wenn Darena im Schauspielhause oder auf dem Spaziergange ein Frauenzimmer sah, das ihm gefiel, so nahm es Poterne auf sich, ihr nachzufolgen, ihr einen Brief zuzustecken und Erkundigungen über sie einzuziehen. Später besorgte er für Darena auch Geldbarleiher, Wucherer und sonstige gefällige Lieferanten; daher war er dem Grafen unentbehrlich geworden, der ihn bald wie seinen Freund, bald wie seinen Bedienten behandelte; ihm zuweilen schmeichelte, ihn stets verachtete, aber nie entbehren konnte.

Man wird vielleicht glauben, daß dieser Herr die Absicht hatte, sich auf Kosten dessen, den er ruiniren half, zu bereichern. Das war ohne Zweifel auch Poterne's erster Gedanke, aber seine eigenen Laster gestatteten ihm nicht, die Fehler eines Andern zu seinem

Vortheile zu benützen; ebenso spiellustig, ebenso ausschweifend wie Darena, verspielte er, während dieser in einem glänzenden Salon Tausendfrankbillete verlor, in einer Schenke oder sonst in einer schmutzigen Höhle das seinem guten Freunde abgezapfte Geld; wenn Darena eine hübsche Dame bei Véfour oder Véry regalirte, so verzehrte Poterne sein Baares mit einer Gemüsehändlerin bei einem Garkoch, denn er mußte seiner Häßlichkeit wegen freigebig sein; wenn endlich Darena keinen Heller mehr in der Tasche hatte, so kam es ihm zuweilen in den Sinn, seinen Genossen zu mißhandeln, dem er vorwarf, seinen Ruin herbeigeführt zu haben; dabei bemächtigte er sich dann ohne Umstände Alles dessen was er bei ihm vorfand, und Poterne, der überdies auch feig war, ließ sich ohne Murren von seinem Freunde ausplündern, nahm sich aber vor, sich bei erster Gelegenheit zu rächen.

Es könnte auffallend erscheinen, den eleganten Monfréville in Beziehungen zu einem Menschen stehen zu sehen, dessen Eigenschaften, Betragen und Kleidung sogar, fortwährend von einem unordentlichen Leben zeugten. Aber es gibt Leute, die, wenn sie Jemand im Reichthum und Glück gekannt haben, ihm nicht den Rücken zukehren mögen, wenn sie ihm in einem schmutzigen Rocke und mit einem schlechten Hute begegnen. Außerdem hatte Darena noch glänzende Momente; wenn ihm das Spiel günstig war, oder sein Freund Poterne wieder eine neue Hülfsquelle entdeckt hatte, so sah man ihn plötzlich wieder mit Eleganz und Anstand die Schauspielhäuser, Bälle und ersten Restaurants von Paris besuchen; einige Tage darauf deutete die Vernachläßigung seiner Toilette, eine gewisse Unordnung in dem einen oder andern Kleidungsstücke an, daß der Wind wieder anders woher wehe; aber Darena wußte mit einem schlechten Hute und schmutziger Wäsche das Betragen der guten Gesellschaft so vollständig beizubehalten, daß es unbegreiflich schien, wie er sich in so schlechter herumtreiben mochte.

Und, abgesehen davon, kennt man denn in Paris das Privatleben der meisten Personen, deren vorübergehende Bekanntschaft man macht? Traf man Darena eines Tages gekleidet wie in den Zeiten seines Glanzes, sah man ihn an einem Vergnügungsorte tolle Ausgaben machen, so fragte man ihn nicht, durch welchen glücklichen Wechsel des Geschickes er seinen Reichthum wieder gewonnen habe, und aus demselben Grunde bekümmerte man sich auch, wenn man ihn bald darauf wieder armselig gekleidet in ein schlechtes Gasthaus für zweiundzwanzig Sous hineinschleichen sah, nicht um die Nachtheile und Verluste, welche ihn getroffen haben könnten. In Paris forscht man nicht nach den Geheimnissen Anderer, und in dieser Beziehung kann dort Discretion sehr oft mit Gleichgültigkeit bezeichnet werden.

Monfréville, der Darena im Reichthum gekannt hatte, wußte wohl, daß er sein Vermögen durch Verschwendung verloren hatte; er glaubte ihn aber noch nicht ganz ohne Hülfsmittel, und hielt es jedenfalls für unmöglich, daß er sich auf unziemliche Weise Geld verschaffen könnte. Der Graf hatte zwar öfters Tausendfrankennoten von ihm entlehnt und nie wieder zurückgegeben, allein Eduard von Monfréville war reich, und legte wenig Werth auf solche kleine Dienstleistungen; auch unterhielt ihn Darena's Gesellschaft; seine wunderlichen Einfälle, seine oft bis zum Cynismus gehende Sorglosigkeit belustigten ihn und verscheuchten die Schwermuth, welche sich zuweilen seiner bemächtigte.

Die Welt fragte sich oft, woher diese nachdenkliche Miene, dieses eher bittere, als höhnische Lächeln, das manchmal über Monfréville's Lippen glitt, kommen möge? Er war reich und mit Allem, was gefallen kann, begabt. Man liebte seine Gesellschaft, die Frauen wetteiferten um seine Gunst; er hatte viel Glück gemacht und stand in einem Alter, wo er noch Manches hoffen durfte. Indessen schien er selten wahrhaft heiter und vermied es, sich in seinen Unterredungen über ein Geschlecht zu

äußern, das ihn doch auszeichnete. Einige Personen glaubten, Monfréville sei auf dem Punkt angelangt, wo man für alle Vergnügungen abgestumpft wird, und schrieben diesem Umstande die Wolken zu, die bisweilen seine Stirne verdunkelten; andere, welche ihn über diejenigen seiner Freunde spotten hörten, welche auf die Beständigkeit ihrer Geliebten bauten, vermutheten, daß der schöne, verführerische Monfréville irgend eine unglückliche Leidenschaft genährt habe und das Opfer eines Verrathes geworden sei. Als man endlich diesen beliebten Mann Dreißig zurücklegen und sich sogar den Vierzigen nähern sah, ohne daß er an eine Heirath dachte, hatte man sich eine Menge Vorstellungen gemacht und gesagt:

„Er muß sehr schlimm von den Frauen denken, weil er es nicht wie die übrigen Männer machen und sich unter das Joch der Ehe beugen will.“

Aber Eduard von Monfréville war es höchst gleichgültig, was man von ihm denken und sprechen mochte; er lebte fortwährend nach seinen Neigungen und handelte nach seinem Gutdünken; bisweilen brachte er einen ganzen Monat unter lauter rauschenden Vergnügungen inmitten eines fröhlichen, verschwenderischen Völkchens zu, dessen Thorheiten er theilte; dann sah man ihn öfters wieder ganze Wochen die Gesellschaft meiden und die Einsamkeit aufsuchen. Man hatte sich zuletzt an diese Sonderbarkeit seiner Launen gewöhnt, da ein reicher Mann in der Welt stets das Recht hat, wunderlich zu sein; nur den armen Teufeln wird dasselbe nicht zugestanden.

Jetzt, da wir die Personen, mit denen wir zusammentreffen werden, besser kennen, wollen wir uns in den Rocher de Cancale begeben, wo Cherubin eben mit den Priesterinnen Terpsichore's angelangt ist.

Zwölftes Kapitel.

Ein Mittagessen im Rocher de Cancale.

Cherubin befand sich in Paris und im Rocher de Cancale, ehe er noch Zeit zur Besinnung gefunden hatte; die Damen schwatzten auf dem Wege so tolles Zeug, ihre Unterredung war so lebhaft, ihre Bemerkungen so sonderbar, daß der Jüngling nicht Ohren genug zum Hören hatte, und abwechselnd eine Tänzerin um die andere betrachtete, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume.

Beim Einsteigen in die Kutsche hüllten sich die Damen in weite Pelzmäntel, worunter sie ihre Costüme verbargen, und zogen eine Kapuze über den Kopf, um ihren Haarputz zu bedecken, was Cherubin veranlaßte, Darena ganz leise zu fragen:

„Warum verkleiden sich denn diese Damen alle als Kapuziner?"

Worauf ihm Darena ganz laut erwiderte:

„Mein lieber Marquis, das geschieht deßhalb, daß man, wenn sie am Gasthofe absteigen, ihre Theater-Costüme nicht sieht, denn wir sind noch nicht im Carneval ... in Paris hält man strenge auf anständige Kleidung!"

„O! mir liegt nichts daran!" sagte Fräulein Malvina, „ich ginge in meinem Schweizer-Costüm durch die Stadt zu Fuße ... zudem, würde man mich denn nicht für eine wirkliche Schweizerin halten?"

„Wenn Sie das Costüm eines Fischweibs anhätten, meine Liebe, so ist es weit wahrscheinlicher, daß man Sie nicht für verkleidet hielte!"

„Ah! seht einmal, das soll ein Calembourg sein, ist aber nur eine Unverschämtheit! Man könnte eben so gut sagen,

daß Sie in Ihrem schäbigen Anzuge eher einem Lumpensammler im Sonntagsstaat, als einem Grafen gleichen!“

Darena schlug ein helles Gelächter auf, gab Malvinen einen leichten Schlag auf die Wange und sagte:

„Man schweige, und vor allen Dingen, meine Damen, man führe sich gut auf! auf dem Lande ist eine anständige Freiheit gestattet, aber im Rocher de Cancale und unter der gebildeten Gesellschaft, mit der ihr die Ehre habt zu speisen, wäre ich genöthigt, euch meine zarten Schäferinnen, wenn ihr euch nicht mit Anstand benehmt, zur Thüre hinauszuwerfen!“

„Mein Gott, Herr Graf, wir werden uns doch zu benehmen wissen! ...“ — „Glauben Sie, wir kommen nie unter vornehme Leute ...?“ — „Ich speise oft mit meinem Gönner und seinem Bruder, der einer der bedeutendsten Fleischer in Paris ist.“ — Und ich! ich besorge zuweilen den Laden meiner Base, welche Bäckerin in feinen Waaren und Pasteten ist ... bei der sich nur Herren mit Glacéhandschuhen erfrischen.“

„— Schön, schön, meine Damen, jetzt erst haben wir die volle Gewißheit, daß Sie würdig sind, in gute Gesellschaft zu kommen ... und sogar eine Zierde derselben sein würden ... O! wenn nur Herr d'Hurbain nicht Theil an unserem Mahl genommen hätte ... aber er ist schon da, ich seh' ihn mit Monfréville aus dem Tilbury steigen. Wir sind an Ort und Stelle. Wohlan, junger Marquis, reichen Sie den Damen die Hand.“

Der Wagen hielt an, man öffnete den Kutschenschlag, da erschien ein Igelskopf mit einem alten, nußbraunen Oberrock auf dem Leib, dessen Kragen gleichsam ein fortgesetzter Fettflecken war. Es war Herr Poterne, der den Damen seine Hand zum Aussteigen bot.

Malvina wich zurück und schrie:

„Ach, mein Gott! was ist das? ... eine Nachteule, ein Stachelschwein!“

„Das ist mein Geschäftsführer," entgegnete Darena, „der darüber gewacht haben wird, daß Alles gehörig besorgt ist ... und nun erscheint, um uns seinen Arm zum Aussteigen anzubieten; er ist ein außerordentlich gefälliger Mann."

„Er mag gefällig sein, aber sehr häßlich ist er auch, nicht wahr, Rosina?"

„— Ja ... ach! wie dumm ist es, so häßlich zu sein! ... wenn man nachher diesen charmanten kleinen Herrn Cherubin ansieht ..."

„Ach, Gott! das ist ein Unterschied, wie zwischen der Sonne und einer Wanze!"

„Vorwärts, meine Damen, steigen Sie doch aus, Sie können ja oben mit einander plaudern!"

Die Gesellschaft versammelte sich alsbald im Saale, wo man die Tafel gedeckt hatte. Herr d'Hurbain und Monfréville kamen zu gleicher Zeit mit dem Fiaker an, der Cherubin und die Tänzerinnen hergeführt hatte. Der Notar trat auf Darena zu und sagte ihm ins Ohr:

„Ich hoffe, mein lieber Graf, daß Ihre Tänzerinnen sich hier passend betragen werden; es freut mich, daß die Anmuth ihres Tanzes und die Lebhaftigkeit ihrer Blicke den jungen Mann in Entzücken versetzt haben; er ist aber eigentlich noch ein Kind und soll sich nicht mit Balletttänzerinnen einlassen."

„Mein Gott! seien Sie doch ruhig! ... Sie sind sonderbar, mir verdanken Sie es, daß dieser sechzehn- und ein halbjährige Säugling sich endlich von seiner Amme getrennt hat ... und statt mir dankbar zu sein, halten Sie mir eine Vorlesung ... Da lohnt sich's der Mühe, den Leuten nützlich zu sein ... seine Einbildungskraft anzustrengen ... damit Einem nachher Moral gepredigt werde!"

„Ei, Darena," fragte Monfréville, Herrn Poterne musternd der hinter den Damen herumschlich und von der Seite her schmach-

tende Blicke nach ihnen warf, die sie mit Grimassen erwiederten, „— ist dieser entsetzliche, schmutzige Herr einer Ihrer Freunde, haben Sie die Absicht, ihn zu unserer Tafel zu ziehen? ... ich gestehe Ihnen, seine Gesellschaft ist nicht verführerisch für mich ... wer ist dieser Mensch, er sieht einem Sperber sehr ähnlich."

„Das ist mein Intendant."

„Ach! Sie haben noch einen Intendanten! ich glaubte, Sie hielten kein Haus mehr."

„Er ist das Einzige, was ich beibehalten ... dieser Mann besorgt meine Angelegenheiten; er ist ein kostbarer Bursche in Auffindung von Hülfsmitteln."

„In demselben Falle könnte er vielleicht auch welche zur Anschaffung eines neuen Oberrocks auffinden, der meiner Ansicht nach sehr am Platze bei ihm wäre."

„Nun! ... ißt man noch nicht bald?" fragte Malvina, während sie in einer Ecke des Saales einen Kreis mit ihren Beinen zu beschreiben versuchte.

„Doch, mein Fräulein! Nun, Herr Cherubin, wollen Sie gefälligst Platz nehmen!" Herr d'Hurbain machte Miene, sich neben Cherubin zu setzen, aber Monfréville hielt ihn zurück und flüsterte ihm in's Ohr:

„Lassen Sie diese jungen Thörinnen neben unsern Schüler sitzen, sonst könnte uns leicht die Frucht unserer Mühen wieder verloren gehen ... ich beobachte Cherubin mitten unter der Gesellschaft, er seufzt manchmal; wenn er das Heimweh bekäme, würde er mit aller Gewalt wieder zu seiner Amme zurückkehren wollen, und es wäre uns kaum möglich, ihn in Paris festzuhalten."

Herr d'Hurbain gab nach, er ließ Fräulein Rosina und Célina sich neben Cherubin setzen; Malvina, die zu spät kam, um einen Platz an seiner Seite zu finden, wollte Rosina zwingen,

ihren Stuhl an sie abzutreten, und bedrohte sie bereits mit einer Ohrfeige; aber ein strenger Blick Darena's machte dieser Streitigkeit ein Ende, und Fräulein Malvina setzte sich an das andere Ende des Tisches, während sie die Worte trillerte:

„Nein, Du sollst ihn nicht haben!
An mir wird er sich laben.
Heidelbum, hopsasa rc."

Ein Gedeck blieb leer, denn Herr Poterne hatte neune legen lassen, und trotz der Winke Darena's schien der Herr im Oberrock geneigt, Platz davor zu nehmen, als die Saalthüre aufging und Herr Gerundium in Begleitung Jasmins eintrat.

Der Lehrer verbeugte sich vor der Gesellschaft und sagte:

„Ich empfehle mich diesen Herren gehorsamst und lege zu gleicher Zeit diesen Damen meine Ehrerbietung zu Füßen."

„Was hat er mit unsern Füßen zu thun, dieser Herr?" fragte Malvina den Grafen, der an ihrer Seite saß, und ihr nur mit einem heftigen Kniepuffe antwortete. Als aber Cherubin die Neuangekommenen gewahrte, strahlte sein Angesicht, und er rief freudig aus:

„Ach! Sie sind's, mein lieber Lehrer... Sie thaten sehr wohl daran, auch mit nach Paris zu kommen ... Ach! wie Schade, ... daß nicht auch ..."

Cherubin vollendete nicht, er hatte an Louisen gedacht, aber ein gewisses Etwas, das er nicht enträthseln konnte, sagte ihm, daß seine naive Gespielin in Gesellschaft dieser schön tanzenden Damen nicht recht am Platze gewesen wäre. Herr d'Hurbain, den die Gegenwart des Lehrers sehr erfreute, weil er einen Grund mehr für die Sicherheit Cherubins darin fand, begrüßte denselben freundlichst und sagte zu ihm:

„Sie haben sehr wohl daran gethan, mein Herr, Ihrem Zöglinge nach Paris zu folgen; wir haben übrigens darauf gerechnet; setzen Sie sich zu Tische, dort ist ein Gedeck für Sie."

„Ja, ja, setzen Sie sich dorthin, Herr Gerundium!“ rief Cherubin, seinem Lehrer den leeren Platz zeigend, aus; „und Du, mein guter Jasmin, komm zu mir her!“

„Herr Marquis, ich kenne meine Pflicht und werde mich auf meinen Posten stellen ...“

Mit diesen Worten nahm der alte Diener eine Serviette über den Arm und pflanzte sich hinter Cherubins Stuhl auf; Herr Gerundium aber ließ sich die Einladung nicht wiederholen, stieß Poterne auf die Seite, nahm Platz bei Tische und verschlang die ihm aufgetragene Suppe mit dem Ausruf:

„Das ist das Gastmahl Belsazar's! das ist das Fest von Eleusis ... die Hochzeit des Gamache! Niemals gab es noch ein Mahl, so schön wie dies.“

„Ei! dieser Herr spricht in Versen,“ sagte Malvina zu ihrem Nachbar.

„Ja,“ entgegnete Darena, „ich glaube, dieser Herr hat das Trauerspiel: „das Erdbeben in Lissabon“ gemacht.“

Herr Gerundium lächelte dem Grafen anmuthig zu und flüsterte mit bescheidenem Tone: „Ich mache ziemlich geläufig Verse, habe aber nie ein Trauerspiel geschrieben ... ganz gewiß und wahrhaftig nicht.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich hielt Sie für den Meister Andreas! Sie haben viel von seinem Wesen an sich ... aber trinkt doch auf die Gesundheit des Herrn Marquis und das Vergnügen, ihn endlich in Paris zu besitzen!“

Der Vorschlag Darena's ward eifrigst angenommen, die Gläser wurden mit Madera angefüllt und auf Cherubins Gesundheit geleert; die vier Tänzerinnen tranken ihr Glas bis zur Nagelprobe aus und goßen den Madera mit solcher Fertigkeit den Schlund hinunter, daß es den Neid von Engländern hätte erregen können.

Inzwischen entschloß sich Poterne, der sich des Platzes, nach

dem er strebte, beraubt sah, lieber zu stehen, als sich zu entfernen; er stellte sich, wie Jasmin hinter seinen Herrn, so hinter Darena, während er aber that, als ob er ihm zuweilen einen frischen Teller gäbe, forderte er von diesem ganz leise von allen auf dem Tische befindlichen Speisen: Darena bot ihm gefüllte Teller dar, aber anstatt sie weiter zu geben, drehte sich Poterne um, und ließ ihren Inhalt mit vieler Gewandtheit in Magen und Tasche spazieren.

Anfangs war das Essen heiter, und nichts verletzte den Anstand; die Damen, denen Darena ein schickliches Betragen anempfohlen hatte, beschäftigten sich einzig damit, dem Essem alle Ehre anzuthun und benahmen sich, obgleich sie Cherubin hold zulächelten, ohne Tadel. Malvina allein machte zuweilen eine etwas erotische Bemerkung oder Scherz; aber dann schnitt ihr Darena eiligst das Wort ab; seine stets witzige und spaßhafte Unterhaltung, die humoristischen Einfälle Monfréville's, der gerade seine lustigen Tage hatte, und die Citationen des Herrn Gerundium, der, obgleich er für viere aß, doch Gelegenheit fand, all' seine Kenntnisse zur Schau zu bringen, ließen Cherubin keinen Augenblick Zeit, über seine Lage nachzudenken; überrascht, sich als den Helden dieses unerwarteten Festes zu sehen, fühlte er sich betäubt, hingerissen, gefesselt; die Liebesblicke, die man ihm zuwarf, die Witze, welche er hörte, die schmeichelhaften Dinge, die man ihm sagte, dieses köstliche, feine, leckere Mahl, welches zugleich seinen Geruch, seinen Geschmack und seinen Gaumen ergötzte, — das Alles gestattete ihm nicht, an das Dorf zurückzudenken, denn sobald sich sein Angesicht verdüsterte und mit der Rückkehr einer Erinnerung drohte, so verdoppelten die ihn umgebenden Personen ihre Munterkeit, Aufmerksamkeit und Tollheit, um die Wolke zu verjagen, die sich auf seiner Stirne lagern wollte.

„Was!“ sagte plötzlich Malvina, als sie sich umwendete und Poterne bemerkte, der Darena einen Teller abnahm, „Ihr Ge-

schäftsführer bedient Sie zugleich bei Tische ... er ist also auch Ihr Bedienter? ..."

„Er bedient mich mit Allem!" entgegnete Darena, „ich sagte Ihnen ja, er sei ein kostbarer Mensch ... ich kann aus ihm machen, was ich will!"

„Da sollten Sie einen hübschen Jungen aus ihm machen!..."

„Sokrates, Horaz, Cicero und Pelisson waren abstoßend häßlich," sagte Herr Gerundium, der kleinen Schweizerin einschenkend. „Man kann sehr garstig und doch sehr geistreich sein."

„Ah! Sie Schelm, Sie haben gegründete Ursache, das zu behaupten!" entgegnete Malvina, ihr Champagnerglas leerend. Der Lehrer, dem diese Erwiderung unerwartet kam, kratzte an seiner Nase und begehrte Trüffeln.

Das Klirren eines zerbrechenden Tellers störte dieses Gespräch; Jasmin ließ beim Tellerwechseln für seinen jungen Herrn schon zum vierten Male einen hinunterfallen, zwei Bouteillen und eine krystallene Flasche, die durch seine Hände gegangen waren, hatten dasselbe Loos erlebt.

„Ach! der Einfaltspinsel!" rief Malvina mit schallendem Gelächter aus.

„Dieser Kammerdiener kommt sehr theuer zu stehen!" sagte Monfréville lächelnd.

„Entschuldigen Sie, mein lieber Herr, entschuldigen Sie!" sagte Jasmin, der bei jedem neuen, durch seine Ungeschicklichkeit herbeigeführten Zufall scharlachroth wurde. „Ich habe schon so lange nicht mehr bei Tische bedient ... ich werde mich aber wieder einüben! ... es handelt sich hier nur um eine Gewohnheit."

„Ei zum Teufel," sagte Darena, „wenn er eine Gewohnheit daraus machen will, das wäre vollends nicht übel!"

„Aber, mein guter Jasmin, warum stehst Du auch immer hinter mir? ... für Deine Jahre ist das zu ermüdend ... setze

Dich in die Ecke dort ... ich werde Dir schon rufen, wenn ich Dich nöthig habe."

„Warum nicht gar?" entgegnete Jasmin, indem er sich gerade zu halten suchte. „Glaubt der gnädige Herr, ich kenne meine Pflicht nicht? ich werde meinen Posten nicht verlassen ... eher darauf zu Grunde gehen! ..."

„Das heißt, all' das Geschirr des Gastwirths wird dabei zu Grunde gehen!" sagte Darena lachend; dann fuhr er mit erhöhter Stimme, indem er sein Glas in die Höhe hob, fort: „Ehre dem unglücklichen Muthe!"

„Die Anhänglichkeit dieses alten Dieners ist ein Lob für ihn und seine Herrschaft," sagte Monfréville. „Ich bringe einen Toast auf die Treue aus, sie ist eine so seltene Sache, daß man ihr, unter welcher Gestalt sie sich auch zeigen mag, nicht genug Ehre anthun kann."

Der Toast wurde von den Tischgästen mit Eifer angenommen, Herr d'Hurbain schlug einen zu Ehren des verewigten Herrn von Grandvilain vor. Darena trank auf die Gesundheit der Operntänzerinnen. Herr Gerundium erhob sich und rief begeistert aus:

„Auf den Fortschritt der Kochkunst in Frankreich ... die alten Römer hatten vielleicht mehr Gerichte auf ihrem Tische, aber ohne Zweifel keine so köstliche."

Fräulein Malvina, die auch ihren Toast ausbringen wollte, hob ihr Glas in die Höhe und rief aus:

„Ich trinke darauf, daß man sehr lange Ballete und sehr kurze Röcke machen möge; das wäre im Interesse der Tänzerinnen und Aller, die das Ausstrecken der Beine lieben."

Keine der Damen wollte zurück bleiben: Célina trank auf die Gesundheit ihres Eichhörnchens, Rosina auf die ihrer Katze und Feodora auf die ihres Vetters, der unter den afrikanischen Jägern diente; Herr Poterne trank auf Niemands Gesundheit, aber er kehrte fortwährend der Tafel den Rücken zu und verschluckte

eine entsetzliche Masse Champagner. Die Toaste wurden durch einen furchtbaren Lärm unterbrochen; diesesmal war es ein ganzer Stoß Teller, den Jasmin auf den Boden fallen ließ, so zwar, daß der Boden mit Scherben bedeckt war.

„Das gibt eine theure Mahlzeit," sagte Darena, „man muß sehr reich sein, um einen Bedienten, wie diesen alten Jasmin, halten zu können."

Indessen hatten die vielfach ausgebrachten Trinksprüche die Köpfe etwas erhitzt. Schon stand Malvina, die nicht mehr auf ihrem Platze gut that, auf und fing einen sehr entschiedenen Cancan zu tanzen an; Cölina und Rosina wollten einen Krakauer versuchen; Feodora walzte mit Darena; und Herr Cherubinum, um den sich, obwohl er fest auf seinem Stuhle saß, Alles im Kreis herum drehte, bat Malvina ungestüm um eine Wiederholung des mozambischen Tanzes mit all' seinen Annehmlichkeiten geschmückt.

Herr d'Hurbain, der bei kaltem Blute geblieben war, dachte, es sei nun Zeit, Cherubin wegzuführen; er nahm den jungen Marquis beim Arme, gab Monfréville und dem Lehrer, der nur mit Bedauern vom Tische aufstand, einen Wink, und sich durch das zerbrochene Geschirr Bahn brechend, verließen sie das Gasthaus und stiegen in die Kutsche, welche sie zum Grandvilain'schen Hause brachte, ohne nur zu bemerken, daß Jasmin, der ihnen gefolgt war, mit Hülfe eines Commissionärs es erlangt hatte, hinten auf dem Wagen Posto zu fassen.

„Gehen wir nicht nach Gagny zurück?" fragte Cherubin, als er sich in der Chaise befand.

„Diesen Abend ist es nicht mehr möglich, mein lieber Freund, es ist viel zu spät," entgegnete Herr d'Hurbain. „Morgen ... oder in einigen Tagen ... Sie werden schon sehen; da Sie einmal in Paris sind, müssen Sie sich wenigstens mit der Stadt bekannt machen."

„Ja," murmelte Herr Gerundium mit schwerer Zunge . . . „Gras . . . Morgen . . . Gras mane . . . Morgen früh . . . perendinus dies . . . übermorgen! . . . oder wann's sein mag! . . ."

„Und wenn Sie erlauben," sagte Monfréville, „so werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie überall herumzuführen und Ihnen Alles zu zeigen, was ein junger Mann von Ihrem Range kennen lernen muß!"

Cherubin antwortete nichts; er wollte gerne wieder nach Gagny zurück, aber das eben eingenommene köstliche Mahl hatte ihm ganz neue Begriffe beigebracht, und man hatte ihm schon so viel von den in Paris zu erwartenden Genüssen, deren Vorschmack er bereits gekostet, erzählt, daß er zuletzt bei sich selber dachte:

„Was schadet's? . . . da ich einmal in dieser Stadt bin, so kann ich ebensowohl die wunderbaren, mir so angepriesenen Dinge in aller Eile sehen . . . und wenn ich dann wieder zu Louisen zurückkomme, habe ich ihr doch recht viel zu erzählen."

Der Wagen langte vor dem Hôtel in der Faubourg Saint-Germain an, der Kutschenschlag wurde geöffnet; aber kaum war das Gefährt durch den Hof hereingefahren, so vernahmen der junge Marquis und seine Umgebung eine eigenthümliche Musik.

Man hörte mehrere Orgeln, Leiern und einige Clarinette zu gleicher Zeit, jedoch verschiedene Stücke spielen; gellende, falsche Stimmen sangen alte Arien, Trauer- und Vaudevillelieder durcheinander; kurz, es war eine schreckenerregende Katzenmusik. Die Aussteigenden wollten sich gerade verwundert fragen, was das Alles bedeuten solle? als ein dumpfes Geräusch, wie wenn ein Klumpen zu Boden fiele, auf dem Pflaster ertönte; man trat hinzu und erkannte Jasmin, der beim Hinabsteigen hinten von der Kutsche ausgeglitten und auf die Erde gefallen war; allein der unerschrockene Diener richtete sich schnell wieder auf und rief:

„Es hat nichts zu sagen . . . ich bin nur ein bischen aus-

geglitscht . . . Herr Marquis, zu Ehren Ihrer Ankunft hier in Ihrem Hause habe ich ein Concert veranstaltet . . . Musiker und Sänger kommen lassen . . . Es lebe der neue Herr Marquis von Grandvilain! . . ."

Cherubin dankte Jasmin für seine wohlwollenden Absichten, bat ihn aber, diese Leute, die ihm sein Gehör zerrissen, sogleich zu entlassen. Herr d'Hurbain und Monfréville verabschiedeten sich von dem Jünglinge, empfahlen ihn leise seinem Lehrer, der freilich nicht mehr verstand, was man ihm sagte, und überließen ihn der Ruhe, deren er bedürftig sein mußte.

Nachdem sich die Fremden entfernt hatten, fragte Jasmin den jungen Marquis, ob er die Dienerschaft die Revue passiren lassen wolle? und Mamselle Turlurette, entzückt, ihren jungen Gebieter wieder zu sehen, machte ihm den Vorschlag, das Weißzeug und die Speisekammer zu beaugenscheinigen, um Einsicht von seinem Hause zu nehmen und sich von der Verwaltung desselben seit seines Vaters Tode zu überzeugen: allein Cherubin fühlte keine Lust, sich diesem Geschäfte zu unterziehen: die Vergnügungen ermüden, wenn man nicht gewöhnt ist, sich ihnen hinzugeben, und der junge Marquis wünschte nichts als Ruhe.

Als Cherubin das ungeheure, zu seinem Schlafzimmer bestimmte Gemach sah, in welchem sich ein alterthümliches, auf einer Estrade stehendes, mit großen, karmoisinrothen Sammetvorhängen umgebenes Bett befand, machte er ein saures Gesicht und rief aus:

„Ach, wie häßlich ist es da! . . . mein kleines Zimmerchen bei meiner Amme war mir weit lieber . . . es war viel heiterer! . . . O! ich will morgen wieder dahin zurückkehren . . . denn ich meine, hier werde ich schlecht schlafen." — Aber mit sechszehn und einem halben Jahre schläft man nach einem anstrengenden Tage überall gut, so ging's auch Cherubin.

Was Herrn Gerundium betrifft, so war er, nachdem er Mamsell Turlurette mit: „meine Damen" angeredet hatte,

weil er sie mit seinen weingetrübten Augen für zwei Personen ansah, vor Vergnügen außer sich, als er in ein schönes, für ihn eingerichtetes Zimmer trat; er streckte sich behaglich in einem recht weichen Bette aus und legte sein Haupt sanft auf eine Schichte Kopfkissen mit den Worten nieder:

„Mir ist noch nie so gut gebettet worden!... ich sinke hinein, ich vergrabe mich! das ist herrlich! . . . ich möchte mein Lebenlang im Bett bleiben! . . . und vom mozambischen Tanze träumen!"

Dreizehntes Kapitel.

Morgen!

Cherubin erwachte spät, blickte erstaunt um sich her und suchte seine Gedanken zu sammeln. Er fragte sich, warum er Gagny verlassen habe, seine gute Nicolle und Louisen, die er so sehr liebte? . . . dann dachte er an das prächtige Mittagessen von gestern und an die so lieblichen, so muntern, so spaßigen vier Frauenzimmer, die mit so viel Grazie tanzten, während sie ihm so süße Blicke zuwarfen... was zusammen freilich wohl im Stande war, einen so unerfahrenen Kopf und ein so frisches Herz in Anspruch zu nehmen.

Plötzlich erschreckte ihn das Geräusch eines fallenden und in Stücke gehenden Möbels, er drehte den Kopf und gewahrte Jasmin, der entsetzt über einen von ihm umgeworfenen Waschtisch dastand.

„Was gibt's denn?" fragte der Jüngling, der sich nicht enthalten konnte, über das Gesicht zu lachen, das sein alter Kammerdiener machte.

„Gnädiger Herr... ich bin's... weil ich keinen Lärm machen wollte, um Sie nicht im Schlafe zu stören . . ."

„So! Du heißt das keinen Lärm machen."

„Während ich vorsichtig einherging, stieß ich auf dieses kleine Möbel . . . welches ausglitschte . . . aber, seien Sie ruhig, man kann wieder ein ähnliches bei jedem Tapezier bekommen!"

„O! ich bin ganz ruhig . . . Jasmin, ich will mich anziehen und nach Gagny zurückkehren . . ."

„Wie, jetzt schon, mein theurer Herr . . . haben Sie auch Ihre Casse untersucht? . . ."

„Nein, weßhalb denn? . . ."

Jasmin wies Cherubin die im Sekretär befindliche Geldschublade und sagte zu ihm:

„Sie ist ganz mit Gold angefüllt, gnädiger Herr, das Ihnen gehört . . . und wenn dieses ausgegeben ist . . . so erhalten Sie wieder anderes . . . Sie dürfen sich nur an Ihren Bankier wenden, und mit Gold verschafft man sich in Paris sehr viele Annehmlichkeiten . . ."

„Jasmin, Du weißt wohl, daß ich's nicht leiden kann, wenn man mir widerspricht . . . wo sind meine Kleider . . . meine Stiefeln . . .?"

„Gnädiger Herr, ich habe sie zum Fenster hinausgeworfen . . . bis auf die, welche Ihnen Herr von Monfréville gestern gebracht hat . . ."

„Was soll das heißen? . . . ich habe also keine Beinkleider mehr anzuziehen . . . seid Ihr verrückt, Jasmin?"

„Herr von Monfréville hat mir streng befohlen, den ganzen alten Trödelkram des Herrn Marquis wegzuwerfen . . . aber es ist ein Kleiderfabrikant, ein Schuhfabrikant, ein Hemdenfabrikant, ein Hutfabrikant u. s. w. da . . . die die modernsten Gegenstände bei sich haben . . . Herr von Monfréville hat alle diese Leute, die seit einer Stunde auf Ihr Erwachen warten, hergeschickt."

„Nun, so laß sie hereinkommen."

Die Fabrikanten wurden eingeführt; sie waren jeder von

einem Burschen begleitet, der die Waaren trug. Während Cherubin aussuchte, was ihm am meisten gefiel und was man ihm als das Modernste bezeichnete, meldete man den Grafen Darena.

Darena erschien in seinem abgetragenen Rocke, seinem außer Form gerathenen Hute und seiner zerknitterten Kravatte von gestern, aber auch mit seinem Anstande und seiner gewöhnlichen Heiterkeit, er eilte auf den Jüngling zu, um ihm die Hand zu drücken, und rief dabei aus:

„Hier bin ich, mein lieber Freund, ich wollte Sie bei Ihrem Erwachen begrüßen .... ich komme, um mit Ihnen zu frühstücken ... Ach! Sie machen Einkäufe. Das hätten Sie mich besorgen lassen sollen ... ich hätte Ihnen meine Lieferanten geschickt... Sie sind gestern so schnell fortgegangen ... die Damen waren schmerzlich überrascht, als sie Sie nicht mehr sahen."

„Herr d'Hurbain hatte mir gesagt, es sei Zeit zum Aufbrechen ... es schicke sich nicht, noch länger in einem Gasthause zu verweilen," entgegnete Cherubin in aller Unschuld.

„Ach! herrlich! köstlich! ... in Paris bleibt man, so lange es Einem gefällt, bei einem Gastwirth ... man bringt sogar die Nacht dort zu, wenn man Lust hat. Dieser Herr d'Hurbain ist ein sehr schätzbarer Mann; aber er taugt nicht mehr in unsere Zeit, noch auf die Höhe des Jahrhunderts ... zum Glück wird er nicht immer bei Ihnen sein, denn das wäre höchst langweilig ... Sie nehmen den blauen Frack nicht? ..."

„Ich habe schon zwei Fräcke und zwei Ueberröcke ausgewählt," entgegnete Cherubin.

„Dann nehm' ich ihn ... ich sehe schon, er paßt mir ... auch zu diesem polnischen Rocke habe ich Lust ... es ist eine Laune von mir ... beim Kuckuk, die Farbe dieser Hosen verführt mich ... ich kaufe sie ... und diese beiden Westen ... O! wenn ich einmal im Zuge bin, kann mich nichts mehr zurückhalten ... Hier sind Hemden, die vorzüglich kleiden müssen ... heutzutage

macht man Hemden, die wie ein Frack anschließen ... ich behalte dieses Dutzend ... diese Stiefeln scheinen mir gut gemacht ... Sie haben einen sehr hübschen Fuß, lieber Cherubin, in der Größe des meinigen ... ich nehme dieses Paar ... Sind sie vom gleichen Maße, wie die, welche der Herr Marquis ausgewählt hat ...?"

„Ja, mein Herr," erwiderte der Schuhmacher mit einem Bückling.

„Dann behalte ich sie ... Ah! ich bin neugierig, zu sehen, ob mein Kopf denselben Umfang hat, wie der Ihrige ... zeigen Sie mir einmal den für Sie ausgewählten Hut ..."

Während er mit aller Gewalt einen Hut, den ihm der Hutmacher darreichte, der aber viel zu klein war, in den Kopf zwingen wollte, rief Darena aus:

„Er würde mir schon recht werden ... er würde am Ende schon sitzen bleiben ... aber haben Sie vielleicht einen ähnlichen da, der etwas größer ist?"

„Ja, mein Herr ..."

„Lassen Sie einmal sehen ... der geht vollkommen ... ich nehme ihn auch."

Die Geschäftsleute betrachteten sich mit sorglicher Miene; man las in ihren Augen, daß sie sich gegenseitig befragten, ob sie dem Herrn, der so Vieles, ohne nur nach dem Preise zu fragen, auswählte, und dessen Anzug kein besonderes Zutrauen einflößte, borgen sollten. Darena machte ihrem Zögern ein Ende, indem er fortfuhr:

„Apropos! ... ich kaufe ... und kaufe! ... und habe kein Geld bei mir! ... ah! mein Freund, der junge Marquis von Grandvilain wird auch meine Einkäufe mit den seinigen bezahlen ... ihr braucht keine zwei Rechnungen zu machen ... ich will dann die Sache mit ihm in Ordnung bringen ... Ist Ihnen das nicht unangenehm, mein junger Freund?"

„Nein, mein Herr, es geschieht mit dem größten Vergnü-

gen!“ entgegnete Cherubin, sich ankleidend, „ich bin höchst erfreut, Ihnen dienen zu können!“

Und Jasmin sagte halblaut zu seinem jungen Herrn, während er ihm die Weste anziehen half:

„Uebrigens ist es eine recht feine Manier und sehr nobel, seinen Freunden Geld zu leihen. Der selige Herr von Grandvilain, Ihr Vater, machte es auch nicht anders! Ich werde die Lieferanten des Herrn befriedigen.“

Und Jasmin bezahlte den Leuten ihre Rechnungen.

Darena gab seine Adresse, um die von ihm gewählten Waaren in seine Wohnung tragen zu lassen, und die Lieferanten entfernten sich sehr befriedigt.

Während der alte Diener Vorkehrungen zum Frühstück zu treffen ging, sagte Darena zu Cherubin:

„Nun sind Sie aufs Vollkommenste herausstaffirt, was sehr gut ist, jedoch nicht genügt; ich wünsche, daß mein junger Freund alle jene für einen Pariser Löwen unentbehrlichen Kleinigkeiten und Kostbarkeiten habe.“

— „Wie! für einen Löwen? ...“

„— Das ist der Name, den man gegenwärtig einem jungen Herrn nach der Mode gibt. Haben Sie eine Uhr? ...“

„— Ja, diese hier, ein Erbstück meines Vaters.“ Mit diesen Worten reichte Cherubin Darena eine goldene, ebenso dicke, als breite Uhr hin, der Graf brach bei ihrem Anblick in ein lautes Gelächter aus:

„— Ach! mein Lieber! wenn man eine solche Zwiebel bei Ihnen sähe, würde man Ihnen ins Gesicht lachen ...“

„— Wie! ... es ist doch ächtes Gold!“

„— Ich zweifle nicht daran und füge sogar bei, daß es eine sehr schätzbare Uhr ist, da sie von Ihrem Vater kommt; aber man trägt keine solche mehr. Schließen Sie dieselbe sorgfältig in Ihren Sekretär ein und schaffen Sie sich eine moderne Uhr an ... so



dünn, wie ein Blatt Papier; ich habe meinen Geschäftsführer beauftragt, eine solche auszusuchen und Ihnen heute Morgen alle für Sie nöthigen Kostbarkeiten zu überbringen . . . Eben höre ich denselben in Ihrem Vorzimmer nach Ihnen fragen . . . Hier herein, Poterne, hier herein, der Herr Marquis ist zu sprechen."

Das abscheuliche Angesicht des Herrn Poterne zeigte sich unter der Thüre zum Schlafzimmer, Cherubin forderte ihn auf, einzutreten; als Poterne an Darena vorbei ging, sagte er leise und hastig zu ihm:

„Der Kaufmann wollte mir nichts anvertrauen . . . er wartet unten an der Hausthüre . . ."

„— Gut, Du bezahlst ihn nachher . . . es wird aber doch nichts Falsches sein? . . ."

„— Nein, es sind ächte Juwelen . . ."

„— Wie viel verlangt man dafür?"

„— Achthundert Franken."

„— Sage zweitausend."

Herr Poterne zog eine Pappdeckelschachtel aus seiner Tasche, worin sich eine hübsche, ganz flache Uhr, eine goldene Kette, die zwar leicht schien, aber wunderschön gearbeitet war, und eine mit Brillanten besetzte Stecknadel befanden; Cherubin stieß beim Anblick dieses Geschmeides einen Freudenschrei aus.

„Dieses, Herr Marquis ist das Schönste und Modernste," sagte Poterne, indem er die Kette um des Jünglings Hals legte, und sein Aeußerstes that, um sich das Ansehen eines rechtschaffenen Mannes zu geben.

„Ja, das ist nach dem neuesten Geschmacke," rief Darena aus, „das müssen Sie haben, mein lieber Cherubin, ein gut gekleideter Mann kann so Etwas nicht entbehren . . . ich habe selbst mehrere Ketten, sie sind aber in diesem Augenblicke zerbrochen, und werden ausgebessert."

„O! ich kaufe diese Juwelen alle!" rief Cherubin aus. „Wer

sollte glauben, daß hier eine Uhr darin ist? ... die schöne Stecknadel! ... Was kostet das Alles?"

Als Poterne die Bewunderung sah, welche diese Kostbarkeiten in dem jungen Manne erregten, dachte er, daß er den Preis noch weiter erhöhen könne, und entgegnete:

„Zweitausend fünfhundert Franken im Ganzen."

Darena wendete sich weg, indem er sich in die Lippen biß, und Cherubin eilte an seine Kasse.

Als Herr Poterne eine ganz mit Gold angefüllte Schublade sah,. wurde er blau, seine Stirne schwoll auf, seine Augen erweiterten sich und seine Nase zog sich krampfhaft zusammen. Darena, der dies bemerkte, benützte den Augenblick, wo ihnen Cherubin den Rücken zukehrte, um seinem Freunde einen Tritt an den Hintern zu geben, indem er ihm zuflüsterte:

„Ich will hoffen, Schelm, daß Du keine ruchlosen Absichten hast ... sonst zerschlage ich Dir das Kreuz."

Poterne hatte keine Zeit, zu antworten, er rieb den eben angegriffenen Theil seines Körpers, empfing die Summe, die ihm von Cherubin in Gold ausbezahlt wurde, und empfahl sich schleunigst; aber kaum hatte er die Thüre des Schlafzimmers hinter sich, als ihm Darena nachrannte, indem er Cherubin zurief:

„Entschuldigen Sie, mein junger Freund ... ich komme sogleich wieder, ich vergaß, meinem Intendanten einen wichtigen Auftrag zu geben."

Poterne eilte fort, wie wenn er eine Verfolgung fürchtete. Darena holte ihn erst auf der Treppe ein, packte ihn am Kragen seines Oberrocks und schnauzte ihn an:

„Lauf doch nicht so schnell ... Du thust sehr eilig, alter Schuft, laß mir gleich zweitausend Franken da ..."

„— Wie, zweitausend Franken," murmelte Poterne, „ich muß ja schon achthundert dem unten wartenden Kaufmann geben."

„— Du gibst ihm fünfhundert; mit dem Uebrigen wird er warten und noch sehr zufrieden sein ...“

„— Aber ich, ich ...“

„— Du! ich zerbreche Dich in sechs Stücke, wenn Du raisonnirst ... Nun, Poterne, sei vernünftig! ... Du weißt ja doch, daß, wenn ich bei Geld bin, Dir nie etwas abgeht.“

Poterne gehorchte mit einem Gesichte, dem Weinen näher lag als Lachen. Darena steckte das Gold in seine Taschen und kehrte zu Cherubin zurück, der sich in einem fort vor dem Spiegel betrachtete. Jasmin meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei, und die Herren begaben sich zu Tische. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, als man Herrn von Monfréville meldete.

Als er Darena mit ihrem jungen Freunde von gestern am Tische bemerkte, schüttelte er ein wenig den Kopf und sagte in scherzendem Tone zum Grafen:

„Schon da? Beim Teufel, es scheint, Sie sind frühe gekommen!“

„Wenn ich meine Freunde liebe, so drängt es mich immer, sie zu sehen,“ erwiederte Darena. „Treuer Jasmin, was ist das für ein Wein?“

„Beaune, Herr Graf,“ entgegnete der alte Diener sich verneigend.

„— Er ist sehr gut, aber beim Frühstück liebe ich Sauterne, Chambertin ... euer Keller hier muß gut versehen sein?“

„— O ja, mein Herr, und lauter abgelagerte Weine.“

„— Ich glaube es gerne, wenn sie noch vom Vater unseres jungen Freundes herstammen.“

„— Nun wohl, alter exemplarischer Diener, holt uns einige andere Flaschen ... wenn ein Keller während eines ganzen Menschenalters ausgeruht hat, scheint es mir wohl an der Zeit, ihn anzugreifen.“

Jasmin beeilte sich, den ihm gegebenen Auftrag zu vollführen, und Monfréville sagte zu Darena:

„Aber Sie fordern . . . ohne nur den Hausherrn zu befragen.“

„— Mein Freund hat mir unumschränkte Vollmacht ertheilt, und ich mache Gebrauch davon.“

„Ja, mein Herr,“ sagte Cherubin, „o! schalten Sie nur nach Belieben bei mir.“

Darena neigte sich gegen Monfréville und flüsterte ihm in's Ohr:

„Er sprach diesen Morgen schon davon, wieder nach Gagny zurückzukehren; wenn wir diesen jungen Mann nicht zerstreuen, so ist er im Stande, zu seiner Amme zurückzugehen, und das wäre eine wahre Todsünde! . . .“

„Frühstücken Sie nicht mit uns, mein Herr?“ fragte Cherubin Monfréville.

„Ich danke Ihnen, mein junger Freund, ich habe schon gefrühstückt. Waren Sie mit den Handelsleuten zufrieden, die ich Ihnen diesen Morgen zugeschickt habe?“

„— O! ja, mein Herr, Alles war recht. Ich habe eine Masse Sachen gekauft . . . und der Herr Graf auch.“

Monfréville blickte Darena an, der nichts zu hören schien und sich sehr eifrig mit dem Zerlegen einer Rebhühnerpastete beschäftigte.

„— Und dann betrachten Sie doch meine Uhr, meine goldene Kette, meine Vorstecknadel . . . Herr Darena hat mir all' diese Gegenstände durch seinen Intendanten zugeschickt . . . Wie schön das ist . . . nicht wahr?“

„Haben Sie diese Sachen theuer bezahlt?“ fragte Monfréville.

„Nein, ich habe nur zweitausend fünfhundert Franken darum gegeben . . . das scheint mir nicht zu theuer! . . .“

Monfréville warf abermals einen Blick auf Darena, der aber unerschütterlich an seiner Pastete fort arbeitete, und entgegnete:

„Doch, das ist viel ... das ist sogar viel zu viel ... wenn Sie in Zukunft Einkäufe machen, so will ich, wenn Sie es erlauben, Sie dabei anleiten; ich glaube mich wenigstens ebenso gut darauf zu verstehen, als der Intendant des Herrn Grafen."

Jasmin kam mit mehreren Flaschen zurück; er schlug eine zusammen, als er sie auf den Tisch stellen wollte, und warf Darena einen Rahmkäse über den Kopf. Cherubin war trostlos wegen der Ungeschicklichkeit seines Dieners, und der alte Jasmin verbarg sich, ganz bestürzt über den eben herbeigeführten Unfall, hinter einer spanischen Wand; Darena lachte indeß zuerst über das Geschehene:

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte er, „ich bin noch nicht angekleidet ... dessen ungeachtet aber, mein lieber Marquis, will ich Ihnen einen Rath geben, erlassen Sie Ihrem alten Jasmin den Dienst bei Tische ... seine Leistungen wären kostspielig für Sie und unangenehm für Ihre Freunde; dieser wackere Diener hat das Gnadenbrod wohl verdient, Sie müssen es ihm geben. Ich gehe, mich anzukleiden, und komme wieder, Sie abzuholen, denn wir wollen den heutigen Tag mit einander zubringen ... Nicht wahr, Monfréville?"

„Es ist auch mein Wunsch ... wenn unser junger Freund nichts dagegen hat."

Cherubin zögerte einen Augenblick und stotterte endlich:

„Aber ich hatte die Absicht ... nach Gagny zu gehen ... nach meiner Amme zu sehen."

„O! morgen! morgen! ..." rief Darena aus; „heute haben wir viel zu viel zu thun ... ich eile, mich anzukleiden, und komme alsbald wieder zurück."

Darena war weg. Monfréville hätte gute Lust gehabt, Cherubin begreiflich zu machen, daß er den Freundschaftsbezeugungen des Grafen kein großes Zutrauen schenken solle; aber wenn er es

so schnell versucht hätte, den jungen Mann zu enttäuschen, indem er ihn vor falschen Freunden, eigennützigen Liebschaften, betrügerischen Kaufleuten und allen Gefahren in Paris warnte: mußte er dann nicht fürchten, ihm diese Stadt zu entleiden, die er ohnedies so ungern betreten hatte?

Alles wohl erwogen, dachte Monfréville, ist Darena heiter, geistreich; er weiß jeden Tag ein neues Vergnügen zu ersinnen; wenn seine Bekanntschaft Cherubin auch einige Tausendfrankennoten kostet ... so ist ja der junge Mann reich! und muß man nicht in allen Dingen Lehrgeld geben? Ueberdies werde ich über unserem Schüler wachen und verhüten, daß man seine Unerfahrenheit allzu sehr mißbrauche.

„Ei, mein junger Freund," begann Monfréville, „was haben Sie denn aus Ihrem Lehrer gemacht? ... er muß doch bei Ihnen wohnen ... ist er vielleicht unwohl?"

„Ach, Sie haben Recht," rief Cherubin aus; „ich hatte Herrn Gerundium ganz vergessen. Jasmin, geh', erkundige Dich, was mein Lehrer macht, und frage ihn, warum er nicht zum Frühstück kommt?"

Jasmin begab sich in Herrn Gerundiums Zimmer; der vormalige Schulmeister lag, tief schlafend, unter Decke und Kissen versteckt und wie begraben in seinem Bette; man hörte nur ein Schnarchen, welches anzeigte, daß das Bett besetzt sei.

Der alte Kammerdiener streckte seine Hand nach dem Kopfkissen aus; er erwischte die hervorragende Nase des Herrn Gerundium, packte sie, zerrte heftig daran und schrie:

„Frisch auf, Herr Professor, erwachen Sie doch, mein Herr fragt nach Ihnen."

Herr Gerundium öffnete die Augen, zog seine Nase aus Jasmin's Händen und brummte:

„Was gibt es denn? ... Was bedeutet diese Gewaltthat, und warum weckt man mich bei der Nase auf? ... Das ist wahr-

haftig eine neue Art; so ging Aurora mit den rosigen Fingern bei dem blonden Phoebus nicht zu Werke!“

Als Herr Gerundium jedoch erfuhr, daß man schon gefrühstückt habe, entschloß er sich zum Aufstehen, machte in Eile seine Toilette und ging hinab, um seinen Zögling zu begrüßen.

„Die Annehmlichkeiten Capua's verweichlichten Hannibals Soldaten,“ begann der Lehrer, auf die noch sehr verführerischen Ueberreste des Frühstücks hinschielend; „mich, mein werther Zögling, verweichlichte der Flaum meines Lagers ... Genehmigen Sie meine Entschuldigung, künftig werde ich so früh sein, wie ein Hahn.“

Und damit setzte sich Herr Gerundium zu Tische, um die versäumte Zeit wieder hereinzubringen, während Cherubin, dem Wunsche der Mamselle Turlurette nachgebend, von Verschiedenem im Hause Einsicht nahm; Monfréville, der zurückgeblieben war, näherte sich dem Lehrer und sagte zu ihm:

„Mein Herr, Sie haben sich eine wichtige Aufgabe gestellt, fühlen Sie sich derselben auch gewachsen?“

Herr Gerundium in der Meinung, man wolle auf seinen guten Appetit anspielen, erwiederte, indem er mit großer Behendigkeit unter den Speisen aufräumte:

„Das will ich wohl meinen, damit werde ich ganz gut fertig, ich habe seit gestern Abend nichts mehr über die Lippen gebracht.“

„Nicht davon will ich mit Ihnen sprechen, sondern von Ihrem Schüler, dem jungen Manne, der in Paris der Gegenstand Ihrer ausnehmendsten Sorge sein muß, weil es nöthig ist, darüber zu wachen, daß er bei seiner Arglosigkeit und edeln Natur in dieser Stadt, die er unter allen Umständen kennen lernen mußte, nicht betrogen werde.“

Nachdem sich der Lehrer Zeit gelassen, den Flügel eines Kapauns zu verzehren, erwiederte er in einem gelehrten Tone:

„In dieser Hinsicht könnte der junge Cherubin in keinen

bessern Händen sein. Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich werde meinem Zöglinge ein abschreckendes Gemälde der ihm drohenden Verführungen vorhalten, denn die Sitten gehen vor Allem! Dies ist mein Grundsatz ... Sankt Paulus sagt zwar: oportet sapere ad sobrietatem! ich aber behaupte, daß man in des Marquis Alter ganz tugendhaft sein muß ..."

Monfréville zuckte die Achseln und sagte:

„Ach nein, mein Herr, so verstehe ich's nicht! ... es handelt sich nicht darum, den Jüngling einzuschüchtern und einen Cato aus ihm zu machen! ... lassen Sie ihn die Freuden seines Alters, die ihm sein Vermögen gestatten, genießen ... verhindern Sie nur, daß es im Uebermaß geschehe, und sorgen Sie dafür, daß er nicht von Intriguanten und Schelmen, wovon Paris wimmelt, überlistet und betrogen werde."

„Das meine ich eben, mein Herr, ich werde unablässig über ihn wachen, stets das Auge geöffnet, die Nase in der Höhe, das Ohr gespitzt haben; es soll nicht mein Fehler sein, wenn der Jüngling der Verführung unterliegt; ich befolge überdies ein ganz neues Erziehungssystem ... stets mit besonderer Rücksicht auf Sitten! ... Doch jetzt entschuldigen Sie, ich muß mein Frühstück beendigen."

Monfréville verließ Gerundium mit dem Gedanken:

„Dieser Mann ist sicher ein Dummkopf oder ein Heuchler! ... wenn nicht beides zugleich!"

Cherubin war mit Besichtigung des Hauses, das er alt, traurig und düster fand, fertig geworden; Monfréville rieth ihm, die alterthümliche Wohnung seiner Ahnen neu malen, möbliren und ausschmücken zu lassen.

Darena kam nach dem neuesten Geschmack gekleidet zurück; er trug einen Theil der Gegenstände an sich, die er diesen Morgen ohne den Beutel zu ziehen gekauft hatte, und mit dem Golde, das er Poterne abgenommen, hatte er das noch Fehlende ergänzt; sein

Anzug war diesmal aber auch ohne Tadel, er zeigte übrigens ebenso viel Leichtigkeit und Ungezwungenheit darin, wie in seinen abgeschabten Kleidern.

Cherubin bewunderte das elegante Aeußere Darena's und den Anstand, mit dem er seine Kleider trug; Monfréville machte dieselben Betrachtungen, nur bedauernd, daß ein mit so vielen Vorzügen begabter Mensch oft so tief herabsteige und so schlechte Gesellschaft besuche.

„Hier bin ich zu Ihren Befehlen," sagte Darena, „wir wollen den Marquis Cherubin mit uns nehmen ... ich kann mich nicht entschließen, Grandvilain zu sagen ... ein Name, der durchaus nicht für unsern jungen Freund paßt ... und wenn er mir folgt, so begnügt er sich mit dem Namen Cherubin, der sehr artig ist ..."

„Was? ..." brummte Jasmin, „der gnädige Herr sollte den Namen seines Vaters aufgeben? ... Warum nicht gar? ... ich widersetze mich!"

Man antwortete dem alten Diener nicht, und Darena fuhr fort:

„Vor allen Dingen muß unser Freund das Sehenswürdige von Paris kennen lernen ... das wird Zeit kosten ... für einen Beobachter gibt es viel zu sehen!"

„Alsdann," sagte Monfréville, „wird es gut sein, wenn Cherubin den Lehrern, die ihm unumgänglich nöthig sind, täglich einige Stunden widmet, denn seine Erziehung ist für das Auftreten in der Welt noch sehr unvollkommen!"

Herr Gerundium hielt mit seiner Gabel, die in vollster Arbeit war, inne, und rief aus:

„Wer sagt, die Erziehung meines Zöglings sei unvollkommen? ... er wird bald ebenso viel wissen, als ich selbst."

„Nun, gelehrter Meister Andreas, ärgern Sie sich nicht!" fuhr Darena lachend fort, „ich glaube, daß Sie in todten Spra-

chen und im Tranchiren eines Geflügels sehr stark sind ... O! Sie machen Ihre Sache ganz gut; können Sie aber unserem Freunde in der Musik, im Tanzen, Reiten, Fechten und im Pantoffelspiel Unterricht geben? ..."

„Im Pantoffelspiel?" murmelte Jasmin mit erstaunter Miene.

„— Ja, im Pantoffelspiel und in allen sonstigen modernen Wissenschaften, die einem jungen Manne von Stand und Vermögen nicht fremd sein dürfen, wenn er sich nicht dem Spotte aussetzen will."

„Vertrauen Sie mir!" sagte Monfréville, Cherubin beim Arme nehmend; „mein Vater war ein Freund des Ihrigen; und auch ohne diesen Beweggrund würden Ihre Jugend und Aufrichtigkeit hinreichen, mir Interesse für Sie einzuflößen und den Wunsch in mir zu erregen, einen vollkommenen Cavalier aus Ihnen zu machen."

„Und um damit anzufangen," fiel Darena ein, „schlage ich einen kleinen Austritt vor; es gibt nichts Besseres des Morgens. Können Sie sich einigermaßen auf dem Pferde halten?"

„O! ich halte mich vortrefflich und habe nicht die mindeste Furcht," entgegnete Cherubin; „auf dem Dorfe galoppirte ich auf allen Pferden unserer Nachbarn."

„— Herrlich! hier in der Nähe wohnt ein Pferdevermiether, der ziemlich ordentliche hat, wir wollen einige von ihm entlehnen, bis Sie selbst welche im Stalle haben, was gleichfalls unentbehrlich für Sie ist."

Cherubin ging mit seinen beiden Freunden aus, empfand aber kein Vergnügen bei dem Gedanken, einen Spazierritt zu machen; Nicolle's Säugling, dem alle Lustbarkeiten etwas Neues waren, hatte bisher nur einige Ackergäule bestiegen. Man begab sich zu einem Vermiether, der seine drei besten Renner satteln ließ. Eben als die Reiter aufsaßen, vernahm man den Ausruf:

„Nun! ... gibt's nicht auch ein Pferd für mich?"

Man gewahrte sodann Jasmin, der seinem Herrn nachgefolgt war; er hatte seine Beinkleider so eng wie möglich zusammengeschnallt, eine Reitpeitsche mitgenommen, und eine Kappe mit langer Stülpe, die ihm Augen und Nase völlig bedeckte, aufgesetzt.

Cherubin und seine Begleiter konnten sich des Lachens über Jasmins Verwandlung in einen Jokey nicht enthalten, und Monfréville rief aus:

„Das ist ein alter Diener, dessen Anhänglichkeit peinlich wird!"

„Aber Jasmin, ich brauche Dich nicht," sagte Cherubin, „geh' doch wieder nach Hause, Du könntest mir nicht nachkommen ... es würde Dich zu sehr anstrengen."

„Gnädiger Herr, ich kenne meine Pflicht!" entgegnete Jasmin, „mein Platz ist fortwährend hinter Ihnen ..."

„Ja, ja! er hat Recht," sagte Darena, „und weil er mit will, je nun, so soll er uns nachfolgen ... Ein Pferd für diesen treuen Diener, einen kleinen, guten Traber, Jasmin scheint mir ein vortrefflicher Reiter zu sein."

„Aber er wird herabfallen," sagte Cherubin leise.

„— Ich glaube es selbst, das wird jedoch gut für ihn sein... dieser Bursche braucht eine Warnung... er ist höchst eigensinnig: er will durchaus Ihr Geschirr zusammenbrechen, Ihre Freunde mit Käse pomadisiren, auf die Chaisen hinaufklettern und spazieren reiten; man muß sich bestreben, ihn von diesem übermäßigen Eifer zu heilen."

Man sattelte ein Pferd für Jasmin, und mit Hülfe zweier Stallburschen gelang es ihm, hinaufzuklettern. Die Herren fingen an zu reiten; innerhalb Paris ging es gemach, und der alte Diener war im Stande, seinem Herrn zu folgen; er that es auch mit Stolz, hielt sich fest in seinem Sattel und in den Bügeln, aber beim Eingang in die elyseischen Felder schlugen Cherubin und seine beiden Begleiter Galopp an. Als Jasmin seinen Herrn hinter einer Staubwolke verschwinden sah, wollte er ihm durchaus

nachfolgen, und trieb seinen Renner mit der Peitsche; das Thier, welches nichts Besseres verlangte, als seinen Stallgenossen nachzukommen, nahm seinen Anlauf und jagte davon.

Allein der alte Reiter hatte seinen Kräften zuviel vertraut; nach wenigen Augenblicken galoppirte das Pferd allein und Jasmin wälzte sich im Staube.

Im Boulogner Wäldchen angelangt, kehrte sich Cherubin um und sagte:

„Nun, wo ist denn Jasmin?"

„Ich war überzeugt, daß er uns nicht nachkommen könne," erwiderte Darena.

„— Wenn er nur nicht gestürzt oder verwundet ist!"

„— Trösten Sie sich, in seinem Alter fällt man sanft, man wird ihn aufgehoben haben, und es ist zu hoffen, daß ihm dies eine Lehre sein, und seine Anhänglichkeit etwas mäßigen wird."

Die Herren setzten ihren Ritt fort und bewunderten die Festigkeit ihres jungen Begleiters, dem nur einige Stunden in der Eleganz und im Anstande fehlten, um einen vorzüglichen Reiter aus ihm zu machen.

Nach dem Spazierritt strich man zu Fuße auf den Boulevards und in einigen Kaffeehäusern umher, dann besuchte man eine der besten Restaurationen des Palais Royal, und Abends begab man sich ins Theater. Endlich kehrte Cherubin um Mitternacht in sein Hôtel zurück, ohne im Laufe des Tages einen Augenblick Zeit gehabt zu haben, an sein Dorf zu denken.

Er traf Jasmin, der beim Falle keinen Schaden gelitten hatte, dessenungeachtet aber seinen jungen Herrn versicherte, daß er es nicht mehr probiren werde, ihm ins Boulogner-Hölzchen nachzufolgen.

Die folgenden Tage wurden eben so gut angewandt; Monfréville und Darena verließen Cherubin beinahe gar nicht;

der erstere hatte ihm Lehrmeister in allen schönen Künsten zugeschickt; der andere sprach unaufhörlich von den reizenden, kleinen Tänzerinnen, mit denen er zu Mittag gespeist hatte, und fragte ihn:

„Welche gefällt Ihnen am besten?“

Und Cherubin entgegnete mit zu Boden gesenkten Blicken:

„Sie sind alle vier recht hübsch.“

„— Ich verstehe, sie gefallen Ihnen alle … das kann sich schon geben, und wenn Sie's wünschen, so will ich Sie bei ihnen einführen … Sie werden mit offenen Armen … empfangen werden.“

Bei diesem Vorschlage wurde Cherubin roth wie eine Kirsche und stammelte:

„O! … ja … in einigen Tagen.“

Und während man spazieren ritt, sich belustigte, seinen Zögling betäubte, wiegte sich Herr Gerundium in seinem Bette, schwelgte Stunden lange an der Tafel, zeigte Mamsell Turlurette seine Zähne und sagte täglich zu Jasmin:

„Vor allen Dingen, würdiger Eumäus, vergesset nicht, dem Portier des Hauses den Befehl zu ertheilen, daß, wenn irgend Jemand von Gagny … selbst wenn Frau Frimousset käme, um den Herrn Marquis zu sprechen, man jederzeit antworten muß, daß der Herr Cherubin von Grandvilain … abwesend … oder verreist sei … denn wenn mein Zögling sie wiedersähe … besonders wenn ihm die kleine Louise wieder vor Augen käme, so könnte er, obgleich er allmählig Geschmack an der Stadt findet, sich doch wieder hinreißen lassen … und dann wäre der ganze Gewinn unserer Bemühungen dahin! … was um so mehr Schade sein würde, als er, Dank den Rathschlägen seiner beiden Freunde und meinem Unterrichte, nothwendig in kurzer Zeit ein gewaltiger Cavalier werden wird.“

Jasmin, der sich stets vor des Lehrers Wissenschaft beugte, verfehlte nicht, seinen Aufträgen pünktlich Folge zu leisten, denn

er dachte, es könne durchaus nicht unhöflich sein, die Amme unverrichteter Sache wieder abziehen zu lassen, da ein mit der Erziehung der Kinder beauftragter Mann die Regeln der Höflichkeit nothwendig genau kennen müsse.

Und Tage, Wochen, sogar Monate verflossen bei diesem vergnügungsvollen, beschäftigten, zerstreuungsreichen Leben, welches Cherubin in Paris führte. So oft er davon sprach, in das Dorf zu gehen, sagten seine neuen Freunde:

„Ja, morgen . . . heute haben Sie keine Zeit.“

Aber wenn Darena Cherubin den Vorschlag machte, ihn zu einer der kleinen Tänzerinnen, die ihm so wohl gefielen, zu führen, entgegnete dieser auch erröthend:

„Ja . . . morgen! . . . morgen! . . .“

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebe eines Kindes.

Während man sich in Paris belustigte, lachte, und nur mit Vergnügungen beschäftigt war, langweilte man sich in Gagny, war traurig und vergoß Thränen. Das ist im Leben oft der Fall. Das Glück des Einen kann häufig nur mit dem Kummer des Andern erlangt werden; ist es dann nicht zu theuer erkauft? . . . Wenn man immer über Wirkungen und Ursachen nachdächte, so würde man zuweilen sein Glück bereuen.

Als Louise von Montfermeil, wohin sie, wie man sich erinnern wird, Herr Gerundium geschickt hatte, zurückkam, fragte sie, überzeugt, daß man nur ihre Entfernung hatte bezwecken wollen, voll Unruhe, wo Cherubin sei? und Nicolle theilte ihr weinend mit, daß der, den sie noch mit Freuden ihr Söhnchen nannte, mit mehreren Herren und hübschen, ihrer Kleidung nach

fremden Damen, die bei ihr auf eine Art getanzt hätten, wie solches noch nie im Dorfe gesehen worden, nach Paris abgereist sei.

Louise schluchzte lange Zeit; ihr Herz war zerrissen. Sie litt heftiger als je; mit vierzehn und einem halben Jahre kann ein junges Mädchen schon lieben, und mit der Liebe erwachte auch die Eifersucht.

„Du ließest ihn fort?" sprach sie in Thränen; „er hatte mir doch versprochen, mich nie zu verlassen!... Diese Leute haben ihn also mit Gewalt weggeführt?"

„— Nein, mein Kind, Cherubin ging aus freiem Willen, sogar recht heiter, beinahe tanzend mit diesen jungen Schönen, welche Rädchen schlugen, die länger dauerten, als die Kreisel meiner Jungen, so lange sie noch klein waren."

Louisens Zähren verdoppelten sich, und sie rief aus:

„Warum ließest Du doch diese abscheulichen Frauenzimmer herein?... O! wie hasse ich sie!"

„— Mein Gott, Kleine, einer dieser Herren hatte sie mitgebracht; sie haben Milch getrunken wie wahre Katzen, und Sprünge gemacht wie Zicklein!"

„Und Cherubin ist mit ihnen fortgefahren!... O! er wird aber morgen wieder kommen, nicht wahr, meine gute Mutter?"

„— Wir wollen's hoffen, mein Kind!"

Aber der folgende und mehrere weitere Tage verflossen, ohne daß Cherubin in's Dorf zurückkehrte. Louise war so traurig, daß Nicolle ihren eigenen Kummer vergaß, um sie zu trösten.

Das junge Mädchen rief jeden Augenblick aus:

„Es ist ihm vielleicht etwas zugestoßen ... man hält ihn gewiß wider Willen in Paris zurück... denn sonst wäre er schon wieder gekommen ... Wir wollen ihn holen, liebe Mutter, wir wollen ihn holen."

Nicolle gab sich Mühe, Louisen Vernunft einzureden, indem sie zu ihr sagte:

„So höre doch, meine Kleine! schon seit langer Zeit wiederholte mir Herr Jasmin oft: Mein junger Herr muß nach Paris zurückkehren, er kann nicht lebenslänglich bei der Amme bleiben... Wenn man wüßte, daß er noch bei Euch wäre, so würde man mich schelten ... und eine Menge solcher Dinge ... Thatsache ist, mein Kind, daß man die Säuglinge gewöhnlich wieder zurücknimmt, wenn sie zu sprechen anfangen . . . es sei denn ... es sei denn . . .“

Die gute Frau hielt inne, denn sie war auf dem Punkte zu sagen: „Es sei denn, wenn man's macht wie Deine Mutter und sie gar nicht mehr zurücknimmt.“

Louise besaß jenen Instinkt des Herzens, der in der Seele zu lesen versteht; sie errieth den Gedanken, der auf Nicolle's Lippen erstarb, drückte ihr heftig die Hand, und sagte schluchzend:

„Man hat mich nicht zurückverlangt, ich weiß es wohl . . . Meine Mutter wollte nichts mehr von mir... und doch konnte ich damals noch nicht böse gewesen sein . . . ich war zu jung dazu . . . und was wäre ohne Dich . . . ohne Deine Güte . . . aus mir geworden . . .? Ach! gute Nicolle, wie ist es möglich, daß eine Mutter ihr Kind verlassen kann? Ich hätte meine Mutter so innig geliebt . . . und sie wollte mich nicht zurücknehmen . . . mich nicht küssen . . . Ach! sie ist ohne Zweifel gestorben, sonst hätte sie mich gewiß abgeholt . . . oder wenigstens zuweilen besucht!“

„Ja,“ erwiderte Nicolle, Louisen in ihre Arme schließend, „Du hast Recht, meine Kleine, Deine Mutter wird gestorben sein, ehe sie Zeit hatte, Dich zu sich kommen zu lassen . . . vielleicht bevor sie sagen konnte, wo ihr Kind war . . . Ach! mein Gott! . . . man stirbt bisweilen so schnell weg! . . . o! das muß so sein! . . . Aber sprechen wir nicht mehr hierüber, Du weißt, daß es mir leid ist, wenn wir diesen Gegenstand berühren, der Dich immer traurig macht.“

„— Auch spreche ich selten davon, gute Nicolle, obgleich ich unablässig daran denke; so lange Cherubin noch da war, vergaß ich, daß mir meine Eltern unbekannt sind ... er versprach mir, mich stets zu lieben ... aber auch er hat mich verlassen.“

Und nach dieser Unterhaltung ging Louise in den Garten, um ungestört weinen zu können; Nicolle tröstete sie vergeblich: „Er wird zurückkommen, liebes Kind, er wird zurückkommen!“ Die Zeit verstrich, und Cherubin kehrte nicht zurück.

Endlich hatte sich Nicolle, den Bitten des jungen Mädchens nachgebend, eines Morgens mit ihr nach Paris aufgemacht, und auf dem ganzen Wege wiederholte Louise:

„Wir werden ihn sehen ... ich will ihm sagen, wie traurig ich ferne von ihm bin, daß ich beinahe immer weine, daß mir nichts mehr im Dorf Freude macht; und er wird uns zurückbegleiten; o! ich weiß gewiß, er kehrt mit zurück.“

Nicolle schüttelte zweifelnd den Kopf und sagte:

„Nun, wir werden jedenfalls erfahren, ob er zufrieden und gesund ist, und das ist die Hauptsache.“

So gelangten sie vor das alte Hôtel in der Faubourg Saint-Germain.

„Das ist sein Haus,“ begann Nicolle. „O! ich erkenne es wohl ... Hier holte ich ihn ab, als er noch ganz klein, mager und schmächtig war! Gott sei Dank, wir haben einen hübschen Jungen aus ihm gemacht! ich bin auch mehrmals hier gewesen, um ihn seinem Vater zu bringen, als der alte Herr noch lebte.“

Louise betrachtete mit Staunen das alte Haus, dessen finsteres Ansehen und von Alter geschwärzte Mauern sie beinahe in Schrecken setzten. Indessen waren sie bis in den Hof gekommen und Nicolle sagte zu dem Thürsteher:

„Mein Herr, ich bin gekommen, mein Söhnchen ... meinen Säugling ... den jungen Cherubin, Ihren Herrn, zu besuchen ... Er hat mich verlassen, um hieher zu gehen ... es quält mich,

ihn seit so lange nicht mehr geküßt zu haben; wir hielten es nicht länger aus und da sind wir."

Der Thürsteher antwortete seiner Weisung gemäß:

„Ihr könnt den Herrn Marquis, meinen Gebieter, nicht sehen, weil er nicht zu Hause ist."

„— Er ist ausgegangen! ... Nun, er wird auch wieder zurückkommen ... Wir wollen auf ihn warten, nicht wahr, Louise?"

„— O! gewiß, meine Mutter, wollen wir auf ihn warten, denn wir müssen ihn sehen, da wir aus diesem Grunde nach Paris gekommen sind."

Der Thürsteher entgegnete mit trostlosem Phlegma:

„Ihr wartet vergebens; Herr von Grandvilain ist verreist, er kommt vor zehn bis vierzehn Tagen nicht nach Hause."

„Verreist!" rief Louise aus, „o! mein Gott! ... das ist aber recht traurig ... wohin denn, mein Herr, nach welcher Richtung? ... weit fort?"

„— Der Herr Marquis hat mir's nicht gesagt."

„So sagen Sie uns wenigstens," fuhr Nicolle fort, „ist er wohl? ... ist er recht glücklich? ... gefällt es ihm in Paris?"

„Der Herr Marquis erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit."

„— Mein Gott! ... wie konnte er denn auf die Reise gehen, ohne uns vorher zu besuchen? ... Sind die jungen, fremden Damen, die so gut tanzen, auch mit Herrn Cherubin gereist?"

„— Das vermag ich Euch nicht zu sagen."

Dann kehrten Nicolle und das junge Mädchen, höchst betrübt, Cherubin nicht haben küssen zu können, wieder nach Gagny zurück; die Amme sagte übrigens zu Louisen:

„Es ist gleich, wir wissen, daß er gesund ist, und das ist schon viel."

„— Ja, gute Mutter ... und ohne Zweifel wird er nach

vollendeter Reise uns besuchen, und wenn er nicht käme, so gingen wir wieder nach Paris, denn er wird nicht immer abwesend sein."

Aber Tage und Wochen verflossen, ohne daß man von dem Geliebten, stets Erwarteten sprechen hörte. Hingerissen von Louisens Thränen und Bitten hatte Nicolle noch einmal eingewilligt, nach Paris zu gehen, aber diese zweite Reise war nicht glücklicher als die erste. Mit dem einzigen Unterschiede, daß diesmal der Thürsteher erwidert hatte, der Herr Marquis befinde sich auf einige Zeit auf dem Schlosse eines seiner Freunde.

Darauf waren beide Frauenzimmer noch trauriger als das vorige Mal zurückgekehrt, und Nicolle hatte gleichfalls weinend zu Louisen gesagt:

„Mein liebes Kind, ich glaube, der, den ich mit meiner Milch genährt, will mich nicht mehr vor sich lassen ... Du siehst wohl ein, er hat uns vergessen, da er nicht mehr ins Dorf kommt, und nichts von sich hören läßt ... und verstehst Du, wenn die Leute in Paris Jemand nicht zu sich lassen wollen, so geben sie ganz einfach den Auftrag, zu sagen, sie seien nicht zu Hause!"

„— O, Mutter! Du denkst, Cherubin wolle uns nicht mehr sehen ... er schäme sich vielleicht an uns? ..."

„— Das will ich eben nicht behaupten, mein Kind, aber gewiß ist, daß ich nicht mehr zu ihm nach Paris zurückkehren werde ... denn er muß erfahren haben, daß wir da gewesen sind ... und ... wenn er uns noch geliebt hätte, so meine ich, wäre er gleich in unsere Arme geeilt."

Louise wußte nichts darauf zu antworten; sie wünschte Cherubin gegen Nicolle's Anklage zu vertheidigen, aber sie fand in ihres Herzens Grund selbst nur noch einen schwachen Hoffnungsstrahl. Seit dieser zweiten Reise nach Paris hatte sich die Traurigkeit des jungen Mädchens nur vermehrt; vor derjenigen, die sich ihrer als Mutter angenommen, suchte sie ihren Kummer, ihre Niedergeschlagenheit zu verbergen, sobald sie aber allein war,

überließ sie sich beidem mit einer Art Wollust; denn bei außerordentlichen Schmerzen gewährt es beinahe einen Trost, in seinen Träumereien, seinen Klagen und seinen Erinnerungen nicht gestört zu werden. Louise machte es wie Alle, die einen theuren Gegenstand verloren haben: sie suchte oft die Orte auf, wo sie mit ihm gewesen, die sie mit ihm durchwandert und bewundert hatte. Wenn man sich wieder an solchen Orten befindet, wo man früher glücklich gewesen, so scheint es, als müsse man es noch sein; unsere Erinnerung vergegenwärtigt uns alle vergangenen Ereignisse; die geringsten, unbedeutendsten erhalten Werth, wenn sie sich auf die geliebte Person beziehen; die lebhafte Erinnerung an das früher Erlebte macht uns glauben, jene Zeit sei wiedergekehrt ... Das Herz erschließt sich einem glücklichen Gefühle ... aber ach! nur auf kurze Dauer! ... Die Gegenwart mit ihrer entsetzlichen Wahrheit steht vor uns! man blickt um sich ... steht sich allein ... ganz allein! ... man entdeckt in der Tiefe seiner Seele nichts als eine fürchterliche Leere ... und keine ungetrübte Freude in der Zukunft!

Eines Morgens arbeitete Nicolle, Jakob schlief und Louise war im Garten, wo sie nach ihrer Gewohnheit von Cherubin träumte, als ein Herr in das Haus der Landleute trat und ausrief:

„O Aufenthalt! ... agrestis und rusticus * ... ich grüße dich ... aber ich sehne mich nicht nach dir zurück ... denn ich theile nicht im mindesten Virgils Geschmack ... ich ziehe die Stadt dem Landleben vor.“

Nicolle, als sie Herrn Gerundium erkannte, stieß einen Freudenschrei aus, und beeilte sich, Louisen mit den Worten herbeizurufen:

„Komm' doch schnell, mein Kind, sieh, der Herr Schulmeister ist zurückgekehrt ... ohne Zweifel wird nun Cherubin auch bald wieder kommen.“

* Ländlich und bäurisch ...



In der That war es der Hofmeister, aufs Flotteste ausstaffirt, mit einem so glänzenden Hute, daß er gefirnißt schien, sorgfältig pomadisirt, mit Glacéhandschuhen, und mit eau de Portugal auf dem Schnupftuch, aber auch mit ungleich stärker gerötheten Gesichts-Erker.

Louise eilte herbei; noch nie hatte ihr die Gegenwart Herrn Gerundiums ein solches Vergnügen gemacht; sie braunte vor Verlangen und fürchtete zugleich mit ihm zu sprechen, aber sie reichte ihm die Hand und stammelte:

„Ach, welches Glück, mein Herr ... Sie werden uns von ihm Nachricht geben."

Herr Gerundium seinerseits blieb beim Anblick des jungen Mädchens in Staunen versunken stehen, denn es waren seit seiner Entfernung von Gagny acht Monate verflossen, und dieser Zeitraum hatte in Louisen eine mächtige Veränderung, aber nur zu ihrem Vortheil hervorgebracht. Sie war kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau; ein großes, hübsch gewachsenes, liebliches Mädchen, voller Reize, der man siebenzehn Jahre und viele Anbeter zutrauen konnte.

„— Das ist außerordentlich!" rief der Hofmeister aus, „wahrhaftig zauberhaft ... welche wohlthuende Veränderung!"

„Sie finden Louisen gewachsen, nicht wahr, mein Herr?" sagte Nicolle.

„— Wenigstens um zwölf Zoll gewachsen ... und ihre Formen sehr herausgehoben ... sehr greifbar ..."

„Aber Cherubin? mein Herr! erzählen Sie uns von Cherubin! ... nicht von mir sollen Sie sprechen! kommt er, mein Herr ... werden wir ihn bald sehen ... denkt er an uns ... erinnert er sich zuweilen unserer? ..."

„— Ist er recht stark ... gesund ... und zufrieden, der liebe Junge? ... wann werden wir ihn in unsere Arme schließen? ... Warum kommt er nicht nach Gagny? ..."

„— Der Herr Marquis befindet sich sehr wohl," erwiderte

Gerundium, fortwährend nach Louisen schielend. „Ihr fragt, warum er nicht zu Euch komme? ... ach, liebe Frau Frimousset, man merkt wohl, daß Euch das Leben in Paris nicht bekannt ist, besonders das Leben, welches ein junger vornehmer Herr führen muß! ... Mein Zögling hat keinen freien Augenblick; vom frühen Morgen an ficht, reitet, singt, tanzt und spielt er! ... kaum bleibt ihm Zeit zu seinen Mahlzeiten übrig, außerdem muß er auch in Gesellschaften, ins Theater, in die Concerte und auf den Ball gehen ... wie, Teufels, könnt ihr da verlangen, daß er Muße finde, in dieses Dorf zu kommen? ... Es ist unmöglich! ... Ich selbst war kaum im Stande, diese Reise heute zu machen ... ich mußte mich mit dem Frühstücke beeilen ... und ich liebe das schnelle Essen nicht ...“

„Wir sehen ihn also nie wieder!“ seufzte Louise mit beklommenem Herzen und thränenvollen Augen.

„Das will ich eben nicht behaupten ... anbetungswürdige Schäferin! ... ich sage nur, Sie sollen vernünftig sein und nicht verlangen, daß der Herr Marquis Ihretwegen seine wichtigen Geschäfte unterbreche.“

„— O! wir verlangen gar nichts!“ sagte Nicolle; „ich wäre gerne wieder nach Paris gegangen, ihn zu besuchen ... man sagt uns aber immer, er sei abwesend.“

„— Komm't nicht nach Paris, Ihr würdet Euch vergeblich bemühen; wie woll't Ihr einen jungen Mann im Fluge aufhalten, der täglich fünfhundert Ausgänge zu machen hat?“

„— Fünfhundert Ausgänge! ... ach, mein Gott! da muß ja der arme Junge kreuzlahm werden! ...“

„— Geht er denn zu Fuße? ... Er fährt oder reitet immer ... und da geht's immer im gestreckten Galopp.“

„Und er kann nicht ein einziges Mal hieher kommen? ...“ sagte Louise mit einem tiefen Seufzer ... — „Und jene schönen Damen, die so gut tanzen ... besucht er ohne Zweifel oft?“

„Die Tänzerinnen! ... pfui doch! ... das wäre gegen die guten Sitten! ... man hat sich dieser Possenreißerinnen bedient, wie man sich des Magnets zur Anziehung einer Masse von Dingen bedient, aber mehr ... retro Satanas!“

„Nun,“ fuhr Nicolle fort, „wenn er nur zuweilen an uns denkt!“

„— Der Beweis, daß er an Euch denkt, Frau Nicolle, liegt darin, daß er mir den Auftrag ertheilte, Euch Folgendes zu übergeben ... denn er will Euch glücklich und sorgenfrei wissen ... und ist sehr freigebig, mein Zögling ... Hier nehmt ... es sind tausend Franken darin ... das ist sehr hübsch.“

Mit diesen Worten reichte Herr Gerundium Nicolle'n einen Geldsack, den sie annahm und ausrief:

„— Tausend Franken! ... o! das ist aber zu viel! ... tausend Franken ... Ach! das ist ein schönes Geschenk ... aber wenn ich ihn hätte dazu umarmen dürfen, wäre es noch weit schöner gewesen.“

Jakob, der eben erwachte, sah den Geldsack und stammelte: „Tausend Franken! ... zu sechs Sous das Maß ... wie viel gibt das Eimer?“

„Und an mich hat er Ihnen keinen Auftrag mitgegeben, mein Herr?“ fragte Louise. Dann fügte sie, erröthend, schnell hinzu:

„O, mein Herr! nicht nach einem Geschenke ... oder nach Geld frage ich! ... sondern nach einem Worte der Freundschaft ... der Erinnerung ... einem Worte, welches mir beweist, daß er mich nicht vergessen ... Lassen Sie hören, mein Herr, besinnen Sie sich wohl!“

Herr Gerundium zerkratzte seine Nase und erwiderte:

„Nein, meine schöne Freundin, der Marquis, mein Zögling, hat mir keinen besondern Auftrag an Sie mitgegeben, aber er hat mir gesagt, euch Allen Gesundheit und Wohlergehen zu wünschen.

Louise erblaßte und wandte die Augen ab. Der Hofmeister näherte sich ihr und flüsterte ihr zu:

„Aber machen Sie sich keinen Kummer, mia cara bella!... wenn Sie der Marquis vergißt ... so gibt es Jemand, der Sie nicht vergessen ... der für Ihre Zukunft sorgen ... und Sie Ihr Leben nicht im Dunkel dieses Dorfes verjammern lassen wird... Geduld, Sie sind noch sehr jung ... obwohl schon vollkommen ausgebildet ... warten Sie noch eine kurze Zeit ... Penelope harrte lange der Rückkehr des Ulysses, aber er kam endlich und tödtete ihre Freier ... Dieser Mann handhabte den Bogen vortrefflich!"

Louise betrachtete Herrn Gerundium mit erstaunter Miene, als ob sie ihn um die Bedeutung seiner Worte fragen wollte; aber der Hofmeister wandte sich gegen Nicollen und rief aus:

„Nun muß ich euch Lebewohl sagen!"

„— Was! so schnell wieder, Herr Gerundium, ohne etwas zu sich zu nehmen, ohne sich zu erfrischen?..."

„Ein Schlückchen Krätzer ..." sagte Jakob, „schlägt man nicht aus."

„Verzeiht mir, mein lieber Frimousset, das schlägt man sehr leicht aus, wenn man, wie ich, gewöhnt ist, in Paris vorzügliche Weine zu trinken; jetzt würde mir Euer Krätzer den Magen zersprengen."

„— Aber was nöthigt Sie denn, so schnell wieder abzureisen?"

„— Meine würdige Nicolle, ich weiß, daß man heute Mittag gebratene Wachteln speist; Mamsell Turlurette hat mir's gesagt, und ich würde ein großes Unrecht an mir selbst begehen, wenn ich nicht meinen Theil davon nähme. Auf Wiedersehen, tugendhafter Landmann; Nicolle wachet über diese schöne Perle ... Margarita ... ich empfehle sie Euch, und Sie, reizende Louise, überlassen Sie sich dem Kummer nicht! Ihre Zukunft

wird gewiß noch schön! ... Dieses Orakel ist sicherer, als das des Kalchas! ... Ich wünsche euch allesammt eine treffliche Gesundheit und eile nach Villemomble, wo ich mich in den Wagen setzen werde."

Mit diesen Worten richtete Herr Gerundium an Jedes ein ungeheures Lächeln, fügte dem an die Jungfrau noch einen ausnehmend warmen Blick bei und entfernte sich, während er seinen glänzenden Hut aufsetzte und in seine glacirten Handschuhe fuhr.

„— Er verlangt, daß ich mich dem Kummer nicht überlassen soll! ..." sprach Louise nach Gerundiums Entfernung; „und Cherubin hatte kein Wort für mich!"

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gewerbe des Herrn Poterne

Man muß Cherubin für undankbar und in seinen Neigungen unbeständig halten, denn er scheint die gute Nicolle, die ihn auferzogen hat, und die kleine Louise, seine Gespielin, welche er so zärtlich zu lieben vorgab, schnell vergessen zu haben. Aber diese Undankbarkeit und Unbeständigkeit sind dem Menschen so natürlich, daß man sich nicht verwundern darf, sie bei einem Jüngling anzutreffen; Cherubin hatte sein achtzehntes Jahr angetreten; er war von Personen umgeben, die ihm den Aufenthalt in Paris nur angenehm zu machen suchten, die sich fortwährend damit beschäftigten, ihm neue Vergnügungen zu verschaffen, und besonders nicht versäumten, seine bei der Amme verlebte Zeit ins Lächerliche und Spöttische zu ziehen. Das Lächerliche ist eine gewaltige Waffe bei den Franzosen: erwachsene Männer fürchten es und thun Alles, es zu vermeiden: wie hätte ihm ein siebenzehnjähriger Knabe Trotz bieten können?

Indessen war Cherubin nicht so vergeßlich, als man glauben

könnte: mehrmals hatte er die Absicht, nach Gagny zu reisen, um Nicollen und Louisen wiederzusehen; um ihn aber davon abzubringen, verbarg man ihm vor allen Dingen die beiden Besuche der Amme im Hause, dann hatte man ihm gesagt, Frau Frimousset habe Louisen zu einer ihrer Verwandten in die Bretagne geschickt, damit sie den Kummer vergesse, den ihr die Entfernung ihres jungen Freundes verursacht habe.

Der Gedanke, Louisen nicht mehr in Gagny zu finden, hatte das Verlangen des Jünglings, wieder einmal ins Dorf zu gehen, bedeutend vermindert. Da er aber stets das Glück seiner Amme wünschte, so hatte er, wie wir kurz vorher gesehen, Herrn Gerundium beauftragt, ihr Geld zu überbringen, und ihn zugleich ersucht, sich nach Louisens Befinden zu erkundigen, zu fragen, ob sie bald wieder nach Gagny zurückkehre, kurz — Nachricht über ihr Schicksal einzuziehen.

Als Herr Gerundium von Nicollen zurückkam, verfehlte er nicht, seinem jungen Zöglinge weis zu machen, Louise sei immer noch bei guten, wohlhabenden Pächtersleuten in der Bretagne, die sie wie ihre eigene Tochter behandelten, und bei denen es ihr sehr gefiele.

Auf dieses hatte Cherubin, bei dem Gedanken, daß ihn seine ehemalige Gespielin wahrscheinlich bald ganz vergessen haben werde, schwach geseufzt; sein Herz wurde von einem Gefühle der Traurigkeit und der Sehnsucht durchdrungen; und er empfand einen Augenblick Lust, in die Bretagne zu gehen, um Louisen Vorwürfe zu machen, daß sie ihre Gesinnung geändert habe und ihn nicht mehr liebe.

Denn so sind wir zu jeder Zeit: wir vergessen zwar die Andern, wollen aber nicht von ihnen vergessen werden; wir sind unbeständig, treulos, aber hoffen, daß man beständig und treu gegen uns bleiben werde; kurz, wir erlauben uns, Andere zu täuschen, wollen aber nicht von ihnen getäuscht werden.

Die Ankunft Darena's führte stets die Heiterkeit ins Grandvilain'sche Haus zurück; und während er sich bemühte, Cherubin zu zerstreuen, machte er sich zugleich dessen Bekanntschaft zu Nutzen, um das Genie Poterne's gehörig zu verwenden.

So hatte der häßliche Herr eines Tages zwei Reitpferde in das Hôtel des jungen Marquis gebracht, ihn versichert, es sei eine vortreffliche Gelegenheit, die man ergreifen müsse, und ihn für zwei Klepper, welche höchstens fünfhundert Franken werth waren, dreitausend bezahlen lassen.

Ein andermal brachte Herr Poterne ein Tilbury, welches er von einem russischen Fürsten erkauft haben wollte, oder vorzügliche Jagdhunde von einer ausgezeichneten Race, ein vortreffliches, nie versagendes Gewehr u. s. w.; kurz, Herr Poterne handelte allmählig mit Allem; er erschien nie im Hause, ohne Cherubin Etwas zum Kaufe anzubieten; er sorgte sogar für Stöcke, Foulardstücher, Papageien und Katzen. Der junge Mann kaufte immer und bezahlte mit blindem Vertrauen. Aber Jasmin, der nach und nach einsah, daß Herrn Poterne's Billigkeiten entsetzlich kostspielig waren, zeigte eine sehr üble Laune, wenn er ihn ins Haus treten sah, und zerbrach sich den Kopf, wie er seinem Herrn diese Besuche vom Halse schaffen könnte. Unglücklicherweise hatte der alte Diener nie durch seine Einbildungskraft geglänzt, und mit den Jahren war diese Fähigkeit, weit entfernt, sich bei ihm zu entwickeln, eher noch schwächer geworden.

Monfréville hätte den Planen Darena's und dem Handel Poterne's entgegen sein können, aber er war genöthigt, eine Zeitlang auf einer Besitzung, die er in der Nähe von Fontainebleau hatte, und wo einige Ausbesserungen vorgenommen werden mußten, zuzubringen. Vor seiner Abreise hatte er zwar seinen jungen Freund zur Vorsicht gegen die Dienste und Gefälligkeiten Poterne's aufgefordert, aber Cherubin war zu jung, um nicht vertrauensvoll zu sein, und überdies schien Darena jederzeit ent-



Band XIX. Seite 191.
Darena sank auf einen Stuhl und konnte sich des Lachens nicht erwehren.

zückt über die billigen Einkäufe, die sein Intendant für den jungen Marquis gemacht hatte.

Seit Monfréville's Abreise wurde das Haus mit Pferden, Jagdhunden, Vögeln aller Art, gothischen Vasen und sogenannten Seltenheiten oder Merkwürdigkeiten angefüllt, die Herr Poterne alle Tage herbeischleppte.

Endlich sagte einmal Jasmin eines Morgens zu seinem jungen Herrn: „Gnädiger Herr, wenn das so fortgeht, so wird unser Haus nächstens das Aussehen einer Trödelbude haben!... man kann sich nicht mehr darin umdrehen!... dieser Herr Poterne veranlaßt Sie, allzuviel einzukaufen; Ihre alterthümlichen oder merkwürdigen Vasen scheinen mir sehr häßlich!... die Jagdhunde machen einen abscheulichen Lärm... läßt man sie los, so beißen sie Jedermann in die Beine; die Papageien schreien zum toll werden... Sie haben deren fünfe!... die sogenannte spanische Katze, die er Ihnen aufgehängt hat, hat schon ihre Farbe verändert und ist weiter nichts, als eine ganz gewöhnliche weiße Katze... und Sie, gnädiger Herr, haben jetzt neunzehn Stöcke, ich habe sie gezählt... Was wollen Sie mit neunzehn Stöcken anfangen?... Ihr Herr Vater, der Marquis, hatte nur einen einzigen und trug auch nie mehr auf einmal."

„Ach, schweig' doch, Jasmin," entgegnete Cherubin, über die Verzweiflung seines alten Dieners lachend; „bin ich denn nicht reich... habe ich nicht die Mittel, meine Launen zu befriedigen?"

„Verzeihen Sie, mein lieber Herr, Sie kaufen all' die Sachen nur, weil dieser Herr Poterne sagt, sie seien schön... die Gelegenheit günstig... und tausend ähnliche Dinge, um Sie dazu zu bewegen; Sie selbst hätten niemals den Einfall gehabt, zehn Hunde, neunzehn Stöcke, fünf Papageien und eine Schildkröte anzuschaffen... und das Haus mit alten Vasen und ausländischen

Krügen anzufüllen ... die ich sehr garstig finde, wie auch die Schildkröte vor der ich mich fürchte!"

„— Weil Du nichts davon verstehst. Herr Darena gratulirt mir stets zu meinen Einkäufen; er findet das Alles schön und wohlfeil."

„— O! ... Herr Darena ... ich halte ihn nicht für haushälterisch, diesen Herrn! Ei, gnädiger Herr, hat er Ihnen das Geld, welches Sie für ihn an den Schneider, Schuhmacher, Hutmacher u. s. w. bezahlten, wieder zurückgegeben?"

„— Nein! ... aber das ist von keinem Belange ... er wird es vergessen haben ... auch hast Du mir damals gesagt, Jasmin! es sei sehr nobel, seinen Freunden Geld zu leihen, und mein Vater habe es oft gethan."

„— Das ist wahr, gnädiger Herr, nur mit dem Unterschiede, daß die Freunde Ihres Herrn Vaters das Entlehnte wieder zurückzahlten."

Diese Unterredung wurde durch die Ankunft Poterne's unterbrochen, der immer noch mit seinem schmutzigen Oberrocke bekleidet war, worunter er diesmal, wie es schien, etwas ziemlich Großes trug, das er sorgfältig zu verbergen suchte. Jasmin verzog sein Gesicht zu einer sehr bedeutungsvollen Grimasse, als er die eben besprochene Person eintreten sah. Herr Poterne erschien jedoch mit sehr demüthiger Miene, verbeugte sich bis auf den Boden und bestrebte sich, ein angenehmes Gesicht zu machen.

„Ach! der Herr Poterne!" sagte Cherubin, über das Gesicht seines alten Dienes lachend: „ich sprach so eben von Ihnen mit Jasmin, der behauptete, meine spanische Katze werde ganz weiß."

Herr Poterne ließ ein Grinsen vernehmen, das dem Klang großer, in einen Kastrol gerüttelter Kupfermünzen glich, und antwortete:

„Herr Jasmin beliebt zu scherzen! ... die Katze, welche ich die Ehre hatte, an Sie zu verkaufen, ist sehr kostbar ... sie kam

von einem spanischen Granden ... es ist möglich, daß sie zeitweis ihre Farbe verliert ... sie ist vielleicht unpäßlich, es wird sich aber wieder geben ... wenn man recht für sie sorgt."

„Glauben Sie, es fehle den Thieren an Nahrung bei uns?" entgegnete Jasmin stolz.

„— Das wollte ich nicht damit sagen, mein lieber Herr, nur sind die spanischen Katzen sehr zart und ..."

„Schon gut," sagte Cherubin, „es ist jetzt genug über diese Katze gesprochen worden. Sie kommen ohne Zweifel, Herr Poterne, mir etwas Neues anzubieten, denn Sie sind ein kostbarer Mann: Sie lassen Einem nicht Zeit etwas zu wünschen."

„— Der Herr Marquis sind zu gütig ... in der That ... ich habe etwas ..."

Mit diesen Worten warf Herr Poterne einen unheimlichen Blick auf den alten Diener, dessen Anwesenheit ihn incommodirte: aber Jasmin blieb unbeweglich, und da ihn sein Herr nicht gehen hieß, so mußte sich Poterne wohl entschließen, das unter seinem Oberrock Verborgene in dessen Gegenwart zu zeigen.

„Nun, was bringen Sie mir heute?" fragte Cherubin.

„— Herr Marquis... was ich bringe... ist ... ist ein unter dem Preise feiles Stück ..."

„Immer Käufe unter dem Preise," brummte Jasmin; „man kennt das schon."

„Ich komme von der Versteigerung der Hinterlassenschaft eines ehemaligen Ministers ... eines außerordentlichen Feinschmeckers ... In Ihrem Alter, Herr Marquis, liebt man die Leckereien ... die Süßigkeiten ... besonders die seltenen ... Meiner Treu, als man dieses hier ausbot, dachte ich, es könnte Ihnen angenehm sein ..."

Während Herr Poterne so sprach, zog er einen großen, blauen Porzellantopf unter seinem Rock hervor, der sorgfältig mit Pergament bedeckt war.

„— Was ist da drinn, Herr Poterne?“

„Indisches Eingemachtes, Herr Marquis; das ist ein Confekt, welches man in heißen Ländern für die höchste Delikatesse hält, und wegen der Schwierigkeit, es kommen zu lassen, in Frankreich sehr selten findet: es wird aus Ananas zubereitet.“

„Vortrefflich,“ sagte Jasmin ganz leise, „nun schleppt er uns auch noch Eßwaaren her! ... das hat noch gefehlt ...“

„Ein Topf von dieser Größe kostet bei Chevet, wenn er gerade hat, gewöhnlich hundert Franken! ... Ich erhielt diesen für fünfzig und habe ihn in der Absicht ersteigert, Ihnen solchen anzubieten.“

„— Meinen Dank, Herr Poterne ... Eingemachte Ananasse müssen in der That köstlich sein. Jasmin, gib Herrn Poterne fünfzig Franken ... nachher trage das Eingemachte in die Speisekammer.“

Jasmin nahm den von dem garstigen Herrn ihm dargereichten Topf und brummte:

„Es fehlt doch nicht an eingemachten Sachen im Hause Mamsell Turlurette versteht das sehr gut ... es ist rein überflüssig ...“

Ein Blick Cherubins brachte den alten Diener, der unter Murren das Geld aus dem Sekretär holte, zum Schweigen; Herr Poterne sagte inzwischen zu dem Jüngling:

„O! bald werde ich dem Herrn Marquis etwas äußerst Merkwürdiges anzubieten haben ... Einen großen, gescheiten, sehr geschickten Affen, den der Besitzer in Folge eines Fallissements herzugeben gezwungen ist ... Ich werde diese Gelegenheit benützen — und Sie einen Affen erhalten, der eines Königs würdig wäre.“

„Einen Affen!“ rief Jasmin entsetzt aus. „Das setzte vollends Allem die Krone auf! Unser Haus wird alsdann eine vollständige Menagerie sein!“

„Jasmin, schweig',“ sagte Cherubin; „und Sie, Herr Po-

terne, bringen Sie mir diesen Affen, sobald Sie ihn bekommen. Ich bin sehr begierig, einen Affen zu besitzen."

Herr Poterne verbeugte sich, strich die fünfzig Franken ein, welche ihm der alte Diener mit einem gräßlich verzogenen Maule ausbezahlte, und entfernte sich mit der wiederholten Versicherung, daß er sich bemühen werde, den Affen um einen billigen Preis zu erhalten.

Cherubin, der mit Darena und einigen andern jungen Leuten ein Rendezvous im Café de Paris ausgemacht hatte, beeilte sich, seine Toilette zu vollenden, und entließ seinen alten Diener, den die Aussicht auf einen Affen in Trostlosigkeit versetzte, und der mit einem Wuthblicke auf den Topf, für den sein Herr fünfzig Franken bezahlt hatte, wegging.

Einige Minuten später stieg Cherubin mit einem wirklichen Jockey in sein Tilbury und fuhr vom Hause ab, ohne auf Jasmin's Stimme zu hören, der ihm aus einem Fenster der Speisekammer zurief:

„Gnädiger Herr ... er hat uns abermals belugst ... Es ist Traubenmus und weiter nichts!"

Sechzehntes Kapitel.

Herr Poterne setzt seine Spitzbübereien fort.

Cherubin fand im Café de Paris Darena und zwei junge Dandys, deren Bekanntschaft er im Foyer der großen Oper gemacht hatte. Mit achtzehn Jahren schließt man sehr leicht Verbindungen; man bietet und nimmt seine Freundschaft, wie die gewöhnlichste Sache von der Welt, an; im spätern Leben sieht man oft erst ein, daß man nichts gegeben und nichts empfangen hat.

Die beiden neuen Freunde Cherubins sind nur wenige Jahre älter als er. Der eine, welcher Benedikt Moufferand heißt, läßt

sich, ohne seinen Taufnamen zu sagen, weil er ihn für gemein hält, von Mousseraud nennen; der andere, welcher Oskar Chopinard heißt, läßt sich dagegen niemals beim Familien-, sondern stets nur beim Vornamen nennen.

Der erste ist ein großer, schlanker, junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, ziemlich hübsch, obgleich seine Augen ausdruckslos und seine Haare, die er blond nennt, roth sind; ein geistloser Schwätzer, der sich einbildet, alle Weiber zu erobern und der bestgekleidete Mann in Paris zu sein.

Der zweite, vierundzwanzig Jahre alt, ist klein, braun, hat eine gelbliche Hautfarbe und wäre beinahe häßlich, wenn nicht die Lebhaftigkeit und der Glanz seiner schwarzen Augen seinem Gesichte Ausdruck verliehen; man könnte ihn für geistreich halten, wenn er nicht die Schwachheit hätte, sich seiner Familie zu schämen und sich zu ärgern, wenn man ihn beim Namen seines Vaters nennt.

Beide Herren sind aus reichen Familien. Der erste ist der Sohn eines Notars aus der Provinz und soll in Paris die Stelle eines Wechselmäklers kaufen; der zweite, dessen Vater ehemals Uhrmacher war, sich aber längst vom Geschäfte zurückgezogen hat, strebt eigentlich nach gar keiner Thätigkeit.

Beide jungen Leute stehen sehr freundschaftlich mit Darena, weil er von Adel ist; er dagegen gleichfalls mit ihnen, weil sie reich sind. So besteht unter der menschlichen Gesellschaft beinahe immer ein Austausch eigennütziger Beweggründe.

„— Kommen Sie doch, Marquis Cherubin," redete ihn Darena an, „wir erwarteten Sie, das Frühstück ist bestellt . . . es wird köstlich sein, ich verstehe mich darauf . . ."

„Sie sind etwas spät," sagte Oskar.

„Er wird einer seiner Geliebten guten Tag gesagt haben," versetzte der große Mousseraud, sich das Kinn streichelnd.

„Meine Geliebten!" entgegnete Cherubin naiv, „o ich habe keine einzige! . . ."

Darena stieß ihn an den Arm und rief aus:

„Er hat keine einzige!... ich hoffe, meine Herren, daß Sie so etwas nicht glauben! denn das will so viel heißen, als er hat in jedem Viertel der Stadt eine; er ist schon ein vollkommener Spitzbube in Betreff der Frauenzimmer ...“

Dann fuhr der Graf, Cherubin ins Ohr flüsternd, fort:

„Sagen Sie's doch nicht, daß Sie keine Liebschaft haben! man würde Sie sonst auslachen ... man würde, wie auf ein Wunder, mit Fingern auf Sie deuten ... Sie sind in der That, mein lieber Freund, für achtzehn Jahre weit zurück.“

Cherubin erröthete und beeilte sich, Platz bei Tische zu nehmen. Während des Essens hörte Moufferand nicht auf, von seinen Triumphen zu sprechen; bisweilen aber machte Oskar einige boshafte Bemerkungen hierüber. Darena sagte gar nichts, aber trank, aß und lachte desto mehr über die Gespräche Beider. Cherubin hörte Alles mit dem treuherzigsten Glauben von der Welt an, und ließ nur zuweilen einen Ausruf des Erstaunens hören, wenn ihm die Abenteuer gar zu ungewöhnlich schienen.

„Ja, meine Herren,“ sagte der große Blondrothe, „im gegenwärtigen Augenblicke habe ich fünf Geliebten! zwei nicht gezählt, die erst im Beginne sind.“

„Im Beginne von was?“ fragte Oskar höhnisch.

„— Beim Teufel, das ist doch gut zu verstehen, das Verhältniß ist im Beginne sich zu entwickeln, und wird im Laufe dieser oder spätestens der nächsten Woche entwickelt sein.“

„Dann hast Du sieben Geliebten! .... gerade wie ein Hahn!...“

„O! Du scheinst zu lachen, Oskar, es ist aber sehr wahr ... zudem habe ich bisweilen schon mehr gehabt!...“

„Herr von Moufferand, Sie werden furchtbar!“ sagte Darena, „wenn übrigens Ihre Eroberungen hübsch sind, so mache ich Ihnen mein Compliment!“

„Vier davon sind reizend, zwei hübsch und eine leidlich, ich will aber die drei letztern an den Nagel hängen und nur die erste Qualität behalten."

„Wie ... man kann eine Geliebte aufhängen?" fragte Cherubin mit verwunderter Miene.

„— Ei, Marquis, aus welchem Welttheil kommen Sie denn? Wenn man Sie hört, könnte man glauben, Sie seien ein Neuling in der Liebe ... und doch versichert der Herr Graf, Sie seien sein Zögling ... Das würde ihm keine Ehre machen!"

Darena leerte sein Glas und rief aus:

„Glauben Sie denn unserem jungen Adonis? ... Merken Sie denn nicht, daß er seinen Scherz mit uns treibt? ... er, der einer Schönen nur drei Tage lang treu bleibt ... er führt uns mit seiner treuherzigen Miene hinter das Licht! ... wenn er uns so daran kriegt, so frage ich Sie, wie muß er erst die Frauen aufsitzen lassen?"

„Herr Cherubin ist auf alle Arten begünstigt," sagte Oskar.

„Er nicht allein!" versetzte der große Mousserand mit selbstzufriedener Miene; „ich sage dies aus dem Grunde, weil ich, bei meiner Ehre, kein Frauenzimmer kenne, das mir widerstanden hätte."

„O! Dir! das ist kein Wunder," entgegnete Oskar spöttisch, „Du hast ein solch feuriges Aussehen ... daß sich die Herzen schon an Deinen Haaren entzünden."

„— Was soll das heißen?" erwiderte der große junge Mann, dessen Wangen die Farbe seiner Haare annahmen. „Willst Du damit sagen, ich habe rothe Haare?"

„— Ich meine, es sei überflüssig, das zu sagen!"

„Ruhig, meine Herren! sind wir etwa hier, um Streit miteinander anzufangen?" fiel Darena ein; „nein, wir sind hier, um zu frühstücken, zu lachen ... tolles Zeug zu sprechen, statt dessen ärgert man sich ... wird übler Laune ... Das ist gar

keine Art; und dazu noch der Haare wegen! . . . Mein Gott, ich möchte rothe Haare haben, ich wäre entzückt darüber . . . Sie sind in Frankreich bei weitem nicht so allgemein, als die braunen und die blonden! . . . Und es beweist überdies, daß sie nicht gefärbt sind. Oskar, schenken Sie mir ein, und Sie, Herr von Mousserand, bieten Sie diese Platte herum."

„Ja, ja!" rief Cherubin aus, „anstatt sich zu erzürnen, sagen Sie mir lieber, was Sie mit Ihren sieben Geliebten treiben."

„Ei, beim Kuckuk! wahrscheinlich, was Sie mit den Ihrigen auch treiben."

„— Ich, ja, aber ich . . ."

Ein Blick Darena's unterbrach Cherubin, dann fuhr er dennoch fort:

„Ich treibe gar nichts mit den meinigen!"

„— Dann werden sie Ihnen saubere Streiche spielen! . . ."

„Ich habe," sagte Oskar, „gegenwärtig eine kleine allerliebste Grisette, der ich alle Wochen eine Haube und alle Monate ein Kleid anschaffe, womit sie höchst zufrieden ist."

„Ich," sagte der große Mousserand, „habe unter meinen sieben Geliebten eine Engländerin, die mich sehr viel Geld kostet . . . sie ist aber bewunderungswürdig! . . ."

„— Ist das ein Aufschneider mit seinen sieben Weibern! Er kommt mir vor wie der Blaubart. Führe sie einmal alle miteinander spazieren, dann wirst Du wie ein Institutsvorsteher aussehen."

„Ich schenke den Frauen nur noch mein Herz!" sagte Darena, „und sie lieben mich weit mehr, seit ich sie auf das reducirt habe."

„— Und Sie, Cherubin, machen Sie Ihrer Schönen wegen viele Thorheiten?"

Cherubin spielte mit seinem Messer, während er stotterte:

„Ich . . . ich weiß nicht . . . es kommt darauf an . . ."

„Das muß wahr sein," versetzte Mousserand, „Sie sind zu verschwiegen; man kann nichts aus Ihnen herausbringen."

Cherubin, den diese Unterredung in Verlegenheit setzte, zog seine Uhr heraus und gab vor, sich eines Stelldicheins wegen entfernen zu müssen.

Während er auf die Uhr sah, betrachtete sie Oskar Chopinard, der neben ihm saß, aufmerksam.

„Nicht wahr, sie ist sehr hübsch ... sehr flach?" fragte Cherubin, seinem Nachbar die Uhr näher hinhaltend.

Dieser nahm sie in die Hand, betrachtete sie nochmals sehr genau und rief aus:

„Das ist sonderbar! ... gilt's eine Wette? ... halten Sie! lassen Sie mich auch die Kette sehen ... O! beim Kuckuk! die Kette auch ... Ah! es wäre merkwürdig, wenn die Stecknadel ebenfalls ... erlauben Sie, mein lieber Cherubin!"

Und Herr Oskar betrachtete, nachdem er Cherubins Uhr untersucht und die um seinen Hals hängende Kette berührt und gewogen hatte, dessen Brillant-Vorstecknadel ganz in der Nähe.

„Warum betrachten Sie mich denn so?" fragte Cherubin, „was habe ich denn Außerordentliches an mir?"

„Was Sie haben?" entgegnete Oskar; „je nun, Dinge, die ich erstaunt bin, bei Ihnen zu sehen ... bei einem jungen und reichen Manne, wie Sie ... Sie müssen diese Uhr, diese Kette und diese Stecknadel nicht theuer bezahlt haben?"

„— Nein, nicht zu theuer ... fünfundzwanzighundert Franken zusammen; allerdings war es auch ein Gelegenheitskauf."

„Fünfundzwanzighundert Franken!" entgegnete Oskar, die Hände zusammenschlagend; „dann, mein Freund, sind Sie bestohlen worden ... o! vollständig bestohlen ... Alle drei Gegenstände sind zusammen kaum sechzig Franken werth; die Brillanten sind falsch ... Kette und Uhr von vergoldetem Kupfer."

„Von Kupfer!“ rief Cherubin aus, während Darena zwischen den Zähnen brummte:

„Ach! der Schuft! . . . ich habe mir es fast vorgestellt!“

„— Es ist unmöglich; der Geschäftsführer des Herrn von Darena hat diese Sachen an mich verkauft . . .“

„— Ich versichere Sie, daß ich dessen, was ich behaupte, gewiß bin.“

„Beim Kuckuk!“ rief der große Mousserand höhnisch aus, „Oskar muß sich darauf verstehen; sein Vater war Uhrmacher . . . Er wurde dabei auferzogen.“

Cherubin blickte Darena an und sagte:

„Wie kann das sein? . . . Sie wissen doch, daß Herr Poterne mir diese Sachen besorgt hat.“

Darena schlug mit seinem Glase einen Teller zusammen und schrie:

„Wenn das der Fall ist, so ist Poterne ein elender Tropf, der mich niederträchtig betrogen hat; aber ich zerbreche ihn wie diesen Teller.“

Cherubin zweifelte immer noch. Man verließ die Restauration und trat in den ersten besten Bijouterie-Laden ein. Kaum hatte der Bijoutier die von dem jungen Manne getragenen Gegenstände betrachtet, so sagte er mit sehr artigem, aber etwas spöttischem Tone zu ihm:

„Ach! mein Herr, wie können Sie solche Gegenstände an sich tragen? . . . Ich möchte nicht fünfzehn Franken für Alles zusammen geben.“

Cherubin zog seine Kette, Stecknadel und Uhr aus, und warf Alles mit einer Entrüstung, die ihren Grund weniger in seinem Geldverlust, als in dem Verdrusse hatte, betrogen worden zu sein, auf den Boden. Dann gab er dem Juwelenhändler seine Adresse und sagte zu ihm:

„Wollen Sie die Güte haben, und mir morgen dieselben

Gegenstände, so wie ich sie bereits zu besitzen glaubte, in schönster Auswahl in mein Haus bringen; Sie werden sich überzeugen, mein Herr, daß ich im Stande bin, ächte Juwelen zu bezahlen."

Der Bijoutier verbeugte sich, versicherte, daß man zufrieden gestellt werden solle, und man verließ seinen Laden.

„Was Ihren Herrn Poterne betrifft," rief Cherubin, sich an Darena wendend, aus, „so rathe ich ihm, sich nicht mehr bei mir sehen zu lassen! . . ."

Darena, der sich ganz wüthend stellte, nahm Cherubin bei der Hand, schüttelte sie ihm heftig und sagte:

„Mein Freund, ich bin unfreiwillig Schuld an Allem; dieser elende Poterne hat mich wie Sie betrogen . . . Ich bin überzeugt, daß er auch mich entsetzlich bestiehlt! . . . aber ich werde ihn dafür strafen ... ich gehe zu ihm und schlage ihm den Rückgrat entzwei."

Mit diesen Worten verließ er die drei jungen Leute hastig und begab sich in der That zu Poterne.

Darena bewohnte damals ein kleines, ziemlich hübsches Logis in der neuen Bredastraße. Dank dem Handel, welchen Poterne mit dem jungen Marquis trieb, und wovon er einen Theil der Erträgnisse wegzog, befand er sich seit einiger Zeit bei Geld; sein Geschäftsführer hatte ein kleines Zimmer über seinem Quartier inne.

„Ist Poterne in meiner Wohnung?" sagte Darena im Vorbeigehen zum Portier.

„In Ihrer Wohnung oder in seiner, Herr Graf, im Hause ist er jedenfalls, ich sah ihn mit dem kleinen Jungen hereingehen, der seit vierzehn Tagen alle Morgen zu ihm kommt."

„— Ei! ein kleiner Junge kommt alle Morgen zu ihm . . . wie alt mag das Kind etwa sein?"

„— Meiner Treu! wohl zehn bis zwölf Jahre alt! . . . er hat aber ein sehr schelmisches Aussehen . . . ist nicht schön . . . übrigens von so pfiffiger Miene, daß er beinahe gefällt."

Darena ging die Treppe hinauf und sprach zu sich:

„Was mag wohl Poterne mit dem kleinen Jungen vorhaben? ... Ist es vielleicht sein Sohn ... o! nein, ein Mensch, wie der, weiß von keinem Kind ... er müßte ja dafür sorgen; es muß irgend ein Gassenjunge sein, den er zum Auslaufen und Stiefelputzen angenommen hat ... ich glaubte bisher, er besorge das selbst.“

Darena trat in sein Zimmer und ging, als er Poterne nicht fand, eine Stiege höher hinauf; dort pochte er an die Thüre seines Geschäftsführers.

Alsbald ließ sich eine geräuschvolle Bewegung im Zimmer vernehmen, es war, als ob man Stühle umwürfe und Kästen auf- und zuschlöße; endlich ließ sich die hohle, mißtönige Stimme Poterne's folgendermaßen vernehmen:

„Wer ist draußen?“

„— Ei, zum Kuckuk! ich bin's, mach doch auf, alter Spitzbube!“

Poterne schloß die Thüre auf mit den Worten:

„Warum geben Sie sich nicht gleich zu erkennen? ... ich war sehr beschäftigt ... und bin gestört worden ... wenn man nicht weiß, wer draußen ist!“

Darena schaute im Zimmer umher, das ganz in Unordnung war; dann auf Poterne blickend, der aufzuräumen schien, sagte er:

„Du warst nicht allein hier? ... Du hattest einen kleinen Jungen bei Dir ... was Teufels hast Du wieder für Heimlichkeiten mit dem Knaben vor? ... schnell, gib Antwort, ich bin nicht zum Lachen aufgelegt!“

Statt aller Erwiderung fing Poterne an zu schreien:

„He! Bruno, komm, Du darfst Dich zeigen ... mein intimster Freund ist da ... es ist keine Gefahr vorhanden!“

Alsbald öffnete sich ein Schrank, ein kleiner, etwa zwölf-

jähriger Knabe stieg heraus, wälzte sich auf dem Boden herum und stieß ein widerliches, dem Geschrei der Wilden ähnliches Grinsen aus; das Auffallende seines Wesens vermehrte noch seine sonderbare Kleidung, die aus einem grünlichen, theilweise behaarten Fell bestand, das auch seine Hände und Füße bedeckte, dort in eine Art Krallen auslief, und unten am Rücken mit einem ganz dünnen, aber außerordentlich langen Schwanz endigte; nur sein Gesicht war bloß.

„Was Teufels ist das?“ brummte Darena, den kleinen Jungen betrachtend, der auf dem Boden eine Menge Kapriolen und Sprünge machte und ganz gewöhnt schien, auf den Händen zu gehen.

Herr Boterne ließ ein dumpfes Gegrunze hören, als ob er nach innen lachte, und entgegnete:

„— Das ist ein Affe, den ich zurichte.“

„— Ein Affe ... und für wen?“

„— Für unsern jungen Marquis. Ich wollte ihm zuerst einen großen und schönen Affen verkaufen ... hatte aber nicht Lust, Geld dafür auszugeben. Da sah ich an der Straßenecke diesen kleinen Schuhputzer ... der Spitzbube verrichtete alle ihm gegebenen Aufträge sehr pünktlich; ich überzeugte mich von seiner Klugheit und Gewandtheit, und schlug ihm vor, für eine anständige Belohnung den Affen zu machen. Zu diesem Zwecke kaufte ich auch dieses Orangoutang-Costüm, das sehr natürlich ist, Bruno zieht es alle Morgen an und übt sich dann im Springen, Grimassenschneiden u. s. w. ... er macht sich sehr gut und ist bereits possirlicher, als ein natürlicher Affe ... Hier habe ich auch die Larve, bin aber noch nicht fest entschlossen, sie ihm aufzusetzen ... da die Natur im Punkte der Häßlichkeit so viel für ihn gethan hat, so denke ich, wird es hinreichen, wenn ich ihm das Gesicht anstreiche und ihm Haare an die Augenbrauen und das Kinn klebe ... er wird dann schon einen recht stattlichen Affen vorstellen! ... ha! ha! ha!“

Darena sank auf einen Stuhl und konnte sich des Lachens nicht erwehren, während er sagte:

„Das ist entsetzlich! ... das ist abscheulich! ... und doch muß ich darüber lachen ... denn dieser Gedanke, einen Affen zu machen, ist in der That ... Poterne es ist Schade, daß Du eine solche Canaille bist, denn Du hast viel Einbildungskraft ... aber angenommen, Cherubin kaufte diesen falschen Affen, würde sich Herr Bruno dazu verstehen, sein ganzes Leben ein Thier zu bleiben."

„Durchaus nicht," entgegnete Poterne, „wenn er einmal im Hause ist, wird er schon einen gelegenen Augenblick abpassen, um Reißaus zu nehmen ... er kann durchgehen, wie er will ... durch einen Schornstein, wenn es Noth thut ... er war Kaminfeger und klettert vorzüglich in den Schornsteinen herum! ... mich geht das dann begreiflich nichts mehr an ... ich verkaufe einen Affen ... man bezahlt ihn mir ... es ist nicht meine Schuld, wenn man ihn durchgehen läßt ... ha! ha! ha!"

Als der Knabe Poterne lachen hörte, that er ein Gleiches, indem er abermals das wilde Geschrei des Affen nachahmte, und auf alle Möbeln des Zimmers hüpfte, um sein Talent noch mehr zu entwickeln.

„Nun," sagte Darena nach einigem Schweigen; „diesmal sind Deine Erziehungskosten hinausgeworfen, und dieser kleine Schelm kann seinen Affen auf den Boulevards spielen, nur nicht bei unserem jungen Schüler."

„— Warum denn nicht?"

„— Warum! ... weil Du ein elender Tropf ... ein Betrüger ... ein Dieb bist!"

Herr Poterne betrachtete den Grafen mit einer Miene, welche sagte: „Sie wissen das schon längst, warum scheinen Sie so erstaunt darüber?"

Darena fuhr fort:

„Ich gebe schon zu, daß man meinem jungen Freunde die Sachen, die man an ihn verkauft, etwas theuer anhängt ... weil — Alles wohl erwogen ... jeder Handelsmann seine Waare so theuer als möglich verkauft ... das ist Handel und Wandel, weiter nichts, aber ich dulde nicht, daß man Cherubins Vertrauen mißbrauche und ihn elend betrüge ... wie Sie es gethan, Herr Dieb! ...“

Poterne verdrehte die Augen mit Erstaunen und brummte:

„Ich sehe das große Unglück nicht ein ... ich habe ihm weis gemacht, es seien eingemachte Ananasse ... es sind aber nur Rüben ... das kann ihm jedoch nicht schaden, im Gegentheil ... sie erhitzen weniger.“

„Es handelt sich hier nicht um Rüben ... von dieser neuen Geschichte ist mir nichts bekannt ... Du wirst mir sie nachher erklären! sondern um die Uhr, die Kette und die Stecknadel! ... das Alles ist falsch ... entsetzlich falsch ... und Du warst frech genug, mir ins Gesicht zu behaupten, die Sachen seien achthundert Franken werth! Du Schurke! Du hast mich also auch bestohlen! ...“

„Es ist noch ein Glück, daß diese Kleinodien nicht so viel Werth hatten!“ erwiderte Poterne kalt, „denn von den fünfundzwanzighundert Franken, die ich erhielt, haben Sie mir nur fünfhundert zur Befriedigung des Kaufmanns gelassen, und seit damals den Rest nicht nachbezahlt! ...“

„— Weil ich wie eine Ahnung von Deiner Schufterei hatte! ... solchen Pafel, vergoldetes Kupfer an meinen jungen Freund zu verkaufen ... das ist doch infam!“

„— Ei, sagen Sie doch! es kommt mir vor, wie wenn Sie seit achtzehn Monaten gehörig auf Kosten Ihres jungen Freundes lebten ...“

„— Schweig, Poterne, schweig ... ich hätte Lust, Dir die Knochen zu zerschlagen ... und Du verdientest es auch ... sieh,

was Du angerichtet hast, weil Du Dich nicht mit einem ehrlichen Gewinne begnügtest, den Du aus den an Cherubin verkauften Gegenständen ziehen konntest, ist Dir jetzt sein Haus verschlossen ... ich hatte Dir eine prächtige Gelegenheit verschafft ... und durch Deine nimmer zu stillende Goldgier hast Du sie eingebüßt ... und in Folge dessen auch mir einen beträchtlichen Schaden zugefügt ... ich zog auch einigen Nutzen aus diesem kleinen Handel ... das war ganz in Ordnung, denn mir verdanktest Du ja die Bekanntschaft mit dem kleinen Crösus ..."

„— Auch einigen Nutzen! ... das heißt, Sie rissen Alles an sich!" brummte Poterne, indem er sein Gesicht abscheulich verzerrte.

„— Noch einmal — schweig ... oder ich halte nicht mehr an mich! wie soll ich in Zukunft meinen Luxus ... meinen Stand aufrecht erhalten? ... ich kann wohl zuweilen Etwas von Cherubin entlehnen ... aber diese Hülfsquelle wird bald versiegen ... auch die gefälligsten Leute werden des Herleihens am Ende müde, besonders wenn man ihnen nie etwas zurückerstattet. Ich wollte meinem jungen Freund unter dem Vorwande, diese Leidenschaft schicke sich für gebildete Leute, Geschmack am Spiele beibringen, aber es war mir unmöglich ... er langweilt sich dabei und überdies hat ihn der Teufel von Monfréville geradezu davor gewarnt. Es bleibt mir also nur noch ein Weg des Heils übrig, meine Angelegenheiten durch Dienste an Cherubin zu poussiren, die Liebe ... wenn ein reicher junger Mann verliebt ist, begeht er tausend Thorheiten für den Gegenstand seiner Liebe ... stehen ihm Hindernisse im Wege, so streut er mit vollen Händen Gold aus, um solche zu besiegen ... und es wäre uns ein Leichtes gewesen, ihm welche entgegenzusetzen. Aber durch ein mir unbegreifliches Mißgeschick hat Cherubin, der, wenn er ein hübsches Gesichtchen sieht, vor Bewunderung aufschreit, der in alle meine

vier Tänzerinnen rasend verliebt schien ... der keiner hübschen Grisette begegnet, ohne in Verwirrung zu gerathen, kurz, der sich benimmt, als ob er in das ganze weibliche Geschlecht verliebt wäre, noch nicht das geringste Liebesverhältniß angesponnen, noch keine Geliebte auserwählt. Ich habe ihm zwanzig Mal vorgeschlagen, ihn zu Malvina, zu Rosina oder Feodora zu führen! ... Anfangs war er geneigt, später schlug er's aus und sagte: Ein ander Mal! wir wollen sehen, ich darf nicht! ... und meine Scherze, meine Spöttereien waren nicht im Stande, seine Schüchternheit zu besiegen. So weit bin ich nun; Du siehst ein, daß ich Grund zu der Behauptung habe, Deine Schurkerei habe mich in eine mißliche Lage versetzt."

Poterne, der Darena aufmerksam zugehört hatte, schien über das eben Vernommene in Nachdenken zu versinken und antwortete endlich:

„Wenn der junge Mann noch kein Liebesverhältniß eingegangen hat, so rührt das wahrscheinlich daher, weil ihm noch kein Frauenzimmer vorgekommen ist, in das er sich wirklich hätte verlieben können ... dazu taugen Ihre Tänzerinnen nicht, die sich einem gleichsam an den Hals werfen ... so verführt man ein ganz frisches Herz nicht, das Täuschungen ... Leidenschaft verlangt ... Seien Sie ruhig, ich werde etwas auffinden, was für ihn und hoffentlich auch für uns paßt ... und ehe er sich's versieht, werde ich ihn in eine romantische, ganz verwickelte Intrigue gezogen haben."

„— Bedenke, daß Du Dich nicht mehr vor ihm sehen lassen darfst, er ist wüthend auf Dich und einer Deiner empfindlichen Körpertheile könnte sehr leicht nahe Bekanntschaft mit seinem Stiefel machen müssen ... beherzige das!"

„— O! seien Sie getrost, wenn ich mich ihm abermals nähere, so werde ich dafür sorgen, daß er mich nicht erkennt."

„— Poterne, wenn es Dir gelingt, im Herzen unseres Jüng-

lings eine leidenschaftliche Liebe anzufachen, so gewinnst Du meine Achtung wieder."

„— Ja, ja, das wird mir gelingen! ... Sie müssen mir aber vor allen Dingen Zeit lassen, ein hübsches Lärvchen aufzufinden ... und mich dann versichern, daß ... Ei, Bruno! ... Bruno! ... wo laufst Du hin, kleiner Schelm? ..."

Während der zwischen Darena und Poterne stattfindenden Unterredung hatte der kleine Knabe, der recht gut begriff, daß es sich nun nicht mehr, wie ihm versprochen worden, darum handle, ihn einen Affen spielen zu lassen, allmählig sein Costüm ab- und seine eigenen Kleider wieder angezogen; nach Beendigung dieser Toilette aber, mit dem Vermuthen, man richte keine Aufmerksamkeit auf ihn, das Affenfell sammt der Maske unter seinen Arm gesteckt und mit demselben so eben das Zimmer verlassen.

„Mein Fell! ... mein Affenfell! Bruno! ..." rief Herr Poterne, ihm auf den Hausgang nachrennend. „Wart', kleiner Lump ... willst Du mir es dalassen."

Aber Herr Bruno, der Dank dem Unterrichte, den er zu seiner Affenrolle genommen, in gymnastischen Uebungen eine außerordentliche Gewandtheit erlangt hatte, eilte die Treppe so flink hinab, daß er schon ganz unten war, ehe Poterne ein paar Schritte gemacht hatte; dessen ungeachtet setzte dieser seinem jungen Diebe weiter nach, und während Darena über dieses Abenteuer lachend auf sein Zimmer ging, verfolgte Herr Poterne den kleinen Stiefelwichser auf der Straße und schrie:

„Mein Fell! ... mein Fell! ... Haltet den kleinen Schelm fest, der mir mein Fell stehlen will!"

Siebenzehntes Kapitel.

Rathschläge eines Freundes.

In sein Haus zurückgekehrt, ließ Cherubin Jasmin vor sich kommen und sagte zu ihm:

„— Wenn Herr Poterne es noch einmal wagte, sich hier sehen zu lassen, so befehle ich Dir, ihn zur Thüre hinauszuwerfen und ihm sogar, wenn Dir's gefällt, durch den Portier einige Stockstreiche geben zu lassen ... Du darfst ihn aber nicht selber schlagen, weil Du zu alt bist und am Ende Du die Prügel bekommen könntest."

Jasmin stieß einen Jubelschrei aus und rief:

„Was! in Wahrheit, gnädiger Herr? ... und ohne ihm den Affen abzunehmen?"

„O! ich verbiete Dir vor allen Dingen, ihm auch das Geringste abzunehmen."

Dann erzählte Cherubin seinem alten Diener, was ihm begegnet war.

„Sehen Sie, gnädiger Herr, daß dieser Poterne ein nichtswürdiger Schurke ist ... ich war's überzeugt ... das sogenannte indische Eingemachte ... ließ ich Mamsell Turlurette versuchen ... es hat ihr den ganzen Unterleib aufgetrieben, und er ist seitdem ... noch nicht recht im Gange. Ich fürchte sehr, daß Alles, was Sie von diesem Poterne gekauft haben, Ihrer Uhr gleicht! ... Und dieser Herr Darena, dessen Geschäftsmann er ist! ... Hm! ..."

„— Darena war noch weit aufgebrachter über diesen Menschen, als ich ... er wird ihn halb todtschlagen. Auch er wurde von ihm betrogen; er ist unschuldig."

„— Gleichviel, mein lieber Herr, ich achte Ihren andern Freund, Herrn von Monfréville, weit mehr. Ach! welcher Unter-

schied! er erborgt nicht Ihren Schneider ... hängt Ihnen nichts an ... und hetzte Ihnen nicht seinen sogenannten Intendanten auf den Hals."

Cherubin lächelte über Jasmins Bemerkungen, aber nicht der leiseste Gedanke stieg in ihm auf, daß Darena Mitwisser von Poterne's schändlichen Handlungen sein könnte; Cherubins Herz war zu offen, zu vertrauensvoll, um solche List und Treulosigkeit zu argwöhnen, und er hätte nicht an den niederträchtigen Betrug Poterne's geglaubt, wenn er ihm nicht so klar bewiesen worden wäre.

Was Herrn Gerundium anbetrifft, der die eine Hälfte seiner Zeit im Bette, die andere bei Tische zubrachte und Abends Mamsell Turlurette Verse von Voltaire oder Racine vorlas, die er selbst in der Frühe gemacht haben wollte, so rief er, als er Poterne's schlechte Handlung erfuhr, aus:

„Dieser Mensch hat das fünfte Buch Mosis nicht gelesen, wo es heißt: non furtum facies! ... oder hat er es schlecht übersetzt."

Einige Tage nach dieser Begebenheit besuchte Monfréville, kaum vom Lande zurückgekommen, Cherubin sogleich; beim Anblick der Jagdhunde, der Papageien, der Schildkröte, Stöcke, gothischen Vasen und aller sogenannten merkwürdigen Gegenstände, womit das Hôtel seines jungen Freundes angefüllt war, stieß er einen Schrei, der aber kein Schrei der Bewunderung war, aus, und sagte zu Cherubin:

„Ei, mein Gott, welchen Einfall hatten Sie, all' diese Geschichten zu kaufen ..."

„Das sind lauter Gelegenheitskäufe ... man versicherte mich, das Alles sei wunderschön! ..."

„— Wunderschön! All' das ist abscheulich ... ganz geschmacklos ... ohne allen Werth ... Ihre Papageien sind alte Weibchen, Ihre Hunde elende Bastarde, die ich nicht zum Hühnerhüten halten möchte! sogar Ihre Stöcke sind nichts, als gewöhnliche lackirte

Stecken; das ist kein ächter Bambus ... das war nie ein spanisches Rohr ..."

„Was habe ich gesagt?" rief Jasmin aus. „Dieser Poterne war ein elender Spitzbube ... der uns immer Nasen drehte ... wie mit den Kleinodien ... Gnädiger Herr! erzählen Sie doch dem Herrn die Geschichte mit der Uhr."

Cherubin theilte Monfréville das Vorgefallene mit.

„— Seit ich weiß, daß Sie diese Sachen von Poterne gekauft haben, wundere ich mich über nichts mehr! ... Kommen Sie immer noch mit Darena zusammen?"

„Ja wohl," entgegnete Cherubin. „Er war im höchsten Grad entrüstet über das Betragen seines Geschäftsführers, und hat mir nachher gesagt, daß er ihn durchgeprügelt und aus dem Hause gejagt habe."

Monfréville entschlüpfte ein fast unmerkliches Lächeln, dann nahm er Cherubin bei der Hand und sprach:

„Mein Freund, Sie sind noch sehr jung ... und können die Welt noch nicht kennen; diese Kenntniß der Welt, welche man, wenn man nicht in der frühen Jugend schon einen starken Beobachtungsgeist besitzt, nur durch Erfahrung und Gewohnheit erlangt, verursacht uns mehr Leid als Annehmlichkeit! ... denn die Menschen sind selten, was sie scheinen wollen; die Offenherzigkeit wird in der Gesellschaft nicht als eine Tugend geschätzt, sondern man würde im Gegentheil den, der seine Meinung, auf die Gefahr hin, die Eigenliebe oder die Empfindlichkeit eines Andern zu verletzen, frei heraussagte, entweder für einen Dummkopf oder für einen Grobian halten; dagegen findet man Leute — die nur schöne Reden und schmeichelhafte Worte im Munde führen — liebenswürdig und kümmert sich keineswegs darum, ob sie auch denken, was sie sprechen. Jeder handelt in der Welt, wie er von seinen Interessen oder Leidenschaften angetrieben wird, und Denjenigen, welche am meisten Staat mit ihrer Tugend,

Ehre und Redlichkeit machen, darf man gerade am wenigsten trauen; denn wirklich tugendhafte und rechtschaffene Leute finden es ganz natürlich, so zu sein, und halten es für höchst überflüssig, sich dessen zu rühmen. Ich habe Ihnen dieses nicht früher gesagt, weil ich Ihnen nur ungern jene Täuschungen raube, die uns beim Eintritt ins Leben umgeben und den Reiz der Jugend ausmachen, aber ich nehme zu viel Antheil an Ihnen, als daß ich mich nicht bemühen sollte, Sie vor den Schlingen zu schützen, die man Ihnen legen könnte."

„Wie, Herr von Monfréville," versetzte Cherubin mit betrübter Miene, „darf man Niemand in der Welt trauen?"

„— Das will ich nicht behaupten . . . ich will keinen Menschenfeind aus Ihnen machen, Gott soll mich davor bewahren! aber ich rathe Ihnen, vorsichtig in der Wahl Ihrer Freunde zu sein."

„— Herr Gerundium hat mir oft gesagt, wenn man gelehrt werde, habe man nichts zu fürchten, denn ein Gelehrter könne nie betrogen werden, da er ja mehr wisse, als andere Leute."

„— Ich weiß nicht, ob Ihr Hofmeister in seinen Wissenschaften stark ist, in der Kenntniß des menschlichen Herzens wenigstens ist er es nicht. Außerdem kann man sehr gelehrt sein, ohne einen Funken Geist zu haben, wovon alle Tage Beweise geliefert werden; endlich lassen sich die geistreichsten Menschen am leichtesten hintergehen, was ohne Zweifel von der Vorsehung zur Entschädigung der Dummköpfe so gefügt wurde."

„— Also hegen Sie die Ueberzeugung, daß man mich hintergehen will?"

„— Sie sind jung, reich und haben sehr wenig Erfahrung. Es gibt eine Menge Leute, welche diese Umstände zu ihrem Vortheil werden ausbeuten wollen. Was ich Ihnen hier sage, ist betrübend . . . Sie werden aber später einsehen, daß ich Recht hatte."

„— Wurden Sie oft hintergangen, Herr von Monfréville?"

Diese naive Frage nöthigte Monfréville ein Lächeln ab, er seufzte indeß, als er entgegnete:

„Wie jeder Andere, mein Freund ... glauben Sie mir, hängen Sie sich nicht so sehr an Darena ... ich rede ungern Uebles von meinem Nächsten ... aber je mehr ich den Grafen beobachte, desto mehr sehe ich ein, daß seine Bekanntschaft nicht recht für Sie taugt.“

„— Er ist jedoch sehr liebenswürdig, unterhaltend und geistreich!“

„— Ich weiß es wohl, und das macht ihn eben um so gefährlicher ... er hat gewiß schon Geld von Ihnen entlehnt, nicht wahr?“

„— Ja ... einige Male ...“

„— Er wird es Ihnen nie zurückgeben.“

„— Sie glauben? ...“

„— Ich bin's überzeugt; ... er wird Sie zum Spielen auffordern? ...“

„— Ja, er hat mir oft den Vorschlag gemacht.“

„— Das ist die verheerendste Leidenschaft ... Er ist selbst ein Spieler ... und hat sich dadurch ruinirt. Wenn man so weit gekommen ist, so sucht man auch häufig Andere zu ruiniren; denn um die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu finden, ist ein unglücklicher Spieler zuweilen nicht sehr wählerisch und sucht sich oft auf sehr rücksichtslose Weise Geld zu verschaffen, und auf diesem Punkte ist Darena angelangt.“

„— Da Sie eine so schlechte Meinung von Darena haben, wie kommt es, daß er zu Ihren Freunden gehört . . . warum haben Sie ihn mit nach Gagny gebracht?“

„— Ihre Bemerkung ist ganz richtig, aber in der Welt benützt man das Gute eines Menschen und kümmert sich zu wenig um seine Fehler. Darena besitzt einen geehrten Namen und kann sich, wenn er will, sehr gut betragen, er hat sogar gefällige,

gewinnende Manieren; mehr verlangt man in der Gesellschaft nicht; aber ich wiederhole es Ihnen, bei einem Freunde muß man noch andere Dinge finden können."

„— Und den Frauen, mein lieber Monfréville, den Frauen? ... muß ich diesen auch mißtrauen? ... Ach das wäre Schade! ... es ist so was Hübsches um ein Frauenzimmer!"

„— Mit den Frauen ist's ein Anderes! Im Allgemeinen sind die Männer zu flatterhaft, um in der Wahl ihrer Liebschaften besonders große Ansprüche machen zu können, und in dieser Beziehung sind solche Verbindungen ungefährlich... Was liegt daran, wenn man sich in eine Kokette verliebt, in ein Frauenzimmer von mehr als zweideutigem Ruf, in eine Schauspielerin, die sich über Einen lustig macht? ... Diese Liebe wird bald von einer andern verdrängt werden, die ihrerseits ebenfalls bald wieder vergessen sein wird! ... Der Ruf eines Mannes wird dadurch nicht gefährdet! ... Im Gegentheil, je mehr Sie Glück machen, je mehr werden sich die Damen geschmeichelt zeigen, Ihre Eroberung machen zu können; dies macht ihrer Eigenliebe mehr Ehre, als ihrem Herzen."

„— Wie? um den Damen zu gefallen, muß man sie hintergehen?" rief Cherubin, Monfréville mit ungläubiger Miene betrachtend, aus, ... „es ist ihnen also einerlei, ob man sie vergißt, sie verläßt..."

Monfréville erblaßte, seine Stirne verfinsterte sich, er schlug lange die Augen nieder und antwortete erst nach mehreren Augenblicken:

„Es gibt Frauen, welche die Unbeständigkeit nicht verzeihen ... das sind aber gewöhnlich nicht die, die uns am meisten lieben! denn die wahrhafte Liebe macht nachsichtig ... sie verzeiht, wenn man nur reuevoll zu ihr zurückkehrt. Sehen Sie, Cherubin, der gescheidteste Mann versteht die Frauenherzen nicht ... Man hat viel darüber gesprochen; Keiner war der Ansicht des Andern. Tor-

tullian behauptet, der Teufel sei nicht so boshaft, wie ein Weib, und Confucius sagt, die Seele eines Weibes sei das Hauptwerk der Schöpfung. Cato behauptet, Weisheit und Vernunft seien mit dem weiblichen Charakter unvereinbar, und Tibull schreibt, die Liebe der Frauen führe uns zur Tugend zurück. Welcher Meinung soll man nun folgen?... Indessen komme ich mir in diesem Augenblick wie Ihr Hofmeister vor, der Sie unaufhörlich mit seiner Gelehrsamkeit quält. Ich schließe, lieber junger Freund, indem ich Ihnen sage, daß das beste Mittel glücklich zu sein darin besteht, sich nicht fest an Jemand anzuschließen. Lieben Sie alle Frauen!... dann wird Ihr Leben im Schooße des Vergnügens und der Freude hinfließen... Wenn Sie aber nur eine lieben, so müssen Sie sich für wenig Glück auf viel Leid gefaßt machen!"

„— Ich soll also alle Frauen lieben!... O! mehr verlange ich gar nicht!... Ich verliebe mich in alle, die ich sehe... wenn sie nämlich hübsch sind!..."

„— Es scheint mir jedoch, als hätten Sie noch kein Verhältniß angesponnen... Mir ist keine Liebschaft von Ihnen bekannt."

„— Nein... weil... ich es nicht über das Herz bringen kann, einer Frau zu sagen, daß ich sie liebe... Wissen Sie, daß dazu viel Keckheit gehört!..."

„— Ha! ha!... das ist die Folge Ihres sechzehnjährigen Aufenthalts bei Ihrer Amme!... Sie müssen diese Schüchternheit ablegen, die Ihnen besonders bei dem schönen Geschlechte eher nachtheilig, als vortheilhaft wäre. Sie haben achtzehn Jahre zurückgelegt, es ist Zeit, daß Sie die Welt aufsuchen und sich zeigen. Nicht mit Grisetten und Theater-Figurantinnen müssen Sie die Schule Ihrer Liebe beginnen!... Es steht Ihnen etwas Besseres zu Gebote; in der hohen Gesellschaft, in die ich Sie einführen will, werden sich tausend Frauen Ihre Eroberung streitig

machen, und dabei werden Sie wenigstens Ehre einlegen. Sie müssen nun auch etwas Anderes kennen lernen, als die Theater, Kaffee- und Gasthäuser in Paris; in den Salons lernt man Bildung, und ich werde Sie in solche führen, wo Sie Gelegenheit haben, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Mit Ihrem Namen werden Sie überall Aufnahme finden. Die Saison der Soiréen ist eingetreten. Madame Celival hat ihre Reunionen eröffnet, die höchst glänzend sind. Man trifft die auserlesenste Gesellschaft der Stadt bei ihr; ich werde Sie derselben vorstellen."

Cherubin bebte beim Gedanken, in die Welt zu treten; er fürchtete, verlegen, linkisch und wortlos zu sein; aber Monfréville ermuthigte ihn, versprach, sein Führer zu sein, und in seiner Nähe zu bleiben, und der Jüngling willigte endlich ein, sich in die Soirée der Madame Celival führen zu lassen.

Der Tag rückte für Cherubin, der noch nie in einer Soirée gewesen war, und den schon der Gedanke, sich in einer so großen Gesellschaft zu befinden, wo er den Blicken und Beobachtungen Aller ausgesetzt sei, im Inersten erschütterte, sehr schnell herbei.

„Was soll ich sprechen? ..." war Cherubins Hauptsorge, daher ging er, während er auf Monfréville's Ankunft harrte, zu Herrn Gerundium, ihn um Rath zu fragen, was ein junger Mann, der zum ersten Mal in Gesellschaft komme, zu sagen habe.

Herr Gerundium lernte eben Lafontain'sche Verse auswendig, die er nachher Mamsell Turlurette als sein eigenes Produkt vortragen wollte.

Der Hofmeister war nicht in die Haushälterin verliebt, er fand sie für sich zu entwickelt und strebte überdies nach einem andern Ziele; aber Mamsell Turlurette hatte neben ihren andern Verrichtungen auch das Departement des Confects, der Liköre, der eingemachten Früchte unter sich, und Herr Gerundium war nach all' diesen Süßigkeiten sehr lüstern.

vier Tänzerinnen rasend verliebt schien ... der keiner hübschen Grisette begegnet, ohne in Verwirrung zu gerathen, kurz, der sich benimmt, als ob er in das ganze weibliche Geschlecht verliebt wäre, noch nicht das geringste Liebesverhältniß angesponnen, noch keine Geliebte auserwählt. Ich habe ihm zwanzig Mal vorgeschlagen, ihn zu Malvina, zu Rosina oder Feodora zu führen! ... Anfangs war er geneigt, später schlug er's aus und sagte: Ein ander Mal! wir wollen sehen, ich darf nicht! ... und meine Scherze, meine Spöttereien waren nicht im Stande, seine Schüchternheit zu besiegen. So weit bin ich nun; Du siehst ein, daß ich Grund zu der Behauptung habe, Deine Schurkerei habe mich in eine mißliche Lage versetzt."

Poterne, der Darena aufmerksam zugehört hatte, schien über das eben Vernommene in Nachdenken zu versinken und antwortete endlich:

„Wenn der junge Mann noch kein Liebesverhältniß eingegangen hat, so rührt das wahrscheinlich daher, weil ihm noch kein Frauenzimmer vorgekommen ist, in das er sich wirklich hätte verlieben können ... dazu taugen Ihre Tänzerinnen nicht, die sich einem gleichsam an den Hals werfen ... so verführt man ein ganz frisches Herz nicht, das Täuschungen ... Leidenschaft verlangt ... Seien Sie ruhig, ich werde etwas auffinden, was für ihn und hoffentlich auch für uns paßt ... und ehe er sich's versieht, werde ich ihn in eine romantische, ganz verwickelte Intrigue gezogen haben."

„— Bedenke, daß Du Dich nicht mehr vor ihm sehen lassen darfst, er ist wüthend auf Dich und einer Deiner empfindlichen Körpertheile könnte sehr leicht nahe Bekanntschaft mit seinem Stiefel machen müssen ... beherzige das!"

„— O! seien Sie getrost, wenn ich mich ihm abermals nähere, so werde ich dafür sorgen, daß er mich nicht erkennt."

„— Poterne, wenn es Dir gelingt, im Herzen unseres Jüng-

lings eine leidenschaftliche Liebe anzufachen, so gewinnst Du meine Achtung wieder.“

„— Ja, ja, das wird mir gelingen! ... Sie müssen mir aber vor allen Dingen Zeit lassen, ein hübsches Lärvchen aufzufinden ... und mich dann versichern, daß ... Ei, Bruno! ... Bruno! ... wo laufst Du hin, kleiner Schelm? ...“

Während der zwischen Darena und Poterne stattfindenden Unterredung hatte der kleine Knabe, der recht gut begriff, daß es sich nun nicht mehr, wie ihm versprochen worden, darum handle, ihn einen Affen spielen zu lassen, allmählig sein Costüm ab- und seine eigenen Kleider wieder angezogen; nach Beendigung dieser Toilette aber, mit dem Vermuthen, man richte keine Aufmerksamkeit auf ihn, das Affenfell sammt der Maske unter seinen Arm gesteckt und mit demselben so eben das Zimmer verlassen.

„Mein Fell! ... mein Affenfell! Bruno! ...“ rief Herr Poterne, ihm auf den Hausgang nachrennend. „Wart', kleiner Lump ... willst Du mir es dalassen.“

Aber Herr Bruno, der Dank dem Unterrichte, den er zu seiner Affenrolle genommen, in gymnastischen Uebungen eine außerordentliche Gewandtheit erlangt hatte, eilte die Treppe so flink hinab, daß er schon ganz unten war, ehe Poterne ein paar Schritte gemacht hatte; dessen ungeachtet setzte dieser seinem jungen Diebe weiter nach, und während Darena über dieses Abenteuer lachend auf sein Zimmer ging, verfolgte Herr Poterne den kleinen Stiefelwichser auf der Straße und schrie:

„Mein Fell! ... mein Fell! ... Haltet den kleinen Schelm fest, der mir mein Fell stehlen will!“

Siebenzehntes Kapitel.

Rathschläge eines Freundes.

In sein Haus zurückgekehrt, ließ Cherubin Jasmin vor sich kommen und sagte zu ihm:

„— Wenn Herr Poterne es noch einmal wagte, sich hier sehen zu lassen, so befehle ich Dir, ihn zur Thüre hinauszuwerfen und ihm sogar, wenn Dir's gefällt, durch den Portier einige Stockstreiche geben zu lassen ... Du darfst ihn aber nicht selber schlagen, weil Du zu alt bist und am Ende Du die Prügel bekommen könntest."

Jasmin stieß einen Jubelschrei aus und rief:

„Was! in Wahrheit, gnädiger Herr? ... und ohne ihm den Affen abzunehmen?"

„O! ich verbiete Dir vor allen Dingen, ihm auch das Geringste abzunehmen."

Dann erzählte Cherubin seinem alten Diener, was ihm begegnet war.

„Sehen Sie, gnädiger Herr, daß dieser Poterne ein nichtswürdiger Schurke ist ... ich war's überzeugt ... das sogenannte indische Eingemachte ... ließ ich Mamsell Turlurette versuchen ... es hat ihr den ganzen Unterleib aufgetrieben, und er ist seitdem ... noch nicht recht im Gange. Ich fürchte sehr, daß Alles, was Sie von diesem Poterne gekauft haben, Ihrer Uhr gleicht! ... Und dieser Herr Darena, dessen Geschäftsmann er ist! ... Hm! ..."

„— Darena war noch weit aufgebrachter über diesen Menschen, als ich ... er wird ihn halb todtschlagen. Auch er wurde von ihm betrogen; er ist unschuldig."

„— Gleichviel, mein lieber Herr, ich achte Ihren andern Freund, Herrn von Monfréville, weit mehr. Ach! welcher Unter-

schied! er erborgt nicht Ihren Schneider . . . hängt Ihnen nichts an . . . und hetzte Ihnen nicht seinen sogenannten Intendanten auf den Hals."

Cherubin lächelte über Jasmins Bemerkungen, aber nicht der leiseste Gedanke stieg in ihm auf, daß Darena Mitwisser von Poterne's schändlichen Handlungen sein könnte; Cherubins Herz war zu offen, zu vertrauensvoll, um solche List und Treulosigkeit zu argwöhnen, und er hätte nicht an den niederträchtigen Betrug Poterne's geglaubt, wenn er ihm nicht so klar bewiesen worden wäre.

Was Herrn Gerundium anbetrifft, der die eine Hälfte seiner Zeit im Bette, die andere bei Tische zubrachte und Abends Mamsell Turlurette Verse von Voltaire oder Racine vorlas, die er selbst in der Frühe gemacht haben wollte, so rief er, als er Poterne's schlechte Handlung erfuhr, aus:

„Dieser Mensch hat das fünfte Buch Mosis nicht gelesen, wo es heißt: non furtum facies! ... oder hat er es schlecht übersetzt."

Einige Tage nach dieser Begebenheit besuchte Monfréville, kaum vom Lande zurückgekommen, Cherubin sogleich; beim Anblick der Jagdhunde, der Papageien, der Schildkröte, Stöcke, gothischen Vasen und aller sogenannten merkwürdigen Gegenstände, womit das Hôtel seines jungen Freundes angefüllt war, stieß er einen Schrei, der aber kein Schrei der Bewunderung war, aus, und sagte zu Cherubin:

„Ei, mein Gott, welchen Einfall hatten Sie, all' diese Geschichten zu kaufen . . ."

„Das sind lauter Gelegenheitskäufe . . . man versicherte mich, daß Alles sei wunderschön! . . ."

„— Wunderschön! All' das ist abscheulich . . . ganz geschmacklos . . . ohne allen Werth . . . Ihre Papageien sind alte Weibchen, Ihre Hunde elende Bastarde, die ich nicht zum Hühnerhüten halten möchte! sogar Ihre Stöcke sind nichts, als gewöhnliche lackirte

Stecken; das ist kein ächter Bambus ... das war nie ein spanisches Rohr ..."

„Was habe ich gesagt?" rief Jasmin aus. „Dieser Poterne war ein elender Spitzbube ... der uns immer Nasen drehte ... wie mit den Kleinodien ... Gnädiger Herr! erzählen Sie doch dem Herrn die Geschichte mit der Uhr."

Cherubin theilte Monfréville das Vorgefallene mit.

„— Seit ich weiß, daß Sie diese Sachen von Poterne gekauft haben, wundere ich mich über nichts mehr! ... Kommen Sie immer noch mit Darena zusammen?"

„Ja wohl," entgegnete Cherubin. „Er war im höchsten Grad entrüstet über das Betragen seines Geschäftsführers, und hat mir nachher gesagt, daß er ihn durchgeprügelt und aus dem Hause gejagt habe."

Monfréville entschlüpfte ein fast unmerkliches Lächeln, dann nahm er Cherubin bei der Hand und sprach:

„Mein Freund, Sie sind noch sehr jung ... und können die Welt noch nicht kennen; diese Kenntniß der Welt, welche man, wenn man nicht in der frühen Jugend schon einen starken Beobachtungsgeist besitzt, nur durch Erfahrung und Gewohnheit erlangt, verursacht uns mehr Leid als Annehmlichkeit! ... denn die Menschen sind selten, was sie scheinen wollen; die Offenherzigkeit wird in der Gesellschaft nicht als eine Tugend geschätzt, sondern man würde im Gegentheil den, der seine Meinung, auf die Gefahr hin, die Eigenliebe oder die Empfindlichkeit eines Andern zu verletzen, frei heraussagte, entweder für einen Dummkopf oder für einen Grobian halten; dagegen findet man Leute — die nur schöne Reden und schmeichelhafte Worte im Munde führen — liebenswürdig und kümmert sich keineswegs darum, ob sie auch denken, was sie sprechen. Jeder handelt in der Welt, wie er von seinen Interessen oder Leidenschaften angetrieben wird, und Denjenigen, welche am meisten Staat mit ihrer Tugend,

Ehre und Redlichkeit machen, darf man gerade am wenigsten trauen; denn wirklich tugendhafte und rechtschaffene Leute finden es ganz natürlich, so zu sein, und halten es für höchst überflüssig, sich dessen zu rühmen. Ich habe Ihnen dieses nicht früher gesagt, weil ich Ihnen nur ungern jene Täuschungen raube, die uns beim Eintritt ins Leben umgeben und den Reiz der Jugend ausmachen, aber ich nehme zu viel Antheil an Ihnen, als daß ich mich nicht bemühen sollte, Sie vor den Schlingen zu schützen, die man Ihnen legen könnte."

„Wie, Herr von Monfréville," versetzte Cherubin mit betrübter Miene, „darf man Niemand in der Welt trauen?"

„— Das will ich nicht behaupten . . . ich will keinen Menschenfeind aus Ihnen machen, Gott soll mich davor bewahren! aber ich rathe Ihnen, vorsichtig in der Wahl Ihrer Freunde zu sein."

„— Herr Gerundium hat mir oft gesagt, wenn man gelehrt werde, habe man nichts zu fürchten, denn ein Gelehrter könne nie betrogen werden, da er ja mehr wisse, als andere Leute."

„— Ich weiß nicht, ob Ihr Hofmeister in seinen Wissenschaften stark ist, in der Kenntniß des menschlichen Herzens wenigstens ist er es nicht. Außerdem kann man sehr gelehrt sein, ohne einen Funken Geist zu haben, wovon alle Tage Beweise geliefert werden; endlich lassen sich die geistreichsten Menschen am leichtesten hintergehen, was ohne Zweifel von der Vorsehung zur Entschädigung der Dummköpfe so gefügt wurde."

„— Also hegen Sie die Ueberzeugung, daß man mich hintergehen will?"

„— Sie sind jung, reich und haben sehr wenig Erfahrung. Es gibt eine Menge Leute, welche diese Umstände zu ihrem Vortheil werden ausbeuten wollen. Was ich Ihnen hier sage, ist betrübend . . . Sie werden aber später einsehen, daß ich Recht hatte."

„— Wurden Sie oft hintergangen, Herr von Monfréville?"

Diese naive Frage nöthigte Monfréville ein Lächeln ab, er seufzte indeß, als er entgegnete:

„Wie jeder Andere, mein Freund ... glauben Sie mir, hängen Sie sich nicht so sehr an Darena ... ich rede ungern Uebles von meinem Nächsten ... aber je mehr ich den Grafen beobachte, desto mehr sehe ich ein, daß seine Bekanntschaft nicht recht für Sie taugt.“

„— Er ist jedoch sehr liebenswürdig, unterhaltend und geistreich!“

„— Ich weiß es wohl, und das macht ihn eben um so gefährlicher ... er hat gewiß schon Geld von Ihnen entlehnt, nicht wahr?“

„— Ja ... einige Male ...“

„— Er wird es Ihnen nie zurückgeben.“

„— Sie glauben? ...“

„— Ich bin's überzeugt; ... er wird Sie zum Spielen auffordern? ...“

„— Ja, er hat mir oft den Vorschlag gemacht.“

„— Das ist die verheerendste Leidenschaft ... Er ist selbst ein Spieler ... und hat sich dadurch ruinirt. Wenn man so weit gekommen ist, so sucht man auch häufig Andere zu ruiniren; denn um die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu finden, ist ein unglücklicher Spieler zuweilen nicht sehr wählerisch und sucht sich oft auf sehr rücksichtslose Weise Geld zu verschaffen, und auf diesem Punkte ist Darena angelangt.“

„— Da Sie eine so schlechte Meinung von Darena haben, wie kommt es, daß er zu Ihren Freunden gehört ... warum haben Sie ihn mit nach Gagny gebracht?“

„— Ihre Bemerkung ist ganz richtig, aber in der Welt benützt man das Gute eines Menschen und kümmert sich zu wenig um seine Fehler. Darena besitzt einen geehrten Namen und kann sich, wenn er will, sehr gut betragen, er hat sogar gefällige,

gewinnende Manieren; mehr verlangt man in der Gesellschaft nicht; aber ich wiederhole es Ihnen, bei einem Freunde muß man noch andere Dinge finden können."

„— Und den Frauen, mein lieber Monfréville, den Frauen? ... muß ich diesen auch mißtrauen? ... Ach das wäre Schade! ... es ist so was Hübsches um ein Frauenzimmer!"

„— Mit den Frauen ist's ein Anderes! Im Allgemeinen sind die Männer zu flatterhaft, um in der Wahl ihrer Liebschaften besonders große Ansprüche machen zu können, und in dieser Beziehung sind solche Verbindungen ungefährlich ... Was liegt daran, wenn man sich in eine Kokette verliebt, in ein Frauenzimmer von mehr als zweideutigem Ruf, in eine Schauspielerin, die sich über Einen lustig macht? ... Diese Liebe wird bald von einer andern verdrängt werden, die ihrerseits ebenfalls bald wieder vergessen sein wird! ... Der Ruf eines Mannes wird dadurch nicht gefährdet! ... Im Gegentheil, je mehr Sie Glück machen, je mehr werden sich die Damen geschmeichelt zeigen, Ihre Eroberung machen zu können; dies macht ihrer Eigenliebe mehr Ehre, als ihrem Herzen."

„— Wie? um den Damen zu gefallen, muß man sie hintergehen?" rief Cherubin, Monfréville mit ungläubiger Miene betrachtend, aus, ... „es ist ihnen also einerlei, ob man sie vergißt, sie verläßt ..."

Monfréville erblaßte, seine Stirne verfinsterte sich, er schlug lange die Augen nieder und antwortete erst nach mehreren Augenblicken:

„Es gibt Frauen, welche die Unbeständigkeit nicht verzeihen ... das sind aber gewöhnlich nicht die, die uns am meisten lieben! denn die wahrhafte Liebe macht nachsichtig ... sie verzeiht, wenn man nur reuevoll zu ihr zurückkehrt. Sehen Sie, Cherubin, der gescheidteste Mann versteht die Frauenherzen nicht ... Man hat viel darüber gesprochen; Keiner war der Ansicht des Andern. Ver-

tullian behauptet, der Teufel sei nicht so boshaft, wie ein Weib, und Confucius sagt, die Seele eines Weibes sei das Hauptwerk der Schöpfung. Cato behauptet, Weisheit und Vernunft seien mit dem weiblichen Charakter unvereinbar, und Tibull schreibt, die Liebe der Frauen führe uns zur Tugend zurück. Welcher Meinung soll man nun folgen?... Indessen komme ich mir in diesem Augenblick wie Ihr Hofmeister vor, der Sie unaufhörlich mit seiner Gelehrsamkeit quält. Ich schließe, lieber junger Freund, indem ich Ihnen sage, daß das beste Mittel glücklich zu sein darin besteht, sich nicht fest an Jemand anzuschließen. Lieben Sie alle Frauen!... dann wird Ihr Leben im Schooße des Vergnügens und der Freude hinfließen... Wenn Sie aber nur eine lieben, so müssen Sie sich für wenig Glück auf viel Leid gefaßt machen!"

„— Ich soll also alle Frauen lieben!... O! mehr verlange ich gar nicht!... Ich verliebe mich in alle, die ich sehe ... wenn sie nämlich hübsch sind!..."

„— Es scheint mir jedoch, als hätten Sie noch kein Verhältniß angesponnen ... Mir ist keine Liebschaft von Ihnen bekannt."

„— Nein ... weil ... ich es nicht über das Herz bringen kann, einer Frau zu sagen, daß ich sie liebe... Wissen Sie, daß dazu viel Keckheit gehört!..."

„— Ha! ha!... das ist die Folge Ihres sechzehnjährigen Aufenthalts bei Ihrer Amme!... Sie müssen diese Schüchternheit ablegen, die Ihnen besonders bei dem schönen Geschlechte eher nachtheilig, als vortheilhaft wäre. Sie haben achtzehn Jahre zurückgelegt, es ist Zeit, daß Sie die Welt aufsuchen und sich zeigen. Nicht mit Grisetten und Theater-Figurantinnen müssen Sie die Schule Ihrer Liebe beginnen!... Es steht Ihnen etwas Besseres zu Gebote; in der hohen Gesellschaft, in die ich Sie einführen will, werden sich tausend Frauen Ihre Eroberung streitig

machen, und dabei werden Sie wenigstens Ehre einlegen. Sie müssen nun auch etwas Anderes kennen lernen, als die Theater, Kaffee- und Gasthäuser in Paris; in den Salons lernt man Bildung, und ich werde Sie in solche führen, wo Sie Gelegenheit haben, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Mit Ihrem Namen werden Sie überall Aufnahme finden. Die Saison der Soiréen ist eingetreten. Madame Celival hat ihre Reunionen eröffnet, die höchst glänzend sind. Man trifft die auserlesenste Gesellschaft der Stadt bei ihr; ich werde Sie derselben vorstellen."

Cherubin bebte beim Gedanken, in die Welt zu treten; er fürchtete, verlegen, linkisch und wortlos zu sein; aber Monfréville ermuthigte ihn, versprach, sein Führer zu sein, und in seiner Nähe zu bleiben, und der Jüngling willigte endlich ein, sich in die Soirée der Madame Celival führen zu lassen.

Der Tag rückte für Cherubin, der noch nie in einer Soirée gewesen war, und den schon der Gedanke, sich in einer so großen Gesellschaft zu befinden, wo er den Blicken und Beobachtungen Aller ausgesetzt sei, im Inersten erschütterte, sehr schnell herbei.

„Was soll ich sprechen? ..." war Cherubins Hauptsorge, daher ging er, während er auf Monfréville's Ankunft harrte, zu Herrn Gerundium, ihn um Rath zu fragen, was ein junger Mann, der zum ersten Mal in Gesellschaft komme, zu sagen habe.

Herr Gerundium lernte eben Lafontain'sche Verse auswendig, die er nachher Mamsell Turlurette als sein eigenes Produkt vortragen wollte.

Der Hofmeister war nicht in die Haushälterin verliebt, er fand sie für sich zu entwickelt und strebte überdies nach einem andern Ziele; aber Mamsell Turlurette hatte neben ihren andern Verrichtungen auch das Departement des Confects, der Liköre, der eingemachten Früchte unter sich, und Herr Gerundium war nach all' diesen Süßigkeiten sehr lüstern.

Als der Hofmeister seinen Zögling in sein Zimmer treten sah, war er ganz erstaunt; seit sie sich in Paris befanden, war es das erste Mal, daß ihn Cherubin aufsuchte; er bildete sich ein, daß er den abgebrochenen Faden seiner Studien wieder anknüpfen wolle, und sagte daher zu dem Marquis:

„Mein edler Zögling, Alles ist bereit ... Ich harre Ihrer stets ... Ich habe Auszüge aus der Geschichte, der Mythologie und der Geologie für Sie gemacht ... Ich beschäftige mich fortwährend mit Ihnen. Da Sie gegenwärtig Unterricht im Pantoffelspiel nehmen, so forsche ich in Plutarchs berühmten Männern nach dem Ursprung dieser Uebung ... Ich finde zwar den Kampf mit dem Streithandschuh, den Faustkampf und den Wettkampf, aber das Pantoffelspiel konnte ich noch nicht finden ...“

„Ich danke Ihnen, Herr Gerundium,“ entgegnete Cherubin, „davon handelt es sich nicht. Diesen Abend wird mich Herr von Monfréville in die große Welt einführen ... Er behauptet, es sei nothwendig, daß ich hingehe und den Ton der guten Gesellschaft annehme; er mag Recht haben, und ich versprach, mich hinführen zu lassen. Aber was spricht man in einem solchen Cirkel? ... Wie muß man sich benehmen? ... redet man unbekannte Personen an? ... Ich dachte, Sie, der Sie so vielerlei wissen, werden mich darin unterrichten können ... bisher war ich nur im Schauspiel, in Concerten, Kaffeehäusern ... und muß Ihnen gestehen, daß ich mich sehr fürchte, in Gesellschaft ein dummes Gesicht zu machen.“

„Dumm!“ rief Herr Gerundium, „das ist unmöglich, Sie vergessen, daß Sie mein Schüler sind ... Sie sind im Horaz und Virgil nicht so bewandert, wie ich, es sind Ihnen aber manche Stellen daraus bekannt ... diese wenden Sie an, wenn Sie mit Männern sprechen. Gegenüber von Frauen ist's etwas Anderes; bei diesen bedienen Sie sich jener bildlichen, aus-

schmückenden Redensarten ... vergleichen Sie die eine mit Venus, die andere mit Diana, Juno oder Hebe, und Sie werden sicher ein auffallendes Glück machen. Inzwischen will ich Sie, wenn's Ihnen recht ist, begleiten, mich hinter Sie stellen und Ihnen einblasen."

Cherubin hielt es für überflüssig, sich von seinem Hofmeister in Gesellschaft begleiten zu lassen; er setzte voraus, Monfréville werde Wort halten und nicht von seiner Seite gehen. Dieser kam auch zur bezeichneten Stunde, um seinen jungen Freund abzuholen.

Monfréville war höchst geschmackvoll gekleidet; seine schlanke, wohlgeformte Taille umschloß ein sehr passender Frack, den er mit äußerster Eleganz trug. Beim Anblick seiner jugendlichen Gestalt, seiner schönen braunen Haare und seines noch reizenden Angesichts hielt man den beinahe vierzigjährigen Mann kaum für einen Dreißiger.

Cherubin, der nach der neuesten Mode gekleidet war, hatte in seinem Wesen noch etwas von jener Schwerfälligkeit, die man auf dem Lande beibehält; da er übrigens einen sehr guten Wuchs und ein liebliches Gesicht hatte, so glich sein linkisches Benehmen oft der naiven Koketterie eines Schülers.

Man stieg in den Wagen, und Monfréville sagte zu seinem jungen Freunde:

„Ich führe Sie in der großen Welt ein. Um aber eine Schüchternheit abzulegen, die Ihnen schaden könnte, müssen Sie nie vergessen, daß Sie aus eben so gutem Hause sind, wie alle Anwesenden, und daß Ihr Reichthum und Stand Sie unabhängig macht. Wenn man diese Ueberzeugung haben kann, mein lieber Cherubin, so tritt man in der Welt mit vieler Sicherheit auf; es gibt sogar Leute, die deren zu viel haben. In Ermangelung der Vorzüge, welche Sie besitzen und die nicht Jedermann haben kann, würde ein Philosoph zu sich sagen: Warum sollte ich mich

durch den Titel dieses oder das Vermögen jenes Menschen einschüchtern lassen? . . . sind sie nicht Alle Menschen wie ich? Denken wir uns all' diese so stolzen, so eiteln Leute im Costüme unserer Ureltern im Paradiesgarten, nehmen wir ihnen ihre Orden, ihre Diamanten, ihre reichen Kleider, in welchen oft ihr ganzes Verdienst liegt . . . würden Sie mir dann imponiren? ... Nein, wahrhaftig nicht; wahrscheinlich würden sie mich zum Lachen bringen und weiter nichts. Mein lieber Freund, es braucht nur einige Reflexionen dieser Art, um sich ganz ungenirt in der höchsten Gesellschaft zu befinden."

„Sie flößen mir Muth ein," sagte Cherubin, „mit den Männern werde ich dann lateinisch sprechen und bei den Damen Vergleichungen mit Venus, Diana, Phöbe anstellen . . . so hat mir Herr Gerundium gerathen."

„— Wenn Sie sich dem Spotte preisgeben wollten, wäre das das sicherste Mittel . . . ich vermuthete längst, Ihr Hofmeister sei ein Dummkopf, jetzt bin ich es überzeugt."

„— Aber mein Gott, was soll ich sagen . . . wenn man mit mir spricht?"

„— Antworten auf das, was man Sie fragt."

„— Aber wenn ich nichts zu antworten weiß . . . wenn mir nichts einfällt."

„— Dann schweigen Sie. Man ist nie dumm in der Welt, wenn man zu schweigen weiß; es gibt sogar Leute, die ihrem Schweigen ihren Ruf als geistreiche Männer verdanken."

„— Aber gegenüber von Damen, wenn ich schöne sehe . . . die mir gefallen?"

„— Sagen Sie ihnen das mit den Augen; sie werden Sie sehr gut verstehen."

„— Wenn ich sie aber kennen lernen . . . ihnen den Hof machen will?"

„— Dann sagen Sie, was Ihnen in den Kopf kommt . . .

nur suchen Sie nicht den Geistreichen zu spielen, dadurch würden Sie sehr langweilig werden."

„— Wenn mir aber nichts in den Kopf kommt ..."

„— So bleibt Ihnen immer ein Hülfsmittel im Schweigen und Liebäugeln: es gibt viele Leute, die dabei stehen bleiben..."

„— Wie ist aber die Dame, zu der Sie mich führen ...?"

„— Ach! in der That, ich muß Ihnen eine Schilderung von ihr machen: Madame Celival ist ungefähr sechsunddreißig Jahre alt, aber noch sehr hübsch; eine interessante Brünette, deren Augen voll Ausdruck sind; sie hat eine wunderschöne Taille und herrliche Formen; es liegt etwas Verführerisches, Wollüstiges in ihrem Wesen, das alle Männer anzieht. Außerdem ist Madame Celival kokett und soll gegen die, welche für sie schmachten, nicht ausnehmend grausam sein. Dies sagt man sich jedoch nur im Vertrauen; sie ist übrigens ganz unabhängig ... Wittwe eines Generals ... o! aber eines wirklichen Generals, der existirt und ihr ein schönes Vermögen ohne Zugabe von Kindern hinterlassen hat. Sie werden begreifen, daß es der hübschen Wittwe nicht an Anbetern fehlt ... doch jetzt aufgepaßt, wir sind an Ort und Stelle!"

Achtzehntes Kapitel.

Der Eintritt in die Welt.

In einem prächtigen, von Lichtern strahlenden Saale der Straße Saint-Lazare war eine elegante, schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, die sich in Gesprächen erging, die selten vertraulicher Natur, aber desto häufiger pikant und spöttisch waren. Geistreiche Leute mischten zuweilen eine Bemerkung in die Unterredung, während unerschütterliche Schwätzer, die nie etwas Vernünftiges zu sagen wissen, beharrlich das Wort führten.

Madame Celival war in der That, wie Sie Monsieur... zeichnete: schön, anmuthig, kokett; sie warf von Zeit zu Zeit ihre Augen in den Spiegel, um sich der günstigen Wirkung ihres Putzes zu versichern; sie gab sich mit allen Anwesenden, mit jenem eigenthümlichen Talente einer Frau ab, welche in der Welt zu leben gewohnt ist; reservirte sich jedoch ein zärtlicheres, süßeres Lächeln für ihre Courmacher.

Neben dem Divan, worauf sich die Hausherrin setzte, befand sich eine junge, hübsche, ganz in Gaze und Krepp gekleidete Blondine; Schleier und Scharpen umhüllten sie so, daß kaum ihre reizenden Gesichtszüge durchblickten; ihre ganze Kleidung war weiß und rosa, und dies stand der Dame so gut, daß sie von ferne jenen Gemälden glich, die einen aus Wolken auftauchenden weiblichen Kopf darstellen.

Madame Celival bedankte sich bei der schönen Blondine, daß sie ihr die Gefälligkeit erzeigt habe, trotz ihres leidenden Nervenzustandes, der Soirée beizuwohnen. In einiger Entfernung war ein großer, sehr langer, sehr häßlicher und sehr dürrer Herr mit einem Orden, um dessen Kinn sich ein dünner rabenschwarzer Backenbart zog; sein ebenso glänzender, sorgfältig gewichster, an beiden Enden in die Höhe gedrehter Schnurrbart gab ihm einige Aehnlichkeit mit einer Katze. Wenn man mit ihm sprach, nannte man ihn Oberst.

Ein junger Mann, dessen Haare mit einer Sorgfalt gescheitelt und gelockt waren, wie man sie nur von einer Dame erwarten konnte, und dessen regelmäßige, aber etwas harte Gesichtszüge an jene antiken Köpfe erinnerten, die unsere Historienmaler den Helden des ehemaligen Roms zu verleihen pflegen, stand an einen Kamin gelehnt; er wendete kaum seine Augen von den auf dem Divan sprechenden Damen ab, schien jedoch seine Blicke auf keiner der Damen mehr ruhen zu lassen, als auf der andern.

Bei einem Piano, denn ein Piano darf in keinem Salon

fehlen, waren mehrere junge Personen versammelt, die in Albums blätterten oder Notenhefte ansahen; sie waren nicht alle hübsch, aber alle höchst geschmackvoll gekleidet, und in ihrem ganzen Wesen lag so viel bescheidene Anmuth, daß auch die Nichtschönen nicht ohne Reize waren.

Mütter besprachen sich in weiterer Entfernung; die einen waren mit einer Koketterie gekleidet, die noch Anspruch darauf machen zu wollen schien, ihre Töchter zu überstrahlen; die andern mit einfacher, geschmackvoller, für ihr Alter passender Eleganz, die sie nur um so verführerischer machte, wenn sie noch nicht über die Zeit des Gefallens hinaus waren.

Junge Leute flatterten um die jungen Damen herum, andere begnügten sich, kerzengerade stehen zu bleiben, um das Ausgesuchte ihrer Toilette und das Geschmackvolle ihrer Frisur bewundern zu lassen; einige andere hatten sich ein Lächeln angeeignet, welches während des ganzen Abends stereotyp um ihren Mund spielte. Männer vom mittlern Alter unterhielten sich, in der Mitte des Saales stehend; unter ihnen gewahrte man einen Herrn, dessen graue, auf der Stirne schon äußerst dünne Haare auf beiden Schläfen noch reichlich gekraust waren; er hatte edle und geistreiche Gesichtszüge, indessen leuchtete etwas zu Neugieriges, Forschendes aus seinen kleinen Augen, welche, obgleich man auf seinem Antlitze die nahenden Sechzig las, doch eine ganz jugendliche Lebhaftigkeit beibehalten hatten. Dieser Herr sprach unaufhörlich mit vielem Feuer, und war im Stande, während er in einer Ecke des Saales ein Gespräch unterhielt, zu vernehmen, was man etwas entfernter sagte, wodurch er befähigt war, sich in die meisten Unterredungen zu mischen, indem er zu gleicher Zeit mehrere Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände mit derselben Leichtigkeit führte, mit welcher Cäsar, zu gleicher Zeit mehrere Briefe in verschiedenen Sprachen diktirte.

Ein anderer Saal, etwas kleiner, als der, worin sich die Damen aufhielten, und in welchen man durch ein kleines, mit bezauberndem Luxus möblirtes Zimmer gelangte, war für die Spiellustigen bestimmt; Whist- und Bouillotte-Tische waren aufgestellt, aber noch hatte Niemand daran Platz genommen.

Man meldete Herrn von Monfréville und den Marquis Cherubin von Grandvilain. Alle Blicke wendeten sich der Saalthüre zu. Die Namen Cherubin und Grandvilain bildeten einen so auffallenden Contrast, daß Jedermann gespannt war, den, der sie trug, zu sehen.

„Herr von Grandvilain!" riefen die jungen Damen. „O! wie häßlich muß der sein . . . so kann nur ein bejahrter Mann heißen."

„Aber man hat auch Cherubin gesagt . . . das ist ein jungklingender Name."

„— Es kann nicht ein und derselbe sein."

„— Ohne Zweifel sind es Vater und Sohn."

Während man diese Betrachtungen anstellte, sagte Madame Celival zu den sie umgebenden Personen, aber so laut, daß sie von der ganzen Gesellschaft verstanden werden konnte:

„Herr von Monfréville hat mich um die Erlaubniß gebeten, mir einen jungen, noch nicht in die Welt eingeführten Mann vorstellen zu dürfen, und ich habe ihm solche um so lieber gewährt, als dieser Jüngling, der letzte Sprosse einer edeln Familie, wie man sagt, der Theilnahme, die ihm Monfréville schenkt, höchst würdig ist."

„Ei! vortrefflich!" flüsterte der grauhaarige Herr . . . „das ist eine kleine Vorrede zu der Einführung."

In diesem Augenblick trat Cherubin mit Monfréville in den Saal; trotz all' dem, was ihm sein Mentor gesagt hatte, fehlte es ihm doch sehr an Sicherheit, und die hohe Röthe, welche sein Antlitz überzog, deutete hinlänglich seine Befangenheit an. Aber

seine Augen waren so sanft, so schön, seine Züge so zart, seine Physiognomie so interessant, daß ein schmeichelhaftes Gemurmel seine Erscheinung im Saale begrüßte, und sich schon Jedermann zu seinen Gunsten gestimmt fühlte. Nur die jungen Herren, die, um sich bewundern zu lassen, wie Gliedermänner dastanden, schienen die allgemeine Empfindung nicht zu theilen.

„— Er sieht sehr linkisch aus!" sagte einer derselben.

„— Er hat gar keinen Anstand!" sagte ein Anderer.

„— Er gleicht einem als Mann verkleideten Frauenzimmer," versetzte ein junger Löwe, dessen von Haar und Bart starrendes Haupt einem amerikanischen Urwald glich.

Und Herr Trichet, der Herr mit den grauen Haaren, lächelte mit boshafter Miene und sagte:

„Cherubin! ... ganz richtig! ... Das ist der kleine Page des Grafen Almaviva ... Es fehlt ihm nur noch die Galanterie und die Keckheit seines Namensbruders ... das gibt sich aber bald! ... Man wird sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu bilden."

Madame Celival empfing den jungen, von Monfréville ihr vorgestellten Mann mit einem reizenden Lächeln, und sprach in jenen schmeichelhaften Worten mit ihm, die den, an welchen sie gerichtet werden, augenblicklich erobern.

Cherubin wollte auf die Artigkeiten dieser Dame antworten, aber er kam nicht zurecht, sondern verwickelte sich in einer Phrase, aus der er sich nicht mehr herauswinden konnte. Glücklicherweise war ihm Monfréville zur Seite, der schnell das Wort ergriff, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, und Madame Celival hatte zu viel Lebensart, um ihm nicht auch dabei behülflich zu sein. Nach Verlauf einiger Minuten wagte es Cherubin endlich, sich umzusehen, und sagte ganz leise zu seinem Einführer:

„Welch' schöne Frauen sind hier! ... Ach! lieber Freund, darf man sie alle zugleich lieben?"

„— Man hat die vollständige Freiheit, sie alle zu lieben, aber ich stehe Ihnen nicht dafür, daß Sie von allen werden geliebt werden.“

„— Die Gebieterin des Hauses ist sehr schön ... sie hat Augen, die ... die einen ... ich kann's nicht ausdrücken ...“

„— Drücken Sie sich unter allen Umständen aus!“

„— Die einen betäuben ... trunken machen ... Entschuldigen Sie ... ich finde das rechte Wort nicht ...“

„— Augen, die einen trunken machen, ist nicht so übel gesagt, und ohne es zu vermuthen, haben Sie vielleicht den richtigsten Ausdruck gefunden, denn, gleichwie der Wein uns die Vernunft raubt, so üben die Augen einer schönen Frau dieselbe Wirkung aus. Ich hätte Lust, Madame Celival, was Sie eben von ihren Augen gesagt haben, mitzutheilen; ich wette, es würde ihr schmeicheln.“

„— O! bester Freund, thun Sie das nicht, ich hätte nicht mehr den Muth, diese Dame anzusehen. Hier ist aber ebenfalls eine, uns gegenüber, die auch sehr schön ist ... Diese in weiße und rosenrothe Schleier beinahe vergrabene Blondine ...“

„— Das ist die Frau Gräfin Emma von Baldieri, sie ist in der That hinreißend; sie gleicht einer Sylphide, einer Luftgestalt! Sie hat einen ausgezeichneten Wuchs, kleine Füßchen, kleine Händchen, einen kleinen Mund, kleine Ohren, nur ihre Augen sind groß. Sie ist das Muster einer niedlichen Frau; aber außerordentlich nervös, vaporös und hauptsächlich capriciös; heute werden Sie mit einem zärtlichen Blicke von ihr empfangen, morgen macht sie nicht einmal Miene, Sie zu erkennen; die Huldigungen haben sie verwöhnt. Gräfin Emma ist eine Französin, aber ihr Gatte ist ein Korse ... Jener dicke Herr mit dem starken Backenbart ist es, der an dem Clavier die Scala singt. Er hat eine herrliche Baßstimme, will deßhalb auch immer singen, und scheint sich, obgleich er ein Korse ist, wenig um die seiner Frau zugewendeten Schmeicheleien zu bekümmern.“

Herr Trichet, der ziemlich weit von Monfréville entfernt stand, hatte doch vernommen, was dieser zu Cherubin sagte, er näherte sich beiden Freunden und sprach in scherzendem Tone:

„Ja, ja, der schöne Sänger Baldieri ist nicht sehr eifersüchtig . . . man muß ihm aber doch nicht allzu sehr trauen! . . . Von diesen Korsen hat man immer eine Vendetta (Rache) zu fürchten . . . Und wie steht's mit Ihrer Gesundheit, Herr von Monfréville?"

„— Sehr gut, mein Herr, ich danke Ihnen."

„— Man hat Sie schon längere Zeit nicht mehr in Gesellschaften gesehen."

„— Ich war genöthigt, einige Zeit auf meinem Landgut bei Fontainebleau zuzubringen."

„— Ah! schön, Sie führen diesen Herrn in die Welt ein . . . er hätte keinen bessern Führer finden können."

Cherubin verbeugte sich, wollte einige Worte erwiedern, hielt es aber, nachdem er einen Versuch gemacht hatte, für klüger, zu schweigen. Herr Trichet setzte die Unterhaltung fort, als er auf einmal am andern Ende des Saales drei Herren lebhaft mit einander sprechen hörte; alsbald eilte er auf sie zu und rief:

„So ist es nicht . . . Sie sind falsch berichtet! Ich kenne diese Geschichte besser als Sie, und will sie Ihnen erzählen."

Monfréville blickte lächelnd Cherubin an und sagte zu ihm:

„Es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, daß dieser Herr, Namens Trichet, das neugierigste, schwatzhafteste Wesen von der Welt ist; er kann keine zwei Personen mit einander sprechen sehen, ohne sich in ihre Unterredung zu mischen, was nicht immer amüsant ist . . . Da aber Herr Trichet ein alter, sehr reicher Junggeselle ist, der prächtige Gastmähler gibt, und, abgesehen von seiner Neugier, einigen Geist besitzt und ziemlich gut erzählt, so hat er überall in den Salons sowohl, wie in den Theatern Zutritt."

Cherubin ließ seine Blicke fortwährend auf den im Saale versammelten Personen herumschweifen, als die Thüre aufging und „Herr, Frau und Fräulein von Noirmont" gemeldet wurden.

Eine hoch gewachsene Dame von edler und eleganter Gestalt trat mit einem jungen, vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen zuerst ein. Diese Dame, deren Kleidung, obgleich kostbar, doch beinahe von strenger Einfachheit war, schien etwas über dreißig Jahre zu zählen; ihre Züge waren schön, aber ernst; ihre großen, braunen Augen von ziemlich dichten Brauen überschattet, hatten einen unbestimmten, nachdenklichen Ausdruck, der auf die Vermuthung brachte, daß sie oft mit ganz andern Dingen beschäftigt war, als über die sie sprach. Ihr etwas zusammengekniffener Mund verzog sich beinahe nie zu einem Lächeln; schöne, schwarze, lange Flechten standen ihrem kalten, stolzen Antlitz vortrefflich.

In dem jungen Mädchen drückte sich die Lieblichkeit ihres Alters aus; ohne auffallend hübsch zu sein, gefielen ihre Züge durch einen reizenden Ausdruck von neckischer Schelmerei, welche von den strengen Blicken ihrer Mutter öfters in den Schranken gehalten wurde.

Herr von Noirmont, der ihnen folgte, war ein mehr als fünfzigjähriger Mann, sehr groß und etwas vorgebeugt, einige braune Haare bedeckten seine Schläfe, aber die Mitte seines Hauptes war völlig kahl; in seinen Zügen lag Härte, Hochmuth und wenig Anmuth; sie waren jedoch regelmäßig und mußten sehr schön gewesen sein, aber sein starrer Blick, seine rauhe Stimme und seine Einsilbigkeit erweckten weder Freundschaft noch Vertrauen.

Die Ankunft dieser drei Personen schien auf Monfréville einen ziemlich lebhaften Eindruck zu machen; er runzelte die Stirne, zog die Augenbrauen zusammen, und sein Blick verdüsterte sich; bald aber das eben empfundene Gefühl unterdrückend,

nahm er wieder die vorige liebenswürdige und heitere Miene an; es war sogar, als ob er sich bestrebte, munterer als vorher zu scheinen.

Herr Trichet, der wieder um Cherubin herumstrich, ermangelte nicht, über die Neuangekommenen seine Bemerkungen zu machen.

„Das ist die Familie Noirmont ...“ sagte er, „sie haben ihr Gut in der Normandie verlassen und wohnen jetzt in Paris ... sie müssen auf ihrer Herrschaft schändliche Langweile gehabt haben! ... sie sind nicht heiter! ... Dieser von Noirmont ist trocken, steif, hochmüthig! ... weil er einst Gerichtsbeamter war, könnte man immer noch glauben, er wolle Jemand verurtheilen ... übrigens ist er ein streng rechtlicher Mann ... o! sein Ruf ist verdient, aber liebenswürdig ist er nicht. Seine Frau ist die würdige Genossin ihres Gatten, spricht sehr wenig und lacht niemals ... ich weiß nicht, ob sie Geist hat ... jedenfalls stellt sie ihn nie bloß! ... was ihre Tugend anbetrifft, o! diese ist tadellos! unantastbar, wie die Rechtlichkeit ihres Mannes. Und doch muß Frau von Noirmont, die noch recht hübsch ist, obgleich sie etwa drei bis vierunddreißig Jahre alt sein mag ... ja, für so alt schätze ich sie, in ihrer Jugend hinreißend gewesen sein ... wenn sie nämlich damals zu lächeln vermochte! Ihre Tochter, die kleine Ernestine, ist noch ein Kind ... sie ist artig, hat eine fröhliche, schelmische Miene ... was ein Beweis wäre, daß sie weder dem Vater, noch der Mutter nachschlägt ... das kommt übrigens häufig vor ... Ah! warten Sie doch, Oberst, ich habe die Person, von der Sie sprechen, gekannt ... ich will Ihnen den Vorfall, dessen Sie eben erwähnen, genau mittheilen.“

Mit diesen Worten eilte Herr Trichet zu dem großen Herrn mit dem in die Höhe gedrehten Schnurrbarte, der sich mit zwei Damen unterhielt, und Cherubin bemerkte, sich umwendend, daß Monfréville nicht mehr an seiner Seite war.

Als der Jüngling inmitten dieser zahlreichen Gesellschaft allein stand, fühlte er sich ganz verlegen, und verlor den Muth, den ihm die Nähe seines Freundes bisher eingeflößt hatte. Er wollte nicht linkisch und blöde neben dem Kamin bleiben, wo er Aller Augen ausgesetzt war, daher entfernte er sich, hinter einem Lehnstuhl herumschleichend, aus dem Kreise, und kam dann zu einer Fenstervertiefung, wo er aber durch nebenan sitzende Personen abgehalten wurde, weiter zu gehen. Er wollte wieder umkehren, aber Frau von Noirmont und ihre Tochter hatten die vor ihm stehenden Stühle eingenommen und ihm dadurch dergestalt den Rückweg abgeschnitten, daß er sich innerhalb eines ganz engen Raumes eingeschlossen fand, den er, ohne die vor ihm sitzenden Damen zum Aufstehen zu nöthigen, nicht verlassen konnte; da er einer solchen Kühnheit unfähig war, so entschloß er sich, in seiner Ecke zu verweilen, bis es dem Zufall gefallen würde, Monfréville herbeizuführen, um ihn aus seinem Gefängniß zu erlösen.

Die vor Cherubin sitzenden Damen vermutheten nicht, daß Jemand hinter ihnen in der Ecke stehe. Die Unterredungen im Saale wurden fortgesetzt; man ging, kam, lachte, spazierte auf und ab. Cherubin allein konnte sich nicht rühren, und wußte nicht, welche Figur er in seinem kleinen Winkel machen sollte. Madame Celival ging mehrmals an den ihn blokirenden Personen vorüber, aber sie bemerkte ihn nicht, was ihm höchst erwünscht kam, denn er hätte nicht gewußt, welche Antwort er der Dame geben sollte, wenn sie ihn gefragt hätte, was er da mache. Auch Monfréville'n bemerkte er wieder im Saale, aber dieser gewahrte die flehenden Blicke nicht, die ihm sein junger Freund zuwarf, und statt sich zu nähern, schien er vielmehr die Gegend, wo Frau von Noirmont saß, zu meiden.

Beinahe eine Stunde verfloß auf diese Weise, der arme Cherubin war todtmüde von immerwährendem Stehen, und lang-

weilte sich in seiner schmalen Ecke entsetzlich. Zwar konnte er hören, was Frau von Noirmont mit ihrer Tochter sprach, aber diese Dame pflegte keiner langen Unterhaltungen, und erwiederte kurz auf die Fragen der jungen Ernestine.

„Mutter," fragte Fräulein von Noirmont, nachdem ein junges Mädchen eine Romanze gesungen hatte, „erlaubst Du nicht, daß ich auch singe?"

„— Nein, meine Tochter, Du bist zu jung, um Dich allen Blicken auszusetzen und vorzudrängen, und sollst außerdem, wenn es Dein Vater nicht verlangt, niemals öffentlich singen..."

„— Warum denn, liebe Mutter...?"

„— Weil mir an einem jungen Mädchen die bescheidene Demuth besser gefällt, als die prunkende Eitelkeit."

„— Aber warum hältst Du mir dann einen Musik- und einen Sing-Lehrer?"

„— Diese Talente gewähren in der Einsamkeit mehr Nutzen, als im öffentlichen Leben."

„— Ach, aber ich möchte so gerne, liebe Mutter..."

„— Genug, meine Tochter!"

Ein Blick der Frau von Noirmont gebot dem jungen Mädchen Schweigen, aber nach wenigen Augenblicken begann sie wieder:

„Man tanzt also hier nicht, liebe Mutter?"

„— Nein... habe ich Dir gesagt, daß wir auf einen Ball gehen?"

„— O nein, aber zuweilen wird in den Abendgesellschaften getanzt... dann ist es weit unterhaltender!"

„— Du denkst nur ans Vergnügen und Tanzen!"

„— O! es macht mir so viel Freude, der Vater hat mir versprochen, diesen Winter einen großen Ball zu geben."

„— Einen großen Ball! ... ach! ich hoffe, daß er diesen Gedanken aufgibt!"

„— Warum denn, ist's Dir nicht recht, liebe Mutter?"

„— Schon gut, schweige nur!“

Das Mädchen schwieg mit einer lieblich schmollenden Miene, dann faßte die Mutter lebhaft ihrer Tochter Hand, drückte dieselbe in den ihrigen und sagte in sanfterem Tone mit einem Ausdruck tief gefühlter Wehmuth zu ihr:

„Ich betrübe Dich, Ernestine, Du wirst Deine Mutter deßhalb nicht mehr lieben!“

Statt aller Antwort führte das junge Mädchen die Hand der Mutter zum Munde und küßte sie, indem sie flüsterte:

„O! Du weißt wohl, daß ich Dich liebe . . .“

Als sich Ernestine plötzlich umwandte, gewahrte sie Cherubin, der sich beinahe auf keinem Fuß mehr halten konnte. Beim Anblick des jungen hinter ihr stehenden Mannes, welcher eine so sonderbare Figur machte, vermochte die junge Ernestine einen Reiz zum Lachen nur halb zu unterdrücken. Ihr Mutter sagte hierauf:

„Was hast Du denn? . . . was kommt Dich an? So lacht man in Gesellschaft nicht, das ist unpassend . . .“

Ohne zu antworten, stieß das Mädchen ihre Mutter ein wenig an und stotterte:

„Sieh doch . . . den kleinen Herrn . . . hinter uns! . . .“

Frau von Noirmont wendete sich um und erblickte Cherubin, der ganz außer Fassung, ihr eine tiefe Verbeugung machte. Erstaunt, den Jüngling in die Fenstervertiefung eingesperrt zu sehen, schickte sich Frau von Noirmont an, ihm einen Ausweg zu öffnen . . . aber in demselben Augenblicke trat Monfréville, der eben seinen Freund, den er vergeblich in den Salons gesucht, entdeckt hatte, auf die Gruppe zu, um ihm aus seinem Gefängniß zu helfen.

Als Frau von Noirmont Monfréville gerade auf sich zukommen sah, schien sie eine krampfhafte Bewegung zu durchzucken, ihr Angesicht blieb aber beinahe unverändert.

„Entschuldigen Sie, Madame," redete sie Monfréville an, „ich muß Sie um Erlaubniß bitten, diesen jungen Mann herauslassen zu dürfen, der, wie ich mir vorstelle, gewiß schon lange, ohne sich zu rühren, hinter Ihnen steht, aus Furcht, Sie zu stören."

Statt aller Antwort gab Frau von Noirmont ihrer Tochter einen Wink, aufzustehen, was diese sogleich befolgte. Cherubin benützte den Durchgang schleunig, richtete tausend Entschuldigungen an die kleine Ernestine und entfernte sich hastig mit Monfréville, ohne die außerordentliche Bläße auf dem Angesicht der Frau von Noirmont und die gezwungene Heiterkeit seines Freundes zu bemerken.

„Ich steckte länger als eine Stunde dahinten!" sagte Cherubin leise, seinem Mentor folgend. „Ach! ich war fatal daran! ... welche Qual! ..."

„— Ei! lieber Freund, warum schlüpfen Sie auch in den Ecken herum? ... Hat vielleicht Frau von Noirmont mit Ihnen gesprochen?"

„— Die Dame mit strenger Miene ... welche vor mir saß ... nein, wahrhaftig, Sie hatte mich eben erst bemerkt ... o! in diese würde ich mich nicht verlieben ... obgleich sie sehr hübsch ist! ... denn ich finde ihr Aussehen nicht liebenswürdig ... welcher Unterschied zwischen ihr und den Damen Baldieri und Celival ... diese hier ... und jene dort."

Während Cherubin seine verliebten Blicke auf den ihm gefallenden Damen herumschweifen ließ, ging Herr von Noirmont von Herrn Trichet, mit dem er gesprochen hatte, weg und begab sich in die Nähe des jungen Marquis, vor dem er sich mit folgenden Worten tief und förmlich verbeugte:

„— Ich vernehme so eben, daß der Sohn des verewigten Herrn Marquis von Grandvilain hier ist, und ich will ihm die Versicherung geben, daß ich entzückt bin, den Sohn eines Mannes

zu sehen, welchen ich in jeder Hinsicht achtete und verehrte. Ja, Herr Marquis, ich rechnete Ihren Herrn Vater zu meinen werthen Bekannten ... er war ein sehr galanter Mann, und ich zweifle nicht daran, daß ihm sein Sohn ähnlich sei, hoffe auch, daß er mir die Ehre erweisen wird, mich zu besuchen ... hier ist meine Karte, Herr Marquis, ich schmeichle mir, Sie bald bei mir zu sehen."

Cherubin verbeugte sich, ganz erstaunt über diese neue Einladung, und erwiderte einige allgemeine Redensarten; aber Herr von Noirmont nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich, während er sprach:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie meiner Gattin vorstelle."

Cherubin ließ es geschehen, mit Beben sah er sich übrigens jener Ecke zuführen, wo er so lange verweilt hatte, diesmal sperrte man ihn aber nicht wieder ein. Herr von Noirmont stellte ihn seiner Frau mit den Worten vor:

„Der Herr Marquis von Grandvilain ... Sohn eines Mannes, von dem ich mir's zur Ehre rechnete, ausgezeichnet worden zu sein."

Frau von Noirmont, die ihren jungen Gefangenen erkannte, unterdrückte eine Bewegung des Staunens, grüßte Cherubin kalt, schien es aber nicht zu wagen, ihn anzublicken, aus Furcht, abermals Monfréville bei ihm zu sehen.

Die kleine Ernestine biß sich in die Lippen, um nicht in ein Gelächter auszubrechen, als sie ihren Vater den vorgestellten jungen Mann Grandvilain nennen hörte.

Endlich war Cherubin wieder frei, er eilte Monfréville nach, der ihn fragte:

„Man hat Sie der Frau von Noirmont vorgestellt?"

„— Ja, mein Freund."

„— Was hat sie zu Ihnen gesagt?"

„— Nichts, sie verbeugte sich sogar sehr kalt gegen mich."

„— Werden Sie in diesem Hause Besuche machen?"

„Wahrhaftig, ich habe keine Lust dazu; es kommt mir vor,

als müsse man sich dort entsetzlich langweilen; dieser Herr von Noirmont ist so streng höflich, daß es einen erstarren macht!... Ueberdies bin ich nicht verpflichtet, alle Freunde meines Vaters zu besuchen ... sie sind eben nicht von meinem Alter."

„— Sie geben Ihre Karte bei Herrn von Noirmont ab, dann ist's geschehen; ich denke auch, es sei überflüssig für Sie, in dieses Haus zu gehen. Ach, Madame Celival sucht Sie, sie hat mich vorhin gefragt, was aus Ihnen geworden sei? ... Ich glaube, Sie haben ihre Eroberung gemacht."

„— Wirklich! ... o! wenn das wahr wäre! ..."

„— Sehen Sie, dort unten ist sie ... sprechen Sie ein wenig mit ihr ..."

„— Was denn?"

„— Was Sie wollen ... Sie wird Ihnen übrigens selbst Stoff zur Unterhaltung geben; seien Sie nicht schüchtern, mein lieber Freund, das wäre nicht das Mittel, Ihr Glück in der Welt zu machen."

Cherubin nahm sich ungeheuer zusammen und wagte es, sich Madame Celival zu nähern; diese, als sie ihn auf sich zukommen sah, lächelte ihm holdselig zu und gab ihm einen Wink, sich neben sie zu setzen; durch diesen Empfang ermuthigt, ließ er sich neben der schönen Brünette nieder und stotterte einige unmöglich zu verstehende Worte, worauf jedoch Madame Celival antwortete, als ob sie dieselben verstanden hätte.

Eine geistreiche Frau ist, wenn sie will, im Stande, auch dem Schüchternsten Muth einzuflößen, indem sie selbst die Unterredung beginnt und fast allein im Gange erhält. Cherubin fühlte sich kühner und zufriedener mit sich selbst; es war ihm beinahe schon ganz behaglich bei dieser Dame, als sich der unvermeidliche Herr Trichet neben ihnen aufpflanzte und ausrief:

„— Ich weiß nicht, wovon die Rede ist! ... und doch wette ich, daß ich den Gegenstand Ihrer Unterhaltung errathe."

Madame Celival, die über Trichet's Einmischung in ihr Gespräch ziemlich mißvergnügt schien, entgegnete dem alten Junggesellen:

„Sie wollen immer errathen, was man sagt! . . . Sie könnten sich leicht täuschen . . . Wir wollen sehen, was sagte mir der Herr?“

„— Daß Sie reizend, anbetungswürdig seien . . . denn etwas Anderes kann man Ihnen nicht sagen.“

Madame Celival lächelte mit etwas freundlicherer Miene, während Cherubin bis in das Weiße der Augen erröthend ausrief:

„Nein! das habe ich Madame nicht gesagt! . . .“

„— Dann haben Sie's gedacht!“ erwiderte Herr Trichet, „und das ist das Nämliche.“

Cherubin fand keine Antwort, er schlug die Augen nieder und sah so possierlich aus, daß Madame Celival, die ihn seiner Verlegenheit wegen bemitleidete, aufstand und sagte:

„Ei! mein lieber Trichet, Sie sind ein alter Narr! . . . deßhalb darf man Ihnen nichts nachtragen.“

Der alte Junggeselle hatte die letzten Worte bereits nicht mehr gehört; er war auf einen am andern Ende des Saales heftig gestikulirenden Herrn zugeeilt, dem er sich das Vergnügen machte, das Wort abzuschneiden; und Madame Celival verließ Cherubin mit einem zugleich liebenswürdigen und zärtlichen Blicke, indem sie sprach:

„Ich hoffe, mein Herr, daß Ihnen mein Haus angenehm sein wird, dadurch werden Sie mir solches beweisen, daß Sie mich recht oft besuchen.“

„Nun!“ sagte Monfréville, wieder mit Cherubin zusammentreffend, „es scheint mir, Ihre Angelegenheiten sind in gutem Gang.“

„— Ach, mein Freund! das ist eine herrliche Dame; neben

ihr kam es mir sogar vor, als ob ich Geist hätte!... Ich war noch nie so wohl mit mir zufrieden."

„— So ist's immer!... Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter! Aber die Liebe einer liebenswürdigen Frau ist das größte Glück auf Erden! Kommen Sie, Sie spielen nicht und ich auch nicht, es ist Zeit zum Nachhausegehen."

Hierauf entfernten sich Cherubin und Monfréville aus dem Salon, den die Familie Noirmont kurz zuvor verlassen hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Die Gräfin von Globeska.

Es war neun Uhr Abends, und zwei Männer, die zu warten und zu beobachten schienen, gingen in der Straße Greneta auf und ab, der eine von der Mitte derselben bis an den Brunnen, der die Ecke der Straße Saint-Denis bildet; er trug einen langen Oberrock, der sich fest an seine Taille schloß, und bis zu dem Kinn zugeknöpft war; er hatte ganz das Wesen eines Stutzers und strohgelbe Handschuhe an; wenn er aber an einem hell erleuchteten Laden vorüber kam, so bemerkte man, daß sein Rock abgeschabt und an manchen Orten befleckt und seine strohgelben Handschuhe nicht mehr von erster Frische waren. Dieser Herr rauchte eine Cigarre mit der ganzen Grazie eines Stammgastes von Tortoni.

Der zweite in einen alten nußbraunen Rock gehüllt, den wir schon kennen, hatte einen runden Hut auf dem Kopfe, der so nieder und dessen Ränder so breit waren, daß man ihn von Ferne für einen Köhlerhut hielt. Dieser machte nur einige Schritte und zwar vor einem Hause mit einem sehr dunkeln Hausgange, dessen Thüre offen stand — bis zu zwei oder drei Häuser weiter, wobei

er aber den Hausgang, wenn er sich von ihm entfernte, nicht aus den Augen verlor.

In diesen zwei Personen hat man Darena und seinen würdigen Freund, Herrn Poterne, bereits erkannt.

Seit sein Geschäftsmann nicht mehr in Verbindung mit dem jungen Marquis von Grandvilain stand, war Darena's Glanz sehr gesunken; da die erübrigten Gewinnste in sehr kurzer Zeit von ihm aufgezehrt worden waren, so war er wieder in jenen Zustand verfallen, den er sein „nobles Pech" nannte, den dagegen Herr Poterne mit dem Ausdruck „komplete Schmiere" bezeichnete.

Allerdings stand Darena die Börse seines jungen Freundes noch zuweilen offen, aber durch allzuhäufige Anwendung dieser Hülfsquelle fürchtete er es mit Cherubin gänzlich zu verderben; denn der junge Mann hatte trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit einen gesunden Verstand, der ihn fühlen ließ, was sich nicht schicke, und Darena wollte sich das Haus Grandvilain nicht vollständig verschließen.

„Ei was! hält mich das Vieh von Poterne für einen Narren," sprach Darena, an der Straßenecke stillstehend, um die Asche von seiner Cigarre abzustoßen. „In der Straße Grenétat Schildwache zu stehen ... wo es immer so kothig ist! ... beim Teufel, das ist mir zu ländlich! ... ich sollte jetzt im Foyer der großen Oper sein! ... Ach! ich vergesse stets, daß mein Anzug etwas windig ist! ... welche abscheuliche Cigarre! ... pfui! ... man findet nichts Gutes in diesem Stadtviertel hier!"

Darena warf den Rest seiner Cigarre weg, ging wieder zurück, blieb neben Poterne stehen, der sich an einen Eckstein lehnte, die Augen fest auf den dunkeln Gang gegenüber gerichtet, und stieß ihn mit dem Ellbogen indem er zu ihm sagte:

„Werden wir noch lange hier bleiben, alter Kater? weißt Du, daß mich das teufelmäßig zu langweilen anfängt."

„Wenn man ein Unternehmen glücklich zu Ende bringen will, so muß man Geduld haben,“ antwortete Poterne, ohne die Augen abzuwenden.

„Glücklich zu Ende bringen! . . . ich glaube nicht, alter Schelm, daß das Ende Deiner Unternehmungen ein besonder glückliches sein wird; aber warum läßt die Dirne so lange auf sich warten? . . . Weiß sie denn nicht, daß Du da bist? . . . Nun, Poterne, gib Deinem Freunde Antwort!“

Poterne kehrte sich hastig um und sagte mit leiser Stimme: „Vor allen Dingen bitte ich Sie inständig, nennen Sie meinen Namen nicht . . . es ist unnöthig, daß die Kleine meinen wahren Namen wisse, sie könnte ihn aus Vergeßlichkeit oder Dummheit aussprechen, und dann würde mein ganzer Plan ins Wasser fallen! . . .“

„— Wenn Du nur selbst darein lägest! . . . aber halt, laß einmal hören, was Du ausersonnen hast . . . damit ich sehe, ob es vernünftig ist . . . denn diesen Morgen habe ich nicht auf Dein Geschwätz gehört.“

„— Die Sache ist ganz einfach: wir wollen versuchen, den jungen Cherubin verliebt zu machen, um ihn in einen Handel hineinzuziehen, der uns Gewinn bringen muß.“

„— Ach ja, denn obgleich „d a s G o l d i s t n u r C h i m ä r e,“ so weigern sich doch alle diese Flegel von Schneidern, mir ohne diese Chimäre Kleider zu machen!“

„— Um unsern Adonis recht ins Feuer zu jagen, müßte vor allen Dingen ein recht hübsches Mädchen gefunden werden.“

„— Ganz richtig, wer einen Hasenpfeffer essen will, muß vorher einen Hasen haben.“

„— Ich habe gefunden, was wir brauchen . . . hier in diesem Hause, im dritten Stocke, hinten hinaus . . . ist eine Rose . . . eine wahre Rose!“

„— Eine Rose in diesem häßlichen Hause . . . und hinten hinaus . . . ich fürchte sehr, daß Deine Rose nur eine Hagebutte ist!“

„— Sie werden alsbald selbst urtheilen können . . . um diese Zeit gehen die Arbeiterinnen von ihrem Geschäfte . . . ich wundere mich selbst, daß sie noch nicht kommen.“

„— Was treibt sie denn, diese Purpurrose?“

„— Sie macht italienische Strohhüte.“

„— Ach! vortrefflich; und ist sie solid?“

„— Ach! ich halte sie nicht gerade für eine Vestalin, aber sie sieht ganz ehrbar aus; sie betet einen kleinen Landsmann von ihr an, der genöthigt war, als gemeiner Infanterist abzuziehen, und ihr ganzes Glück bestände darin, so viel zusammenzusparen, daß sie ihn, wenn er wieder heimkehrt, heirathen könnte; auch hört sie nicht auf all die jungen Leute, die ihr jeden Abend nachlaufen, denn sie weiß wohl, daß es nur Taugenichtse sind, die sie nicht in Stand setzen würden, sich mit ihrem kleinen Landsmann häuslich niederzulassen.“

„— Bravo! das junge Mädchen hat herrliche Grundsätze; wie hast Du ihre Bekanntschaft gemacht? . . . Zahltest Du ihr eine Portion gesottene Kastanien?“

„— Nein, ich vertheidigte sie gegen einen jungen Friseur, der, um ihr den Arm zu bieten, sie stets zu weit unten anfaßte . . .“

„— Diese Friseur's sind verfluchte Bösewichter, dahin führt die Gewohnheit, im Haare zu arbeiten . . . und was hast Du dieser Rosenknospe für Vorschläge gemacht?“

„— Vor allen Dingen habe ich mich für einen edlen Polen, einen Grafen von Globeski, ausgegeben.“

„— Schuft! der sich erlaubt, den Titel eines Grafen anzunehmen! . . . weiter!“

„— Dann sagte ich zu dem Mädchen, sie könne, wenn sie

wolle, durch mich eine hübsche Summe Geldes verdienen . . . Da sie Anfangs glaubte, ich sei verliebt in sie, so entgegnete sie mir, ich sei ihr zu häßlich."

„Gut, diese Freimüthigkeit gefällt mir."

„— Hierauf beruhigte ich die Kleine mit der Versicherung, daß es sich nicht um mich handle, sondern um einen sehr hübschen jungen Mann... den wir aus Familiengründen in sie verliebt machen möchten."

„— Alle Achtung vor den Familiengründen!... fahre fort."

„Meine schöne Arbeiterin schien mir keine lebhafte Einbildungskraft zu haben, trotz dem begriff sie mich so halb und halb. Sie ist aus dem Elsaß, heißt Chichette Chichemann... und hat einen etwas fremdartigen Accent . . . der jedoch nicht unangenehm ist und den man für polnisch ausgeben kann, und zwar um so mehr, als diese Sprache der deutschen viel gleicht. Kurz, ich habe diesen Abend ein Rendezvous mit ihr, wir führen sie in ein Kaffeehaus und werden dort über unser Vorhaben einig; Sie werden sich überzeugen, daß sie außerordentlich hübsch ist und zum Täuschen unschuldig und jungfräulich aussieht. Wenn sie als polnische Gräfin gekleidet sein wird, muß sich der junge Marquis unfehlbar wahnsinnig in sie verlieben."

„— Wir wollen's hoffen und darum schnell handeln, denn Monfréville führt Cherubin jetzt in die große Welt, unsere wahrhaften Marquisinnen und Gräfinnen werden den Jüngling schön finden, und er sich seinerseits auch in eine dieser Damen verlieben... und wenn einmal sein Herz gefangen würde..."

„— So wären wir um unsere Mühe betrogen!"

„Ah bah! wenn Deine Kleine wirklich schön ist ... kann uns das nicht stören; im Herzen eines Mannes gibt es immer wieder ein Plätzchen für eine neue Liebe ... mit achtzehn und einem halben Jahre hätte ich alle fünf Welttheile geliebt! ... Doch Achtung, ich glaube, die kleine Heerde naht sich."

In der That kamen mehrere junge Mädchen mit kleinen Häubchen und bescheidenen Schürzchen aus dem dunkeln Gange heraus: zu einigen gesellten sich alsbald junge Leute, die ebenfalls auf ihre Heimkehr geharrt hatten. Andere gingen allein. Darena und Poterne, die auf der entgegengesetzten Seite der Straße standen, ließen alle Arbeiterinnen an sich vorbei gehen; die letzte endlich hüpfte leicht über die Gosse und eilte auf Poterne zu, der sich Mühe gab, seine Stimme so angenehm als möglich zu machen, indem er zu ihr sagte:

„Sie haben mich erkannt, Fräulein Chichette?"

„— Ach! ich will's doch glauba ... Sie säha aus wie à Kohlabrenner mit Ihrem Hut! ..."

Darena schlug ein lautes Gelächter auf, die junge Nähterin stand stille und fragte:

„— Ach! isch Eener bei Ihna, Meßje Globeski? ..."

„— Ja, einer meiner vertrauten Freunde, dem die Leitung der mit Ihnen besprochenen Angelegenheit anvertraut ist ... Wir werden irgendwo die Sache miteinander besprechen."

„Ja, mein liebes Kind," sagte Darena, den Arm des jungen Mädchens auf den seinigen legend, „wir wollen bei einem Punsch mit einander schwatzen ... lieben Sie den Punsch?"

„— Jo freilich! sähr!" entgegnete die Elsaßerin, Darena anblickend.

„Vortrefflich, ich sehe schon, wir werden uns gegenseitig verstehen! ... Ich bin etwas minder häßlich, als jener Herr, reichen Sie mir daher Ihren Arm, ich werde Ihnen weniger Schrecken einjagen. Ist hier in der Nähe ein etwas anständiges Kaffeehaus? ... Wir wollen in die Straße Saint-Denis hinüber ... Ich habe Sie noch nicht betrachtet; man hat mir gesagt, Sie seien reizend ... Ich muß mich aber selbst davon überzeugen. Ah! gut, dort ist gerade eine Apotheke."

Darena zog die kleine Arbeiterin zu einer Apotheke hin, stellte

sie vor eine jener blauen Kugeln, die eine matte Helle auf die Straße werfen, blickte sie an und rief aus:

„— Sehr hübsch! . . . ah! meiner Treu! recht lieblich! . . . Wenn sie beim Schein der Glaskugel so vortheilhaft aussieht, wie wird sie sich erst beim vollen Lichte ausnehmen. Ach! siehe dort ein Kaffeehaus, wir wollen hineingehen.“

Die Herren traten mit Fräulein Chichette ins Kaffeehaus; sie wählten in der Ecke des Saales einen Tisch, um ungestörter mit einander sprechen zu können, und Darena befahl dem Kellner:

„Eine Bowle Punsch mit Rhum!... so gut Ihr ihn machen könnt.“

Poterne verzog das Gesicht und sagte leise zu Darena:

„Die Kleine hätte sich mit Bier begnügt . . . Es war unnöthig, sich . . .“

„— Was soll das heißen? Du stinkst wieder vor Geiz, Poterne! . . . Du weißt, daß ich das nicht leiden kann.“

„— Nennen Sie mich doch nicht Poterne! . . .“

„— Dann schweig' und langweile mich nicht mit Deinen einfältigen Einwürfen.“

Fräulein Chichette hatte an dem Tische Platz genommen und schien sich nicht im mindesten um das Gespräch der sie begleitenden Herren zu bekümmern. Die Elsaßerin mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Sie war sehr klein, aber von einer höchst angenehmen Fülle; ein rundes Angesicht, braune, nicht sehr große, aber schöne, von regelmäßig geformten, nicht sehr dichten Augenbrauen überragte Augen; ein kleiner Mund, hübsche Zähne, ein kleines rundes Kinn mit einem niedlichen Grübchen, etwas volle Wangen und eine über all das ausgegossene Frische vollendeten in ihr das Bild eines reizenden Landmädchens; übrigens hatte sie keine edle Physiognomie, keinen Ausdruck in ihrem Blicke . . . immer dieselbe Ruhe und dasselbe Lächeln.

Darena betrachtete die Elsaßerin abermals genau und sagte leise zu Poterne:

„Sie ist hübsch ... frisch wie eine Rose ... sieht sittsam ... sogar dumm aus ... das kann aber für Unschuld gelten. In der That, Du hast einen wahren Fund gethan; wenn das in schönen Kleidern steckt, so ist unmöglich, daß sich Cherubin nicht in sie verliebte. Ah! da kommt der Punsch ... wir wollen trinken ... trinken Sie, kleine Chichette ... Die Elsaßerinnen haben sonst einen guten Zug im Halse."

Fräulein Chichette lächelte, nahm ein Glas und sagte:

„— Ach jo! ich trink gärn!"

„— Ihr Accent ist sehr derb!" brummte Darena. „Indeß gleichviel, es ist eben polnisch, damit basta, darüber sind wir einig ... Kellner, bringen Sie doch Makaronen! Sie sehen doch, daß eine Dame bei uns ist, und vergessen die Makaronen! ... Haben Sie keine! ... Wenn man keine hat, so macht man welche!"

„— Man läßt so eben holen, mein Herr!"

„— Gut! Geben Sie uns unterdessen Spritzkuchen, Pfefferkuchen ... oder was Sie sonst bei der Hand haben."

Während dieser Unterhaltung stieß Poterne erstickte Seufzer aus. Endlich brachte man ein Körbchen, welches Darena vor die junge Nähterin stellte und sich selbst dergestalt mit Spritzkuchen vollstopfte, als ob er nicht zu Mittag gegessen hätte. Als Poterne dies sah, entschloß er sich auch in das Körbchen zu langen. und fraß alle Pfefferkuchen auf. Darena sagte mit komischem Ernste zu ihm:

„Sie sehen nun ein, Graf Globeski, daß ich wohl daran that, diese Kleinigkeiten kommen zu lassen. Aber jetzt wollen wir von Geschäften sprechen und zur Hauptsache übergehen:

„Fräulein Chichette, Sie haben das hübscheste Gesichtchen, welches man in Paris und im Umkreise finden kann. Wir möchten einen jungen Mann recht toll in Sie verliebt machen ... Das wäre eine Kleinigkeit; aber wir wollen zugleich, daß sich

seiner Liebe Hindernisse entgegenstellen sollen; warum? ... das kann Ihnen gleichgültig sein, die Hauptsache ist nur, daß Sie genau befolgen, was man Ihnen sagt. Vor allen Dingen sind Sie die Frau des Herrn Grafen Globeski ... folglich die Frau Gräfin Globeska! Das ist polnischer Gebrauch: die Männer nehmen ein i die Frauen ein a an."

„— O! nä, ich will mäne kläna Londsma nähma! ich hob's ihm versprocha!"

„— Potz Donnerwetter, es ist ja bloß zum Schein, Sie sollen ja nur Komödie spielen."

„— Ach! jo!-jo! ... zum Spoß! ... do will ich's schon."

„— Sie sind also die Gräfin Globeska, eine geflüchtete Polin, und Ihr Mann hier ... dieser häßliche Herr, ist entsetzlich eifersüchtig; kapiren Sie das recht gut. Man wird Ihnen schöne Kleider geben, das kann Ihnen nicht unangenehm sein ... und Sie werden einige Tage ... die Nächte ausgenommen ... mit diesem Herrn zusammenwohnen, Alles jedoch mit Ehren und Anstand."

„— Ah! jo! jo!"

„— Und wenn der junge Mann recht verliebt ist, so können Sie ihn, wenn es Ihnen Freude macht, auch lieben, was überdies der Mühe werth wäre! denn er ist ein wunderhübscher Bursche ... Sie werden die hübschen Bursche nicht hassen?"

„— Nä! nä!"

„— Und dafür bekommen Sie fünfundzwanzig Napoleons'dor, oder mit andern Worten, fünfhundert Franken ..."

Poterne gab Darena einen Stoß, und flüsterte ihm ins Ohr: „Das ist zu viel! das ist zu viel! sie hätte es für zwei oder drei Louisd'or gethan ..."

Darena fuhr fort:

„— Ja, dafür bekommen Sie fünfhundert Franken ... sechshundert sogar! wenn die Angelegenheit gut von Statten geht ...

ich bürge Ihnen dafür ... und der Herr hier wird sie ausbezahlen ... hm, ist's so recht?"

„— Ah! jo! jo!"

„— Sackerlot!" sagte Darena, sich umwendend, „die kommt mir dümmer vor, als ein Heerde Gänse! ... Doch! das ist gleich! die Liebe ist blind, sie hat auch das Recht, taub zu sein ... Laßt uns trinken! Kellner, noch eine Bowle!"

„— Aber ... aber ..."

„— Schweigen Sie, Graf Globeski! Sie brauchen nicht mehr zu trinken ... dürfen aber dessen ungeachtet bezahlen."

Die zweite Bowle wurde aufgestellt; die Elsaßerin bekam noch mehr Farbe, ihre Augen fingen an sich zu beleben, und Darena rief aus:

„Ei! der Kuckuk! wenn sie Cherubin so sähe ... welche Feuersbrunst würde sie anfachen ... Graf Globeski, Sie sorgen dafür, daß Chichette Morgen Abend wieder solche Augen hat ... Und hängen ihr zu diesem Ende einen kleinen Spitz an."

„Mit was ... mit Himbeersaft?" brummte Poterne, sich schnäuzend.

„— Achtung! Da man im Schauspielhause am leichtesten Bekanntschaft macht, so wird der Graf von Globeski seine Gemahlin Morgen Abend ins Schauspiel ... in den Cirkus führen; das ist das Lieblings-Theater der Fremden."

„Es sei," sagte Poterne, „wir gehen in den Cirkus, und werden uns auf den zweiten Rang des Amphitheaters begeben."

„Warum nicht lieber gleich aufs Paradies! ... Sie jammern mich, Globeski! Nein, Sie gehen in den ersten Rang und nehmen eine Loge ..."

„— Aber ..."

„— Keine aber ... Die Frau Gräfin muß ausgezeichnet schön gekleidet sein!"

„— Man wird sein Möglichstes thun."

„— Und Sie, Graf, werden ebenfalls Ihr Möglichstes thun, einer gewissen Canaille Namens Poterne so wenig wie möglich ähnlich zu sehen . . ."

„— Damit hat es keine Gefahr."

„— Wir werden uns hinter euch in eure Loge setzen. Die Gräfin Globeska wird dann meinen jungen Freund mit ihren glühendsten Blicken in den Grund bohren . . . Sie verstehen mich, Kleine?"

„— O! jo! jo! . . ."

„— Und besonders sich nicht merken lassen, daß sie mich kennt."

„— Jo! jo!"

„— Der Graf wird in einem Zwischenakte die Loge ohne seine Gemahlin verlassen . . . und diese während dessen auf die Schmeicheleien meines jungen Freundes antworten . . . sie darf nicht viel sprechen, damit ihr keine Dummheit entfährt, aber sie muß zärtlich und leidenschaftlich sein."

„— O! jo! jo!"

„— Nach dem Schauspiel wird der Graf seine Frau wegführen, und wir ihm folgen . . . er wird einen Wagen nehmen, und wir ihm fortwährend folgen . . . das Uebrige gibt sich von selbst. So ist's ausgemacht, wohlverstanden. Der Punsch ist ausgetrunken . . . Zahlen Sie jetzt Graf, und kommen Sie!"

Poterne bezahlte mit Seufzen, Darena nöthigte ihn sogar, dem Kellner sechs Sous Trinkgeld zu geben, dann verließ man das Kaffeehaus. Mamsell Chichette wohnte in der Straße Saint-Denis; man begleitete sie bis an ihr Haus, aus dem sie am andern Tage keinen Schritt zu thun, sondern Herrn von Globeski zu erwarten versprach; hierauf strich Darena noch ins Palais-Royal und Poterne legte sich ins Bett.

Darena hatte seine Maßregeln zum Voraus ergriffen, er wußte, daß Monfréville am folgenden Tag zu einem großen Mittagessen eingeladen, und Cherubin somit unabhängig war; er hatte ihn in der Frühe gesehen und zu ihm gesagt:

„Morgen will ich den Abend mit Ihnen zubringen ... Sie dürfen um meinetwillen wohl einmal einen Abend auf Ihre großen Damen verzichten! ... Sie kommen gar nicht mehr aus den Salons heraus ... man reißt sich um Sie ... Monfréville weicht nicht mehr von Ihrer Seite, aber meine Freundschaft verlangt auch ihre Rechte, und da ich ... für den Augenblick ... ich habe zuweilen solche Zeiten! ... keine Gesellschaft besuche, so wollen wir ins Theater gehen."

Cherubin hatte den Vorschlag angenommen. Indessen fand er allmählig Geschmack an den großen Soiréen; die liebenswürdige Aufnahme, der er sich überall erfreute, heilte ihn nach und nach von seiner Schüchternheit; Madame Celival zeigte sich liebenswürdiger gegen ihn, als gegen Andere, was mehrere Herren zu ärgern schien, besonders den Obersten mit dem Katzenkopfe und den schönen jungen Mann mit dem Römergesichte.

Das war noch nicht Alles: die göttliche, so launige, so nervenschwache, so vaporöse Gräfin Valdieri, welche die ihr dargebrachten Huldigungen wie aus Gnade aufnahm, hatte zuerst gehofft, daß der Marquis Cherubin die Zahl ihrer Anbeter ohne weiteres vermehren würde; aber der Jüngling hatte sich damit begnügt, sie von weiter Ferne zu bewundern, und diesmal kam ihm seine Schüchternheit vortrefflich zu Statten; die kleine Gräfin empfand einen heftigen Verdruß über diese vermeintliche Gleichgültigkeit, denn in unsern Tagen läßt sich nicht voraussetzen, daß die jungen Männer schüchtern seien; und als Frau von Valdieri bemerkte, daß Cherubin sich häufig mit Madame Celival unterhielt, spannte sie alle Segel auf, um ihr diese neue Eroberung zu entreißen; bei den Frauen führt der Aerger oft zur Liebe, und ein Anderer, als Cherubin, würde den aus dieser Eifersucht entstehenden Vortheil klug benützt haben.

Die schöne Gräfin hatte den jungen Marquis zu ihren Abendgesellschaften eingeladen, Herr von Valdieri, als gefälliger Gatte,

seine Bitten mit den ihrigen vereint, und Cherubin besuchte die dünstereiche Emma, welche sich in seiner Nähe sehr liebenswürdig zeigte und ihre Nervenleiden zu vergessen schien.

Ferner war in einer nicht weit von seinem Hause entfernten Straße ein ziemlich hübscher Leinwandladen, und in diesem befand sich unter mehreren stets auf dem Comptoir arbeitenden Mädchen eine Blondine mit etwas geröthenten Augen, die eine kleine aufgestülpte Nase à la Roxelane und eine sehr aufgeweckte Miene hatte. Diese fand, wenn Cherubin vorbeiging, immer einen Anlaß, an der Thüre zu stehen und ihm zuzulächeln, oder unter irgend einem Vorwand einen Augenblick auf die Straße hinaus zu gehen; und mehrmals hatte sie, dicht an dem Jüngling vorbeistreifend, mit gesenkten Blicken zu ihm gesagt:

„Ich gehe alle Abend um neun Uhr aus ... wenn Sie mich sprechen wollen, so warten Sie einmal Abends an der Straßenecke auf mich, ich heiße Celanire.“

Endlich war Cherubin mehrmals Mamsell Malvina begegnet, die zwar nicht mehr als Schweizerin gekleidet, aber doch sehr anziehend in ihrem kleinen rosafarbenen Bibi-Hute, ihrem etwas kurzen Kleide und ihrer schwarzseidenen Echarpe war, die sie äußerst vortheilhaft anzuziehen wußte; sie hatte den jungen Mann gestellt, ihm glühende Blicke zugeworfen, und zu ihm gesagt:

„Sie wollen mich also nicht besuchen, Herr Cherubin? wissen Sie, daß das sehr unrecht, und daß es eine Undankbarkeit von Ihnen ist, meine Bekanntschaft so zu vernachlässigen ... Sie kennen meine Adresse, kommen Sie einmal zum Frühstück zu mir ... ich stehe spät auf ... aber ich erlaube Ihnen, sich schon sehr frühe einzufinden.“

Cherubin befand sich somit unter dem Kreuzfeuer mehrerer Eroberungen, als Darena, dem es gelungen war, sich wieder einen bessern Anzug zu verschaffen, ihn abholte und in den Cirkus auf dem Boulevard des Tempels führte.

mir die Vermuthung rege, daß in seiner Organisation etwas Unvollkommenes liegen muß."

Poterne stieß Fräulein Chichette mit dem Knie an, und bezeichnete ihr durch einen Blick den jungen Mann, der sich hinter sie gesetzt hatte; die angebliche Polin wandte sich um, lorgnettirte Cherubin, und sagte dann leise:

„Er isch gor oartig ... fascht wie main Londsma!"

Cherubin seinerseits betrachtete die vor ihm sitzende Dame und flüsterte Darena zu:

„Mein Freund, sehen Sie doch einmal diese schöne Frau an!"

Darena sah vor; schien von Verwunderung ganz ergriffen und antwortete Cherubin:

„Ich kann Sie versichern, daß ich noch nichts Vollkommeneres gesehen habe ... die Frische der Rose und das Blendende der Lilie! ... das ist eine Perle! .. in ihrem Alter hätte ich den Mond angepackt, um diese Frau zu besitzen!"

Cherubin schwieg, beschäftigte sich aber weit mehr mit der jungen Frau im Sammetbarett, als mit dem Stück, welches gespielt wurde; Fräulein Chichette ihrerseits drehte sich, der ihr gegebenen Weisung getreu, jeden Augenblick herum, um Cherubin zu betrachten; dies dauerte sogar hie und da so lange, daß Poterne sie stoßen mußte, indem er ihr mit leiser Stimme sagte:

„Genug ... Sie gehen zu weit ... man könnte am Ende glauben, Sie hätten sich auf den Boulevards eingeübt! ..."

Nach einiger Zeit sprach Darena zu seinem jungen Freunde:

„Es scheint mir vortrefflich zu gehen ... Ihre Angelegenheiten mit dieser Rosenknospe rücken rasch vor."

„— Ja. . .in der That ... sie sieht mich oft an ... Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf ..."

„— Wie? Sie wissen nicht! was Teufels verlangen Sie denn von einer Dame beim ersten Zusammentreffen noch mehr, als daß sie Ihnen Ihre Liebesblicke zurückgibt? ... und zwar mit

sehr hohen Zinsen! ... Sie haben Ihre Eroberung gemacht... das ist augenscheinlich ... Ah! Sie sind glücklich ... ich glaube, es ist eine Fremde ... Dieser Mann ist kein Franzose; das muß ihr Gemahl sein ...!"

„— Sie glauben ...?"

„— Uebrigens sieht er sehr vornehm aus."

„— Finden Sie?"

„— Ich meine, das springe in die Augen."

In einem Zwischenakte verfehlte Herr Poterne nicht, allein hinauszugehen, dann verließ Darena die Loge auch, sagte aber vorher noch zu Cherubin:

„Das ist eine herrliche Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen ... versuchen Sie es keck!"

„— Glauben Sie, daß ich es wagen darf ..."

„— Ich stehe Ihnen dafür, daß es die Dame auch wünscht ... abgesehen davon kann man nicht leicht häßlicher sein, als der Herr, der sie begleitet, und sie wäre nicht seine Frau, wenn sie ihn nicht betrügen würde!"

Cherubin, der mit der hübschen Dame, für die sein Herz schon loderte, allein zurückgeblieben war, besann sich, wie er die Unterhaltung beginnen sollte; indessen warf sie ihm Blicke zu, die ihn lebhaft zum Sprechen aufforderten, und begleitete sie sogar mit einem zärtlichen Lächeln, so daß er endlich Muth faßte:

„— Lieben Sie das Schauspiel, Madame?"

„— Jo, min Här!"

„Besuchen Sie es oft?"

„— Nä, min Här; ober vordäm ging ich öfters mit miner Kußihnä hin."

Cherubin horchte hoch auf, und suchte zu verstehen; Fräulein Chichette fuhr fort:

„— „Mine Kußihnä ging gor so gärn in die Comäde."

„— Ah! Sie wollen ohne Zweifel von einer Cousine sprechen?"

„— Jo, jo, mine Kußihuä.“

„— Ist der Herr, der Sie begleitet . . . Ihr Herr Gemahl?“

„— Och jo . . . der Grof Globs . . . Globsnie . . . och! holten Sie! . . . jetzt hob ich sine Nome vergessa! . . . bin ich ober a Vieh! . . .“

„— Sie sind demnach keine Französin, Madame?“

„— O! nä . . . ich bin aus dem Elsa . . . nä, ich bin anderswo her! Ich hobs ober auch wieder vergäßa! . . . ich bin ä rächtes Vieh!“

Fräulein Chichette sprach das Alles so wunderlich aus, und ließ ihre Blicke dabei so oft auf Cherubin ruhen, daß der junge Mann die Zusammenhangslosigkeit ihrer Worte gar nicht beachtete sondern mehr und mehr für die schöne Fremde entbrannte.

„Gefallen Sie sich jetzt in Paris, Madame?“

„— O jo, ich gefalle mir scho, besonders heut . . . ober ich dänke fortwährend an mine kläne Londsma! . . .“

„— Ach! Sie vermissen Ihr Vaterland?“

„— Jo! ich möcht'n scho wieder säha!“

„— Sie lieben Ihr Vaterland . . . Das finde ich ganz natürlich! . . .“

„— O! jo . . . er stäht jätzt unterm Märlätär.“

Hier verstand Cherubin nichts mehr, aber Poterne kehrte zurück, was für Fräulein Chichette, die ganz aus ihrer Rolle gefallen war und nichts wie Dummheiten schwatzte, ein Glück war.

Darena kam gleich darauf auch wieder zurück; er fragte Cherubin, ob er seine Angelegenheiten mit der hübschen Frau gefördert habe?“

„— Ja, wir sprachen zusammen . . . es schien ihr ganz erwünscht . . . Sie haben sich nicht geirrt, der Herr ist ihr Mann; sie ist fremd, und hat einen seltsamen Accent.“

„— Es sind Polen, wie ich im Foyer erfahren habe ...“

„Sie scheint ihr Vaterland sehr zu lieben, sie bedauert es sehr und spricht immer davon, auch erwähnte sie, wenn ich sie recht verstanden, des Militärs!“

„Nun natürlich ... sie ist eine Polin und da wird ihr das russische Militär stark zugesetzt haben ... Haben Sie schon ein Rendezvous mit ihr ausgemacht? ...“

„— Ein Rendezvous, o! so weit waren wir noch nicht! ...“

„Womit unterhielten Sie sich denn? . . . Bei einer Frau, die Ihretwegen toll ist! und Sie mit den Blicken verzehrt! ...“

„Sie glauben? ... Welches Glück! ... sie ist so hübsch ... und ihre Aussprache so angenehm ...“

„— Ja, der polnische Accent klingt entsetzlich lieblich.“

„— Ich bin ganz verrückt in sie, mein Freund.“

„— Sie haben Recht, es wäre eine Sünde, dieser alten Raupe ihre Rosenknospe nicht zu entführen!“

„— Entführen! Wie! Sie glauben, daß man sie entführen ...“

„Still! lassen Sie mich nur machen, ich will die ganze Sache leiten.“

Das Schauspiel ging zu Ende. Herr Poterne setzte seinen regenschirmartigen Hut auf und nahm die schöne Chichette beim Arme. Trotz dem, daß diese sich in ihrem Anzug sehr unbequem fühlte, war sie doch im Stande, ihre rechte Hand hinter sich zu halten.

Darena und sein Begleiter folgten den Polen, die sich zurückzublicken hüteten, auf der Ferse. Darena nöthigte fast Cherubin, die Hand anzufassen, welche die Dame gefällig nach hinten auf ihre Taille stützte, und der junge Mann wurde scharlachroth, als er seinem Freund ins Ohr flüsterte:

„Ach! ... sie hat mir die Hand gedrückt! sie drückt sie noch immerfort!“

„— Beim Kuckuk! ... was habe ich Ihnen gesagt?“ versetzte Darena. „Die Sympathie ... ich glaube, daß ihr für einander gemacht seid.“

Und indem er dieses sagte, gab Darena Poterne einen heftigen Fußtritt, um ihn voranzutreiben, und um Fräulein Chichette zu bestimmen die Hand Cherubins fahren zu lassen, denn es schien, als ob sie dieselbe fortwährend festhalten wollte.

Die vorgeblichen Fremden stiegen in einen Fiaker, Cherubin und Darena nahmen ein Cabriolet und ließen es dem Fiaker nachfahren, der vor einem sehr bescheidenen Hôtel garni der alten Tempelstraße Halt machte.

„Ganz gut,“ sagte Darena, „wir wissen nun, wo sie wohnen, das genügt für heute Abend. Morgen schreiben Sie ein feuriges Billet an die Polin, ich nehme es auf mich, ihr dasselbe ohne Vorwissen ihres Mannes in die Hände zu spielen, und ich stehe Ihnen dafür, daß sie darauf antworten wird.“

Nachdem zwischen den Herren Alles abgemacht war, begab sich Cherubin nach Hause, und Darena verließ ihn, sich innerlich über den Erfolg seiner List beglückwünschend.

Zwanzigstes Kapitel.

Louise in Paris.

Obgleich in den Strudel der großen Welt geworfen, obgleich Gegenstand der Koketterie mancher Frauen, um deren Eroberung man ihn beneidete, und ungeachtet der Liebesblicke der Grisetten und der ihm angebotenen Rendezvous der Loretten hatte Cherubin doch das Dorf und jene kleine Louise, die Gespielin seiner Kindheit, nicht ganz vergessen.

Oft sprach er davon, nach Gagny zu gehen, um seine gute

Nicolle wieder zu sehen und zu umarmen; oft beauftragte er Herrn Gerundium, sie zu besuchen, um ihm Nachricht von ihr zu bringen, indem er diesen Aufträgen kleine Geschenke für die Dorfbewohner beifügte und ihm besonders empfahl, sich nach Louisens Schicksal zu erkundigen. Der Hofmeister besorgte jedoch diese Aufträge nur zur Hälfte: er ging nach Gagny, überbrachte die Geschenke und betrachtete mit gierigen Blicken die junge, jeden Tag sich verschönernde Louise, dann kam er zurück und meldete seinem Zögling, daß seine ehemalige Gespielin immer noch in der Bretagne sei, wo es ihr so sehr gefalle, daß sie gar keine Lust mehr habe, zu Nicollen zurückzukehren.

Indessen hatte Cherubin noch am Vorabend des Tages, wo er mit Darena im Cirkus gewesen war, davon gesprochen, nach Gagny zu gehen, und Herrn Gerundium bestimmt erklärt, die Woche dürfe nicht ablaufen, ohne daß er seine Amme gesehen und umarmt habe.

Darüber war der Hofmeister sehr unruhig geworden und hatte bei sich gedacht:

„Wenn der Herr Marquis nach Gagny geht, so trifft er die kleine Louise und merkt sofort, daß ich ihn belogen habe. Er ist im Stande, mich aus seinen Diensten zu jagen, denn trotz seiner gewöhnlichen Sanftmuth hat er zuweilen Augenblicke, wo er außerordentlich heftig ist. Es käme mir nicht gelegen, eine Stelle zu verlieren, wo ich fünfzehnhundert Franken, freie Wohnung in einem schönen Hôtel, Kost (und zwar was für eine) und Pflege habe, und nichts dafür zu thun brauche, als zu schlafen, zu essen und der Maschine Turlurette Verse vorzulesen; außerdem ist anzunehmen, daß, wenn mein Zögling diese junge Louise wieder sieht, auch seine Neigung für sie wieder rege werden wird ... und das wäre ebenfalls meinen Plänen entgegen; denn diese Kleine hat in meinem Innern eine wahre Gluth angefacht ... Meine Absichten sind rechtschaffen, ich will

sie zur Frau nehmen, sie der Ehre meines Namens theilhaftig machen ... Aber zum Heirathen muß man einiges Vermögen haben ... Wenn ich noch zwei Jahre beim Marquis bleibe, so kann ich mir etwas zusammensparen, denn ich kann beinahe mein ganzes Einkommen auf die Seite legen; es handelt sich jetzt nur darum, die kleine Louise in Sicherheit zu bringen, damit sie mir nicht weggeschnappt wird."

Herr Gerundium sann den ganzen Tag hierüber nach, und Abends versank er deßhalb in Gedanken an der Seite der guten Turlurette, die ihn in Weingeist eingemachte Früchte (womit sie vorzüglich umgehen konnte) versuchen ließ; während er sich eben an der dritten Zwetsche labte, trat Jasmin, der alle Tage schwerfälliger wurde, aber nichts desto weniger sehr übel darüber gelaunt war, daß sein Herr einen jungen Jockey angenommen hatte, ins Zimmer der Haushälterin und fragte:

„Kennen Sie zufällig eine Kammerjungfer, die im Augenblick keine Stelle hat?"

„Warum, Herr Jasmin?" fragte Turlurette wieder.

„— Ach, letzthin wartete ich auf meinen Herrn, der in einer Gesellschaft war ... Er verbietet mir's zwar immer ... aber diesmal war sein kleiner Jockey krank ... ich benützte die Gelegenheit und holte ihn Abends mit seinem Cabriolet ab ... ich habe sogar zwei Buben zusammengefahren ... aber es gibt Leute, die einem nicht aus dem Wege gehen."

„— Nun, Herr Jasmin?"

„— Nun, während ich mich mit den im Vorzimmer anwesenden Dienern unterhielt ... was lange währte ... denn man verläßt gegenwärtig die Gesellschaften erst so spät ... kurz, da war einer darunter, der sagte:

„— Wir suchen eine Kammerjungfer für unser Fräulein ... ihre Frau Mutter ist gegenwärtig auf einige Zeit aufs Land gegangen. Der gnädige Herr wollte seine Tochter bei sich behalten ... und

die frühere Kammerjungfer mußte man fortschicken ... weil man entdeckt hatte, daß sie sich zuviel mit einem Wichser abgab ... und da der gnädige Herr sehr streng ist ... so war man bald mit ihr fertig, deßhalb suchen wir eine andere Kammerjungfer."

„— Hierauf schlug ich ihm eine Person vor, die ich kenne, und die sehr viel versteht; als ich aber sagte, daß sie sechzig Jahre alt sei, erwiderte man, dann sei es nicht mehr der Mühe werth, sie zu schicken. Die Leute sind sonderbar heutzutage, sie wollen nichts als Kinder zur Bedienung."

„Ich kenne Niemand, der eine Stelle sucht," entgegnete Mamsell Turlurette.

Herr Gerundium, welchem kein Wort von dem, was Jasmin erzählte, entgangen war, nahm sodann das Wort mit einer scheinbar ziemlich gleichgültigen Miene.

„Und wer sind die Leute, die eine Kammerjungfer brauchen? ... Da ich viele Bekanntschaften in Paris habe, so könnte ich vielleicht Jemand einen Gefallen erweisen, wenn ich ihm diesen Platz verschaffte: aber ehe ich mich in die Sache mische, muß ich vor allen Dingen, das werden Sie wohl begreifen, überzeugt sein, daß es bei empfehlungswerthen Leuten ist."

„— O! was das anbetrifft, Herr Gerundium, dürfen Sie beruhigt sein!" entgegnete Jasmin. „Es ist in einem der achtbarsten Häuser ... bei Herrn von Noirmont, einem ehemaligen Gerichtsbeamten ... einem Manne, der nie lacht ... und keinem Hühnchen etwas zu Leide thun würde ... Er war ein Freund unseres seligen Herrn Marquis von Grandvilain, des Vaters von unserem gnädigen Herrn ..."

„— Und woraus besteht die Familie?"

„— Aus Herrn von Noirmont, seiner Gemahlin und ihrer fünfzehnjährigen Tochter, einer Köchin, einem Bedienten für den Herrn und einer Kammerjungfer, die eben gesucht wird."

„— Ist der Bediente jung?"

„— Ja . . . derselbe, mit dem ich gesprochen habe . . . Er ist erst sechsundfünfzig Jahre alt, sieht aber sehr gesetzt aus."

Herr Gerundium lächelte und fuhr fort:

„Ist es ein Haus, wo man viele Gesellschaften empfängt . . . Bälle gibt . . . sind es Leute, die ihr Leben in varietate voluptas hinbringen?"

„— Nein, nie Bälle . . . noch wohluf das, wie Sie sagen. Die Dame liebt die Gesellschaft nicht, und Herr von Noirmont bringt sein Leben in seiner Bibliothek zu. Auch will unser junger Marquis nicht hingehen, obgleich er eine Einladung erhalten hat . . ."

„— So! er hat von dort eine Einladung erhalten?"

„— Ja, aber ich hörte ihn Morgens beim Ankleiden sagen: Ich habe keine Lust in dieses Haus zu gehen; man muß sich entsetzlich darin langweilen."

„— Sind Sie überzeugt, daß Herr Cherubin das gesagt hat?"

„— Ja, und Herr von Monfréville hat ihm sogar geantwortet:

„Sie thun wohl daran; es ist ein Haus, worin sich nichts Angenehmes für Ihr Alter findet."

Herr Gerundium rieb sich die Hände und fragte nichts weiter. Tags darauf begab er sich, nachdem er sich Herrn von Noirmonts Adresse verschafft hatte, in dessen Haus, verlangte den Bedienten zu sprechen, und gab vor, vom alten Jasmin geschickt zu sein, der eine Kammerjungfer für Fräulein von Noirmont wisse.

Jasmin war der Nestor der Dienerschaften; seine Empfehlung galt Alles, und die eines so ernsten Mannes, wie Herr Gerundium zu sein schien, konnte die gute Meinung, welche man von ihrer Schutzempfohlenen hegte, nur vermehren.

Der junge, sechsundfünfzigjährige Bediente (wie Jasmin gesagt hatte) erwiederte dem Hofmeister, da die gnädige Frau verreist sei, und der gnädige Herr sich nie um häusliche Angelegen-

heiten bekümmere, so hänge die Wahl einer andern Kammerjungfer nur von ihm ab; er nehme die Person, welche der ehrenwerthe Herr Jasmin ihm zuzuweisen die Güte habe, mit vollstem Vertrauen an, und wünsche nur, daß sie so bald als möglich kommen möchte.

Des Gelingens von dieser Seite sicher, bedankte sich Herr Gerundium, versprach, das junge Mädchen bald zu bringen und begab sich unverzüglich nach Gagny zu Frau Nicollen.

Die Anwesenheit des Schullehrers verbreitete immer Heiterkeit in der Landleute Wohnung; denn er brachte Neuigkeiten aus Paris, und man konnte mit ihm unausgesetzt von Cherubin sprechen.

Nachdem er Louisens und Nicolle's Fragen, die sich vor allen Dingen nach der Gesundheit des Gegenstandes ihrer Liebe erkundigten, beantwortet hatte, wandte sich Herr Gerundium an das junge Mädchen und sagte zu ihr:

„Ihretwegen, mein schönes Kind, bin ich heute hauptsächlich nach Gagny gekommen, denn ich beschäftige mich mit Ihrer Zukunft ... Ihrem Schicksale ... Sie sind siebzehn Jahre alt ... groß, und sowohl leiblich als geistig ausgebildet: darunter verstehe ich, daß Sie einen frühreifen Verstand haben; dann haben Sie auch durch Ihre Theilnahme an den Stunden, die ich meinem Zögling gab, viel gewonnen; Sie lesen und schreiben ganz passabel, und sprechen sogar ziemlich correkt ... überdies sind Sie geschickt mit der Nadel, und scheinen mir zu allen Verrichtungen Ihres Geschlechtes tüchtig; nicht wahr, Mutter Nicolle?“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete die gute Frau mit staunendem Blicke. „Was wollen Sie denn mit unserer Louise anfangen, wollen Sie auch eine Herzogin aus ihr machen ...“

„— Nein, nicht ganz, aber ich wiederhole es Euch, ich will für ihre Zukunft sorgen ... wenn Louise in diesem Dorfe bliebe, was wäre ihr Schicksal? Sie hat keine Eltern, kein Vermögen,

sie müßte es als ein Glück betrachten, wenn sie irgend ein roher Bauer heirathen wollte.“

„O! nie! nie! . . .“ rief Louise aus, „ich will mich niemals verheirathen.“

„Aber, mein Gott, liebes Kind,“ versetzte Nicolle, „Du weißt ja, daß wir Dich nicht zwingen, und Dich nie aus unserem Hause stoßen werden . . .“

„Das ist Alles ganz gut,“ fuhr Gerundium fort; „aber wenn Louise eine gute Stelle in Paris in einem angesehenen Hause fände, wo sie sich etwas ersparen . . . und später eine gute Heirath treffen könnte . . . so wäre dies, wie mir scheint, nicht zu verachten.“

„— In Paris!“ rief Louise mit einem Freudenschrei aus. „O! ja, ja! ich will nach Paris! welches Glück! . . . wie zufrieden würde ich sein . . . nicht wahr, liebe Mutter, Du erlaubst es?“

„Wie, mein Kind? Du willst mich ebenfalls verlassen?“ sagte Nicolle traurig; aber Louise küßte sie mehrmals und rief aus:

„Aber bedenke doch, daß er dort ist . . . wenn ich dieselbe Stadt mit ihm bewohne, denke ich, daß ich ihn bisweilen sehen . . . ihm begegnen werde . . . und dieser Gedanke allein erweckt in mir den Wunsch, nach Paris zu gehen . . . Nicht wahr, Herr Gerundium, man begegnet . . . man sieht sich, wenn man an einem und denselben Orte mit einander wohnt . . . und ich könnte ihn sehen, wenn ich in Paris wäre?“

„Wen . . . könnten Sie sehen?“

„— Ach! Cherubin . . . den Herrn Marquis . . . von wem sonst soll ich denn sprechen, als von ihm?“

Der Hofmeister begriff, daß nur die Hoffnung, Cherubin zu sehen, das junge Mädchen bewog, seinen Vorschlag mit Freuden aufzunehmen, er hütete sich wohl, sie zu enttäuschen, und antwortete:

„Ganz gewiß hat man, wenn man in einer Stadt mit einander wohnt, mehr Aussicht, einander zu sehen, als wenn Eines im Süden und das Andere im Norden weilt; ... oder wenn Sie lieber wollen, Eines per fas und das Andere nefas ist. Wohlan, jugendliche und interessante Louise, was ich für Sie suchte, habe ich gefunden; in einem der ersten Häuser ist Ihnen eine Stelle als Kammerjungfer angeboten ... und wenn ich sage: Kammerjungfer, so heißt das so viel als Gesellschafterin! und wenn ich sage Gesellschafterin, so heißt das so viel als Gespielin und Freundin eines jungen, fünfzehnjährigen Fräuleins, das ebenso liebenswürdig als gutartig sein soll ... der ganze Unterschied zwischen euch besteht darin, daß Sie ihr beim Ankleiden behülflich sein müssen ... sie aber Ihnen nicht ... aber unter Freundinnen kommt das alle Tage vor; die eine besorgt Alles und die andere geht spazieren. Außerdem bekommen Sie schöne Kleider ... die spazierengehende Freundin gibt der sie ankleidenden Freundin gewöhnlich alle Kleider und Tücher, die sie nicht mehr will; überdies verdienen Sie Geld, was nie ein Schaden ist, denn mit Geld erlangt man Gold, und Gold ist das reinste Metall ... wenn kein Zusatz mehr dabei ist. Nun antworten Sie, was halten Sie von meinem Vorschlag?"

„— O! ich nehme ihn mit Freuden an ... wenn meine zweite Mutter einwilligt! ..."

„— Meiner Treu! liebes Kind," sagte Nicolle, „wenn Du so gerne nach Paris gehst, will ich mich nicht widersetzen; abgesehen davon, denke ich, Herr Gerundium, welcher Schulmeister im Dorfe war, werde Dir nichts vorschlagen, was nicht zu Deinem Wohle gereicht ..."

„— Ihr seid so vernünftig wie Aesopus, Frau Nicolle, obgleich Ihr nicht bucklig seid! ich will dieser puella formosa nur eine glückliche Zukunft bereiten ... und die Folge wird es Euch beweisen."

„Und Herr Cherubin?" fragte Louise, die nicht mehr bloß

Cherubin zu sagen wagte, wenn sie von ihrem Geliebten sprach ... „weiß er, was Sie mir vorschlagen? ... ist's ihm recht, wenn ich nach Paris gehe?"

Herr Gerundium kratzte einen Augenblick an der Nase und entgegnete dann mit Zuversicht:

„Ob er es weiß? Natürlich ... er wünscht sehr, daß Ihnen mein Anerbieten genehm sei."

„— O! dann darf ich nicht zögern, nicht wahr, liebe Mutter? ich willige ein, mein Herr, ich gehe, sobald Sie nur wollen ... ich bin bereit."

„— Dann wollen wir sogleich gehen."

„— Was!" rief Nicolle aus, „Sie wollen es sogleich mit fortnehmen, das theure Kind?"

„— Es muß sein, Frau Frimousset, es bewerben sich gar Viele um die Stelle, die ich ihr verschaffen will, wenn wir lange zögern, so könnte sie einer Andern übertragen werden. In Paris wimmelt es nicht von guten Plätzen, ich muß sie also heute noch vorstellen, und die Sache ins Reine bringen."

„O! ja, liebe Mutter, laß mich fort ... ich weiß wohl, daß es Dir Kummer macht, mich nicht mehr um Dich zu haben ... und ach! mir auch ... Dich zu verlassen ... aber auf der andern Seite bin ich so glücklich, mich ... Herrn Cherubin ... nähern zu dürfen ... überdies wünscht er, daß ich nach Paris komme ... man darf ihn nicht erzürnen ... Aber ich werde Dich besuchen, o! ich werde es nicht machen wie er! ich werde das Dorf ... und Diejenigen, welche Elternstelle an mir vertraten, nicht vergessen!"

Nicolle küßte zärtlich das junge Mädchen und sagte zu ihr:

„— Geh, mein Kind ... ich bin nicht Deine Mutter ... ich habe keine Gewalt über Dich ... aber auch wenn ich solche hätte, würde ich mich Deinem künftigen Glücke nicht widersetzen ... aber komm wenigstens zuweilen zu mir ... Man wird sie doch nicht daran hindern, Herr Gerundium?"

„— Nein, gewiß nicht! ... sie genießt, unter der Bedingung, dieselbe nicht zu mißbrauchen ... einer anständigen Freiheit. Auf! schöne Louise, machen Sie Ihr Gepäck zusammen ... nehmen Sie nur das Nöthigste mit ... die Holzschuhe können Sie da lassen, Sie tragen, wo Sie hinkommen, keine ... Sputen Sie sich, ich warte auf Sie."

Louise beeilte sich, ein Päckchen Kleider zusammen zu machen; sie war so betroffen, so betäubt von dem Geschehenen, daß es ihr vorkam wie ein Traum; ihr Herz hüpfte vor Freuden bei dem Gedanken, nach Paris zu gehen; aber nicht an die Vergnügungen der großen Stadt dachte sie, nicht nach schönen Kleidern und einem gemächlichern Leben sehnte sie sich, nein, sie hatte bei dieser Reise nur Eines vor Augen: daß sie mit Cherubin an einem und demselben Orte wohnen werde.

Während Louise ihre Zurüstungen zur Abreise traf, nahm Herr Gerundium die Amme bei Seite und sprach in ernstem, eindringlichem Tone zu ihr:

„Jetzt, tugendhafte Nicolle, muß ich Euch ein Geheimniß enthüllen ... der Grund, warum ich Louisen nach Paris führe, ist besonders der, sie den Verführungen zu entreißen, denen man sie aussetzen wollte, um ihre Tugend zum Falle zu bringen und die Blume ihrer Unschuld zu pflücken ... in zwei Worten erzähle ich Euch die Thatsache: Euer Säugling Cherubin ist in Paris ein großer Verfuhrer geworden, nichts darf ihm widerstehen... letzthin erinnerte er sich Louisens, der Gespielin seiner Kindheit, und er rief aus: sie muß jetzt reizend sein! ich will sie zu meiner Maitresse machen ..."

„Ach! mein Gott! ist das möglich!" rief Nicolle mit großen Augen. „Mein kleiner Cherubin ist so ausschweifend geworden!"

„— Wie ich die Ehre habe, Euch zu versichern, in Paris wird man, wenn man Vermögen hat, bald, was sie einen Löwen nennen, und Löwe wird in diesem Sinne mit Verführer übersetzt."

„— Cherubin ein Löwe! er, der sonst ein Lamm war!"

„Ich wiederhole Euch, in Paris gibt's keine Lämmer mehr. Kurz, ich war überzeugt, daß Ihr Eure Hand nicht zum Verderben Eurer Adoptivtochter reichen und billigen würdet, daß ich dieses Kind vor den Schlichen der Verführung schütze."

„O! Sie haben sehr wohl daran gethan, Herr Professor, ich billige es vollkommen!"

„Deßhalb sagt nur, wenn Cherubin Louisen besuchen wollte, zu ihm, sie sei schon lange bei einer Eurer Verwandten in der Bretagne und gefalle sich dort sehr."

„— Einverstanden! das werde ich ihm antworten! . . . mein Gott! Cherubin ein Verführer! deßhalb hat er auch das Dorf ganz vergessen!"

Louisens Päckchen war bald gemacht; sie setzte ihren kleinen groben Strohhut auf, dessen Form zwar nicht elegant war, worunter aber ihr Gesichtchen reizend hervorblickte.

Sie warf sich in Nicolle's Arme und flüsterte ihr ins Ohr:

„Wenn ich ihn sehe, will ich ihm sagen, es sei abscheulich, daß er Dich nicht besuche."

Nicolle bedeckte Louisen mit ihren Küssen und sprach zu ihr:

„Vergiß' auch nicht, mein Kind, daß wenn Du dort vielleicht Langeweile hättest, wenn es Dir nicht nach Wunsch ginge . . . Du stets eine Heimath bei uns finden wirst und wir Dich jederzeit wieder mit Freuden im Hause aufnehmen werden."

Herr Gerundium machte diesem Abschied ein kurzes Ende, indem er die Jungfrau beim Arme nahm; Jakob war wie gewöhnlich in der Schenke, Louise warf also noch einen letzten Blick auf ihre Adoptivmutter und entfernte sich mit Herrn Gerundium, der die Auslage für eine kleine Chaise gemacht hatte, um das junge Mädchen um so schneller nach Paris zu bringen.

„Meine schöne Freundin, ich muß Ihnen einige vorläufige Anweisungen, hinsichtlich des in Ihrer Stelle zu beobachtenden

Betragens ertheilen. Vor allen Dingen antworten Sie, wenn man Sie fragt, was Sie verstehen, kecklich: Alles!"

„— Alles? dann würde ich ja lügen, mein Herr, denn ich weiß nur sehr wenig."

„— Aber Sie werden das Uebrige bald lernen: Sie sind sehr verständig, begreifen deßhalb leicht; es ist, als ob Sie Alles schon wüßten. Thun Sie, wie ich Ihnen sage, es ist nothwendig, um Vertrauen einzuflößen; in der Welt muß man sich nie das Ansehen geben, als ob man an sich selbst zweifle. Außerdem werden Sie begreifen, daß Sie nicht von dem jungen Marquis Cherubin sprechen und sagen dürfen, Sie seien mit ihm auferzogen worden. Die Welt ist böse! Man könnte Allerlei glauben ... man darf mit seinem Rufe nicht scherzen."

„— Wie so, mein Herr ... was könnte man glauben? ist es ein Unrecht, seinen Milchbruder zu lieben?"

„— Milch hin, Milch her! ... Sie sollen mich besser verstehen: mein edler Zögling will nun nicht mehr wissen lassen, daß er bis zum sechzehnten Jahre bei seiner Amme blieb ... das genirt ihn gewaltig ... dann werden Sie aber auch einsehen, daß ein Marquis nicht mehr der Freund einer ... Kammerjungfer sein kann. Wenn Sie von ihm sprächen, könnte er darüber erröthen."

„Erröthen! ..." rief Louise aus, ihre Augen mit dem Taschentuche bedeckend. „Was! der Herr ... Cherubin würde vor meiner Freundschaft ... vor meiner Bekanntschaft erröthen! Oh! seien Sie ruhig, mein Herr, ich werde nicht von ihm sprechen ... niemals seinen Namen in den Mund nehmen ..."

„— Das ist ganz recht; o Flavia ... nein, Sie sind nicht blond! ... Nun, weinen Sie deßhalb nicht ... denn was ich Ihnen sage, verhindert nicht, daß sich der Marquis fortwährend für Sie interessirt, und auch ich ... Ich sage für heute nicht mehr, junge Louise, aber seien Sie nur immer brav und tugend-

haft ... lachen Sie nicht mit den jungen Leuten, wenn sie sich zweideutige Scherze gegen Sie erlauben wollten ... kratzen Sie solchen Unverschämten lieber die Augen aus . . denn Sie müssen sich fleckenlos erhalten, wie das heilige Osterlamm, bis ... aber motus! ich will noch nicht weiter gehen!"

Louise hörte nicht mehr auf Herrn Gerundium, sie dachte an Cherubin, der jetzt über ihre Bekanntschaft nur erröthen würde, und dieser Gedanke vergällte ihr alle Freude, die sie über ihre Reise nach Paris empfunden hatte.

Indessen fuhr das Gefährt in die Stadt ein; Herr Gerundium befahl dem Kutscher, sie in die Vorstadt Saint-Honoré zu führen, und Louise rief aus:

„Ist das in der Nähe von Herrn Cherubins Wohnung?"

„— Nicht sehr fern davon, meine Liebe, da wir aber einmal in Paris sind, so gibt es überhaupt keine Entfernung mehr, denn die Wagen zu sechs Sous führen Einen in allen Stadtvierteln herum, man braucht nicht einmal seinen Weg zu wissen, was für Fremde äußerst bequem ist."

Die Chaise hielt vor einem schönen, von Gerundium dem Kutscher bezeichneten Hause, ganz nahe bei der Concordia-Straße. Der Hofmeister ließ Louisen absteigen, ging in seiner Galanterie sogar so weit, daß er ihr Gepäck tragen wollte, und sprach dann zu ihr:

„Folgen Sie mir, es ist in diesem Hause im zweiten Stock, eine prächtige Wohnung ... es sind sehr vornehme Leute ... wie prächtig diese Treppe gewichst ist! das ist etwas Anderes als unsere baufälligen Dorfhäuser, die mit Koth gefirnißt sind!"

Mit diesen Worten glitschte der Hofmeister zwei Stufen hinab, und brach beinahe seine Nase auf der gewichsten Treppe ab, was vielleicht eine Strafe des Himmels wegen seiner Undankbarkeit gegen das Dorf war; glücklicherweise hielt er sich noch an dem Geländer und brummte:

„Ne quid nimis! . . . man hat zu viel Wachs aufgetragen!“

Louise folgte Herrn Gerundium etwas zitternd und ganz verschämt bei dem Gedanken, daß sie sich jetzt fremden Personen vorstellen und allein inmitten dieser ihr so unbekannten Welt bleiben solle. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und rief die Erinnerung an Cherubin zu Hülfe.

Comtois (so hieß der Bediente des Herrn von Noirmont) empfing Herrn Gerundium, als er seinen Schützling vorstellte. Der Anblick Louisens konnte nur zu ihren Gunsten sprechen, und der Kammerdiener zeigte ein beifälliges Lächeln, als er sagte:

„O! die Mamsell scheint ganz, wie wir es wünschen . . . sie hat eine sanfte Miene . . . sieht nicht leichtsinnig aus . . . ich bin überzeugt, daß sie unserem jungen Fräulein Ernestine gefallen wird, die mir mehrmals wiederholte: „„Besonders, Comtois, wünsche ich eine junge Kammerjungfer, denn, wenn ich eine alte bekäme, wäre ich nicht so keck, ihr Befehle zu ertheilen, oder vor ihr zu lachen! . . .““ Sie ist gar munter, unser Fräulein! etwas lebhaft, launenhaft . . . aber in ihrem Alter ist das ganz natürlich . . . übrigens deßhalb gar nicht böse . . . Wenn sie ein wenig aufgeregt und zornig war, so bittet sie uns nachher um Entschuldigung . . . Das ist bei den Herrschaften selten zu treffen!“

„Dieser Kammerdiener ist sehr redselig!“ sagte Herr Gerundium, sich schnäuzend, zu sich.

Nachdem Comtois Louisen nocheinmal mit zufriedener Miene betrachtet hatte, fuhr er fort:

„Ich will die Mamsell sogleich vorstellen . . . Ei! wie heißen Sie?“

„Louise, mein Herr,“ antwortete die Jungfrau schüchtern.

„— Louise, ganz gut . . . das ist Ihr Taufname . . . und Ihr Familienname . . . zuweilen wünscht man gerne zu wissen . . .“

Das junge Mädchen erröthete und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten, aber Herr Gerundium sagte schnell entschlossen:

„Louise Frimousset... Frimousset ist der Name ihrer Eltern."

Louise warf einen Blick auf den Hofmeister, dieser hatte jedoch eine ernste Miene angenommen, welche auszudrücken schien, daß es unpassend wäre, ihn zu widerlegen, und er nach reiflicher Ueberlegung diese Antwort gegeben habe; das junge Mädchen schwieg, und Comtois versetzte darauf:

„Frimou... Frimousse... Friquet... das ist ein komischer Namen, es ist übrigens bloß deßhalb, daß man ihn auch weiß; denn hier, das begreifen Sie wohl, wird man die Mamsell stets beim Vornamen rufen. Ich werde Sie also vorstellen. Wenn die gnädige Frau da wäre, so würde ich Sie natürlich allererst zu ihr führen, sie ist aber seit vierzehn Tagen verreist; sie besucht eine kranke Tante... sie wollte ihre Tochter mitnehmen, aber der gnädige Herr wünschte Fräulein Ernestine bei sich zu behalten... denn er liebt, trotz seiner ernsten Miene, seine Tochter außerordentlich... er versagt ihr nie etwas!... ich sah ihn selbst schon oft gegen die gnädige Frau böse werden... weil, wie er behauptete, sie zu hart mit ihr spreche... sie nicht gehörig liebe ... aber zur Gerechtigkeit muß ich bekennen, daß sich der gnädige Herr irrt!... ich bin überzeugt, daß die gnädige Frau ihre Tochter sehr liebt. Das ist übrigens wahr, daß sie kaum mit ihr spricht... ihre Liebkosungen kalt erwidert... aber Jedermann hat Tage, wo er mehr oder weniger guter Laune ist..."

Herr Gerundium schnäuzte sich sehr lange und dachte:

„Will denn das Geplapper nie aufhören?"

Dann sprach er zu Comtois:

„Verzeihung, ehrenwerther Diener... wenn ich Sie unterbreche; aber ich halte es für überflüssig, der Vorstellung unserer Louise beizuwohnen, da Sie mir sagten, die Sache sei abgemacht;

deßhalb verabschiede ich mich von Ihnen, indem ich Ihnen noch anempfehle, über dieses Kind so sorgsam zu wachen, als ob es Ihre eigene Nichte wäre."

„Beruhigen Sie sich! die Mademoiselle ist in einem guten Hause ... ich bin ganz gewiß, daß sie sich nicht unglücklich darin fühlen wird."

„So leben Sie denn wohl, Louise ... leben Sie wohl ... Ich werde öfters kommen, mich nach Ihnen zu erkundigen und Nachrichten über Sie einzuziehen, kurz, ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren ... Sie werden beständig mein Zweck ... mein Ziel ... mein Polygon sein!"

Die Jungfrau reichte Herrn Gerundium, der sie küssen zu wollen schien, die Hand und sagte halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, mein Herr, Sie sagen ihm, daß ich in Paris bin, und daß ich nicht zögerte, hierher zu kommen, weil es sein Wunsch war ... daß es mich aber recht verdrießt, ihn gar nicht zu sehen, und daß mein einziger Wunsch ..."

„Ich werde Alles sagen, was mir zu sagen meine Pflicht auflegt," versetzte Herr Gerundium, seine Zähne zeigend, obgleich er dieses Mal keine Lust zu lächeln hatte, dann sich schnell umwendend, grüßte er Comtois und ging. Der Kammerdiener geleitete ihn bis zur Thüre, und Herr Gerundium flüsterte ihm da noch ins Ohr:

„Das junge Mädchen ist hübsch und die Männer entsetzlich liederlich in Paris ... ich habe wohl nicht nöthig, Sie aufzufordern, über ihre Unschuld zu wachen und sie nicht mit den Wichsern verkehren zu lassen."

„Mein Herr," entgegnete ihm Comtois mit etwas trockenem Tone: „man empfängt hier nur rechtschaffene Leute, und bei uns wird kein junges Mädchen verdorben! Wenn die letzte Kammerjungfer leichtsinnig war, so waren wir nicht daran Schuld, übrigens hat man sie ... sowie den erwähnten Wichser ... sogleich entlassen."

„Ihre Antwort zerstreut alle Wolken, die mein Firmament hätten verdunkeln können. Leben Sie wohl, rechtschaffener Comtois, ich wiederhole Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung."

Herr Gerundium hatte sich entfernt; Comtois kehrte zu Louisen zurück, die nachdenklich im Vorsaale stehen geblieben war; er winkte ihr, ihm zu folgen, schritt durch einen Salon, öffnete die Thür eines andern Gemachs und hielt auf der Schwelle, wo er sagte:

„Gnädiges Fräulein ... da ist die Kammerjungfer, die ich für Sie erwartete ... sie ist so eben gekommen."

Eine Stimme aus dem Innern antwortete sogleich:

„O! sie soll kommen ... sie soll schnell eintreten! ... ich erwarte sie mit Ungeduld."

Comtois ließ Louisen, die zitternd und ohne die Blicke zu erheben, eintrat, vorangehen; bald aber fühlte sie sich ermuthigter, als sie die junge Ernestine ausrufen hörte:

„O! wie hübsch sie ist! ... ah, sie gefällt mir sehr; kommen Sie näher, Mademoiselle; o! fürchten Sie mich nicht ... ich bin nicht schrecklich! ... nicht wahr, Comtois ... ich sehe nicht strenge aus ... nicht wie die Mutter! ... deßhalb ist aber die Mutter doch gut ... und der Vater auch ... wie heißen Sie?"

„— Louise, gnädiges Fräulein."

„— Wie alt sind Sie?"

„— Siebzehn Jahre."

„— Siebzehn Jahre! ... ei! wie groß und stark Sie sind ... ich bin fünfzehn Jahre alt ... bin aber etwas klein für mein Alter ... nicht wahr?"

Louise mußte lächeln, und als sie die Augen auf ihre künftige Gebieterin erhob, durchdrang sie ein freudiges Gefühl beim Anblick dieses jungen, niedlichen, kindlichen Wesens, dessen blaue und schelmische Augen gerade mit einem Ausdruck von Wohlwollen auf ihr ruhten, der auf der Stelle alle Furcht verjagte, die sie bei ihrem Eintreten empfunden hatte.

„Nicht wahr, ich bin für fünfzehn Jahre sehr klein?" wiederholte Ernestine, nachdem Louise sie angesehen hatte.

„— Sie haben noch lange Zeit zu wachsen, gnädiges Fräulein."

„— O! ja ... das tröstet mich! ... Haben Sie schon in Paris gedient?"

„— Nein, Fräulein, ich komme eben aus meinem Dorfe ... ich habe noch nirgends gedient ... und werde deßhalb Anfangs sehr ungeschickt sein, aber ich verspreche Ihnen, auf Alles, was Sie mir sagen, genau Achtung zu geben ... damit ich desto schneller lernen und Sie um so bälder befriedigen kann ..."

Die kleine Ernestine hüpfte und tanzte im Zimmer herum; sie nahm Louisen bei der Hand, drückte dieselbe und rief aus:

„O! was Sie so eben sagten, ist ganz gut! ... ich fühle, daß ich Sie recht lieb gewinnen werde ... jetzt schon liebe ... denn man gefällt mir entweder sogleich oder niemals! ... Sie werden mich auch lieben, nicht wahr?"

„— Gnädiges Fräulein; das ist ein Leichtes, Sie sehen so gütig aus!"

„— Ah, Comtois, ich bin recht zufrieden ... hat aber Louise auch ihr Gepäck mitgebracht, alle ihre Sachen bei sich ... kann sie gleich dableiben?"

„— Ja, Fräulein," antwortete Louise, „ich habe meine Effekten bei mir und kann sogleich bei Ihnen bleiben ... wenn Sie die Güte haben wollen, mich zu behalten."

„— Ganz gewiß werde ich Sie nicht mehr fortlassen ... Comtois, Du richtest ihr Zimmer ein; Du weißt, das kleine hinter dem meinigen ... sorge dafür, daß ihr nichts mangelt ... daß Alles hinein kommt, was hineingehört ..."

„— Seien Sie ganz ruhig, gnädiges Fräulein!"

„— Ich werde zudem selbst noch nachsehen, ob Alles in Ordnung ist!"



Dann fuhr die junge Ernestine mit komischer Würde fort:

„— Ach! darum muß ich während der Abwesenheit der Mutter Alles überwachen ... und sie einstweilen ersetzen ... geh', Comtois, trage die Effekten Louisens in ihr Zimmer, ich will sie unterdessen meinem Vater vorstellen ... ist er in seinem Kabinet?"

„— Ja gnädiges Fräulein."

„Kommen Sie, Louise ... beben Sie nicht! ... Er sieht etwas strenge aus, aber er ist nicht böse."

„— Wenn ich Ihrem Herrn Vater mißfallen würde?" flüsterte Louise mit furchtsamer Miene, „— wenn er mich zu jung für Ihre Dienste fände?"

„— O! fürchten Sie nichts, sobald ich meinem Vater sage, daß Sie mir gefallen, schickt er Sie gewiß nicht mehr fort."

Die junge Ernestine ging durch das Schlafzimmer ihrer Mutter, dann durch ein zweites kleines und sagte, während sie an die Thüre eines dritten klopfte:

„Ich bin's, Papa!"

Worauf die trockene Stimme Herrn von Noirmonts entgegnete:

„Nun, was gibt's denn schon wieder?"

Die liebliche Schelmin öffnete die Thüre zu dem Arbeitszimmer ihres Vaters, streckte nur den Kopf hinein und fragte:

„— Bist Du beschäftigt? ich möchte Dir gerne Jemand vorstellen ..."

„— Wen?"

„— Eine Kammerjungfer, die man für mich gedungen hat ... und die so eben gekommen ist."

„— Mich einer Kammerjungfer wegen zu stören! ... gehen mich diese Kleinigkeiten etwas an? wahrhaftig, Ernestine, Du mißbrauchst meine Güte."

„Ach! lieber Vater, ärgere Dich nicht! da aber die Mutter ab-

wesend ist, mußt Du schon die Kammerjungfer sehen . . . ich kann das Haus nicht ganz allein führen!"

Herr von Noirmont versetzte mit sanfterem Tone:

„Wohlan denn, zeige sie mir . . . wo ist sie? . . . beeile Dich!"

Ernestine ließ Louisen eintreten; diese schlug die Augen nieder und fing an zu zittern, weil Herrn von Noirmonts Stimme bei weitem nicht so sanft war, als die seiner Tochter.

Nachdem Herr von Noirmont das junge, ihm vorgestellte Landmädchen einige Zeit betrachtet hatte, sagte er:

„Wie alt sind Sie?"

Ehe Louise antworten konnte, rief das Fräulein aus:

„Sie ist siebzehn Jahre alt; nicht wahr, mein Vater, sie ist recht groß für ihr Alter . . . und recht artig? o! sie gefällt mir sehr . . . sie heißt Louise, sie hat noch nicht gedient . . . das ist mir aber lieber . . . dann kann ich sie nach meinem Kopfe bilden!"

Herr von Noirmont unterdrückte mit Mühe ein durch die Worte seiner Tochter hervorgerufenes Lächeln und sagte:

„Ich finde dieses Mädchen fast zu jung für Deine Dienste ..."

„— Aber warum denn, lieber Vater, ganz im Gegentheil, sieh doch, wie gesetzt sie ist . . . außerdem sage ich Dir ja, daß ich sie bilden will . . . und Comtois hat sehr gute Auskunft über sie erhalten."

„Nun . . . wenn sie Dir gefällt . . . woher sind Sie?"

„— Von Gagny, gnädiger Herr," antwortete Louise zitternd.

„Gagny . . . ach! das ist ganz in der Nähe von Paris . . . Ihre Eltern sind Landleute ohne Zweifel . . ."

Louise stotterte mit kaum vernehmlicher Stimme:

„Ja, gnädiger Herr."

„— Und statt ihre Tochter bei sich zu behalten, schicken sie

dieselbe nach Paris in Dienst! . . . nun! . . . weil's auf dem Lande so gebräuchlich ist! . . . da soll mir noch Einer kommen und die ländlichen Sitten loben. Uebrigens scheinen Sie ein rechtschaffenes junges Mädchen, und ich will hoffen, daß Ihr Betragen Ihr Gesicht nicht Lügen strafen wird. Auch kenne ich Comtois und verlasse mich auf seine Klugheit . . . geht, geht! . . ."

Herr von Noirmont winkte, ihn allein zu lassen, aber seine Tochter eilte auf ihn zu und küßte ihn; dann ging sie schnell mit Louisen weg und sagte, während sie die Thüre des Studirzimmers zumachte:

„Jetzt ist's geschehen, ich wußte wohl, daß es von selbst gehen würde."

Hierauf führte Ernestine Louisen in ein recht hübsches kleines Zimmer, das für sie eingerichtet war; das liebenswürdige Kind sah nach, ob der neuen Kammerjungfer nichts abgehe, kurz, zeigte ihr so viel Theilnahme, daß Louise, die lebhaft davon gerührt wurde, dem Himmel dankte, sie in dies Haus geführt zu haben.

Der erste Tag wurde mit Verhaltungsmaßregeln zugebracht, die Ernestine Louisen ertheilte, und da diese nicht zu lügen wußte, so gestand sie ihrer jungen Herrschaft offen, daß sie in ihrem Amte noch sehr unerfahren sei und aller Nachsicht bedürfe. Ernestine wiederholte mit Nachdruck, sie werde sie schon bilden, sie dürfe sich deßhalb keine Sorgen machen.

In Herrn von Noirmonts Hause servirte gewöhnlich, wenn nicht große Gesellschaft zum Mittagessen geladen war, der Bediente bei Tische; der Dienst der Kammerjungfer beschränkte sich sonach auf die beiden Damen; man mußte sie ankleiden helfen und außerdem stets für sie oder das Haus arbeiten.

Louise konnte sehr gut nähen; sie war thätig, flink und lernte bald, was man ihr zeigte, außer diesem lehrte sie die kleine Ernestine sticken, Straminnähen und tausend kleine weib-

liche Arbeiten, wovon man im Dorfe nichts weiß, die man aber in Paris verstehen muß.

Louise machte reißende Fortschritte und Ernestine sagte zu ihrem Vater:

„O! wenn Du wüßtest, wie zufrieden ich mit meiner Kammerjungfer bin! . . .“

„Sie ist also sehr geschickt?“ fragte Herr von Noirmont.

„— Geschickt, ja . . . Sie konnte aber gar nichts . . . ich habe sie Alles gelehrt . . .“

„— Wie, das junge Mädchen wußte nichts?“

„— Was thut's! . . . was ich ihr zeige, versteht sie in zwei Tagen besser, als ich selbst . . . O! ich bin überzeugt, die Mutter wird mich darüber beloben.“

Die bescheidene und ernste Miene Louisens erwarb ihr am Ende auch Herrn von Noirmonts Wohlwollen, der sich mit weniger rauhem Tone an sie wandte. Comtois war entzückt über seine neue Tischgenossin, und die Köchin hörte nicht auf, ihre außerordentliche Sanftmuth zu preisen; was Ernestinen betrifft, die zuweilen ungeduldig wurde und schrie, wenn sich die Kammerjungfer beim Ankleiden ungeschickt bewies, so kam das Fräulein einen Augenblick darauf wieder zu ihr her, küßte sie und bat sie, über ihre Lebhaftigkeit nicht böse zu werden.

Kurz, jeder neue Tag vermehrte die Anhänglichkeit, welche sie für Louisen empfand, und diese wäre in ihrer gegenwärtigen Lage glücklich gewesen, wenn sie das Andenken Cherubins nicht fortwährend verfolgt hätte; aber sie verlor allmählig die Hoffnung, ihn in Paris zu sehen, denn bei Herrn von Noirmont kam sie selten aus dem Hause, und wenn es der Fall war, so geschah es nur, um einige Einkäufe in benachbarten Läden für ihr Fräulein zu machen.

Drei Wochen war Louise in Ernestinens Diensten, als diese zu ihr sagte:

„Endlich wird die Mutter zurückkehren! ... der Vater sagte mir so eben, daß sie in drei Tagen hier sein werde . . . es ist ein Glück, denn nun ist sie seit beinahe sechs Wochen abwesend und ich bin verstimmt, sie so lange nicht zu sehen. O! welches Glück, wenn sie wieder da ist, dann fehlt mir nichts mehr ... Sie wird Dich auch lieben, die Mutter; ich bin gewiß, sie wird ebenfalls sehr zufrieden mit Dir sein.“

Louise antwortete nicht, aber sie fühlte sich erschüttert und konnte sich keine Rechenschaft von der sonderbaren Bewegung geben, die sie durchdrang, als man ihr verkündete, sie werde Frau von Noirmont sehen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das erste Rendezvous. Die Wohlgerüche.

Cherubin befolgte Darena's Rath; er schrieb ein sehr verliebtes, aber sehr schüchternes Billet an die junge Frau, welche er im Theater gesehen hatte; am Morgen nach dem im Circus zugebrachten Abend begab sich Darena frühzeitig zu seinem Freunde: er traf ihn am Schlusse seiner zärtlichen Epistel.

„Schreiben Sie der schönen Fremden?“ fragte Darena, sich in einen Lehnstuhl werfend.

„— Ja, mein Freund, ich habe so eben meinen Brief beendigt ... den Sie mir zu überliefern versprochen haben.“

„— O beim Kuckuk! kann man mit Gold nicht Alles ausrichten? weichen nicht alle Hindernisse vor ihm? ... man besticht Bediente ... Mägde ... Kammerfrauen ... Thürhüter ... Ich werde verschwenderisch austheilen.“

Mit diesen Worten klopfte der Graf an all' seine Taschen, die aber keinen Klang von sich gaben.

„— Um aber Gold austheilen zu können, muß man welches haben, und ich mache eben die unangenehme Entdeckung, daß meine Taschen leer sind.“

Cherubin holte mehrere Rollen aus seinem Schreibtisch, überreichte sie Darena und sagte zu ihm:

„Hier ist, mein Freund, hier ... sparen Sie es nicht ... belohnen Sie Alle, die meiner Liebe dienen werden, reichlich.“

„— Sie brauchen mir das nicht anzuempfehlen; ich werde als Ihr Bevollmächtigter den Großartigen ... den Buckingham spielen! ... Sie sind ja reich, und wenn Ihr Reichthum nicht zur Erfüllung Ihrer Wünsche angewandt würde, so wäre es nicht der Mühe werth, ihn zu besitzen. Ist Ihr Billet recht feurig?“

„— Ich glaube, es ist sehr anständig ...“

„— Anständig! Davon handelt es sich nicht, mein lieber Freund ... Lassen Sie einmal sehen, lesen Sie mir vor, was Sie geschrieben haben, damit ich mich überzeuge, ob es gut ist.“

Cherubin nahm den Brief und las:

„Madame ich bitte recht sehr um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aber ...“

Das schallende Gelächter Darena's unterbrach Cherubin, der brummte:

„Warum lachen Sie? ... ist es nicht recht?“

„— Ha! ha! ha! das ist zum Entzücken naiv ... man könnte glauben, ein Neffe wolle seiner Tante zum Namensfeste gratuliren ... Nur weiter!“

Cherubin fuhr fort:

„Aber ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich das Vergnügen haben könnte, Ihre Bekanntschaft zu machen... Meine Familie ist bekannt ... Ich habe Zutritt in die besten Gesellschaften und ...“

„Genug! genug!“ schrie Darena aufstehend.

„— So geht's nicht, mein theurer Freund! Sie sind nicht auf dem rechten Wege!"

„— Finden Sie dieses Schreiben zu kühn?"

„— Im Gegentheil! nicht kühn genug!... Man würde Sie verhöhnen, wenn man das läse."

„— Bedenken Sie doch, es ist das erste Mal, daß ich einen Liebesbrief schreibe, und ich weiß nicht, wie man dergleichen abfaßt."

„— Nehmen Sie die Feder wieder auf und schreiben Sie was ich Ihnen diktiren werde."

„— Ganz gut, das ist mir lieber."

Cherubin setzte sich wieder an den Schreibtisch, und Darena diktirte:

„— Mehr als angebetetes Weib! Ich brenne, ich vertrockne, ich verschmachte!!.. Ihre Augen sind die Flamme, Ihr Lächeln der Blasbalg, mein Herz der entzündete Holzstoß! Sie haben mein ganzes Wesen in Brand gesteckt... Ein Wort der Liebe, der Hoffnung, oder ich flehe für nichts mehr, oder ich tödte mich zu Ihren Füßen, vor Ihren Augen, in Ihren Armen!... Spott! Betrug! Verdammniß! wenn Sie nicht antworten!"

Cherubin hielt inne und sagte:

„Mein Gott, lieber Graf, das ist ja aber Alles entsetzlich!"

„— So muß es sein."

„— Dann muß ich Ihnen frei gestehen, daß ich aus diesem Schreiben durchaus nicht klug werde."

„— Das ist gerade das Schöne! diese unklare Sprache deutet bereits auf den beginnenden Liebesparoxismus, wenn man's verstünde, würde es keinen Eindruck machen."

„— Warum schreibt man nicht ganz einfach, wie man spricht?"

„— Weil, wie ich Ihnen sage, drei Viertheile der Frauen, die sich durch Einfachheit und Natürlichkeit schwerlich verführen

ließen, außer sich gerathen, wenn man sich stellt, als habe man aus Liebe zu ihnen den Kopf verloren. Verlassen Sie sich auf mich . . . dieses Billet wird Ihnen das Herz der reizenden Polin erobern. Unterzeichnen Sie und übergeben Sie es mir!"

Cherubin gehorchte.

„A propos!" sagte Darena, den Brief übernehmend, „sprechen Sie von diesem Abenteuer nichts mit Ihrem Herrn von Monfréville."

„— Warum nicht?"

„— Weil vor allen Dingen eine Intrigue mit so bedeutenden Personen, wie diese Polen, aufs Geheimnißvollste betrieben werden muß.' Monfréville ist sehr neugierig, sehr unverschwiegen ... er würde die schöne Frau sehen wollen und Alles verderben."

„— Aber Sie irren sich, Herr von Monfréville ist weder neugierig noch unverschwiegen . . . er ist im Gegentheil ein sehr vernünftiger Mann, der mir nur gute Rathschläge gibt."

Darena biß sich in die Lippen, als er sah, daß er sich vergebens bemühen würde, die gute Meinung, die Cherubin von Monfréville gefaßt hatte, zu zerstören; er fuhr in spöttischem Tone fort:

„Der vernünftige, der tugendhafte Monfréville!!! . . . Indessen war er es nicht immer, ich erinnere mich einer Zeit, wo er der leichtsinnigste Mensch war . . . und man nur von seinen Liebesabenteuern sprach . . . es sind jetzt allerdings fünfzehn bis sechzehn Jahre seit jener Zeit. . . Nun, ein junger Ausschweifling, ein alter Betbruder, sagt das Sprüchwort . . . Ich zum wenigsten habe mich nicht geändert, wie ich heute bin, war ich stets, und will auch so bleiben . . . das ist mir lieber . . . Kurz, mein Freund, ich wiederhole Ihnen, wenn ich mich dazu hergebe, Ihnen in Ihrer Liebschaft mit der jungen Polin beizustehen, so geschieht es nur aus Freundschaft für Sie, aber Sie werden begreifen, daß mich die mindeste Rücksichtslosigkeit in Verlegenheit bringen würde; ich verlange Geheimhaltung, oder mische mich nicht darein."

Cherubin schwur, gegen Jedermann von seiner neuen Er-

oberung zu schweigen, und Darena versprach, sobald er ihm etwas mitzutheilen hätte, wieder zu kommen.

Darena hatte kaum das Hôtel seines jungen Freundes verlassen, als Jasmin vor seinem Herrn erschien. Der alte Diener machte eine wichtige, geheimnißvolle Miene und schien zugleich durch seinen Auftrag geschmeichelt zu sein; er näherte sich auf den Zehenspitzen, als ob er fürchtete, gehört zu werden, trat dicht auf seinen Herrn zu, über den er beinahe stolperte, weil er, sich gegen ihn vorbeugend, das Gleichgewicht verlor, und sprach mit zugleich wichtiger und komischer Miene zu ihm:

„Gnädiger Herr . . . es ist ein Frauenzimmer da . . . die uns zu sprechen wünscht . . . das heißt Sie zu sprechen wünscht . . . wenn Sie allein sind."

Cherubin konnte sich nicht enthalten, über das drollige Aussehen seines alten Dieners und die pfiffige Miene die er bei seiner Meldung anzunehmen trachtete, zu lachen.

„— Wer ist das Frauenzimmer, Jasmin, kennst Du sie?"

„— Ja, gnädiger Herr, ich habe sie erkannt . . . ich sah sie schon im Vorzimmer ihrer Gebieterin, zu der Sie bisweilen gehen."

„Wie?"

„— Ganz gewiß, es ist eine Kammerjungfer . . . o! sie kommt nicht von freien Stücken . . . ihre Herrschaft schickt sie . . . das kenne ich . . . es kamen ihrer viele zu Ihrem seligen Herrn Vater vor seiner Verheirathung . . . sie standen öfters in einer Reihe hintereinander in unserem kleinen Salon . . . Ha! ha! . . . ich trieb mit all' diesen Kätzchen meine Possen."

„— Nun, und wer schickt diese Kammerjungfer . . . ?"

„— Habe ich es dem gnädigen Herrn noch nicht gesagt? . . . die Frau von Valdieri."

„— Die schöne Gräfin! . . . ei, laß sie doch gleich eintreten, Jasmin!"

Cherubin war sehr neugierig, zu erfahren, was Frau von

Balbieri von ihm wollen könnte. Jasmin holte die Kammerjungfer, ein großes, starkes, zwanzigjähriges Mädchen von lebhafter Gesichtsfarbe und einem recht hübschen Aeußern, die, wie es schien, nicht in Verlegenheit gerieth, wenn sie in das Zimmer eines Herrn treten mußte. Nachdem sie der alte Diener bei seinem Herrn eingeführt hatte, wollte er beim Weggehen (da er sich ohne Zweifel in die Zeiten von Cherubin's Vater versetzt glaubte) sachte die Taille der schönen Kammerjungfer umfassen, aber er glitschte mit dem Fuße aus und war, um nicht zu fallen, genöthigt, sich an Derjenigen zu halten, die er nur hatte liebkosen wollen; glücklicherweise war die Zofe fest auf den Beinen und zur Unterstützung des alten Dieners stark genug, dem sie, während er sich beschämt entfernte, ins Gesicht lachte.

Sobald Jasmin hinausgegangen war, zog die Kammerjungfer ein kleines, wohlduftendes Briefchen aus der Schürze, überreichte es dem jungen Marquis und sagte:

„Die gnädige Frau hat mich beauftragt, dieses dem Herrn Marquis mit der Bitte zu übergeben, mir sogleich die Antwort darauf zuzustellen.“

Cherubin zitterte vor Vergnügen, als er das Billet in die Hände nahm, und während sich die Zofe bescheiden zurückzog, las er mit Eifer das Schreiben der schönen Frau, welches folgende Worte enthielt:

„Sie sind nicht liebenswürdig: seit mehren Tagen vermißt man Sie; um sich mit mir auszusöhnen, müssen Sie mir heute Vormittag einen Augenblick schenken und mir Ihre Meinung über einige jüngst an mich gerichtete Verse sagen; ich erwarte Sie um ein Uhr.“

Cherubin kannte sich nicht mehr vor Freuden, er las das liebliche Billet noch einmal durch und sagte zu der Kammerjungfer:

„— Mademoiselle, ich nehme die Einladung Ihrer Gebieterin

mit dem größten Vergnügen an ... ich werde mich um ein Uhr bei ihr einfinden ... o! ich werde nicht fehlen."

„Der gnädige Herr wollen also nicht schriftlich antworten?" fragte die Kammerjungfer.

Cherubin zögerte und ging auf den Sekretär zu; er fühlte wohl, daß es vielleicht passender wäre, diese Gelegenheit zu benützen, um der schönen Dame einige angenehme Dinge zu schreiben; aber er erinnerte sich, daß Darena ihm kaum erst gesagt hatte, er verstehe keinen Liebesbrief zu schreiben, und da er fürchtete, einige Schnitzer zu machen, so warf er die Feder bei Seite und rief aus:

„Nein! gewiß ... ich habe keine Zeit zum Schreiben ... überdies habe ich Ihrer Gebieterin viel zu viel mitzutheilen ... ich wüßte nicht, womit ich anfangen sollte ... überbringen Sie ihr nur die Versicherung, daß ich nicht auf mich warten lassen werde."

Die Kammerjungfer lächelte, machte einen niedlichen kleinen Knix und schien der Erwartung, daß ihr der junge Mann etwas in die Tasche spazieren lassen und von ihrer Wange einen Vorschuß auf das nehmen werde, was er von ihrer Herrschaft zu erwarten habe; als sie jedoch sah, daß hiervon nichts geschah, zuckte sie unmerklich die Achseln, entfernte sich, hütete sich aber wohl, bei der Rückkehr durch's Vorzimmer dem alten Diener zu nahe zu kommen, der wiederholt geneigt schien, sie in die Gefahr des Fallens zu bringen, und sagte beim Hinausgehen zu sich:

„Der Diener ist zu alt! aber der Herr zu jung!"

Cherubin schwamm im Entzücken: das Billet der Frau von Baldieri machte ihn die schöne Polin ganz vergessen; im neunzehnten Jahre denkt man gewöhnlich nur an das Glück der Gegenwart; eine Liebe, die sich gerade darbietet, verjagt diejenige, von der man nur träumte; man braucht nicht immer neunzehn Jahre alt zu sein, um dies zu erfahren; aber kann man wohl alle

diese Gefühle, die sich so schnell nacheinander ersetzen, Liebe nennen?

Cherubin blickte auf seine Uhr, sie zeigte auf halb zwölf; um ein Uhr soll er bei Frau von Valdieri sein, er wollte sich zu diesem Zwecke besonders sorgfältig kleiden. Er läutete Jasmin und seinem andern Jockey, ließ sich, ohne zu wissen, welchen er anlegen wollte, mehrere Anzüge bringen, kämmen, frisiren, Locken brennen, stand jeden Augenblick auf, um vor einen Spiegel zu rennen, und befahl seinem alten Diener, wohlriechende Wasser auf sein Taschentuch zu gießen; Jasmin leerte mehrere Flacons darüber aus, lächelte schelmisch und brummte:

„Was habe ich gesagt! unser Liebesglück fängt an ... Nun wollen wir aber tolle Streiche machen! ... wir sind hübsch genug dazu! ...“

Während des Ankleidens dachte Cherubin an die schöne Dame, mit der er sich zum ersten Male allein befinden sollte; er war unruhig, besorgt, wie er sich mit ihr unterhalten solle; dieses Stelldichein erfreute ihn sehr, aber er bedauerte, daß Monfréville nicht zugegen war, um von ihm zu erfahren, wie man sich mit einer Dame der großen Welt, die Einen zum Versevorlesen einladet, benehmen müsse.

Es war zu spät, Monfréville um Rath zu fragen, denn die Stunde des Stelldicheins rückte herbei. Cherubin hatte seine Toilette beendigt und bemerkte nicht, daß ihn Jasmin mit Wohlgerüchen durchtränkt hatte; sein Frack roch nach Rosenöl, seine Weste nach Patchouli, sein Taschentuch nach eau de Portugal und seine übrigen Kleidungsstücke zum Ueberfluß noch nach Moschus. Er betrachtete sich noch einmal, fand nichts an sich auszusetzen, stieg in sein Tilbury und hielt bald vor dem Hause der Gräfin.

Die Kammerjungfer führte ihn ein, und statt in den Salon, geleitete sie ihn diesmal durch mehrere geheime Gänge zu einem köstlichen Boudoir, wo ein so mildes, geheimnißvolles Licht herrschte,

daß man kaum darin sehen konnte. Nach einigen Augenblicken gewöhnte sich jedoch das Auge an dieses Zwielicht, und Cherubin erblickte die schöne Gräfin halb auf einer Causeuse liegend, die in einer kleinen, mit Vorhängen versehenen, alkovartigen Vertiefung stand.

Cherubin verneigte sich tief, indem er sprach:

„Vergebung, Madame . . . ich hatte Sie nicht gleich wahrgenommen, es ist so dunkel hier.“

„Finden Sie?“ entgegnete die schöne Emma, sich zierend. „Ich liebe das volle Tageslicht nicht, es greift mir die Augen an. Es ist recht liebenswürdig, Herr Cherubin, daß Sie einwilligten, mir einige Augenblicke zu opfern . . . Sie, der Sie überall so gesucht sind.“

„— Madame, es ist ein großes Vergnügen für mich, und ich, ich . . . zwar stehe ich Ihnen nicht dafür, daß ich Verse gut lese . . . Ich habe keine Uebung darin.“

Die Gräfin lächelte und winkte ihm, sich neben sie zu setzen. Cherubin fühlte sich außerordentlich ängstlich, als er in diesen köstlichen kleinen Schlupfwinkel eindrang und sich auf der keineswegs breiten Causeuse niederließ, wodurch er genöthigt war, ganz dicht an die darauf Sitzende zu rücken.

Ein Augenblick des Schweigens herrschte dann; die Gräfin, welche sich durch Cherubins Aengstlichkeit und Verwirrung geschmeichelt fühlte, entschloß sich gegen ihre Gewohnheit, die Unterhaltung zuerst wieder anzuknüpfen.

„— Wie finden Sie mein Boudoir?“

„— Sehr hübsch, Madame, aber um Verse zu lesen . . . scheint es mir etwas dunkel hier.“

Die liebliche Dame machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe und versetzte:

„Gefällt Ihnen das Boudoir der Madame Celival besser als dieses?“

„— Das Boudoir der Madame Celival? ich war nie dort, Madame; es ist mir unbekannt."

„— O! Sie lügen!"

„— Ich versichere Sie, Madame ..."

„— Sie lügen! indessen table ich Sie nicht darum; Verschwiegenheit ist die erste Bedingung, welche man in der Liebe fordern muß ..."

„— Verschwiegenheit ..."

„— O! Sie thun zum Entzücken naiv ... ich lasse mich jedoch von dieser ehrlichen Miene nicht täuschen ... Aber mein Gott! ... es herrscht hier ein Parfüm oder vielmehr eine Mischung von Wohlgerüchen ... Haben Sie Rosenöl an sich?"

„— Rosenöl? ... ich weiß nicht ... es ist möglich ... Ist es Ihnen unangenehm? ..."

„— Ich habe so reizbare Nerven ... doch das wird vorübergehen."

Die schöne Gräfin lehnte sich einen Augenblick zurück, hielt ihr Taschentuch vor das Angesicht und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Cherubin blickte sie an und wagte nicht, sich zu rühren. Wiederum trat ein längeres Schweigen ein; der Jüngling wollte eine Masse Dinge sagen, wußte aber nicht, wie er sich ausdrücken sollte, und flüsterte endlich:

„Ihr Herr Gemahl befindet sich wohl, Madame?"

Die schöne junge Frau brach in ein lautes, dem Anschein nach etwas erzwungenes Lachen aus, während sie entgegnete:

„Ja, mein Herr, ja; mein Gemahl singt ... wenn er nur musiciren kann, das ist sein Höchstes. Mein Gott! ... es riecht auch nach Patchouli ... nach Moschus ... Ach! das verursacht mir Schwindel!"

Und, war es nun die Wirkung des Schwindels oder irgend

eine andere Ursache, die junge Frau beugte sich halb über Cherubin her, so daß ihr Kopf beinahe den des jungen Mannes berührte, der sich nur noch ein klein wenig hätte nähern dürfen, um sie in seine Arme zu schließen und zu küssen. Er aber fühlte sich beim Anblick eines reizenden Mundes, so nahe bei sich, daß ihn dessen lieblicher Hauch streifte, dergestalt ergriffen, daß er außer Stand war, sich zu rühren, und endlich stotterte:

„Madame . . . ich glaubte, Ihnen Verse vorlesen zu sollen . . .“

Die kleine Gräfin erhob plötzlich den Kopf und stützte ihn auf die entgegengesetzte Seite der Causeuse, während sie mißlaunig erwiderte:

„Ach, Gott! mein Herr, Sie haben ein Gedächtniß! . . . Nun gut! nehmen Sie das vor Ihnen liegende Album . . . und lesen Sie!“

Cherubin nahm ein auf einem Lehnstuhl befindliches Album, öffnete es und sah Zeichnungen, Verse, Bildnisse, kurz Alles, was man in dem Album einer schönen jungen Frau finden kann; nachdem er einen Augenblick geblättert hatte, wandte er sich gegen die Gräfin und fragte sie mit schüchternem Tone:

„Was soll ich Ihnen vorlesen, Madame!“

„— Ei! mein Gott! . . . was Sie wollen, das ist mir sehr gleichgültig! . . .“

Cherubin schlug das Album von Neuem auf und las zufällig:

„Verse, schöne Gräfin, wünschen Sie
Von mir in Ihr Album zu erhalten!
Wohl ich weiß, daß Sie zur Poesie
Selbst vermöchten himmlische Gewalten,
Doch zu dichten, braucht man Phantasie
Und kein Bild will sich in mir gestalten.
Aber darum wund're ich mich nie,
Wenn Sie selbst so nahe um mich walten.“

„Ach! das ist von dem närrischen Herrn Dalbonne! . . .“ murmelte Madame Valdieri, sich ungeduldig auf der Causeuse herumbewegend. „Der macht lauter solche Verse . . . er betet alle Weiber an! . . . und Sie, Herr Cherubin? . . . sind Sie auch so? . . .“

„Ich? Madame!“ entgegnete Cherubin verlegen, „o! . . . nein . . . ich . . . ich . . . doch ich fahre fort:

Geschichte einer Maus.“

„— O! das ist viel zu lang.“

Die schöne Emma, der es ohne Zweifel nicht darum zu thun war, die Geschichte einer Maus in ihrer Länge vorlesen zu hören, und welche sich von Cherubin verspottet glaubte, faßte einen äußersten Entschluß; sie streckte sich auf der Causeuse aus und stöhnte:

„Ach! ich kann es nicht mehr aushalten . . . diese Gerüche greifen meine Nerven an . . . ich fühle mich unwohl! . . .“

Cherubin stieß einen Schrei des Entsetzens aus, ließ das Album auf den Boden fallen und betrachtete die reizende Blondine, welche, obgleich sich unwohl fühlend, die anmuthigste Lage angenommen hatte, die eine Kokette nur erfinden kann, und deren halb geschlossene Augen von einem Ausdrucke strahlten, der keine ernstliche Gefahr verkündete. Aber statt Alles dieses zu bewundern, stand Cherubin auf, rannte im Zimmer umher, suchte nach Riechfläschchen, indem er ausrief:

„Ach! mein Gott! . . . Sie werden ohnmächtig . . . und ich bin Schuld daran . . . ich bin trostlos darüber . . . ich will Leute herbeirufen . . .“

„O nein, mein Herr, schnüren Sie mich lieber auf!“ flüsterte die Gräfin mit einem Seufzer.

„— Sie aufschnüren . . . aber das kann ich ja nicht . . . wenn Sie indessen . . . glauben . . .“

Und Cherubin näherte sich jetzt der jungen Frau, um ihrem

Auftrage Folge zu leisten; und diese, als sie ihn sich über sie herbeugen sah, schloß ihre Augen ganz, weil sie vermuthete, daß ihm das mehr Muth machen, und er sich besser zu betragen wissen werde; aber als Cherubin die völlig geschlossenen Augen der Gräfin bemerkte, machte er einen Satz rückwärts, eilte an eine Klingel und zog mit Heftigkeit die Schnur, während er schrie:

„Sie verliert ihre Besinnung ganz! wie ungeschickt bin ich! da die Wohlgerüche an mir das Uebelbefinden der Frau von Belbieri verursacht haben, so wird sie, so lange ich anwesend bin, sich nicht erholen können ...“

Die Kammerjungfer trat, ganz verwundert über das plötzliche Läuten, ein, Cherubin deutete auf ihre auf der Causeuse ausgestreckte Gebieterin und sagte:

„Kommen Sie, eilen Sie schnell der Frau Gräfin zu Hülfe ... ich mache mich aus dem Staube, die Wohlgerüche, die ich an mir habe, sind an ihrem Uebelbefinden Schuld, deßhalb darf ich nicht in ihrer Nähe bleiben ... sagen Sie ihr doch, wie sehr ich das Vorgefallene bedaure!“

Damit nahm Cherubin seinen Hut, entfernte sich schnell aus dem Boudoir und ließ die Kammerjungfer und die schöne junge Gräfin, deren Augen wieder vollkommen offen standen, voller Staunen zurück.

Cherubin kam, Jasmin verwünschend, der einen wahren Parfümerieladen aus ihm gemacht hatte, nach Hause zurück. Er fand Monfréville, der auf ihn wartete, und erzählte ihm das eben Begegnete.

Als der junge Marquis zu sprechen aufgehört hatte, betrachtete ihn Monfréville mit einer eigenthümlichen Miene und sagte:

„Mein lieber Freund, ich war stets aufrichtig gegen Sie, ich muß Ihnen also gestehen, daß Sie sich in dieser ganzen Geschichte wie ein Einfaltspinsel benommen haben!“

„— Wie ein Einfaltspinsel!“ schrie Cherubin.

„— Ja, so einfältig als möglich; wenn Sie eine junge schöne Frau allein in ihrem Boudoir aufnimmt, so geschieht's, um sich die Cour machen ... und nicht um sich vorlesen zu lassen ... die Verse waren nur ein Vorwand! ...“

„— Glauben Sie? ... mein Gott, der Gedanke kam mir auch ... aber ich wagte nicht mir zu erlauben ... wenn es ihr nur nicht übel geworden wäre!“

„— Ei! da wurde Ihnen ja erst der Sieg recht angeboten ... Wie? eine reizende Frau fordert Sie auf, sie aufzuschnüren, und Sie läuten ihrer Kammerjungfer ... Ach! mein armer Cherubin ... wenn dieses Abenteuer bekannt wird, wird es Ihnen in der Welt viel schaden!“

„— Mein Gott! Sie bringen mich zur Verzweiflung ... ich wußte ja nicht ... o! ich will meinen Fehler wieder gut machen, vor allen Dingen werde ich, wenn ich wieder zu der schönen Emma ins Boudoir kommen darf, höchstens einen Wohlgeruch über mich gießen lassen und dann ... sehr unternehmend sein.“

„— Ich wünsche die Wiederherstellung Ihres guten Einvernehmens mit der Gräfin, aber ich zweifle daran.“

„— Warum denn?“

„— Weil sich bei den Frauen ... bei den koketten Frauen besonders ... eine versäumte Gelegenheit nie wieder hereinbringen läßt. So möchte ich darauf wetten, daß Frau von Valdieri nie mehr mit Ihnen sprechen und Ihnen nie wieder ein Rendezvous geben wird.“

„— Glauben Sie? wenn ich aber eines von ihr verlange?“

„— So wird sie es verweigern.“

„— O! das kann ich nicht glauben! wie? weil ich fürchtete, ihr durch meine Gegenwart beschwerlich zu fallen!“

„— Armer Cherubin! welches Kind sind Sie noch ... aber, halten Sie, lassen Sie uns diesen Abend zu Madame Celival

gehen, die kleine Gräfin kommt dort gewöhnlich hin, wenn wir sie antreffen, werden Sie gleich sehen, ob ich Recht habe."

Cherubin nahm den Vorschlag an; ungeduldig erwartete er den Abend, denn er brannte vor Begierde, Frau von Valdieri zu begegnen; er war der Ueberzeugung, Monfréville täusche sich, und konnte nicht glauben, daß man ihn schlecht aufnehmen werde, weil er sich von dieser Dame, die seine Wohlgerüche belästigten, entfernt hatte.

Die Stunde zur Gesellschaft schlug; Monfréville holte seinen jungen Freund ab, und beide begaben sich zu Madame Celival. Die Salons hatten sich schon gefüllt, aber die schöne Gräfin war nicht zugegen, und Cherubin, der sie suchte und, so oft die Thüre aufging, eintreten zu sehen hoffte, hatte eine unruhige, zerstreute Miene, welche Madame Celival nicht entging; die lebhafte Wittwe machte ihm deßhalb Vorwürfe und suchte ihn an sich zu fesseln, als endlich Frau von Valdieri mit ihrem Gemahl erschien.

Nie war die kleine Gräfin geschmackvoller, anmuthiger, koketter gekleidet gewesen; niemals hatte sie einen ihre Reize mehr hervorhebenden Anzug getragen; man konnte meinen, sie habe, um sich für das ihr im Laufe des Tages Begegnete zu rächen, geschworen, diesen Abend noch mehr Eroberungen als gewöhnlich zu machen.

Alle Männer umgaben schmeichelnd die reizende, eben eingetretene Frau; Cherubin sprach kein Wort, aber er konnte nicht aufhören, Emma zu betrachten, und dachte bei sich selbst:

„Und diesen Morgen ... saß ich neben ihr ... wir waren allein in ihrem Boudoir ... sie legte beinahe ihr Haupt auf meine Schulter ... und ... ach! ich glaube, Monfréville hat Recht ... ich war sehr einfältig."

Cherubin wartete, bis die Gräfin die Huldigungen, welche Jeder einer schönen Frau darzubringen sich beeifert, empfangen

hatte; als Frau von Valbieri nicht mehr von Andern umringt war, benützte er einen Augenblick, sich ihr zu nähern, und sagte in einem fast vertraulichen Tone zu ihr:

„Nun, Madame, befinden Sie sich diesen Abend besser?... hatte Ihr Unwohlsein keine Folgen?“

Die kleine Gräfin warf einen verächtlichen Blick auf Cherubin und entgegnete ihm spöttisch:

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr!“

„— Sie wissen nicht, was ich sagen will? diesen Morgen wurde es Ihnen doch ...“

Die Gräfin stand, dem Anscheine nach ohne Cherubins Worte zu beachten, auf, und setzte sich neben eine Dame, mit der sie, nach dem häufigen Gelächter, welches dabei zu vernehmen war, eine sehr heitere Unterredung begann.

Der Jüngling blieb, wie versteinert, stehen; dann setzte er sich in eine Ecke und sprach vor sich hin:

„Welcher Ton ... welcher Blick! ... man könnte glauben, sie kenne mich nicht mehr.“

Monfréville, der an einem Spieltische Platz genommen hatte, konnte nicht zum Troste seines Freundes herbeikommen; und Cherubin saß ziemlich lange unbemerkt auf der Seite, als sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte, und eine eindringende Stimme ihm beinahe ins Ohr sagte:

„Was treiben Sie da? ... schmollen Sie? ... Es scheint mir, Frau von Valbieri behandle Sie heute Abend nicht gut?“

„— Sie sind's, Madame?“

„— Habe ich nicht recht gerathen? ... Sie haben sich mit der kleinen Gräfin gezankt?“

„— Ich! ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie sich irren ... ich stehe nicht so vertraut mit dieser Dame, um ...“

„— Sie sind verschwiegen; ... das ist lobenswerth ... und wird Ihnen bei den Damen nützen.“

„Nun!“ dachte Cherubin, „über diesen Punkt sind, wie es scheint, alle Frauen einig; Madame Celival sagt mir ungefähr dieselben Dinge, wie die Gräfin.“

Die schöne Wittwe ließ sich einen Augenblick neben Cherubin nieder, indem sie ihm ganz leise ins Ohr flüsterte:

„Sie müssen einen recht schlimmen Streich begangen haben, daß man Sie so behandelt ... Sie nicht mehr ansieht?“

„— Ich, Madame? ich schwöre Ihnen, ich habe gar nichts begangen!“

„— Und das sagt er mir mit einer so aufrichtigen Miene, man könnte ihn für einen kleinen Heiligen halten!“

„— Man hat mich zum Beispiel gefragt, ob Ihr Boudoir hübscher wäre, als ... das ihrige? ... Ich habe gesagt, ich wisse es nicht; dann hat man mir auch vorgeworfen, ich löge ... und Sie sehen doch wohl, daß ich die Wahrheit sprach.“

„— Ei! man hat Sie gefragt, ob mein Boudoir schöner sei!“ versetzte Frau von Celival mit etwas beleidigter Miene. „Sie geben folglich zu, daß Sie in das ihrige kommen ... Ach! diese kleine Gräfin! ... wahrhaftig, ich finde sie sehr neugierig, zu fragen, ob Sie das meinige gesehen haben! ... und Sie haben mit Nein geantwortet?“

„— Es scheint mir, Madame, daß ich nicht ja sagen konnte; das wäre eine Lüge gewesen.“

„Ah! er ist erstaunlich mit seinen Scrupeln ... als ob in der Welt nie gelogen würde ... aber Sie wissen doch, daß man zuweilen dazu gezwungen wird, daß es oft unvermeidlich ist? ... Uebrigens sollen Sie auch mein Boudoir kennen lernen, damit Sie dieser Dame, wenn Sie wieder von ihr befragt werden, darauf dienen können ... finden Sie sich morgen zum Frühstück bei mir ein ...“

„— Ah! Madame! welche Güte ...“

„— Wollen Sie kommen? wird man es Ihnen gestatten?“

„— Ob man mir es gestattet? bin ich denn nicht mein eigener Herr?"

„— Vielleicht ... also morgen um zwölf Uhr erwarte ich Sie ... wir werden in meinem Boudoir frühstücken, damit Sie hinlänglich Zeit haben, mit ihm bekannt zu werden ... und der Frau Gräfin sagen können, was Sie davon halten."

„O! ich wette zum Voraus, daß es hübscher und nicht so dunkel, wie das ihrige ist!"

Madame Celival lächelte, legte sanft ihre Hand auf die Cherubins und entfernte sich, ihm leise zuflüsternd:

„— Auf morgen!"

Cherubin, entzückt über das neue Rendezvous, vergaß bald Frau von Valdieri's Verachtung; er wurde wieder munter, faßte frischen Muth und suchte Monfréville beim Spiele auf, dem er ins Ohr flüsterte:

„Mein Freund, ich habe ein anderes."

„— Was für ein anderes?"

„— Ein anderes Rendezvous in einem Boudoir auf morgen."

„— Mit derselben Person?"

„— Nein, mit Madame Celival."

„— Wie glücklich Sie sind! sorgen Sie aber, daß Sie sich besser herausziehen, als aus dem ersten."

„— O! seien Sie ruhig! dieses Mal werde ich mich nicht mit Wohlgerüchen besprengen! ... Spielen Sie noch lange?"

„— Ja ... wir haben so eben diese Whist-Partie angefangen ... ich werde wenigstens zwei Robber machen."

„— Goddam! so verlasse ich Sie! ich gehe schlafen."

„— Sie können doch unmöglich schon müde sein?"

„— Frau von Valdieri sieht mich immer so spöttisch an, ich will lieber nach Hause gehen."

Cherubin verschwand aus den Salons und kehrte ganz mit

dem Gedanken an Madame Celival und das ihm von ihr auf morgen gegebene Rendezvous beschäftigt, in sein Hôtel zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die gedörrten Pflaumen.

Man erwacht bald, wenn man verliebt ist und ein Rendezvous mit der Dame seiner Gedanken hat; es ist nicht sehr gewiß, daß Cherubin Madame Celival liebte, es ist sogar eher wahrscheinlich, daß er für alle diese Eroberungen nur jenes vorübergehende Verlangen empfand, welches alle junge Männer in der Nähe einer schönen Frau anwandelt, — eine Krankheit, die man oft noch im reifern Alter fühlt, und wovon es sehr angenehm ist, selbst in alten Tagen nicht geheilt zu werden. Aber Cherubin war noch zu unerfahren, um zwischen den Gefühlen, die ihn bewegten, unterscheiden zu können; im gegenwärtigen Augenblicke hielt er sich für sehr verliebt in Madame Celival.

Kaum erwacht, läutete Cherubin. Trotz seines Alters war Jasmin Morgens stets der Erste in seines Herrn Dienste; dieser wies ihn aber diesmal beim Ankleiden zurück und sagte zu ihm:

„Du hast gestern schöne Geschichten gemacht, Jasmin!“

„Was habe ich denn gemacht, gnädiger Herr?“ fragte der alte Diener, durch die Mißlaune Cherubins ganz erschreckt.

„Was? Jasmin! Du hast mich in Wohlgerüchen gebadet ... Du hast alle meine Kleider damit benetzt ... ich war ein lebendiges, parfümirtes Kräuterkissen.“

„— Haben der gnädige Herr nicht gut gerochen?“

„— Ei freilich! ich roch nur zu gut! das heißt zu stark! ich stieg den Leuten in den Kopf und — nervenschwache Damen

können das nicht ertragen ... Du bist Schuld, daß es einer Dame übel wurde; das war mir sehr unangenehm."

Jasmin war trostlos; um die gestern begangene Dummheit wieder gut zu machen, schlug er seinem Herrn vor, in alle seine Taschen Kampfer zu stecken, was, wie man ihm gesagt, vortrefflich für die Nerven sei, und wie er denke, das durch die Wohlgerüche verursachte Uebel wieder gut machen werde; aber Cherubin litt es nicht; er verbot Jasmin ausdrücklich, ihn auf irgend eine Weise zu parfümiren; er war aber vorher genöthigt, sich mit dem alten Diener herumzuzanken, um ihn abzuhalten, ihm Kampferstückchen in die Taschen zu praktiziren.

Nach beendigter Toilette versicherte sich Cherubin, daß er nach nichts rieche; und in Erwartung des Augenblickes, wo es Zeit sein werde, sich Madame Celival vorzustellen, beschäftigte er sich zum Voraus mit der schönen Wittwe und überlegte in seinem Kopfe, was er Alles mit ihr sprechen wolle, wobei ihn am Meisten der Gedanke, mit ihr zu frühstücken, in Unruhe versetzte.

„— Wenn man mit einer Dame frühstückt," sagte er zu sich, „in die man verliebt ist, darf man da essen? ... seinen Appetit gewähren lassen? ... Mein Gott! ich habe vergessen, hierüber Verhaltungsmaßregeln von Monfréville einzuholen ... ich fürchte abermals ungeschickt zu sein ... Was macht man mir übrigens immer zum Vorwurf? zu schüchtern zu sein; wenn ich nicht esse, werde ich ein recht dummes Gesicht machen; gehörig essen und trinken wird mir dagegen Muth und Kühnheit verleihen ... Also! will ich tüchtig essen."

Die Stunde des Frühstücks kam endlich heran. Cherubin begab sich zu Madame Celival, sein Herz schlug mächtig, als er der Zofe folgte, die ihn ins Boudoir einführte, aber er ermuthigte sich.

„O! das ist mir nun eins," sagte er zu sich, „diesmal will ich nicht schüchtern sein ... und recht viel essen."

Das Boudoir der schönen Wittwe war ein reizendes, ringsum mit veilchenblauem Sammet verhängtes Gemach. Ein dicker, weicher Teppich bedeckte den Fußboden, und dreifache Gardinen ließen kaum den Tag durchschimmern.

„Die Frauen lieben gewiß das Dunkel sehr,“ dachte Cherubin beim Eintritt in das Boudoir; „aber heute brauche ich keine Verse zu lesen ... und zum Frühstücken sehe ich hier genug ... zudem, denke ich mir ... muß die Dunkelheit lecker machen ... deßhalb verbannen die Damen ohne Zweifel die Helle aus ihren Zimmern.“

Madame Celival erwartete Cherubin; ihr Anzug war einfach, aber ganz darauf berechnet, alle ihre Vorzüge in die Augen springen zu lassen; ihre schönen schwarzen Haare fielen auf beiden Seiten des Gesichts in langen Locken herab, und die hochrothen Bänder auf ihrem köstlichen Häubchen verliehen ihren ohnehin feurigen Augen noch mehr Lebhaftigkeit.

Die verführerische Wittwe empfing Cherubin mit so viel Liebenswürdigkeit, daß ein Anderer als er sich alsbald behaglich gefühlt hätte; er that jedoch sein Möglichstes, um seine Verlegenheit zu überwinden; und das Beste, was er that, war, daß er in Bewunderung vor den Reizen der Dame, der er sich gegenüber befand, stehen blieb.

„Nun, Herr Cherubin,“ fragte Madame Celival nach einiger Pause, „wie finden Sie mein Boudoir? ... ohne Zweifel nicht so hübsch, wie das der Gräfin?“

„Doch, Madame, doch, ich versichere Sie ... das Ihrige gefällt mir eben so gut ... ich finde es sogar schöner ...“

„— O! das sagen Sie nur, um mir zu schmeicheln!“

„— Nur ist eines so dunkel, wie das andere ...“

„— Die Helle thut den Augen wehe, ich hasse sie.“

„— Indessen, Madame, dürfen Sie nicht fürchten, sich sehen zu lassen ... wenn man so schön ist ...“

Cherubin wagte nicht weiter fortzufahren, er war erstaunt, schon so viel gesprochen zu haben; aber Madame Celival, der dieses Compliment ganz natürlich schien, entgegnete lächelnd:

„Wirklich! gefalle ich Ihnen? ... o! aber die Männer machen sich so wenig daraus, Dinge zu sagen, woran sie nicht denken!"

Und mit diesen Worten beugte sich Madame Celival nachlässig auf das Kissen des mit veilchenfarbenem Sammt überzogenen Divans, worauf sie ruhte, und ihr Busen hob sich in die Höhe, als sie Cherubin anblickte, der mit niedergeschlagenen Blicken, schweigend, ohne Muth, sie wieder anzusehen, auf einem Stuhle neben ihr saß.

Als Madame Celival nach einem ziemlich langen Schweigen bemerkte, daß Cherubin dasselbe nicht unterbrechen werde, rief sie aus:

„— Aber ich vergesse unser Frühstück! ... Sie haben vielleicht Hunger?"

„— O, ja, Madame, mich hungert sehr;" antwortete Cherubin schnell.

Madame Celival lächelte, indem sie sprach:

„— Und es scheint, daß Ihnen der Hunger die Sprache nimmt! aber, mein Gott, warum sagten Sie mir das nicht gleich, ich will Sie nicht der Gefahr des Hungertodes aussetzen. Wollen Sie gefälligst an jener Klingel ziehen."

Cherubin zog die Klingelschnur und die Kammerjungfer trat ein.

„Man soll das Frühstück serviren!" sagte Madame Celival und fügte gegen Cherubin gewendet bei:

„Wir frühstücken hier, weil uns hier Niemand stört; wenn irgend lästige Besuche kommen, so wird man sagen, ich sei nicht zu Hause ... ist Ihnen diese Anordnung recht?"

„— O, ja, Madame, das wird viel hübscher sein!"

Madame Celival lächelte abermals; sie dachte vielleicht auch,

ihr tête-à-tête werde noch hübscher werden; das ist jedoch nur eine Vermuthung!

Die Kammerjungfer trug schnell das Frühstück auf und deckte zwei Couverts. Cherubin bemerkte, daß sie neben den mit Speisen beladenen Tisch das Dessert auf einen Gueridon stellte.

Madame Celival entließ die Kammerjungfer mit den Worten: „Wenn ich etwas brauche, werde ich läuten!"

„Und nun," sagte die reizende Brünette, dem Jüngling, der sie fortwährend bewundernd betrachtete, die Hand reichend, „nehmen Sie Platz, Herr Marquis, und entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so ohne alle Förmlichkeit behandle, es soll aber kein ceremonielles Frühstück sein."

Das anspruchlose Frühstück der Madame Celival bestand aus einem Gericht Nerac, einem gefüllten Rebhuhn, kleinem Federwildbret mit Pistazien und einer Krebspastete; dann auf dem Gueridon eingemachte Sachen, Zuckerbackwerk und eine Compote von gedörrten Pflaumen als Nachtisch; mehrere Flaschen feinen Weines zeigten an, daß man nicht beabsichtigte, den jungen Tischgenossen bei kaltem Blute zu lassen.

Cherubin hatte neben Madame Celival, die ihm von Allem anbot, aber selbst sehr wenig genoß, Platz genommen; er dagegen aß für zweie. Seit er bei Tische saß, fühlte er sich weniger verlegen, mehr zum Gespräche aufgelegt; er schloß daraus, daß er ganz richtig vermuthet habe, gut Essen und Trinken werde ihm Sicherheit und Muth verleihen; deßhalb nahm er von Allem, was ihm angeboten, und trank Alles, was ihm eingeschenkt wurde.

Madame Celival war sehr munter, sie wußte die Unterhaltung sehr gewandt zu führen, und schien höchst erfreut über die Ehre, die ihr Gast dem Frühstück anthat.

„Wahrhaftig," sagte sie lachend, „nun wundert es mich nicht mehr, warum Sie vorhin keines Wortes mehr fähig waren und stumm blieben! ... Sie starben ja fast vor Hunger!"

„— Es ist wahr, Madame, ich habe einen gesunden Appetit, und neben Ihnen . . . scheint es mir, kann der Appetit nie fehlen.“

„— Ah! ich weiß nicht, ob ich das für ein Compliment halten soll! Es gibt ein Sprüchwort, welches diesen Umstand nicht zu meinem Vortheil deutet.“

„— Welches Sprüchwort, Madame?“

„— Da es Ihnen nicht bekannt ist, mag ich es Ihnen auch nicht mittheilen. Jetzt wollen wir zum Nachtisch übergehen, ich habe Alles in unserer Nähe aufstellen lassen, um nicht erst läuten zu müssen . . . wir dürfen nur den andern Tisch vorrücken . . . Finden Sie das nicht angenehmer?“

Diese letzten Worte wurden mit einem so zärtlichen Blicke begleitet, daß Cherubin ganz den Kopf verlor; um sich zu erholen, stellte er eiligst den Tisch, an dem gefrühstückt worden, auf die Seite und rückte an dessen Stelle den Gueridon, auf welchem der Nachtisch aufgestellt war, vor den Divan.

Madame Celival, die das Ende des Frühstücks herbeiwünschte, beeilte sich, ihrem Gaste von Allem anzubieten, aber Cherubin betrachtete die Pflaumencompote und fragte:

„Was ist das?“

„Es sind gedörrte Pflaumen . . . wie, Sie kennen das nicht?“

„— Mein Gott, nein! Ich sehe es zum ersten Male . . . bei meiner Amme wenigstens aß man keine.“

Frau von Celival brach in ein lautes Gelächter aus, während sie sagte:

„Ach! bei Ihrer Amme, das ist herrlich! . . . das bon mot ist wunderhübsch! wenn man ihn hörte, könnte man glauben, er sei bis heute bei seiner Amme gewesen.“

Cherubin biß sich in die Lippen, er glaubte eine Dummheit gesagt zu haben, war entzückt, daß man sie für einen Witz hielt, und nahm von den gedörrten Pflaumen, die ihm Madame Celival darbot.

„Nun," fragte die schöne Wittwe nach einer Weile, „wie schmeckt Ihnen das, was Sie bei Ihrer Amme nie zu essen bekamen?"

„— O! sehr gut, köstlich!"

„— Wollen Sie noch mehr davon?"

„— Recht gerne."

Madame Celival bediente aufs Neue den Jüngling mit den Pflaumen, der, während er sie anfaßte, zu ihr sagte:

„Aber Sie, Madame, Sie nehmen gar nichts?"

„— O! ich . . . ich habe keinen Hunger."

„— Warum denn?"

„— Warum? sonderbare Frage! . . . weil die Frauen nicht den Männern gleichen . . . sondern wenn ihnen etwas am Herzen liegt . . . von ihren Gedanken, ihren Gefühlen leben, und das ihnen genug ist."

Die letzten Worte wurden mit einem etwas pikirten Tone gesprochen, denn Madame Celival fing an die Entdeckung zu machen, daß Cherubin sehr lange tafle, aber als Dame von Welt und als Wirthin, die ihre Aufgabe kennt, präsentirte sie ihm noch mehrere Platten.

„Ich danke," sagte Cherubin, „aber ich esse die gedörrten Pflaumen lieber als alles Uebrige."

„— Nun, so nehmen Sie doch noch mehr davon!"

„— In der That, wenn ich's wagen dürfte . . ."

„— Sie werden sich doch nicht geniren! . . . das würde mich recht ärgern."

Cherubin erinnerte sich, daß man in der That nicht schüchtern sein soll, und ihm das geschadet habe. Er legte sich daher von den Pflaumen vor und wiederholte dies nach kurzer Zeit; und da Madame Celival über seine Leidenschaft für die gedörrten Pflaumen sehr lachte und es ihn entzückte, zu ihrer Erheiterung beizutragen, so hörte er nicht eher auf zu essen, als bis keine Pflaume mehr in der Schale war.

Band XIX 290.

Cherubin wollte ihre Hand mit Küssen bedecken, als er plötzlich einen heftigen Schmerz im Unterleib verspürte.

Die schöne Wittwe schien sehr erfreut, als sich keine Pflaumen mehr auf dem Tische befanden, und die kaum vernehmbaren Worte: „Es ist ein wahres Glück!“ traten über ihre Lippen. Cherubin hörte sie nicht.

Indessen hatte die schöne Frau ihren Stuhl sachte vom Tische weggerückt, trank einige Löffel voll Kaffee, stellte ihre Tasse auf den Kamin und setzte sich wieder auf ihren Divan, indem sie den jungen Mann mit einer zum Herzen dringenden Stimme fragte:

„Nun, werden Sie sich nicht neben mich setzen?“

Es leuchtete Cherubin allmählig ein, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er sich mit etwas Anderem, als mit gedörrten Pflaumen zu beschäftigen habe; er stand vom Tische auf, machte einige Gänge durchs Zimmer, bewunderte einige hübsche Kupferstiche, die, ohne allzufrei zu sein, doch zur Wollust reizten. Er gerieth vor Psyche und Amor, vor dem Fluß Scamander, vor einer auf ihrem Lager ausgestreckten Odaliske in Extase und setzte sich endlich neben Madame Celival auf den Divan.

„Sie bewundern meine Kupferstiche . . .“ begann sie wieder.

„— Ja . . . all' diese Frauen sind so schön . . . besonders jene Odaliske! . . .“

„— Der Maler hat sie kaum verschleiert, um uns aber ihre Schönheit bewundern zu lassen, mußte er sie allerdings unverhüllt zeigen . . . in der Malerei ist das gestattet . . . die Maler haben Privilegien, man verzeiht dem Talente Alles . . . auch der Liebe.“

Diese letztern Worte wurden von einem Seufzer begleitet. Cherubin erhob die Augen zu der schönen Wittwe, und nie war sie ihm reizender erschienen, denn ihre Augen glänzten jetzt von einem zugleich lebhaften und doch milden Feuer, und ihr halb geöffneter Mund schien geneigt, auf gar Vielerlei Antwort zu geben. Der Jüngling wagte es, ihre Hand zu ergreifen, die man ihm willig überließ; er bewunderte diese weiche, weiße,

zarte und runde Hand, hatte jedoch nicht den Muth, sie zu küssen; aber er drückte sie zärtlich, und statt sie zurückzuziehen, erwiderte ein lebhafter Gegendruck dem seinigen; hiedurch ermuthigt, wollte Cherubin diese Hand zum Munde führen und mit Küssen bedecken, als er plötzlich einen heftigen Schmerz im Unterleib verspürte.

Er blieb wie versteinert.

„Was haben Sie?" fragte Madame Celival erstaunt, daß er ihre Hand in der Höhe behielt, ohne sie zu küssen.

„— Nichts, o! nichts, Madame."

Und der junge Mann unterdrückte eine Grimasse, welche die Folge einer wiederholten, wenn auch weniger starken schmerzlichen Empfindung war, der jedoch ein Kollern in der Gegend der Eingeweide folgte, welches einem entsetzlichen Ausbruch voranging.

Cherubin jedoch, ganz von seinen unheimlichen Schmerzen in Anspruch genommen, und über die möglichen Folgen beunruhigt, war bereits nicht mehr bei dem Gespräche und ließ Madame Celivals Hand auf den Divan zurückfallen.

„— Aber was ist Ihnen denn?" flüsterte die schöne Wittwe im Tone des Vorwurfs und der Zärtlichkeit. „Sie scheinen zerstreut, mit andern Gedanken beschäftigt ... sprechen nichts mehr mit mir, wissen Sie, daß das nicht liebenswürdig ist!"

„— Mein Gott, Madame, ich versichere Sie, es ist mir nichts ... Sie irren sich."

Und Cherubin gab sich alle ersinnliche Mühe, eine abermalige Grimasse zu unterdrücken, er verspürte Zwicken und Drücken im Leibe, das ihn zur Verzweiflung brachte, weil er einsah, daß er die Kolik habe, und um keine Welt Madame Celival ahnen lassen wollte, was ihm fehlte.

Es ist ja doch kein Verbrechen, unwohl zu sein! ... aber wir schwache Sterbliche, die wir uns oft zum Range von Gottheiten erheben wollen, wir erröthen, diesen Unvollkommenheiten der gewöhnlichen Geschöpfe unterworfen zu sein; es gibt besonders Um-

stände, wo man sehr verlegen ist, zugleich den Anforderungen des Anstands und der Natur Genüge zu leisten. Der arme Cherubin befand sich gerade in diesem Falle; die gedörrten Pflaumen spielten ihm einen recht tückischen Streich.

Madame Celival konnte sich über den Ton des jungen Marquis nicht täuschen; überdies beleidigt, in seinen Blicken weder Zärtlichkeit noch Begierde mehr zu lesen: rief sie nach einer Weile aus:

„— O! gewiß, mein Herr, Sie langweilen sich bei mir ...“

„— Ach, Madame, ich schwöre Ihnen, ich langweile mich nicht ... im Gegentheile ... aber ...“

„— Aber Sie möchten lieber bei Frau von Valbieri sein, nicht wahr?“

„— Nein ... o! nicht dort möcht' ich in diesem Augenblicke sein! ...“

„— Nun, wo möchten Sie denn in diesem Augenblicke sein, mein Herr?“

Cherubin wußte nicht, was er antworten sollte, er unterdrückte gewaltsam einen abermaligen Schmerz, und kalter Schweiß rieselte über seine Stirne; er spielte in diesem Augenblicke eine höchst traurige Figur und sah durchaus keinem Verliebten gleich.

Madame Celival blickte ihn an, biß sich vor Aerger in die Lippen und rief aus:

„Ach! welch' ein sonderbares Gesicht machen Sie doch ... man hat nie etwas Aehnliches gesehen ... ich wenigstens nicht! ... Lassen Sie hören, mein Herr, sprechen Sie ... erklären Sie sich, es ist Ihnen gewiß etwas.“

Und die schöne Wittwe, noch von dem zärtlichen Gefühle bewegt, das in ihrem Innern für Cherubin sprach, rückte ihm näher und wollte ihn bei der Hand fassen, aber er wich rasch zurück, und stotterte mit erstickter Stimme:

„Ach! Madame! ich beschwöre Sie, rühren Sie mich nicht an!“

„Was soll das heißen, mein Herr! Glauben Sie mir sicher, daß ich nicht die geringste Lust habe, Sie anzurühren!" entgegnete Madame Celival, durch das Entsetzen, das sich in den Zügen des jungen Mannes ausdrückte, beleidigt. „Nur, mein Herr, habe ich das Recht, über die üble Laune, die sich Ihrer so plötzlich bemächtigt hat, erstaunt zu sein ... ich glaubte nicht, Ihnen durch den Ausdruck des Vergnügens, den mir Ihr Besuch machte, Schrecken zu verursachen ... Ha! ha! das ist wahrhaftig sehr drollig."

Statt hierauf zu antworten, erhob sich Cherubin plötzlich und murmelte:

„Vergebung, Madame ... Vergebung ... aber ein Rendezvous, das ich vergessen hatte ... ich muß mich durchaus entfernen ..."

„— Wie, mein Herr, Sie geben ein Rendezvous ... wenn Sie wissen, daß Sie bei mir frühstücken ... Das ist außerordentlich liebenswürdig! ... Sie werden mich nicht überzeugen, daß es so dringend ist, daß Sie sich auf der Stelle entfernen müssen."

„— O! doch, Madame, doch ... es ist entsetzlich dringend ... ich kann es nicht länger verschieben ... leben Sie wohl, Madame ... adieu!"

Und nachdem Cherubin, seinen Hut suchend, drei Mal wie ein Narr durchs Boudoir gerannt war, erblickte er ihn endlich, ergriff ihn, stürzte nach der Thüre, öffnete sie so heftig, daß er sie beinahe aus den Angeln riß, und jagte durch alle Zimmer, als ob ihm der böse Feind auf der Ferse folgte, während er Madame Celival über die Art seines Weglaufens wie aus den Wolken gefallen zurückließ.

Endlich langte Cherubin zu Hause an, indem er die gedörrten Pflaumen und das ihn bei seinen Liebes-Abenteuern verfolgende Unglück verfluchte.

Gegen Abend kam Monfréville zum Besuche seines Freun-

des, er war sehr neugierig, zu erfahren, ob sich dieser aus dem letzten Rendezvous besser herausgezogen habe, als aus dem ersten. Als er den jungen Marquis noch blaß und ermattet fand, lächelte er und sprach:

„Ich sehe, daß diesmal Ihr Glück vollständig war, und daß Sie einen großen Sieg davongetragen haben."

Cherubin blickte seinen Freund mit einer so jämmerlichen Miene an, daß dieser nicht mehr wußte, was er denken sollte. Nachdem Cherubin vorsichtig die Thüre seines Zimmers zugemacht hatte, erzählte er Monfréville, was ihm bei seiner zweiten Liebes-Zusammenkunft begegnet war. Dieser konnte bei der Schilderung des Abenteuers seinen Ernst nicht behaupten; und obgleich Cherubin seine Heiterkeit nicht theilte, brauchte er doch lange, bis er sich wieder zu fassen im Stande war.

„— Sie finden das also sehr lustig?" fragte ihn Cherubin seufzend.

„Meiner Treu, lieber Freund, es ist eine Aufgabe, nicht über die Lage zu lachen, in der Sie sich befanden."

„— Sie geben zu, daß ich recht unglücklich bin."

„— Durch Ihre Schuld! wenn man mit einer Dame unter vier Augen frühstückt, so stopft man sich nicht mit gedörrten Pflaumen voll, besonders wenn man, wie sie mir sagten, schon vorher reichlich gegessen hat."

„— Ich that es, um Muth, um Kraft zu bekommen!..."

„— Es ist etwas Schönes, was Sie bekommen haben!"

„— Nun! bei einer andern Zusammenkunft mit Madame Celival soll mir so etwas nicht mehr geschehen; da werde ich glücklicher sein!"

„— O! bilden Sie sich nicht ein, ein zweites Rendezvous von der schönen Wittwe zu erhalten! Sie haben es mit ihr wie mit der kleinen Gräfin gründlich verdorben.. Das ist wieder eine Eroberung, auf die Sie von nun an verzichten müssen."

„— Sie glauben?... welche Ungerechtigkeit!... wie, eine

Frau sollte aufhören, Jemand zu lieben, weil ihn ein plötzliches Uebelsein befiel?"

„— Nicht deßhalb, sondern weil Sie sich ungeschickt benommen haben."

„— Was hätten Sie an meiner Stelle gethan?"

„— Ich hätte frei herausgesagt, mein Frühstück bekomme mir schlecht und mache mich ganz krank; dann hätte man Ihre Entfernung entschuldigt und begriffen."

„— Ach! ich wäre lieber vor Scham gestorben, als so etwas zu sagen!"

„Das ist sehr unvernünftig, mein Freund; bedenken Sie, daß eine Frau Alles verzeiht, außer der Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen ihre Reize."

Cherubin blieb den ganzen Tag traurig; es schien ihm ein gewisses Mißgeschick über seinen Liebschaften zu walten und er fürchtete, es möchte ihn immerfort verfolgen. Aber am nämlichen Abend kam Darena noch in sein Hôtel, um ihm das Ergebniß seiner Schritte bei der schönen Polin mitzutheilen.

„Triumph!" schrie Darena, auf die Schulter des jungen Marquis klopfend, „es geht gut, mein Freund! ... Ihre Angelegenheiten schreiten tüchtig vorwärts."

„Haben Sie ein Rendezvous für mich ausgewirkt?" fragte Cherubin, beinahe mit erschrockener Miene.

„— Noch nicht! das geht, beim Teufel, nicht so schnell, als Sie glauben; diese junge polnische Gräfin wird streng gehütet, sie ist von Kammerfrauen und Cerberussen umringt."

„— Ist es eine polnische Gräfin?"

„— Ja, die Gräfin Globeska, Gattin des Grafen Globeski ... eines sehr angesehenen Mannes! ... der sein Vaterland wegen Hochverraths fliehen mußte ... und eifersüchtig ist, wie ein Drache! das ist ein Kerl, der von nichts spricht, als seine Frau zu erdolchen, wenn sie nur eines ihrer Haare einem Manne gäbe!"

„— Entsetzlich!“

„— Das schadet durchaus nichts! die Frauen fürchten sich nicht im geringsten vor dem Erstechen, im Gegentheile, sie bieten dieser Gefahr sogar Trotz. Ich ließ Ihren Brief in die Hände der schönen Globeska gelangen . . . das war eine schwierige Aufgabe; da mußte ich das Gold mit vollen Händen ausstreuen . . . ich habe aber auch ausgestreut und sogar noch entlehnt, weil ich nicht genug hatte . . . ich weiß, daß Sie mir's zurückerstatten werden, und dachte zum Voraus, daß Sie meine Freigebigkeiten im Interesse Ihrer Liebe nicht tadeln würden.“

„— O! ganz im Gegentheil, mein lieber Darena, ich danke Ihnen dafür; hat mir aber diese schöne Polin nicht auch ein Wörtchen der Erwiderung geschrieben?“

„— Nein, sie hat Ihnen nicht geschrieben . . . vielleicht schreibt sie schlecht französisch . . . das ist bei einer Ausländerin zu entschuldigen, aber die Frauen sind sehr eigenliebig, sie fürchten, man verhöhne sie, wenn sie einen Schreibfehler machen, kurz, die reizende Globeska hat mündlich geantwortet, und was sie sagte, wiegt alle Liebesbriefe auf.“

„— Was sagte sie denn?“

„— Sie sagte zu ihrer Zofe, die ich verführt . . . das heißt, durch die Macht des Goldes bestochen habe: „Thue diesem jungen Franzosen, der mir schreibt, zu wissen, daß ich seine Leidenschaft theile . . . seit ich ihn gesehen, träume ich . . . selbst wenn ich nicht schlafe . . . nur von ihm.‘“

„— Das hat sie gesagt! ach! welches Glück . . .“

„— Lassen Sie mich doch vollenden: „ich bin an einen Tyrannen gebunden, den ich verabscheue . . . dieser Franzose soll Mittel zu meiner Entführung schaffen, dann bin ich bereit, ihm zu folgen . . . und stürze mich in seine Arme.‘“ — Nun! was sagen Sie dazu? glücklicher L o v e l a c e . . . der haben Sie einmal schön den Kopf verdreht! . . .“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Innere einer Familie.

Wie es die kleine Ernestine Louisen angekündigt hatte, kehrte Frau von Noirmont am bestimmten Tage nach Hause zurück. Ihre Ankunft war ein Fest für ihre Tochter, welche ihr, sobald sie sie von Ferne gewahrte, entgegenflog und sich in ihre Arme warf. Frau von Noirmont erwiderte mit Zärtlichkeit die Liebkosungen ihrer Tochter; man bemerkte leicht, daß sie von denselben ergriffen war, und daß sie sich wirklich glücklich fühlte, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Herr von Noirmont eilte seiner Frau nicht entgegen; solche Zeichen der Anhänglichkeit lagen nicht in seinem Charakter; er würde gefürchtet haben, durch Aeußerung derselben seiner Würde Eintrag zu thun; als er jedoch die Rückkehr seiner Frau erfahren hatte, begab er sich zu ihr, grüßte sie freundlichst, aber ohne sie zu küssen, und fragte sodann:

„Hatten Sie eine angenehme Reise, Madame?"

„— Ja, mein Herr, ich danke Ihnen."

„— Wie geht es Ihrer Tante, der Madame Dufrénil?"

„— Es geht ihr weit besser, ihre Gesundheit ist vollkommen hergestellt. Aber es war die höchste Zeit, daß ich zurückkehrte! ich wäre vor Betrübniß, so lange von meiner Tochter entfernt zu sein, krank geworden . . . Ich habe sehr bedauert, daß Sie mir nicht gestattet hatten, dieselbe mitzunehmen."

„Dadurch wird Ihr Vergnügen, sie wieder zu sehen, um so größer gewesen sein, und Sie solche, wie ich hoffe, dadurch auch mehr lieben!"

Nach diesen Worten verabschiedete sich Herr von Noirmont von seiner Frau, und schloß sich wieder in sein Arbeitszimmer ein.

Als sich ihr Gatte entfernt hatte, zog Frau von Noirmont ihre Tochter an sich und drückte sie zu wiederholten Malen an ihr Herz, indem sie leise sagte:

„— Dein Vater glaubt, ich liebe Dich nicht ... glaubst Du das auch, meine Tochter?“

„— O! nein, liebe Mutter! nein, gewiß nicht!“ rief Ernestine aus. „Aber der Vater glaubt es ebenso wenig ... ich bin davon überzeugt ... Ich weiß wohl, daß Du mich liebst; und warum solltest Du mich nicht lieben ... bin ich nicht Deine Tochter? ...“

Etwas wie ein krampfhaftes Zucken war in Frau von Noirmonts Zügen wahrzunehmen, ihre Stirne verdüsterte sich und sie entriß sich ziemlich rasch den Armen Ernestinens. Aber bald verschwand diese Wolke wieder und sie zog ihre Tochter von Neuem zu sich her, während sie mit schwermüthiger Miene entgegnete:

„O ja ... ja! ich liebe Dich sehr.“

„— Ich habe nie daran gezweifelt, liebe Mutter, und wenn Du zuweilen ... gerade wie eben, Augenblicke hast, wo es scheint, als ob Dir meine Liebkosungen zuwider wären ... so bin ich gewiß, daß das nur eine Folge Deiner plötzlich eintretenden Kopfschmerzen ist ... oder, daß Du an etwas Anderes denkst! ... Aber Du liebst mich darum nicht weniger, nicht wahr?“

„— Nein gewiß, ich liebe Dich immer gleich, und ist Dir die Zeit meiner Abwesenheit lange vorgekommen?“

„— O! ja, liebe Mutter! aber glücklicherweise habe ich seit drei Wochen ein neues Kammermädchen ... Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß er die andere fortgeschickt hat.“

„— Ja, mein Kind!“

„— Ach, die neue ist mir viel lieber! Wenn Du wüßtest, wie artig sie ist ... und gar nicht dumm! ... nicht gemein! sie spricht so ordentlich, und doch kam sie gerade aus ihrem Dorfe; sie hatte nie gedient, begriff aber Alles im Augenblick.“

„— Wer hat sie besorgt?“

„— Comtois. O! er hat gewiß gute Gewährsleute für sie gehabt.“

Die schöne Wittwe schien sehr erfreut, als sich keine Pflaumen mehr auf dem Tische befanden, und die kaum vernehmbaren Worte: „Es ist ein wahres Glück!“ traten über ihre Lippen. Cherubin hörte sie nicht.

Indessen hatte die schöne Frau ihren Stuhl sachte vom Tische weggerückt, trank einige Löffel voll Kaffee, stellte ihre Tasse auf den Kamin und setzte sich wieder auf ihren Divan, indem sie den jungen Mann mit einer zum Herzen bringenden Stimme fragte:

„Nun, werden Sie sich nicht neben mich setzen?“

Es leuchtete Cherubin allmählig ein, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er sich mit etwas Anderem, als mit gedörrten Pflaumen zu beschäftigen habe; er stand vom Tische auf, machte einige Gänge durchs Zimmer, bewunderte einige hübsche Kupferstiche, die, ohne allzufrei zu sein, doch zur Wollust reizten. Er gerieth vor Psyche und Amor, vor dem Fluß Scamander, vor einer auf ihrem Lager ausgestreckten Odaliske in Extase und setzte sich endlich neben Madame Celival auf den Divan.

„Sie bewundern meine Kupferstiche . . .“ begann sie wieder.

„— Ja . . . all' diese Frauen sind so schön . . . besonders jene Odaliske! . . .“

„— Der Maler hat sie kaum verschleiert, um uns aber ihre Schönheit bewundern zu lassen, mußte er sie allerdings unverhüllt zeigen . . . in der Malerei ist das gestattet . . . die Maler haben Privilegien, man verzeiht dem Talente Alles . . . auch der Liebe.“

Diese letztern Worte wurden von einem Seufzer begleitet. Cherubin erhob die Augen zu der schönen Wittwe, und nie war sie ihm reizender erschienen, denn ihre Augen glänzten jetzt von einem zugleich lebhaften und doch milden Feuer, und ihr halb geöffneter Mund schien geneigt, auf gar Vielerlei Antwort zu geben. Der Jüngling wagte es, ihre Hand zu ergreifen, die man ihm willig überließ; er bewunderte diese weiche, weiße,

zarte und runde Hand, hatte jedoch nicht den Muth, sie zu küssen; aber er drückte sie zärtlich, und statt sie zurückzuziehen, erwiderte ein lebhafter Gegendruck dem seinigen; hiedurch ermuthigt, wollte Cherubin diese Hand zum Munde führen und mit Küssen bedecken, als er plötzlich einen heftigen Schmerz im Unterleib verspürte.

Er blieb wie versteinert.

„Was haben Sie?“ fragte Madame Celival erstaunt, daß er ihre Hand in der Höhe behielt, ohne sie zu küssen.

„— Nichts, o! nichts, Madame.“

Und der junge Mann unterdrückte eine Grimasse, welche die Folge einer wiederholten, wenn auch weniger starken schmerzlichen Empfindung war, der jedoch ein Kollern in der Gegend der Eingeweide folgte, welches einem entsetzlichen Ausbruch voranging.

Cherubin jedoch, ganz von seinen unheimlichen Schmerzen in Anspruch genommen, und über die möglichen Folgen beunruhigt, war bereits nicht mehr bei dem Gespräche und ließ Madame Celivals Hand auf den Divan zurückfallen.

„— Aber was ist Ihnen denn?“ flüsterte die schöne Wittwe im Tone des Vorwurfs und der Zärtlichkeit. „Sie scheinen zerstreut, mit andern Gedanken beschäftigt ... sprechen nichts mehr mit mir, wissen Sie, daß das nicht liebenswürdig ist!“

„— Mein Gott, Madame, ich versichere Sie, es ist mir nichts ... Sie irren sich.“

Und Cherubin gab sich alle ersinnliche Mühe, eine abermalige Grimasse zu unterdrücken, er verspürte Zwicken und Drücken im Leibe, das ihn zur Verzweiflung brachte, weil er einsah, daß er die Kolik habe, und um keine Welt Madame Celival ahnen lassen wollte, was ihm fehlte.

Es ist ja doch kein Verbrechen, unwohl zu sein! ... aber wir schwache Sterbliche, die wir uns oft zum Range von Gottheiten erheben wollen, wir erröthen, diesen Unvollkommenheiten der gewöhnlichen Geschöpfe unterworfen zu sein; es gibt besonders Um-

stände, wo man sehr verlegen ist, zugleich den Anforderungen des Anstands und der Natur Genüge zu leisten. Der arme Cherubin befand sich gerade in diesem Falle; die gedörrten Pflaumen spielten ihm einen recht tückischen Streich.

Madame Celival konnte sich über den Ton des jungen Marquis nicht täuschen; überdies beleidigt, in seinen Blicken weder Zärtlichkeit noch Begierde mehr zu lesen: rief sie nach einer Weile aus:

„— O! gewiß, mein Herr, Sie langweilen sich bei mir ...“

„— Ach, Madame, ich schwöre Ihnen, ich langweile mich nicht ... im Gegentheile ... aber ...“

„— Aber Sie möchten lieber bei Frau von Valdieri sein, nicht wahr?“

„— Nein ... o! nicht dort möcht’ ich in diesem Augenblicke sein! ...“

„— Nun, wo möchten Sie denn in diesem Augenblicke sein, mein Herr?“

Cherubin wußte nicht, was er antworten sollte, er unterdrückte gewaltsam einen abermaligen Schmerz, und kalter Schweiß rieselte über seine Stirne; er spielte in diesem Augenblicke eine höchst traurige Figur und sah durchaus keinem Verliebten gleich.

Madame Celival blickte ihn an, biß sich vor Aerger in die Lippen und rief aus:

„Ach! welch’ ein sonderbares Gesicht machen Sie doch ... man hat nie etwas Aehnliches gesehen ... ich wenigstens nicht! ... Lassen Sie hören, mein Herr, sprechen Sie ... erklären Sie sich, es ist Ihnen gewiß etwas.“

Und die schöne Wittwe, noch von dem zärtlichen Gefühle bewegt, das in ihrem Innern für Cherubin sprach, rückte ihm näher und wollte ihn bei der Hand fassen, aber er wich rasch zurück, und stotterte mit erstickter Stimme:

„Ach! Madame! ich beschwöre Sie, rühren Sie mich nicht an!“

Frau sollte aufhören, Jemand zu lieben, weil ihn ein plötzliches Uebelsein befiel?"

„— Nicht deßhalb, sondern weil Sie sich ungeschickt benommen haben."

„— Was hätten Sie an meiner Stelle gethan?"

„— Ich hätte frei herausgesagt, mein Frühstück bekomme mir schlecht und mache mich ganz krank; dann hätte man Ihre Entfernung entschuldigt und begriffen."

„— Ach! ich wäre lieber vor Scham gestorben, als so etwas zu sagen!"

„Das ist sehr unvernünftig, mein Freund; bedenken Sie, daß eine Frau Alles verzeiht, außer der Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen ihre Reize."

Cherubin blieb den ganzen Tag traurig; es schien ihm ein gewisses Mißgeschick über seinen Liebschaften zu walten und er fürchtete, es möchte ihn immerfort verfolgen. Aber am nämlichen Abend kam Darena noch in sein Hôtel, um ihm das Ergebniß seiner Schritte bei der schönen Polin mitzutheilen.

„Triumph!" schrie Darena, auf die Schulter des jungen Marquis klopfend, „es geht gut, mein Freund! ... Ihre Angelegenheiten schreiten tüchtig vorwärts."

„Haben Sie ein Rendezvous für mich ausgewirkt?" fragte Cherubin, beinahe mit erschrockener Miene.

„— Noch nicht! das geht, beim Teufel, nicht so schnell, als Sie glauben; diese junge polnische Gräfin wird streng gehütet, sie ist von Kammerfrauen und Cerberussen umringt."

„— Ist es eine polnische Gräfin?"

„— Ja, die Gräfin Globeska, Gattin des Grafen Globeski ... eines sehr angesehenen Mannes! ... der sein Vaterland wegen Hochverraths fliehen mußte ... und eifersüchtig ist, wie ein Drache! das ist ein Kerl, der von nichts spricht, als seine Frau zu erdolchen, wenn sie nur eines ihrer Haare einem Manne gäbe!"

„— Entsetzlich!"

„— Das schadet durchaus nichts! die Frauen fürchten sich nicht im geringsten vor dem Erstechen, im Gegentheile, sie bieten dieser Gefahr sogar Trotz. Ich ließ Ihren Brief in die Hände der schönen Globeska gelangen ... das war eine schwierige Aufgabe; da mußte ich das Gold mit vollen Händen ausstreuen ... ich habe aber auch ausgestreut und sogar noch entlehnt, weil ich nicht genug hatte ... ich weiß, daß Sie mir's zurückerstatten werden, und dachte zum Voraus, daß Sie meine Freigebigkeiten im Interesse Ihrer Liebe nicht tadeln würden."

„— O! ganz im Gegentheil, mein lieber Darena, ich danke Ihnen dafür; hat mir aber diese schöne Polin nicht auch ein Wörtchen der Erwiderung geschrieben?"

„— Nein, sie hat Ihnen nicht geschrieben ... vielleicht schreibt sie schlecht französisch ... das ist bei einer Ausländerin zu entschuldigen, aber die Frauen sind sehr eigenliebig, sie fürchten, man verhöhne sie, wenn sie einen Schreibfehler machen, kurz, die reizende Globeska hat mündlich geantwortet, und was sie sagte, wiegt alle Liebesbriefe auf."

„— Was sagte sie denn?"

„— Sie sagte zu ihrer Zofe, die ich verführt ... das heißt, durch die Macht des Goldes bestochen habe: „Thue diesem jungen Franzosen, der mir schreibt, zu wissen, daß ich seine Leidenschaft theile ... seit ich ihn gesehen, träume ich ... selbst wenn ich nicht schlafe ... nur von ihm.'"

„— Das hat sie gesagt! ach! welches Glück ..."

„— Lassen Sie mich doch vollenden: „ich bin an einen Tyrannen gebunden, den ich verabscheue ... dieser Franzose soll Mittel zu meiner Entführung schaffen, dann bin ich bereit, ihm zu folgen ... und stürze mich in seine Arme.'" — Nun! was sagen Sie dazu? glücklicher Lovelace ... der haben Sie einmal schön den Kopf verdreht! ..."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Innere einer Familie.

Wie es die kleine Ernestine Louisen angekündigt hatte, kehrte Frau von Noirmont am bestimmten Tage nach Hause zurück. Ihre Ankunft war ein Fest für ihre Tochter, welche ihr, sobald sie sie von Ferne gewahrte, entgegenflog und sich in ihre Arme warf. Frau von Noirmont erwiderte mit Zärtlichkeit die Liebkosungen ihrer Tochter; man bemerkte leicht, daß sie von denselben ergriffen war, und daß sie sich wirklich glücklich fühlte, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Herr von Noirmont eilte seiner Frau nicht entgegen; solche Zeichen der Anhänglichkeit lagen nicht in seinem Charakter; er würde gefürchtet haben, durch Aeußerung derselben seiner Würde Eintrag zu thun; als er jedoch die Rückkehr seiner Frau erfahren hatte, begab er sich zu ihr, grüßte sie freundlichst, aber ohne sie zu küssen, und fragte sodann:

„Hatten Sie eine angenehme Reise, Madame?"

„— Ja, mein Herr, ich danke Ihnen."

„— Wie geht es Ihrer Tante, der Madame Dufrénil?"

„— Es geht ihr weit besser, ihre Gesundheit ist vollkommen hergestellt. Aber es war die höchste Zeit, daß ich zurückkehrte! ich wäre vor Betrübniß, so lange von meiner Tochter entfernt zu sein, krank geworden . . . Ich habe sehr bedauert, daß Sie mir nicht gestattet hatten, dieselbe mitzunehmen."

„Dadurch wird Ihr Vergnügen, sie wieder zu sehen, um so größer gewesen sein, und Sie solche, wie ich hoffe, dadurch auch mehr lieben!"

Nach diesen Worten verabschiedete sich Herr von Noirmont von seiner Frau, und schloß sich wieder in sein Arbeitszimmer ein.

Als sich ihr Gatte entfernt hatte, zog Frau von Noirmont ihre Tochter an sich und drückte sie zu wiederholten Malen an ihr Herz, indem sie leise sagte:

„— Dein Vater glaubt, ich liebe Dich nicht ... glaubst Du das auch, meine Tochter?"

„— O! nein, liebe Mutter! nein, gewiß nicht!" rief Ernestine aus. „Aber der Vater glaubt es ebenso wenig ... ich bin davon überzeugt ... Ich weiß wohl, daß Du mich liebst; und warum solltest Du mich nicht lieben ... bin ich nicht Deine Tochter? ..."

Etwas wie ein krampfhaftes Zucken war in Frau von Noirmonts Zügen wahrzunehmen, ihre Stirne verdüsterte sich und sie entriß sich ziemlich rasch den Armen Ernestinens. Aber bald verschwand diese Wolke wieder und sie zog ihre Tochter von Neuem zu sich her, während sie mit schwermüthiger Miene entgegnete:

„O ja ... ja! ich liebe Dich sehr."

„— Ich habe nie daran gezweifelt, liebe Mutter, und wenn Du zuweilen ... gerade wie eben, Augenblicke hast, wo es scheint, als ob Dir meine Liebkosungen zuwider wären ... so bin ich gewiß, daß das nur eine Folge Deiner plötzlich eintretenden Kopfschmerzen ist ... oder, daß Du an etwas Anderes denkst! ... Aber Du liebst mich darum nicht weniger, nicht wahr?"

„— Nein gewiß, ich liebe Dich immer gleich, und ist Dir die Zeit meiner Abwesenheit lange vorgekommen?"

„— O! ja, liebe Mutter! aber glücklicherweise habe ich seit drei Wochen ein neues Kammermädchen ... Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß er die andere fortgeschickt hat."

„— Ja, mein Kind!"

„— Ach, die neue ist mir viel lieber! Wenn Du wüßtest, wie artig sie ist ... und gar nicht dumm! ... nicht gemein! sie spricht so ordentlich, und doch kam sie gerade aus ihrem Dorfe; sie hatte nie gedient, begriff aber Alles im Augenblick."

„— Wer hat sie besorgt?"

„— Comtois. O! er hat gewiß gute Gewährsleute für sie gehabt."

Frau von Noirmont lächelte über die ernsthafte Miene, womit ihre Tochter dies sprach, und versetzte:

„Meine Liebe, ich weiß, daß man sich auf Comtois verlassen darf. Und wie heißt Deine Kammerjungfer?"

„— Louise ... Louise ... Fre ... Fernet ... Ich kann ihren Familiennamen nie behalten ... Doch das ist gleichgültig, es ist ein sehr braves Mädchen, glaube mir's, Mama; ich bin überzeugt, sie wird Dir auch gefallen ... Ich will sie rufen, um sie Dir vorzustellen ... sie ist sehr schüchtern, deßhalb hat sie es noch nicht gewagt, Dich zu begrüßen."

„— Mein Gott! meine Liebe, ich habe noch lange Zeit, Deine Kammerjungfer zu sehen! Es hat damit keine Eile."

„— O! doch, liebe Mutter, ich wünsche, daß Du sie gleich sehest."

Ernestine hatte die Klingel gezogen, alsbald ging die Thüre auf, und Louise erschien ängstlich, mit zu Boden gesenkten Blicken auf der Schwelle, indem sie flüsterte:

„Hat mir die gnädige Frau geläutet?"

Frau von Noirmont betrachtete das junge Mädchen, welches sie zum ersten Mal erblickte; ihre Schönheit, der Adel ihrer Züge und ihr ganzes bescheidenes und anständiges Wesen, wie man es gewöhnlich bei einer Kammerjungfer nicht trifft, setzten sie in Erstaunen; sie konnte nicht satt werden, das Mädchen anzusehen.

Die kleine Ernestine neigte sich zu ihrer Mutter hin und sagte ihr ins Ohr:

„Nun! wie findest Du sie?"

„— Hübsch, meine Tochter, recht hübsch ... sie hat sogar eine ausgezeichnete Gesichtsbildung; man sollte nicht glauben, daß es eine dienende Person ist."

„— Nicht wahr? ... ich hatte ihr nicht geschmeichelt?"

Und das junge Fräulein fuhr, gegen Louisen gewandt, fort:

„Die Mutter findet Dich hübsch, Du gefällst ihr auch ... ich sagte Dir ja gleich, Du würdest ihr gefallen."

Louise verbeugte sich und flüsterte:

„Die gnädige Frau ist sehr gütig, ich werde mein Möglichstes thun, Sie und das Fräulein zufrieden zu stellen."

„Ich zweifle nicht daran, mein Kind," entgegnete Frau von Noirmont, „Alles an Ihnen spricht zu Ihren Gunsten, und ich bin überzeugt, daß sich meine Tochter in Betreff des Guten, was sie mir von Ihnen versicherte, nicht getäuscht hat."

Während Ernestinens Mutter mit Louisen sprach, hatte diese endlich die Augen erhoben, um sie anzusehen. Beim Anblick dieses schönen, edeln, ernsten Antlitzes, dieser blassen, stolzen Stirne, dieser großen schwarzen Augen, worin immer ein melancholischer Ausdruck lag, fühlte sich das Mädchen ganz ergriffen und hingerissen; ihr Herz pochte gewaltsam, sie wußte nicht, war es aus Freude oder Furcht, eine unnennbare Empfindung hatte sie durchdrungen, ... sie blieb unbeweglich stehen; seit einigen Augenblicken hatte Frau von Noirmont aufgehört zu sprechen, aber Louise schien sie noch immer zu hören; man gab ihr ein Zeichen, sich zurückzuziehen, allein sie verharrte auf ihrem Platze; erst als Ernestine sie beim Arme nahm und zu ihr sagte:

„Louise, Du kannst uns allein lassen," — kam sie wieder zu sich und verließ das Zimmer, während sie noch einmal heimlich nach Frau von Noirmont hinblickte.

Nachdem Frau von Noirmont noch einige Worte über die neue Kammerjungfer geäußert hatte, dachte sie weiter nicht mehr an sie, sondern beschäftigte sich nach gewohnter Weise mit dem Innern ihres Hauswesens, der Sorge für die Erziehung ihrer Tochter und der Beaufsichtigung des Unterrichtes derselben, den ihr verschiedene Lehrer zu Hause ertheilten.

Die Lebensweise der Frau von Noirmont war sehr einförmig; sie ging selten aus und empfing wenig Besuche; sie beschäftigte

sich mit ihrer Tochter, überwachte den Unterricht derselben und las viel; das war ihr größtes Vergnügen, ihre angenehmste Zerstreuung.

Herr von Noirmont brachte den ganzen Tag in seinem Studirzimmer zu, seine Frau und Tochter sahen ihn selten vor Tische, um diese Zeit versammelte man sich, und ziemlich häufig speiste ein Freund Herrn von Noirmonts mit der Familie; selten aber hatte man mehrere Gäste zugleich. Während des Essens sprach Frau von Noirmont sehr wenig; ihr Mann discurirte über Politik oder Staatswirthschaft mit seinem Freunde; Ernestine allein war zur Erheiterung des Mahles berufen; sie entledigte sich ihrer Aufgabe ziemlich entsprechend; oft nöthigten ihre Scherze und naiven Bemerkungen ihrer Mutter ein Lächeln ab, und Herr von Noirmont selbst konnte dabei zuweilen, trotz seiner Gravität, seinen Ernst nicht behaupten. Abends endlich arbeiteten die Damen, stickten oder musicirten zusammen, und die Herren spielten Schach oder Brett. Wenn Niemand Fremdes bei Tische war, ging Herr von Noirmont Abends ziemlich oft in Gesellschaft; zuweilen begleiteten ihn Frau und Tochter; aber doch selten. Frau von Noirmont zog es vor, mit ihrer Tochter zu Hause zu bleiben; und wenn ihr Gemahl nicht zugegen war, schien sie weniger ernst, weniger nachdenklich zu sein und mehr Zärtlichkeit für Ernestinen an den Tag zu legen.

Louisens Dienst war in diesem Hause, wo man keine Bälle besuchte und wenig Gesellschaften gab, sehr leicht; Comtois wartete allein bei Tische auf. Das junge Kammermädchen half den Damen beim Ankleiden, dann arbeitete sie beinahe den ganzen übrigen Tag an Kleidern für das Fräulein oder an Weißzeug für die Haushaltung auf ihrem Zimmer. Abends servirte sie den Thee und sorgte dafür, daß in den Schlafzimmern ihrer Damen Alles in Ordnung war. All das ermüdete nicht sehr, und Louise sagte manchmal zu Ernestinen, man trage ihr nicht genug Arbeit auf; aber das Fräulein entgegnete ihr mit Lächeln:

„Warum arbeitest Du auch so schnell? ... kaum hat man Dir etwas zu nähen gegeben, so bist Du schon fertig ... Die Mutter behauptet, Du seiest außerordentlich geschickt und schnell. Ach! die andern Kammerjungfern waren nicht so flink wie Du."

Louise empfand eine große Freude, so oft sie erfuhr, daß Frau von Noirmont mit ihr zufrieden sei; und obgleich diese Dame ihren Leuten gegenüber beinahe immer eine würdevolle, ernste Miene beibehielt, welche nicht die mindeste Familiarität gestattete, so fühlte Louise doch eine innige Zuneigung zu ihr und wäre äußerst betrübt geworden, sie verlassen zu müssen.

Indessen waren drei Monate seit Louisens Aufenthalt in Paris verflossen, und sie hatte Cherubin nicht ein einziges Mal gesehen; aber seit Frau von Noirmonts Rückkehr empfand sie, einzig mit dem Gedanken beschäftigt, dieser zu gefallen, die Qualen ihrer Liebe minder stark; obgleich sie den Gespielen ihrer Kindheit immer unverändert liebte, war es doch, als ob sich ein anderes Gefühl in ihr Herz eingeschlichen hätte, um ihre Schmerzen abzulenken.

Herr Gerundium erschien mehrmals, sich bei Comtois zu erkundigen, wie die Herrschaft mit Louisen zufrieden sei, und jedesmal ergoß sich der Kammerdiener in Lobeserhebungen über das junge Mädchen, und ersuchte den Hofmeister, dem alten Jasmin für den ihnen zugeschickten Schatz zu danken. Herr Gerundium entfernte sich äußerst zufrieden, Louisen nach Paris gethan zu haben; obgleich der mit seinen Liebes-Abenteuern beschäftigte Cherubin nicht mehr an einen Besuch bei Nicollen gedacht hatte.

Eines Morgens, als Herr Gerundium wieder in Herrn von Noirmonts Haus gekommen war, um sich bei Comtois nach Louisens Betragen zu erkundigen, antwortete ihm der Diener:

„Die Mamsell ist fortwährend ein Muster von Tugend und Fleiß. Wenn Sie dieselbe aber sprechen wollen ... so ist sie in diesem Augenblicke allein; die Damen sind ausgegangen, um Ein-

käufe zu machen, sie arbeitet in ihrem Zimmer, es hindert Sie nichts daran, ihr einen guten Tag zu wünschen."

Herr Gerundium nahm mit Freuden diesen Vorschlag an; er folgte Comtois, der ihn in Louisens Zimmer führte und sie sodann allein ließ.

Louise drückte eine große Freude aus, als sie den Hofmeister erblickte; nun konnte sie wieder von all ihren Lieben sprechen. Herr Gerundium, der, wie die meisten Pedanten, einfältig war, deutete zu seinen Gunsten, wozu er nur der Vorwand war; er glaubte, dem Kammermädchen eine zärtliche Neigung eingeflößt zu haben, und lächelte, daß er beinahe die Kinnbacken verrenkte, als er sich neben ihr niederließ.

Louise erkundigte sich zuerst nach ihrer Adoptivmutter.

„Sie ist ausgezeichnet gesund und sehr erfreut, Sie in Paris in einer so angenehmen Lage zu wissen," antwortete der Hofmeister, der mit unerschütterlichem Gleichmuth log, da er seit Louisens Entfernung nicht mehr im Dorfe gewesen war.

„Und ... Herr Cherubin," fuhr die Jungfrau fort, „ist es ihm recht, daß ich seinem Wunsche gemäß in Paris bin? hat er keine Lust, mich zu besuchen? Spricht er nicht zuweilen von mir mit Ihnen? ... schickt er Sie heute?"

Der Hofmeister kratzte an der Nase, hustete, spukte aus, wischte sich den Schweiß von der Stirne, lauter Dinge, die bei ihm viele Zeit wegnahmen, und während deren er sich auf eine Antwort besinnen konnte; nachdem er endlich zu einem Entschluß gekommen war, erwiderte er Louisen:

„Meine schöne Freundin, die Jugendliebe nimmt selten ein gutes Ende ... Ich könnte Ihnen Paul und Virginien und tausend andere Beispiele ad hoc citiren; ich halte es aber für einfacher, Ihnen ex abrupto, das heißt ohne Umschweife zu sagen, daß es eine Thorheit von Ihnen ist, sich noch immer mit dem Herrn Marquis von Grandvillain zu beschäftigen, weil dieser

junge Mann durchaus nicht mehr an Sie denkt. Schon damals, als Sie mit Nicollen nach Paris kamen, um ihn zu besuchen ..."

„Nun, Herr Gerundium?"

„Nun, schon damals war der junge Marquis zu Hause; da er Sie aber nicht empfangen wollte, hatte er seinem Portier den Auftrag gegeben, Ihnen zu sagen, er sei abwesend."

„— O, mein Gott! wäre das möglich! ..."

„— Wie können Sie verlangen, daß er inmitten der Wollüste, worein er versenkt ist, sich eines jungen Landmädchens erinnern soll, mit der er Blindekuh oder irgend ein anderes mehr oder minder unschuldiges Spiel gespielt hat? ... Mein Zögling ist sehr ausschweifend geworden! mein Fehler ist es nicht; er hat eine Menge Maitressen! und erhält so viele Liebesbriefe, daß es eine wahre Schande ist ... ich hätte sein Haus bereits verlassen, wenn mich nicht meine pecuniären Interessen nöthigten, die Augen zuzudrücken ... was mich aber nicht hindert, Alles, was vorgeht, zu sehen."

Louise bedeckte ihr Angesicht mit dem Taschentuch und schluchzte:

„Es ist also vorbei! ... er liebt mich ganz und gar nicht mehr! ... ach! wer hätte das von Cherubin geglaubt!"

„Man muß Alles glauben! ... auf Alles gefaßt sein bei einem bartlosen Gelbschnabel," fuhr der Hofmeister fort; dann seinen Stuhl dicht neben den der Jungfrau rückend und seine Hand auf ihr Knie legend, bemühte sich Herr Gerundium, eine honigsüße Stimme anzunehmen, und sprach, Nachdruck auf seine Worte legend:

„Ich habe die Wunde beigebracht ... ich will auch den Diptam, mit andern Worten, das Heilmittel auflegen. Schöne Louise, wenn der junge Cherubin Ihren Reizen nicht getreu war, so gibt es Andere, die überglücklich wären, denselben Weihrauch streuen ... sie genießen ... zu dürfen; ich gehe gerade auf das Ziel los! ... ich liebe Sie! himmlisches Mädchen ... und ich bin nicht

flatterhaft, denn ich bin, Gott sei Dank ein gesetzter Mann. Ich komme nicht, um Ihnen schandbare Anträge zu machen ... retro Satanas! ... das will so viel sagen: ich habe nur rechtschaffene Absichten. Ich biete Ihnen meine Hand, mein Herz, meinen Namen, meinen Rang und meinen Titel an ... nur wollen wir noch zwei Jahre warten, bis wir zur Ehe schreiten; ich werde meine Leidenschaft bis dorthin gewaltsam in den Schranken halten; aber diese Zeit brauche ich, um ein hübsches rundes Sümmchen zu ersparen ... Sie legen Ihren Gehalt, Ihre Ersparnisse auch dazu ... man ist mit Ihren Leistungen im Hause sehr zufrieden, Sie haben daher wahrscheinlich ein hübsches Neujahrsgeschenk zu erwarten; das Alles werfen wir zusammen, kaufen in der Nähe von Paris ein Häuschen ... ich nehme zum weiteren Auskommen einige Zöglinge auf; wir halten einen Hund, eine Katze, Hühner, kurz Alles, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, und so werden unsere Tage mit Honig und Gewürzwein versüßt dahin fließen."

Während dieser Anrede hatte Louise die auf ihrem Knie ruhende Hand zurückgestoßen, ihren Stuhl weggeschoben und war, sobald Herr Gerundium zu sprechen aufgehört hatte, aufgestanden, um ihm mit höflichem, aber entschiedenem Tone zu erwidern:

„Herr Gerundium, ich danke Ihnen für die Güte, mir, einem armen, namen- und familienlosen Landmädchen, den Titel Ihrer Frau anzubieten, aber ich kann ihn nicht annehmen. Ich begreife, daß mich Herr Cherubin nicht mehr liebt, und es war in der That thöricht von mir, mir einzubilden, daß er in Paris, in der großen Welt, im Schooße des Vergnügens lebend, die Erinnerung an mich bewahren werde; aber, bei mir, o! da ist's ein großer Unterschied! ich bin keine große Dame geworden, und das Bild dessen, der mir theuer ist, kann nicht aus meinem Herzen verwischt werden ... Ich liebe Cherubin, und fühle, daß ich stets nur ihn lieben werde! ... Daher, mein Herr, wäre es sehr un-

recht von mir, wenn ich einen Andern ... ohne ihm mein Herz schenken zu können ... heirathen würde."

Herr Gerundium war bei diesen Worten ganz überrascht; er faßte aber wieder Muth und fuhr fort:

„Meine schöne Louise: Varium et mutabile semper femina ... oder wenn Sie lieber wollen: oft ändern sich die Frauen! ein Narr wird ihnen trauen ... Diese Verse sind von Franz dem Ersten ... Ich ziehe jedoch die von Beranger vor; und Tiresias behauptet, die Männer haben nur drei Unzen Liebe in sich, während die Weiber neune besitzen! was ihnen die Fähigkeit gibt, weit öfter zu wechseln, als wir; und doch geschieht dies bei uns, im Verhältniß zu unsern drei Unzen, schon häufig genug."

„— Was soll das Alles heißen, mein Herr?"

„— Das heißt, meine theure Freundin, Sie werden es machen wie die Andern und wechseln; Ihre Liebe wird vergehen."

„— Niemals, mein Herr!"

„— Niemals ist in der Liebe ein Wort ohne alle Bedeutung; indeß haben Sie hinlänglich Zeit, sich hierüber zu besinnen, da ich Ihnen zwei Jahre Bedenkzeit lasse ... vergönnen Sie mir, so lange hoffen zu dürfen."

„— O! es ist vergeblich, mein Herr!"

„— Verzeihen Sie! ... Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden ... ich beharre auf meinem Hoffen. Leben Sie wohl, schöne Louise, fahren Sie fort, sich gut zu betragen ... dann wird man ohne Zweifel Ihren Gehalt erhöhen; ich meines Theils werde fortfahren, den meinigen auf die Seite zu legen ... und wie ein altes bekanntes, zwar sehr gemeines, aber äußerst scharfsinniges Sprüchwort sagt: ... lassen wir den Braten erst gelb werden! Hiemit lege ich Ihnen meine Huldigungen zu Füßen."

Herr Gerundium war weggegangen. Nun konnte Louise ungehindert ihren Thränen freien Lauf lassen, sie beschäftigte sich

nicht mit den Anträgen des Hofmeisters, sie dachte nur an Cherubin, der sie nicht mehr liebte, sich ihrer nicht mehr erinnerte und anderer Liebschaften pflegte; lange schon hatte sie gefürchtet, von ihm vergessen worden zu sein; aber jetzt erst war es ihr zur Gewißheit geworden, und in der Liebe liegt zwischen der Furcht und der Gewißheit eine ungeheure Kluft.

Die Heimkehr der Frau von Noirmont und ihrer Tochter nöthigte Louisen, ihre Thränen zu unterdrücken; sie trocknete eilig ihre Augen und suchte ihre Traurigkeit zu verbergen, denn sie fühlte wohl, daß sie das Geheimniß ihres Herzens nicht verrathen dürfe.

An diesem Tage ging Herr von Noirmont nach dem Mittagessen aus. Ernestine blieb bei ihrer Mutter, an die sie, während ihrer gemeinsamen Arbeit, besonders wenn sie guter Laune war, Alles hinsprach, was ihr gerade in den Sinn kam. Wenn Frau von Noirmont über die Einfälle ihrer Tochter lächelte, so war diese so erfreut, daß sie häufig ihre Arbeit bei Seite warf, um sich an den Hals ihrer Mutter zu hängen, welche sie dann oft zärtlich in ihre Arme schloß.

Louise, der man geläutet hatte, um den Thee zu bestellen, trat in einem dieser Augenblicke ein, wo Ernestine in den Armen ihrer Mutter lag, und das liebenswürdige Kind rief, bei der innigen Liebkosung ihrer Mutter, wonnevoll aus:

„— Siehst Du, Louise, wie glücklich ich bin! . . . was ich für eine gute Mutter habe!“

Louise stand unbeweglich mitten im Saale; sie war über Ernestinens Glück erfreut, und doch lag in diesem rührenden Bilde, das sie vor Augen hatte, etwas Unnennbares, was ihr wehe that; zwei große Thränen traten in ihre Augen, aber sie kehrte sich schnell um, damit Niemand sie weinen sehe.

Indessen hatte Frau von Noirmont wieder ihre ernste Miene angenommen und Ernestine war auf ihren Platz zurückgekehrt.

Louise beeilte sich, den Thee aufzutragen, und entfernte sich dann, aus Furcht, ihre Traurigkeit merken zu lassen.

Aber trotz aller Mühe, sich zu fassen, weinte Louise noch, als Ernestine in der Nacht vor dem Schlafengehen noch einmal ins Zimmer ihrer Kammerjungfer kam, um sie über Etwas zu befragen.

Als die kleine Ernestine Louisens in Thränen gebadetes Angesicht sah, eilte sie auf sie zu und fragte sie mit dem Ausdrucke der rührendsten Theilnahme:

„Mein Gott! Louise ... Du weinst! ... Was hast Du denn?“

„O! gnädiges Fräulein, vergeben Sie mir ... Ich weiß wohl, daß ich hier, wo Sie so gütig gegen mich sind, nicht weinen sollte! ... aber ich konnte mich dessen nicht erwehren! ...“

„Du hast also irgend einen Grund zur Betrübniß ... Du hättest ohne Veranlassung nicht geweint ... Louise, ich will wissen, warum Du Thränen vergießest.“

„Nun denn, Fräulein ... als ich Sie diesen Abend in den Armen Ihrer Frau Mutter sah, als ich das Bild des Glückes, dessen Sie sich erfreuen, vor meinen Augen hatte, fühlte ich das Unglück meiner Lage noch lebhafter ... O! Fräulein, ich sage das nicht aus Neid! ... Ich segne den Himmel, der Ihnen dieses Glück verliehen hat ... aber ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich daran dachte, daß mich meine Mutter nie in ihre Arme geschlossen hat ... daß ich sie nie in meine Arme werde schließen dürfen!“

„— Was sagst Du, arme Louise ... liebt Dich Deine Mutter nicht?“

„— Nicht deßhalb, gnädiges Fräulein ... Aber hören Sie, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, denn ich verstehe nicht zu lügen ... Und sehe auch nicht ein, warum ich ein Geheimniß daraus machen sollte ... Sie werden nicht weniger gütig gegen mich sein, wenn Sie erfahren, daß ich ein armes, von meinen Eltern verlassenes Mädchen bin ...“

„— Wäre es möglich? . . . Du hast keine Eltern? . . ."

„— Oder kenne sie wenigstens nicht, mein Fräulein."

Dann erzählte Louise Ernestinen, wie sie als Pflegkind zu Nicollen gekommen sei, und wie gutherzig sich die Landleute ihrer angenommen, sie behalten und gleich ihren eigenen Kindern behandelt hätten, als sie sahen, daß sie von ihrer Mutter verlassen sei.

Ernestine hörte diese Erzählung mit dem lebhaftesten Interesse an. Nachdem Louise geendigt hatte, küßte sie dieselbe zärtlich und sagte zu ihr:

„Meine arme Louise . . . Ach! wie wohl hast Du daran gethan, mir dieses zu erzählen. Es ist mir, als ob ich Dich noch mehr liebte, seit ich weiß, daß Dich Deine Eltern verlassen haben . . . Und diese gute Nicolle! diese braven Bauersleute! Ach, welch' gute Menschen! . . . Morgen will ich Alles meiner Mutter erzählen . . . O! ich bin gewiß, es wird auch sie sehr interessiren."

„— Ach! das ist überflüssig, Fräulein; Frau von Noirmont findet es vielleicht unrecht, daß ich Sie von meinem Kummer unterhielt."

„— O! ich stehe Dir für das Gegentheil; trotz ihrer ernsten Miene ist die Mutter doch gut, und außerdem gefällst Du ihr sehr. Sie hat mir mehrmals wiederholt, Dein Benehmen sei sehr anständig und gesittet, und in ihrem Munde ist das ein großes Lob! Nun, gute Nacht, Louise, schlafe wohl, und vor allen Dingen weine nicht mehr! . . . Hast Du auch keine Eltern, nun wohl! so gibt es hier Leute, die Dich lieben und sich Deiner thätig annehmen werden."

Ernestine verließ Louisen, um sich zur Ruhe zu begeben, und diese fühlte sich minder beklagenswerth, als sie die Freundschaft sah, die ihre junge Gebieterin für sie an den Tag legte, eine Freundschaft, welche sie mit aufrichtigstem Herzen erwiderte.

Am folgenden Morgen war die Familie Noirmont beim Frühstück versammelt. Ernestine hatte ihre Mutter seit dem gestrigen Tage noch nicht gesehen, weil Kopfschmerzen Frau von Noirmont länger als gewöhnlich im Bette zurückgehalten hatten; aber ihr Vater, der nur selten beim Frühstück erschien; nahm heute gleichfalls Theil daran, und nachdem Ernestine ihre Mutter umarmt hatte, sagte sie mit geheimnißvollem Tone zu ihren Eltern:

„Ich habe euch diesen Morgen etwas sehr Interessantes zu erzählen, und es ist mir lieb, daß der Vater zum Frühstück gekommen ist, damit er es auch hört."

„Wirklich?" entgegnete Herr von Noirmont mit einer etwas spöttischen Miene lächelnd, „dem Tone nach, womit Du uns dieses ankündigst, handelt es sich, glaub' ich, in der That um etwas höchst Wichtiges."

„Allerdings, lieber Vater, ist es etwas sehr Wichtiges! ... O! Du siehst aus, als ob Du über mich spotten wolltest! aber wenn Du weißt, was es ist, wirst Du eben so gerührt sein, wie ich gestern Abend war, als ich unsere arme Louise weinen sah."

„Wie? es handelt sich von Louisen?" fragte Frau von Noirmont mit theilnehmender Miene; „ist ihr ein Unglück begegnet? ... Das wäre mir sehr leid, denn dieses junge Mädchen ist ein sehr gutes Geschöpf und scheint unser Wohlwollen zu verdienen."

„Die Sache ist diese ... hört mich wohl an! ... Louise wollte nicht zugeben, daß ich's euch sage, aber ich bin fest überzeugt, ihr verdammet sie deßhalb nicht, denn es ist nicht ihre Schuld."

Herr von Noirmont, den diese Umschweife zu langweilen anfingen, sagte ungeduldig:

„Laß hören, meine Tochter, mach' ein Ende und erkläre Dich!"

„— Nun gut, lieber Vater, als Louise gestern Abend, um den Thee zu serviren, in den Salon kam, fand sie mich in der Mutter Armen, wie wir uns gerade küßten ..."

„— Ganz recht, meine Tochter, und dann?"

„— Dann, als ich mich Abends in mein Schlafzimmer begab und ein Nachthalstuch nöthig hatte, welches ich nicht finden konnte, ging ich noch zu Louisen, um sie zu fragen, wo sie es hingethan habe. Dort fand ich Louisen ganz in Thränen; ich sagte zu ihr: Warum weinst Du? Sie antwortete mir mit Schluchzen: Ach! mein Fräulein, weil, als ich Sie diesen Abend in den Armen Ihrer Mutter sah, ich noch lebhafter das Unglück empfand, daß ich niemals von der meinigen umarmt worden und nur ein verlassenes Kind bin."

„Ein verlassenes Kind! ..." murmelte Frau von Noirmont, deren Gesicht plötzlich mit außerordentlicher Blässe überzogen wurde.

„Aber," versetzte Herr von Noirmont, „ich meine doch, Comtois habe uns gesagt, die Eltern dieses jungen Mädchens wohnten in der Umgegend von Paris ... ich erinnere mich gerade nicht mehr, in welchem Dorfe."

„— Ja, mein Vater, man hatte dies zu Comtois gesagt, als man ihm Louisen vorstellte, aber es war eine Lüge, die ihre Freunde für nothwendig erachtet hatten. Louise fand es für besser, die Wahrheit zu sagen."

„— Sie hat Recht, aber rufe Deine Kammerjungfer her, Ernestine, ich will diese ganze Geschichte von ihr selbst hören; sie erregt meine Neugierde. Und Sie, Madame, sind Sie nicht auch begierig, das junge Mädchen zu hören?"

Frau von Noirmont erwiderte einige kaum verständliche Worte; es war, als ob ein geheimes Leiden sie drückte und sie sich Gewalt anthäte, dasselbe zu verbergen.

Ernestine hatte jedoch nicht abgewartet, bis ihr Vater seinen Wunsch wiederholte, sie war davon geeilt, Louisen zu rufen, und diese erschien alsbald vor der versammelten Familie.

Herr von Noirmont betrachtete Louisen mit größerer Theilnahme; Ernestine lächelte ihr freundlich zu; Frau von Noirmont

schlug die Augen nieder und wurde noch blässer. Nach der Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, und der Angst, die sich in ihren Zügen aussprach, hätte man sie für eine Verbrecherin halten können, die ihr Urtheil erwartete.

„Kommen Sie, Louise, treten Sie näher," sagte Herr von Noirmont, dem jungen Kammermädchen winkend; „meine Tochter hat uns erzählt, was Sie ihr gestern Abend mitgetheilt haben ... zittern Sie nicht, mein Kind, wir machen Ihnen keinen Vorwurf, weil Sie uns beim Eintritt in das Haus falsch berichtet haben ..."

„— Ach, gnädiger Herr, nicht ich!" flüsterte Louise.

„— Ja, ich weiß es, die Personen, welche Sie in mein Haus empfohlen haben, hielten diese Lüge für nothwendig; sie hatten Unrecht: man muß immer bei der Wahrheit bleiben. Also kennen Sie Ihre Eltern nicht, armes Mädchen?"

„— Nein, gnädiger Herr."

„— Wo sind Sie erzogen worden?"

„— In Gagny."

„— Gagny ... Ah! das ist's; ich hatte den Namen des Dorfs, den Sie mir beim Eintritt ins Haus gesagt hatten, vergessen ... und wer hat Sie erzogen?"

„— Eine wackere Bäuerin ... Nicolle Frimousset ... Sie säugte damals den Herrn Cherubin von Grandvilain ..."

„— Ah! der junge Marquis von Grandvilain wurde von dieser braven Frau gesäugt?"

„— Ja, gnädiger Herr, das ist mein Milchbruder ... und ... in seiner Kindheit war ich die Genossin seiner Spiele."

„— Ganz gut ... aber daraus geht nicht hervor, wie Sie nach Gagny kamen?"

„— Mein Gott, gnädiger Herr, eine Dame ... meine Mutter ohne Zweifel, brachte mich zu der guten Nicolle und bat sie, mich zu verpflegen; ich war damals ein Jahr alt; man ließ Nicollen

einiges Geld und versprach wieder zu kommen. Nach Verlauf eines Jahres schickte man durch einen Commissionär von Paris wieder einiges Geld, besuchte mich aber nicht, und seitdem hat man sich nie wieder nach mir erkundigt."

„— Wie hieß, wo wohnte diese Dame? . . ."

„— Nicolle hatte vergessen, sie darnach zu fragen, denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß man mich verlassen und nicht mehr kommen würde! ... Der Commissionär von Paris kannte die Dame, die ihn beauftragt hatte, nicht, und wußte meiner guten Amme nichts darüber mitzutheilen."

„— Aber fand man bei Ihnen oder an Ihrer Kleidung kein Papier? . . . kein Zeichen?"

„— Nichts, gar nichts, gnädiger Herr!"

„— Das ist sehr sonderbar; sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Madame?"

Mit diesen Worten wandte sich Herr von Noirmont an seine Frau, die er während dieser Fragen an Louisen nicht angesehen hatte; Ernestine, die dasselbe that, wie ihr Vater, stieß einen durchdringenden Schrei aus und jammerte:

„O, mein Gott! die Mutter ist ohnmächtig!"

Der Kopf der Frau von Noirmont war auf den Rücken ihres Lehnstuhls zurückgesunken; sie hatte in der That ihre Besinnung verloren, und die Leichenblässe ihres Angesichts verlieh ihrem Zustande etwas Erschreckliches.

Man eilte ihr zu Hülfe; Ernestine war trostlos und umschlang ihre Mutter; Louise theilte ihren Schmerz, verlor den Kopf, wußte nicht, was sie thun sollte, und hörte nicht, was man ihr sagte. Aber Herr von Noirmont, der bei kaltem Blute blieb, rief Comtois, brachte mit dessen Hülfe seine Gattin auf ihr Zimmer und legte sie aufs Bett.

Nach einiger Zeit kam Frau von Noirmont wieder zu sich, aber es lag etwas Finsteres, Unruhiges in ihren Blicken, welches

andeutete, daß die Ursache ihres Uebels noch vorhanden sei; sie richtete langsam ihre Augen auf ihren Gatten und ihre Tochter, und als sie Louisen bemerkte, die etwas ferner stand und die allgemeine Besorgniß zu theilen schien, schloß sie die Augen wieder und ließ ihr Haupt aufs Kissen zurücksinken.

„Mutter, theure Mutter, wie geht es Dir jetzt?" fragte Ernestine, die Hand ihrer Mutter drückend.

„— Besser, mein Kind, besser; ich fühle mich wohler."

„Welch' plötzliches Uebelbefinden hat Sie denn ergriffen, Madame?" sagte Herr von Noirmont mit Theilnahme. „Sie haben uns einen großen Schrecken verursacht."

„— Ich weiß es nicht, mein Herr ... Ich fühlte mich mit einem Male beengt ... ein kalter Schweiß bedeckte mich ... und ich verlor die Besinnung ..."

„Du warst diesen Morgen schon unwohl, Du hattest Kopfschmerzen," sagte Ernestine.

„Ja, in der That," rief Frau von Noirmont lebhaft aus. „Schon diesen Morgen war ich leidend ... und das ist ohne Zweifel der Grund davon."

„Und dann wird Dich die Geschichte Louisens angegriffen, Dir das Herz schwer gemacht haben ... Das hat Dein Uebel verschlimmert."

„— Soll man einen Arzt rufen lassen, Madame?"

„— Nein, mein Herr, es ist überflüssig, ich bedarf nur der Ruhe ... des Friedens ... des Schlafs vielleicht."

„— Dann wollen wir Sie verlassen."

„— Aber ich werde ganz in der Nähe bleiben, und beim geringsten Geräusch herbeieilen," sagte Ernestine.

Frau von Noirmont schien das Alleinsein sehnlichst zu wünschen. Alle entfernten sich. Ernestine, noch ganz von dem Anblicke ihrer ohnmächtigen Mutter ergriffen, und Louise, höchst

traurig, weil sie fürchtete, die Geschichte ihres Unglücks [illegible] ihre Gebieterin zu sehr gerührt.

Frau von Noirmont brachte den Rest des Tages in ihrem Zimmer zu, sie blieb im Bette und verlangte besonders, ungestört zu sein.

Der folgende Tag verging auf dieselbe Weise, und sie hütete mehrere Tage das Bett.

Indessen weigerte sie sich, einen Arzt kommen zu lassen, und versicherte, daß ihre Unpäßlichkeit nur Ruhe verlange.

Aber seit dem ersten Augenblick des kränklichen Zustandes der Frau von Noirmont war ihre Stimmung nicht mehr dieselbe: sie sprach kaum ein Wort; die Gegenwart ihrer Tochter schien ihr sogar zuweilen lästig zu sein; sie antwortete trocken und nahm ihre Liebkosungen mit Kälte auf. Louisens Dienste hatte sie, seit sie ihr Zimmer hütete, unter dem Vorwand, sie bedürfe ihrer nicht, beständig verweigert.

Die arme Louise war darüber ganz traurig und sagte zu Ernestinen:

„Ihre Frau Mutter weist meine Dienste zurück ... und gestattet nicht, daß ich ihr Zimmer betrete, ach! gnädiges Fräulein, ich fürchte, ihr Mißfallen erregt zu haben ... sie ist vielleicht unwillig, ein Mädchen im Hause zu haben, dessen Eltern man nicht kennt."

Ernestine bemühte sich, sie zu trösten und erwiderte:

„Du irrst Dich ... warum soll denn die Mutter etwas gegen Dich haben ... nein, das Uebelbefinden ist daran Schuld ... ihr Nervenleiden ... macht sie traurig ... und reizbar ... mich selbst stößt sie jetzt, wenn ich sie küsse, zurück ... und küßt mich nicht wieder ... das thut mir auch recht wehe, aber dessen ungeachtet bin ich überzeugt, daß mich die Mutter liebt."

Bei diesen Worten zerfloß das liebe Kind ebenfalls in Thränen, worein auch Louise die ihrigen mischte, denn sie wußte ihr keinen andern Trost zu geben.

Endlich hatte sich Frau von Noirmont entschlossen, ihr Zimmer zu verlassen, und kam in den Salon; das erste Mal, als Louise sie wieder sah, brannte sie vor Begierde, sich nach dem Stande ihrer Gesundheit zu erkundigen, aber sie wagte es nicht; der Blick ihrer Gebieterin schien den ihrigen zu meiden, und sie zeigte nicht mehr das frühere Wohlwollen gegen sie.

Von nun an schalt Frau von Noirmont sie bei der geringsten Veranlassung ärgerlich und unmuthig aus; gab ihr oft in einer Minute zehnerlei widersprechende Befehle; das arme Mädchen verlor den Kopf, wurde ängstlich, wußte nicht mehr, was sie thun sollte, und Ernestine blickte ihre Mutter mit erstaunter, kummervoller Miene an, als sie ihren Schützling so behandelt sah.

Zuweilen aber schien es, als ob eine außerordentliche Veränderung mit dieser sonderbaren Frau vorginge; nachdem sie Louisen rauh und heftig behandelt hatte, und nun das betrübte Antlitz des armen Mädchens sah, so änderten sich ihre Züge, ihre Augen wurden feucht, folgten allen Bewegungen Louisens, und sie rief sie dann mit sanfter, herzlicher . . . sogar zärtlicher Stimme zu sich; das junge Mädchen kehrte alsbald freudig, eifrig zurück . . . aber schon hatte ihre Gebieterin wieder ihre strenge Miene angenommen und gab ihr mit einer Geberde das Zeichen, sich zu entfernen, während sie mit abstoßendem Tone murmelte:

„Was wollen Sie? . . . ich habe Sie nicht gerufen."

So verflossen einige Wochen. Eines Morgens sagte Frau von Noirmont, dem Anscheine nach noch sorgenvoller als gewöhnlich, zu ihrer Tochter, als diese sie zu küssen kam:

„Ich bin entschlossen, Deine Kammerjungfer nicht zu behalten; . . . das junge Mädchen taugt zu gar nichts . . . man muß sie fortschicken . . . und ihr zwei bis drei Monate mehr bezahlen, als man ihr schuldig ist . . . unterrichte sie hievon . . . und veranlasse sie, wieder in ihr Dorf zurückzugehen . . . ich glaube, es war ein großes Unrecht von ihr, in Paris einen Platz zu suchen

nicht mit den Anträgen des Hofmeisters, sie dachte nur an Cherubin, der sie nicht mehr liebte, sich ihrer nicht mehr erinnerte und anderer Liebschaften pflegte; lange schon hatte sie gefürchtet, von ihm vergessen worden zu sein; aber jetzt erst war es ihr zur Gewißheit geworden, und in der Liebe liegt zwischen der Furcht und der Gewißheit eine ungeheure Kluft.

Die Heimkehr der Frau von Noirmont und ihrer Tochter nöthigte Louisen, ihre Thränen zu unterdrücken; sie trocknete eilig ihre Augen und suchte ihre Traurigkeit zu verbergen, denn sie fühlte wohl, daß sie das Geheimniß ihres Herzens nicht verrathen dürfe.

An diesem Tage ging Herr von Noirmont nach dem Mittagessen aus. Ernestine blieb bei ihrer Mutter, an die sie, während ihrer gemeinsamen Arbeit, besonders wenn sie guter Laune war, Alles hinsprach, was ihr gerade in den Sinn kam. Wenn Frau von Noirmont über die Einfälle ihrer Tochter lächelte, so war diese so erfreut, daß sie häufig ihre Arbeit bei Seite warf, um sich an den Hals ihrer Mutter zu hängen, welche sie dann oft zärtlich in ihre Arme schloß.

Louise, der man geläutet hatte, um den Thee zu bestellen, trat in einem dieser Augenblicke ein, wo Ernestine in den Armen ihrer Mutter lag, und das liebenswürdige Kind rief, bei der innigen Liebkosung ihrer Mutter, wonnevoll aus:

„— Siehst Du, Louise, wie glücklich ich bin!... was ich für eine gute Mutter habe!“

Louise stand unbeweglich mitten im Saale; sie war über Ernestinens Glück erfreut, und doch lag in diesem rührenden Bilde, das sie vor Augen hatte, etwas Unnennbares, was ihr wehe that; zwei große Thränen traten in ihre Augen, aber sie kehrte sich schnell um, damit Niemand sie weinen sehe.

Indessen hatte Frau von Noirmont wieder ihre ernste Miene angenommen und Ernestine war auf ihren Platz zurückgekehrt.



Louise beeilte sich, den Thee aufzutragen, und entfernte sich dann, aus Furcht, ihre Traurigkeit merken zu lassen.

Aber trotz aller Mühe, sich zu fassen, weinte Louise noch, als Ernestine in der Nacht vor dem Schlafengehen noch einmal ins Zimmer ihrer Kammerjungfer kam, um sie über Etwas zu befragen.

Als die kleine Ernestine Louisens in Thränen gebadetes Angesicht sah, eilte sie auf sie zu und fragte sie mit dem Ausdrucke der rührendsten Theilnahme:

„Mein Gott! Louise ... Du weinst! ... Was hast Du denn?"

„O! gnädiges Fräulein, vergeben Sie mir ... Ich weiß wohl, daß ich hier, wo Sie so gütig gegen mich sind, nicht weinen sollte! ... aber ich konnte mich dessen nicht erwehren! ..."

„Du hast also irgend einen Grund zur Betrübniß ... Du hättest ohne Veranlassung nicht geweint ... Louise, ich will wissen, warum Du Thränen vergießest."

„Nun denn, Fräulein ... als ich Sie diesen Abend in den Armen Ihrer Frau Mutter sah, als ich das Bild des Glückes, dessen Sie sich erfreuen, vor meinen Augen hatte, fühlte ich das Unglück meiner Lage noch lebhafter ... O! Fräulein, ich sage das nicht aus Neid! ... Ich segne den Himmel, der Ihnen dieses Glück verliehen hat ... aber ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich daran dachte, daß mich meine Mutter nie in ihre Arme geschlossen hat ... daß ich sie nie in meine Arme werde schließen dürfen!"

„— Was sagst Du, arme Louise ... liebt Dich Deine Mutter nicht?"

„— Nicht deßhalb, gnädiges Fräulein ... Aber hören Sie, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, denn ich verstehe nicht zu lügen ... Und sehe auch nicht ein, warum ich ein Geheimniß daraus machen sollte ... Sie werden nicht weniger gütig gegen mich sein, wenn Sie erfahren, daß ich ein armes, von meinen Eltern verlassenes Mädchen bin ..."

„— Wäre es möglich? ... Du hast keine Eltern? ...“

„— Oder kenne sie wenigstens nicht, mein Fräulein.“

Dann erzählte Louise Ernestinen, wie sie als Pflegkind zu Nicollen gekommen sei, und wie gutherzig sich die Landleute ihrer angenommen, sie behalten und gleich ihren eigenen Kindern behandelt hätten, als sie sahen, daß sie von ihrer Mutter verlassen sei.

Ernestine hörte diese Erzählung mit dem lebhaftesten Interesse an. Nachdem Louise geendigt hatte, küßte sie dieselbe zärtlich und sagte zu ihr:

„Meine arme Louise ... Ach! wie wohl hast Du daran gethan, mir dieses zu erzählen. Es ist mir, als ob ich Dich noch mehr liebte, seit ich weiß, daß Dich Deine Eltern verlassen haben ... Und diese gute Nicolle! diese braven Bauersleute! Ach, welch' gute Menschen! ... Morgen will ich Alles meiner Mutter erzählen ... O! ich bin gewiß, es wird auch sie sehr interessiren.“

„— Ach! das ist überflüssig, Fräulein; Frau von Noirmont findet es vielleicht unrecht, daß ich Sie von meinem Kummer unterhielt.“

„— O! ich stehe Dir für das Gegentheil; trotz ihrer ernsten Miene ist die Mutter doch gut, und außerdem gefällst Du ihr sehr. Sie hat mir mehrmals wiederholt, Dein Benehmen sei sehr anständig und gesittet, und in ihrem Munde ist das ein großes Lob! Nun, gute Nacht, Louise, schlafe wohl, und vor allen Dingen weine nicht mehr! ... Hast Du auch keine Eltern, nun wohl! so gibt es hier Leute, die Dich lieben und sich Deiner thätig annehmen werden.“

Ernestine verließ Louisen, um sich zur Ruhe zu begeben, und diese fühlte sich minder beklagenswerth, als sie die Freundschaft sah, die ihre junge Gebieterin für sie an den Tag legte, eine Freundschaft, welche sie mit aufrichtigstem Herzen erwiderte.

Am folgenden Morgen war die Familie Noirmont beim Frühstück versammelt. Ernestine hatte ihre Mutter seit dem gestrigen Tage noch nicht gesehen, weil Kopfschmerzen Frau von Noirmont länger als gewöhnlich im Bette zurückgehalten hatten; aber ihr Vater, der nur selten beim Frühstück erschien, nahm heute gleichfalls Theil daran, und nachdem Ernestine ihre Mutter umarmt hatte, sagte sie mit geheimnißvollem Tone zu ihren Eltern:

„Ich habe euch diesen Morgen etwas sehr Interessantes zu erzählen, und es ist mir lieb, daß der Vater zum Frühstück gekommen ist, damit er es auch hört.“

„Wirklich?“ entgegnete Herr von Noirmont mit einer etwas spöttischen Miene lächelnd, „dem Tone nach, womit Du uns dieses ankündigst, handelt es sich, glaub' ich, in der That um etwas höchst Wichtiges.“

„Allerdings, lieber Vater, ist es etwas sehr Wichtiges! ... O! Du siehst aus, als ob Du über mich spotten wolltest! aber wenn Du weißt, was es ist, wirst Du eben so gerührt sein, wie ich gestern Abend war, als ich unsere arme Louise weinen sah.“

„Wie? es handelt sich von Louisen?“ fragte Frau von Noirmont mit theilnehmender Miene; „ist ihr ein Unglück begegnet? ... Das wäre mir sehr leid, denn dieses junge Mädchen ist ein sehr gutes Geschöpf und scheint unser Wohlwollen zu verdienen.“

„Die Sache ist diese ... hört mich wohl an! ... Louise wollte nicht zugeben, daß ich's euch sage, aber ich bin fest überzeugt, ihr verdammet sie deßhalb nicht, denn es ist nicht ihre Schuld.“

Herr von Noirmont, den diese Umschweife zu langweilen anfingen, sagte ungeduldig:

„Laß hören, meine Tochter, mach' ein Ende und erkläre Dich!“

„— Nun gut, lieber Vater, als Louise gestern Abend, um den Thee zu serviren, in den Salon kam, fand sie mich in der Mutter Armen, wie wir uns gerade küßten ...“

„— Ganz recht, meine Tochter, und dann?"

„— Dann, als ich mich Abends in mein Schlafzimmer begab und ein Nachthalstuch nöthig hatte, welches ich nicht finden konnte, ging ich noch zu Louisen, um sie zu fragen, wo sie es hingethan habe. Dort fand ich Louisen ganz in Thränen; ich sagte zu ihr: Warum weinst Du? Sie antwortete mir mit Schluchzen: Ach! mein Fräulein, weil, als ich Sie diesen Abend in den Armen Ihrer Mutter sah, ich noch lebhafter das Unglück empfand, daß ich niemals von der meinigen umarmt worden und nur ein verlassenes Kind bin."

„Ein verlassenes Kind! ..." murmelte Frau von Noirmont, deren Gesicht plötzlich mit außerordentlicher Blässe überzogen wurde.

„Aber," versetzte Herr von Noirmont, „ich meine doch, Comtois habe uns gesagt, die Eltern dieses jungen Mädchens wohnten in der Umgegend von Paris ... ich erinnere mich gerade nicht mehr, in welchem Dorfe."

„— Ja, mein Vater, man hatte dies zu Comtois gesagt, als man ihm Louisen vorstellte, aber es war eine Lüge, die ihre Freunde für nothwendig erachtet hatten. Louise fand es für besser, die Wahrheit zu sagen."

„— Sie hat Recht, aber rufe Deine Kammerjungfer her, Ernestine, ich will diese ganze Geschichte von ihr selbst hören; sie erregt meine Neugierde. Und Sie, Madame, sind Sie nicht auch begierig, das junge Mädchen zu hören?"

Frau von Noirmont erwiderte einige kaum verständliche Worte; es war, als ob ein geheimes Leiden sie drückte und sie sich Gewalt anthäte, dasselbe zu verbergen.

Ernestine hatte jedoch nicht abgewartet, bis ihr Vater seinen Wunsch wiederholte, sie war davon geeilt, Louisen zu rufen, und diese erschien alsbald vor der versammelten Familie.

Herr von Noirmont betrachtete Louisen mit größerer Theilnahme; Ernestine lächelte ihr freundlich zu; Frau von Noirmont

schlug die Augen nieder und wurde noch blässer. Nach der Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, und der Angst, die sich in ihren Zügen aussprach, hätte man sie für eine Verbrecherin halten können, die ihr Urtheil erwartete.

„Kommen Sie, Louise, treten Sie näher," sagte Herr von Noirmont, dem jungen Kammermädchen winkend; „meine Tochter hat uns erzählt, was Sie ihr gestern Abend mitgetheilt haben ... zittern Sie nicht, mein Kind, wir machen Ihnen keinen Vorwurf, weil Sie uns beim Eintritt in das Haus falsch berichtet haben ..."

„— Ach, gnädiger Herr, nicht ich!" flüsterte Louise.

„— Ja, ich weiß es, die Personen, welche Sie in mein Haus empfohlen haben, hielten diese Lüge für nothwendig; sie hatten Unrecht: man muß immer bei der Wahrheit bleiben. Also kennen Sie Ihre Eltern nicht, armes Mädchen?"

„— Nein, gnädiger Herr."

„— Wo sind Sie erzogen worden?"

„— In Gagny."

„— Gagny ... Ah! das ist's; ich hatte den Namen des Dorfs, den Sie mir beim Eintritt ins Haus gesagt hatten, vergessen ... und wer hat Sie erzogen?"

„— Eine wackere Bäuerin ... Nicolle Frimousset ... Sie säugte damals den Herrn Cherubin von Grandvilain ..."

„— Ah! der junge Marquis von Grandvilain wurde von dieser braven Frau gesäugt?"

„— Ja, gnädiger Herr, das ist mein Milchbruder ... und ... in seiner Kindheit war ich die Genossin seiner Spiele."

„— Ganz gut ... aber daraus geht nicht hervor, wie Sie nach Gagny kamen?"

„— Mein Gott, gnädiger Herr, eine Dame ... meine Mutter ohne Zweifel, brachte mich zu der guten Nicolle und bat sie, mich zu verpflegen; ich war damals ein Jahr alt; man ließ Nicollen

einiges Geld und versprach wieder zu kommen. Nach Verlauf eines Jahres schickte man durch einen Commissionär von Paris wieder einiges Geld, besuchte mich aber nicht, und seitdem hat man sich nie wieder nach mir erkundigt."

„— Wie hieß, wo wohnte diese Dame? ..."

„— Nicolle hatte vergessen, sie darnach zu fragen, denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß man mich verlassen und nicht mehr kommen würde! ... Der Commissionär von Paris kannte die Dame, die ihn beauftragt hatte, nicht, und wußte meiner guten Amme nichts darüber mitzutheilen."

„— Aber fand man bei Ihnen oder an Ihrer Kleidung kein Papier? ... kein Zeichen?"

„— Nichts, gar nichts, gnädiger Herr!"

„— Das ist sehr sonderbar; sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Madame?"

Mit diesen Worten wandte sich Herr von Noirmont an seine Frau, die er während dieser Fragen an Louisen nicht angesehen hatte; Ernestine, die dasselbe that, wie ihr Vater, stieß einen durchdringenden Schrei aus und jammerte:

„O, mein Gott! die Mutter ist ohnmächtig!"

Der Kopf der Frau von Noirmont war auf den Rücken ihres Lehnstuhls zurückgesunken; sie hatte in der That ihre Besinnung verloren, und die Leichenblässe ihres Angesichts verlieh ihrem Zustande etwas Erschreckliches.

Man eilte ihr zu Hülfe; Ernestine war trostlos und umschlang ihre Mutter; Louise theilte ihren Schmerz, verlor den Kopf, wußte nicht, was sie thun sollte, und hörte nicht, was man ihr sagte. Aber Herr von Noirmont, der bei kaltem Blute blieb, rief Comtois, brachte mit dessen Hülfe seine Gattin auf ihr Zimmer und legte sie aufs Bett.

Nach einiger Zeit kam Frau von Noirmont wieder zu sich, aber es lag etwas Finsteres, Unruhiges in ihren Blicken, welches

andeutete, daß die Ursache ihres Uebels noch vorhanden sei; sie richtete langsam ihre Augen auf ihren Gatten und ihre Tochter, und als sie Louisen bemerkte, die etwas ferner stand und die allgemeine Besorgniß zu theilen schien, schloß sie die Augen wieder und ließ ihr Haupt aufs Kissen zurücksinken.

„Mutter, theure Mutter, wie geht es Dir jetzt?“ fragte Ernestine, die Hand ihrer Mutter drückend.

„— Besser, mein Kind, besser; ich fühle mich wohler.“

„Welch' plötzliches Uebelbefinden hat Sie denn ergriffen, Madame?“ sagte Herr von Noirmont mit Theilnahme. „Sie haben uns einen großen Schrecken verursacht.“

„— Ich weiß es nicht, mein Herr ... Ich fühlte mich mit einem Male beengt ... ein kalter Schweiß bedeckte mich ... und ich verlor die Besinnung ...“

„Du warst diesen Morgen schon unwohl, Du hattest Kopfschmerzen,“ sagte Ernestine.

„Ja, in der That,“ rief Frau von Noirmont lebhaft aus. „Schon diesen Morgen war ich leidend ... und das ist ohne Zweifel der Grund davon.“

„Und dann wird Dich die Geschichte Louisens angegriffen, Dir das Herz schwer gemacht haben ... Das hat Dein Uebel verschlimmert.“

„— Soll man einen Arzt rufen lassen, Madame?“

„— Nein, mein Herr, es ist überflüssig, ich bedarf nur der Ruhe ... des Friedens ... des Schlafs vielleicht.“

„— Dann wollen wir Sie verlassen.“

„— Aber ich werde ganz in der Nähe bleiben, und beim geringsten Geräusch herbeieilen,“ sagte Ernestine.

Frau von Noirmont schien das Alleinsein sehnlichst zu wünschen. Alle entfernten sich. Ernestine, noch ganz von dem Anblicke ihrer ohnmächtigen Mutter ergriffen, und Louise, höchst

traurig, weil sie fürchtete, die Geschichte ihres Unglücks habe ihre Gebieterin zu sehr gerührt.

Frau von Noirmont brachte den Rest des Tages in ihrem Zimmer zu, sie blieb im Bette und verlangte besonders, ungestört zu sein.

Der folgende Tag verging auf dieselbe Weise, und sie hütete mehrere Tage das Bett.

Indessen weigerte sie sich, einen Arzt kommen zu lassen, und versicherte, daß ihre Unpäßlichkeit nur Ruhe verlange.

Aber seit dem ersten Augenblick des kränklichen Zustandes der Frau von Noirmont war ihre Stimmung nicht mehr dieselbe; sie sprach kaum ein Wort; die Gegenwart ihrer Tochter schien ihr sogar zuweilen lästig zu sein; sie antwortete trocken und nahm ihre Liebkosungen mit Kälte auf. Louisens Dienste hatte sie, seit sie ihr Zimmer hütete, unter dem Vorwand, sie bedürfe ihrer nicht, beständig verweigert.

Die arme Louise war darüber ganz traurig und sagte zu Ernestinen:

„Ihre Frau Mutter weist meine Dienste zurück ... und gestattet nicht, daß ich ihr Zimmer betrete, ach! gnädiges Fräulein, ich fürchte, ihr Mißfallen erregt zu haben ... sie ist vielleicht unwillig, ein Mädchen im Hause zu haben, dessen Eltern man nicht kennt."

Ernestine bemühte sich, sie zu trösten und erwiderte:

„Du irrst Dich ... warum soll denn die Mutter etwas gegen Dich haben ... nein, das Uebelbefinden ist daran Schuld ... ihr Nervenleiden ... macht sie traurig ... und reizbar ... mich selbst stößt sie jetzt, wenn ich sie küsse, zurück ... und küßt mich nicht wieder ... das thut mir auch recht wehe, aber dessen ungeachtet bin ich überzeugt, daß mich die Mutter liebt."

Bei diesen Worten zerfloß das liebe Kind ebenfalls in Thränen, worein auch Louise die ihrigen mischte, denn sie wußte ihr keinen andern Trost zu geben.

Endlich hatte sich Frau von Noirmont entschlossen, ihr Zimmer zu verlassen, und kam in den Salon; das erste Mal, als Louise sie wieder sah, brannte sie vor Begierde, sich nach dem Stande ihrer Gesundheit zu erkundigen, aber sie wagte es nicht; der Blick ihrer Gebieterin schien den ihrigen zu meiden, und sie zeigte nicht mehr das frühere Wohlwollen gegen sie.

Von nun an schalt Frau von Noirmont sie bei der geringsten Veranlassung ärgerlich und unmuthig aus; gab ihr oft in einer Minute zehnerlei widersprechende Befehle; das arme Mädchen verlor den Kopf, wurde ängstlich, wußte nicht mehr, was sie thun sollte, und Ernestine blickte ihre Mutter mit erstaunter, kummervoller Miene an, als sie ihren Schützling so behandelt sah.

Zuweilen aber schien es, als ob eine außerordentliche Veränderung mit dieser sonderbaren Frau vorginge; nachdem sie Louisen rauh und heftig behandelt hatte, und nun das betrübte Antlitz des armen Mädchens sah, so änderten sich ihre Züge, ihre Augen wurden feucht, folgten allen Bewegungen Louisens, und sie rief sie dann mit sanfter, herzlicher . . . sogar zärtlicher Stimme zu sich; das junge Mädchen kehrte alsbald freudig, eifrig zurück . . . aber schon hatte ihre Gebieterin wieder ihre strenge Miene angenommen und gab ihr mit einer Geberde das Zeichen, sich zu entfernen, während sie mit abstoßendem Tone murmelte:

„Was wollen Sie? . . . ich habe Sie nicht gerufen."

So verflossen einige Wochen. Eines Morgens sagte Frau von Noirmont, dem Anscheine nach noch sorgenvoller als gewöhnlich, zu ihrer Tochter, als diese sie zu küssen kam:

„Ich bin entschlossen, Deine Kammerjungfer nicht zu behalten; . . . das junge Mädchen taugt zu gar nichts . . . man muß sie fortschicken . . . und ihr zwei bis drei Monate mehr bezahlen, als man ihr schuldig ist . . . unterrichte sie hievon . . . und veranlasse sie, wieder in ihr Dorf zurückzugehen . . . ich glaube, es war ein großes Unrecht von ihr, in Paris einen Platz zu suchen

... gib Dir keine vergebliche Mühe, mich von meinem Entschluß abzubringen, er steht fest."

Ernestine war trostlos, sie liebte Louisen zärtlich, und es hätte ihr einen wirklichen Kummer verursacht, sie entlassen zu müssen; aber ihre Mutter hatte sich in einem so ernsten, so bestimmten Tone ausgedrückt, daß die arme Kleine keine Antwort wagte, sondern schwieg, seufzend die Augen niederschlug und sich entfernte, um den traurigen Auftrag zu erfüllen, den die Mutter ihr ertheilt hatte.

Beim Weggehen aus ihrer Mutter Zimmer begegnete Ernestine Herrn von Noirmont, der auf sie zukam und sie beim Anblick ihrer gramvollen Miene, indem er sie küßte, fragte:

„Was hast Du denn, liebe Tochter ... man könnte glauben, Du habest geweint?"

„— O! es ist nichts, lieber Vater ..."

„— Ernestine, Du weißt, daß ich weder Ausflüchte noch Geheimnisse leiden kann, sag' mir auf der Stelle, was Dich diesen Morgen so traurig macht!"

„— Wohlan ... lieber Papa, die Mutter will Louisen fortschicken ... die arme Louise, unser Kammermädchen ... die ich so lieb habe, und die so sanft ist ... aber die Mutter liebt sie nicht mehr ... sie behauptet, Louise tauge zu gar nichts ... und doch arbeitet sie so gut wie sonst und näht wie ein Engel; ... da es aber die Mutter haben will, so werde ich sie davon unterrichten ..."

„— Gehe nicht zu ihr, liebes Kind, es ist unnöthig, Louise bleibt im Hause."

„— Aber, lieber Papa, da die Mutter gesagt hat ..."

„— Aber ich sage Dir das Gegentheil und bin allein Herr hier."

Ernestine schwieg, denn ihr Vater hatte eine strenge Miene angenommen, die bei ihm einen unabänderlichen Entschluß an-

zeigte. Dann begab sich Herr von Noirmont zu seiner Gemahlin und sprach in kaltem, aber imponirendem Tone zu ihr:

„Madame, Sie sind sehr launenhaft, man bemerkt dies daran, wie Sie zuweilen Ihre Tochter behandeln, aber Sie dehnen Ihre üble Stimmung bis auf arme Dienstboten aus, und das kann ich nicht zugeben. Die junge Louise, die als Ernestinens Kammermädchen in unsere Dienste trat, ist rechtschaffen und klug, und ihr Benehmen so tadellos wie ihre Sitten; ich halte es für schwierig, wieder eine ähnliche zu finden, und Sie wollen sie fortschicken, Madame? ... Sie wollen, daß ich eine brave Person aus dem Hause jage, weil sie Ihnen ohne allen Grund nicht mehr gefällt; ... weil Sie Ihrer phantastischen Laune wegen schlimmer als jemals zu bedienen sind! Nein, Madame, das darf nicht geschehen; die Gerechtigkeit geht mir über Alles! ... und dieses junge Mädchen bleibt im Hause, weil es eine Ungerechtigkeit wäre, sie fortzuschicken!“

Frau von Noirmont erwiderte kein Wort; sie beugte das Haupt und schien niedergeschmettert.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der polnische Liebeshandel.

Cherubin hatte Darena acht Tage nicht gesehen; er wurde ungeduldig, mißmuthig und fürchtete, sein Liebeshandel mit der schönen Polin möchte ganz vereitelt worden sein; wie dies nun immer der Fall ist, so nahm auch seine Liebe in dem Maße zu, als er fürchtete, nicht zum Besitze des Gegenstandes seiner Neigung gelangen zu können; aber just, um ihn zu dieser Höhe der Leidenschaft zu steigern, war Darena, ein Kenner des menschlichen Herzens, so lange von ihm weggeblieben.

Endlich stellte sich Darena eines Morgens äußerst geschäftig,

athemlos, wie ein Mann, der, ohne anzuhalten, zwölf Wegstunden durchgaloppirt hat, im Hôtel ein. Er schob den alten Jasmin, der ihm entgegnete, er wisse nicht, ob der Herr schon zu sprechen sei, da er noch nicht aufgestanden, auf die Seite, und warf ihn fast über den Haufen.

„Auf oder im Bette, darum schere ich mich nichts, für mich ist er immer zu sprechen!“ schrie Darena mit barschem Ton. „Lernt die Leute kennen, alter Esel von Kammerdiener, aus deren Besuch sich Euer Herr jederzeit eine Ehre macht!“

Mit diesen Worten drang Darena hastig in das Schlafgemach des jungen Marquis, ließ Jasmin sich an die Wand anklammern und mit zornerstickter Stimme brummen:

„Alter Esel! ... Er nannte mich einen alten Esel! ... das ist unverschämt. Nie haben mir die Grandvilains, Vater und Sohn, diesen Namen beigelegt! ... Er ist freilich kein Esel ... aber wie ich fürchte, sonst ein sehr schlechtes Thier.“

Darena trat an Cherubins Bett, schob die Umhänge zurück, und rief ihm zu:

„Auf Jokonde! auf Lovelace ... Richelieu, Rochester! Endlich ist der Augenblick des Sieges gekommen! Tod und Teufel! ich darf sagen, lieber Freund, daß ich mich's Ihretwegen habe Mühe kosten lassen! ... uf! ich kann nicht mehr!“

Damit warf sich Darena auf ein Ruhebett und wischte sich das Gesicht mit seinem Taschentuche ab.

„Aber was ist denn seit acht langen Tagen mit Ihnen vorgegangen, daß ich Sie nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekam und nicht wußte, was ich von Ihrem Stillschweigen zu halten hatte?“ fragte Cherubin, seinen Freund anblickend; „ich glaubte, Sie hätten mich vergessen!“

„— Ha! so sind die Menschen! ... die jungen Leute wenigstens! Wenn die Sachen nicht im Augenblick geschehen, glauben sie gleich, man habe sie vergessen. Bin ich der Mann, der seine Freunde

vergißt? bin ich Ihnen nicht mit Leib und Seele ergeben? Wenn Sie seit acht Tagen keine Nachrichten von mir empfingen, so rührt es daher, weil ich Ihnen nichts Neues zu sagen wußte: aber ich lauerte, wartete und erspähte den Augenblick, um zu handeln. Endlich ist er gekommen, ich habe gehandelt, und die schöne Globeska ist in unserer Gewalt."

„— Wär's möglich? Ach, mein lieber Darena, erzählen Sie mir doch, wie Sie's gemacht haben?"

„— O! zum Kuckuk! auf meine gewöhnliche Weise: ich habe Gold ausgestreut! Ich kenne nur dieses einzige Mittel, das hilft aber immer. Ziehen Sie sich an, und während dessen will ich Ihnen die ganze Begebenheit erzählen; aber rufen Sie keinem Kammerdiener .... denn Sie begreifen wohl, daß ich so etwas nicht vor Zeugen sprechen kann ... Ich habe mich ohnehin schon gehörig compromittirt ... aber ich schere mich den Teufel darum!"

Cherubin stand auf, kleidete sich an und sagte zu Darena: „Sprechen Sie, ich höre, ich verliere kein Wort."

„— Sie wissen, daß die schöne Polin mit ihrem Manne ein Hôtel garni im Marais bewohnte; ich bestellte Ihr Liebesbriefchen mittelst Bestechung einer Kammerjungfer und zweier Portiers; die Gräfin Globeska ließ erwidern, daß sie wahnsinnig in Sie verliebt sei und nur auf die Befreiung von ihrem Tyrannen harre. Das war Alles ganz in Ordnung. Wie sollte man aber eine junge Frau einem Manne entführen, der so wenig als ihr Schatten von ihr wich? ... das war schwierig. Sieben Tage vergingen auf diese Weise; Herr von Globeski hatte seine Frau nicht einen Augenblick verlassen. Endlich erfuhr ich gestern von einem Portier (immer wieder durch die Macht des Goldes!), daß der polnische Graf entschlossen sei, Paris zu verlassen und mit seiner Frau nach Norwegen zu reisen; Sie werden einsehen, daß, wenn wir Ihre Eroberung hätten bis Norwegen verfolgen müssen, dies

uns etwas weit geführt hätte. Daher faßte ich schnell einen Entschluß und dachte bei mir: „Er soll sie nicht mitnehmen.“ Ich erfuhr (abermals durch Ausstreuen von Gold), daß die Postchaise gegen acht Uhr Abends unsere Polen an ihrem Hôtel abholen werde; ich lange etwas vor dieser Zeit an! die Chaise kommt, hält vor dem Hôtel, ich gehe dem Postillon leise entgegen, nehme ihn bei Seite und sage zu ihm: „Ich bete das Frauenzimmer an, welches Ihr fortführen wollt... Ich werde Euch mit zwei Freunden, bis auf eine oder zwei Stunden von Paris, in einen von der Straße abgelegenen Ort nachfolgen; wir thun, als ob wir Euch angriffen, schießen einige nur blind geladene Pistolen ab, Ihr haltet, wir reißen die Chaise auf, nehmen die junge Dame heraus, und dann fahrt Ihr in gestrecktem Galopp mit dem alten Herrn davon. Wenn er Euch zuschreit, Ihr sollet halten, so höret nicht auf ihn, bis Ihr mindestens zwei volle Stunden davongaloppirt seid.“ Sie können sich vorstellen, mein lieber Cherubin, daß, wenn man einem Postillon einen solchen Vorschlag zu machen wagt, man solchen mit gewichtigen Gründen begleiten muß; ich überreichte ihm eine Tausendfrankenbanknote; er drehte mir den Rücken und sagte: „Wofür halten Sie mich?“ Ich fügte noch fünfhundert Franken hinzu... er sagte mir, die Sache sei sehr kitzelig! Da legte ich noch einmal fünfhundert Franken darauf... Nun willigte er in Alles. So muß man es in Paris machen. Ich wählte zwei Bursche aus, auf die ich zählen konnte... mittelst fünfhundert Franken per Mann. Auch eine Postchaise hatte ich gemiethet. Als der Graf Globeski mit seiner Frau abreiste, folgten wir ihm... und ungefähr zwei Stunden von hier, zwischen Sèvres und Chaville, an einem Orte, wo nichts als Melonen wachsen, schossen wir unsere Pistolen los. Der bestochene Postillon hielt an. Es war stockfinstere Nacht; Alles ging, wie ich vorausgesehen hatte, vorüber. Wir entführten die junge

Frau ... Der alte Pole vertheidigte sie wie ein wilder Teufel ... er brachte sogar im Kampfe einem meiner Leute einen leichten Dolchstich bei, was mich nöthigte, ihm ein weiteres Geschenk von hundert Thalern zu machen. Endlich haben wir die göttliche Globeska entführt, und ich dieselbe in die zu diesem Zwecke gemiethete Wohnung gebracht, wo sie die Nacht verblieb, und Sie jetzt erwartet."

„Ach! mein lieber Darena! ... welche Ereignisse ... mein Gott, eine Frau ihrem Gatten mit bewaffneter Hand entreißen ... wenn man das wüßte ... ist das nicht ein Verbrechen?"

„— Pah!... Sie werden sich doch jetzt nicht mit Gewissenszweifeln befassen!... außerdem gab es kein anderes Mittel, und wenn am Ende Jemand in der Sache bloßgestellt ist, so bin ich's allein ... aber meine Freundschaft bietet den Gefahren Trotz!"

„— Und wo haben Sie die schöne Polin hingebracht?"

„— In ein kleines, einzeln stehendes Haus, welches ich nahe bei der Barrière de la Chopinette gemiethet habe ... ich konnte kein besseres finden... außerdem habe ich gedacht, daß es Ihnen zu viele Umstände machen würde, aufs Land weit von Paris zu gehen ... Das für Sie gemiethete Häuschen steht an einem Orte, wo sehr wenig Leute vorbeikommen ... die Aussicht ist zwar nicht sehr freundlich, aber was liegt daran? Sie werden sich nicht mit einem Frauenzimmer einschließen, um Leute vom Fenster aus vorbeigehen zu sehen... gefällt es Einem nicht überall, wenn man bei dem Gegenstand seiner Liebe ist?"

„— O! ja gewiß, aber in welchem Quartier ist die Barrière de la Chopinette?"

„— Im Poudrette-Quartier, in der Nähe der einsamen Spaziergänge, Ménilmontant zu. Uebrigens wird uns ein Fiaker hinführen. Vorwärts, mein Lieber, denken Sie daran, daß Sie von Ihrer Schönen erwartet werden; ich habe dem Portier das

Hauses den Auftrag gegeben, ein Essen, so gut und saftig, als man es in diesem Quartier haben kann, deßgleichen vortreffliche Weine bringen zu lassen ... beeilen Sie sich, Ihren Anzug zu vollenden, putzen Sie sich, parfümiren Sie sich ..."

„— Mich parfümiren! ... nein, ich werde mich wohl hüten ... die Wohlgerüche bekommen mir nicht gut."

„— Wie Sie wollen, aber ... werfen Sie sich in Galla ... glücklicher Cherubin ... denn Sie gelangen in den Besitz einer der schönsten Frauen, die ich jemals gesehen habe; und dann ist ihr polnischer Accent so verführerisch!"

„— Und sie liebt mich, sie hat's gestanden?"

„— Beim Kuckuk, wie oft muß man Ihnen das sagen, überdies scheint es mir ihr Betragen gehörig zu beweisen."

„— Hat sie nicht darüber geweint, daß sie entführt wurde?"

„— Geweint! ... sie hat gewalzt ... sie scheint ganz vernarrt in den Walzer. A propos! ich brauche es Ihnen wohl nicht zu sagen, daß die mir übergebenen Gelder verausgabt sind ... Der Postillon, die bezahlten Bursche ... die Kutsche, das gemiethete Haus .... alle die bestochenen Leute ... Ich bin im Gegentheil noch mit fünfzehnhundert Franken im Vorschuß."

„— Fünfzehnhundert Franken?" sagte Cherubin, zu seinem Schreibtisch tretend, „Sapperment! die Entführung einer Frau kommt theuer zu stehen!"

„— Ach! wem sagen Sie das! mir, der ich vielleicht hundert in meinem Leben entführt habe! damit habe ich ja einen Theil meines Vermögens verschleudert, aber es ist auch ein fürstliches Vergnügen, welches sich nicht Jedermann erlauben darf."

Cherubin überreichte Darena die verlangte Summe und sagte zu ihm: „Ich bin bereit."

„— Ganz gut, lassen Sie einen Miethwagen holen, denn Sie begreifen, daß man mit Ihrem Tilbury und Ihrem Jockey nicht in das kleine Haus fahren kann... man muß seine Dienst-

beten nie mit einem so geheimnißvollen Liebeshandel bekannt machen; dieser Menschenschlag ist zu klatschsüchtig."

„— Sie haben Recht. Holla! . . . Jasmin!"

Der alte Diener erschien, machte ein langes Gesicht und warf zornige Blicke auf Darena; Cherubin befahl ihm, einen Fiaker zu holen.

„Der gnädige Herr nimmt also sein Cabriolet nicht?" brummte Jasmin mit Erstaunen.

„Wahrscheinlich!" rief Darena über Jasmin's Miene lachend aus, „da Euer Herr einen Fiaker verlangt, so geschieht es, weil er sein Cabriolet nicht nehmen will, vorwärts, alter Scherben... beeilt Euch, wenn's möglich ist."

„— Alter Scherben! . . ." murrte Jasmin, sich entfernend, vor sich hin . . . „noch eine Grobheit, und ich soll den Esel und den Scherben nur so hinunterschlucken! . . . ich fürchte sehr, daß dieser schlechte Kerl meinen jungen Herrn verdirbt . . . ich möchte wissen, warum er ihn veranlaßt, einen Fiaker zu nehmen, da er doch ein Tilbury und ein Cabriolet hat."

Indessen besorgte Jasmin den ihm ertheilten Auftrag, und der Fiaker wartete; Cherubin ging mit Darena hinab, und sie stiegen beide in den Wagen, den der alte Diener mit keineswegs befriedigter Miene wegfahren sah.

Darena ertheilte dem Kutscher die Weisung, wo er sie hinführen sollte; man hielt nach einer ziemlich langen Fahrt vor einem elend aussehenden Hause, das außerhalb der Barrière de la Chopinette auf den äußern Boulevards lag.

„Hier ist es," sagte Darena, aus dem Wagen springend. Cherubin betrachtete das Haus, welches nur ein Stockwerk und zwei Fenster im Erdgeschosse hatte, und rief aus:

„Dieses Haus ist eben nicht elegant!"

„Das Innere ist sehr reinlich," entgegnete Darena. „Die Hauptsache ist seine Abgelegenheit; denn da müßte es mit dem

Teufel zugehen, wenn Sie der Ehemann hier ausfindig machte! Mein lieber Freund, bei der Entführung einer Frau muß man sehr vorsichtig sein; und überhaupt, was kümmert Sie das Haus? ... der Frau wegen kommen Sie hierher ... ich würde mir mit dem Gegenstand meiner Liebe in einer Schäferhütte gefallen haben; ich will läuten, schicken Sie den Wagen fort."

Cherubin bezahlte eilig den Kutscher, dieser stieg auf seinen Bock und fuhr davon.

Darena zog an einem Eisendraht, der neben dem Halbthore angebracht war, das zum Eingang ins Haus diente. Ein kleiner, dreizehnjähriger, frech aussehender Junge, dessen unverschämtes, gemeines Wesen ganz zu seinem höchst unsaubern Anzug paßte, zeigte sich, die Mütze auf dem Kopfe, mit offener Blouse und schmutzigen Händen, er warf einen Blick des Einverständnisses auf Darena, der in ihm den kleinen Bruno erkannte, denselben Taugenichts, aus dem Herr Poterne einen Affen hatte machen wollen, und der seinerseits den Einfall gehabt hatte, sich das Fell anzueignen, das ihm beim Studium seiner Rolle diente. Später traf Poterne Bruno, der unterdessen seine Hülle verwerthet und aufgezehrt hatte, wieder an; der Geschäftsführer erlaubte sich zuvörderst, dem Straßenjungen einige Ohrfeigen zu appliciren, dann verzieh er ihm und nahm sich, hingerissen von den glücklichen Anlagen zur Spitzbuberei, die der kleine Bruno an den Tag legte, vor, ihn eintretenden Falls wieder zu verwenden. Bei der zum Betruge Cherubins eingeleiteten Intrigue mußte man eine verständige, sichere, zuverlässige Person in das gemiethete Haus thun; Poterne erinnerte sich sogleich des Straßenjungen, den er nicht theuer bezahlen mußte, und welcher alle zu ihren Planen erforderlichen Eigenschaften hatte.

„Ah! da ist der Sohn des Portiers," sagte Darena, mit einem Blick auf Bruno, während er Cherubin in eine Art Haus-

Flur treten ließ, welche zur Treppe führte. „Ist Dein Vater abwesend, Kleiner?"

„— Ja, mein Herr, er war genöthigt, zehn Stunden weit zu meiner Tante zu gehen, die sehr krank ist."

„— Und Du hütest das Haus?"

„— Ja, mein Herr!"

„— Ist für die Dame, die hier über Nacht war, auch gehörig gesorgt worden?"

„— O ja, mein Herr ... seien Sie ganz beruhigt, dieser Dame ging nicht das Geringste ab; sie ist oben ... zwar, weil sie ganz allein ist, sagt sie, es fange an, ihr langweilig zu werden."

„— Geduld... dieser Herr hier wird ihr Gesellschaft leisten. Und das Frühstück, ist es bestellt worden?"

„— Ja, mein Herr ... o! es wird ausgezeichnet sein ... ich war selbst bei dem Traiteur ..."

„— Dieser kleine Schelm ist sehr verständig!" sagte Darena, sich gegen Cherubin wendend, „ich empfehle Ihnen denselben, wenn Sie Etwas nöthig haben sollten. Nun, mein lieber Freund, da Sie in der Nähe Ihrer Schönen sind, will ich Sie verlassen."

„Wie ... Sie verlassen mich?" rief Cherubin beinahe ärgerlich aus.

„— Aber es scheint mir, ich habe hier nichts mehr zu thun!... das Uebrige sei Ihre Sache ... Sie werden mit einer kleinen, verführerischen Fremden, die wahnsinnig in Sie verliebt ist, unter vier Augen speisen ... wäre da ein Dritter nicht zu viel?"

„— Ach! ja, allerdings ... ja ... nun also — auf Wiedersehen!"

„— Auf Wiedersehen, mein lieber Marquis, möge Sie die Liebe mit ihren süßesten Freuden krönen! ..."

Darena lächelte beinahe höhnisch, als er Cherubins Hand drückte, dann warf er noch einen Blick auf Bruno und verließ das Haus, die Thüre hinter sich schließend.

Cherubin fühlte sich ganz ergriffen, als er sich in diesem unbekannten Hause, inmitten eines ihm ganz fremden Stadtviertels allein neben dem kleinen Jungen befand, der ihn mit einer possenhaften Miene anblickte, während er Nüsse knackte, die er unter seiner Blouse hervorlangte.

Die Hausflur hatte zwei Thüren, welche beide offen standen und dem Auge den Anblick zweier Zimmer darboten, wovon das eine statt aller Möbeln einige schlechte Tische, das andere einen Tisch, einen Ofen und ein abscheuliches Lager enthielt; die auf das Boulevard gehenden Fenster waren mit eisernen Stangen vergittert und hatten keine Vorhänge.

Cherubin dachte, als er dies Alles übersah, bei sich, daß Darena zur Meublirung dieses Hause's nicht viel Geld ausgegeben haben müsse; dann wandte er sich an Bruno, welcher bald mit den Zähnen, bald mit den Füßen seine Nüsse zu knacken fortfuhr, und von Zeit zu Zeit eine Melodie dazu summte, von der man nichts verstand als: la la, la la, tra la, la la! . . .

„— Wo sind die Zimmer der Frau Gräfin?“

„— Wessen?“ entgegnete der frühere Wichser, mit unverschämter Miene den Kopf in die Höhe richtend.

„— Ich frage Dich, wo die Zimmer der jungen Dame sind, die seit gestern hier wohnt?“

Der kleine Junge fuhr mit der Zungenspitze gegen eine seiner Wangen, die Manier der Straßenjungen, wenn sie Jemand anlügen wollen, und versetzte dann:

„Ach! ja, die junge, fremde Dame, die entführt wurde . . . und hier geschlafen hat . . . la la, la la, tra la, la la! . . . sie ist oben, im ersten Stocke, in den schönsten Zimmern des Hauses . . . wo sie seufzt und sich langweilt . . . la la, trala, la la!“

Cherubin verlangte nichts weiter, stieg die Treppe hinauf und hielt vor einer Thüre, in welcher der Schlüssel steckte. Sein Herz

schlug mächtig bei dem Gedanken, sich dieser schönen Polin gegenüber zu sehen, die so bereitwillig ihren Gemahl verlassen hatte, um ihm zu folgen; aber er erinnerte sich, wie schön sie ihm vorgekommen war, und er faßte den Entschluß, anzuklopfen:

Eine Stimme schrie ihm zu:

„Nur herein! der Schlüssel steckt jo in der Thür."

Cherubin erkannte Frau von Globeska's Accent; er machte die Thüre auf und befand sich der jungen Frau gegenüber.

Chichette Chichemann trug einen sehr einfachen Anzug, den man aber durch einige Spitzen, Blumen und sonstige Verzierungen zu heben versucht hatte, was jedoch bei einem Kenner die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hätte. Aber Cherubin war in dieser Beziehung noch nicht sehr erfahren, überdies bekümmert sich ein Verliebter nicht um solche Kleinigkeiten; er achtete nur auf das hübsche Angesicht Chichetten's, welche dasselbe grüne Sammet-Barett wie im Cirkus auf dem Kopf hatte und ihm beim Eintritt anmuthig zulächelte, indem sie ausrief:

„Ach! Sie sin do! Des isch ober schön ... denn hier wor ich ganz allän und hob mich erschrecklich gelangweilt!"

Durch diesen Empfang ermuthigt, setzte sich Cherubin neben die junge Frau und sagte in zärtlichem Tone zu ihr:

„Ach! Madame, Sie verzeihen mir also, was ich im Uebermaß meiner Liebe zu unternehmen gewagt? Sie haben also darein gewilligt, sich meiner Ehre anzuvertrauen ... und den zu fliehen ... der ... kurz, den Herrn, der mir so häßlich vorkam, und der sicher nicht würdig ist ... Sie ... Sie ..."

Cherubin, der nie so viel auf einmal gesprochen hatte, hielt inne und wußte nicht mehr, wie er fortfahren sollte, aber Chichette ließ ihm keine Zeit und fiel ihm schnell in die Rede:

„Jo! jo!... ich bin meim Tyranna entfloha ... ober redda mer vok was Anderem!"

Sie will nichts mehr von ihrem Gatten hören, dachte Cheru-

bin, sie will von etwas Anderem unterhalten sein... von meiner Liebe, ohne Zweifel ... sie ist reizend.

„Also," begann der junge Verliebte, „bereuen Sie es nicht, Ihr Glück in meine Hände gelegt zu haben ... und nun hier... von den Ihrigen entfernt zu sein?"

„Jo freili bin i von dem Meinige entfärnt und dos thut mir schon läd!... ober ich hoff ihn eines Tages wiederzusähe ... Redda mer von wos Anderem."

„— Ach! wie liebenswürdig, wie schön sind Sie, Madame ... wenn Sie wüßten, wie sehr ich ... ich ... Sie liebe."

Es bedurfte eines großen Aufwands von Muth von Seiten Cherubins, um diese Worte auszusprechen, und er wagte es nicht, die junge Frau anzublicken, da er fürchtete, sie möchte diese Erklärung etwas zu ungestüm finden; aber Fräulein Chichette, weit entfernt, sich beleidigt zu finden, fing ziemlich einfältig zu lachen an und erwiderte:

„Jo! jo! ich wäß wohl... ha! he! das isch lustig, sich zu lieba ... Sie hoba auch sehr hübsche Auga ... ha! ha!... ich will recht mit Ihna lache ..."

Und die angebliche Polin, welche in der That sehr zum Lachen aufgelegt schien und wunderhübsche Zähne zeigte, blickte den jungen Mann auf eigene Art an und sagte nicht mehr: „redde mer von etwas Anderem!" Cherubin fühlte einen Augenblick Lust, seine Eroberung, die ihm beinahe ihre frischen und rosigen Wangen hinbot, zu küssen; allein er begnügte sich damit, ihre Hand zu ergreifen, die er auf sein Herz legte, wo er sie heftig drückte.

Chichette, der es vielleicht langweilig wurde, ihre Hand fortwährend auf Cherubins Herz drücken zu lassen, sagte abermals mit Lachen: „Wie Ihr Ding Tik tak macht! s'isch wie 'n große Uhr."

„— Ach, Madame, das ist die Bewegung, das Vergnügen ... die ..."

„— Wolla wir nicht frühstücka?“ rief plötzlich Chichette aus, „ich habe Hunger . . . mein Bauch knurrt . . .“

Diese Worte führten Cherubin auf minder romantische Gedanken zurück, er eilte auf die Thüre zu und rief:

„— He, he, Kleiner? . . . wie steht's mit dem Frühstück?“

„— Hier, mein Herr, sogleich . . . ganz warm noch!“ entgegnete Bruno, „so eben bringt es der Gastwirth.“

In der That kam alsbald ein Kellner mit dem kleinen Portier die Treppe herauf, deckte einen Tisch und legte zwei Couverts darauf. Man brachte einen mit Flaschen angefüllten Korb, welche Siegel von allen Farben hatten. Man stellte frisch aufgemachte Austern auf den Tisch, und mehrere bedeckte Schüsseln auf ein nahestehendes Möbel. Als die sogenannte polnische Gräfin die Austern sah, überließ sie sich ganz ungebildeten Aeußerungen der Freude, hüpfte im Zimmer umher und rief aus:

„— Ach! Austern! . . . Ich hob die Austern so gärn . . . für Austern ließ' ich mir den Hintern vollschlaga!“

Cherubin war höchst erstaunt, Frau von Globeska sich auf diese Weise ausdrücken zu hören, er schrieb es aber ihrer Unkenntniß der französischen Sprache zu.

Der Kellner war zu sehr an eine solche Sprache gewöhnt, als daß er darüber erstaunt wäre, und der kleine Bruno beschränkte sich darauf, seine Backen aufzublasen und zu brummen: „Schönen Dank! wenn's noch ein paar Mal so kommt, so ist der Spaß verdorben!“

Das Frühstück war aufgetragen. Der Kellner entfernte sich mit dem Jungen, und beide machten sorgfältig hinter sich die Thüre zu. Fräulein Chichette wartete nicht, bis sie Cherubin zu Tische führte, sondern setzte sich, alle ihr gegebenen Vorschriften, sich als anständige Dame zu benehmen, vergessend, vor eines der Gedecke und rief aus:

„Wir wolla essa! wir wolla essa! O! Austern! dos isch herrlich!“

„Sie scheint sehr hungrig!“ dachte Cherubin, sich gleichfalls bei Tische niederlassend. Er präsentirte der jungen Frau eilig von den Austern, sie wartete aber nicht so lange, bis er sie ihr auswählte, sondern ließ sie mit bewunderswürdiger Schnelligkeit verschwinden, dann reichte sie ihm ihr Glas und sagte:

„Wise Win, wänns Ihna gefällig wär . . . ich hob auch di wise Win gor gärn!“

Cherubin schenkte ihr weißen Wein ein, den man mit einem langen Stöpsel versehen hatte, um ihm das Aussehen von Sauterne zu geben, der aber ohne Austern nicht trinkbar gewesen wäre. Ueberhaupt fand der junge Mann, daß sie sehr schlecht bedient waren; die Teller waren von gewöhnlichem Steingut, die Bestecke hatten keinen Silber-Klang und das Tischzeug war grob. Auch der Wein schien ihm, trotz seinen goldenen Siegels, höchst mittelmäßig; aber seine Eroberung fand ihn vortrefflich, sie verschlang Austern, leerte ihr Glas, nahm wieder Austern und verlangte wieder zu trinken, und das Alles ohne die mindeste Unterbrechung. Cherubin war außer Stand, ihr nachzukommen; erst als keine Austern mehr auf dem Tische waren, entschloß sich Madame Chichette, eine kleine Pause zu machen.

„— Ich will den kleinen Portier rufen, daß er diese Sachen wegschafft,“ begann Cherubin.

„— Nä, nä! ich kann sie schon selbst wegschaffa!“ entgegnete Chichette, die aufstand, und in einem Nu Teller und Schalen vom Tische weggeräumt und zwei der zugedeckten Platten aufgestellt hatte. Der junge Mann widersprach vergeblich, daß sich seine Dame solche Mühe mache, sie hörte nicht auf ihn und nahm erst, nachdem Alles beendigt war, wieder ihren Platz ein.

„Mein Gott! Frau Gräfin! wie leid thut es mir, daß Sie sich diese Mühe machen,“ sagte Cherubin, „aber es scheint mir, Sie sind zur Ausübung der Haushaltungsgeschäfte angehalten worden; wie ich sehe, genießen die Damen in Polen keine so ober-

fächliche Erziehung wie in Frankreich, es war Ihren erhabenen Eltern nicht zu gering, Sie mit den nothwendigen Details des Hauswesens bekannt zu machen ... Ihre erhabenen Eltern sind todt, ohne Zweifel?“

„— Jo, jo! redda mer von was Anderem ... gäba Sie mer die Schüssel! ... ach! wie riecht dos so gut! ... Es isch von Hasa ... o! die Hasa hob ich gar so gärn!“

Cherubin war durchaus nicht derselben Ansicht wie seine Eroberung, er liebte die Hasen nicht und fand das bestellte Frühstück nicht von der Art, wie er es gewöhnlich in den Pariser Restaurationen antraf; aber seine Genossin war bei Weitem nicht so schwer zu befriedigen, als er, sie nahm sich von dem Hasen, schien mit Entzücken zu essen, und rief von Zeit zu Zeit aus:

„Dos isch köstlich frißkaschirt!“

Cherubin bot ihr Wein mit einem andern Siegel an. Chichette trank vom rothen ebensowohl als vom weißen, dann deckte sie eine weitere Platte auf, und schrie, vom Stuhle aufhüpfend:

„— Ach! a Fischspaise! ... O! sell isch rächt! ich hob die Fisch gor zu gärn!“

„— Es scheint mir, sie hat Alles gern,“ sprach Cherubin zu sich; „sie wurde gewiß gut erzogen, denn sie ziert sich gar nicht!“

Chichette fand die Fischspeise herrlich; sie nahm, ohne auf Cherubins Anerbieten zu warten, mehrmals davon; sie begeisterte sich hauptsächlich für die Sauce; endlich leckte sie in einem Augenblick des Entzückens ihren Teller ab, indem sie wahrscheinlich bedauert hätte, auch nur das Geringste von dieser ihr so wohl schmeckenden Sauce zurückzulassen.

Der Jüngling blieb starr vor Erstaunen, als er die Gräfin Globeska ihren Teller zum Munde bringen und ihre Zunge darauf herumspazieren sah; aber er stellte sich vor, es sei in Polen gebräuchlich, sich so aufzuführen. Als Chichette bemerkte, daß ihr Gegenüber sie mit Befremden betrachtete, sah sie ein, daß sie

eine Dummheit begangen hatte, stellte schnell ihren Teller auf den Tisch und sagte:

„— Ach! dos wor nur zum Spaß! . . . Ich werde es niemals wieder thun! . . . aber schana mir, wos in der annere Schüssel isch."

Chichette deckte die letzte Platte auf, worauf sich gebackene Fische befanden; sie stieß abermals einen Freudenschrei aus:

„Ah! Gründlinge! gebackene Gründlinge! O! die ess' ich ober a mol gor zu gärn! . . ."

„Ich bin sehr erfreut, Madame, daß Alles nach Ihrem Geschmacke ist," sagte Cherubin, seiner Schönen mit Gründlingen aufwartend; „aber Sie sind in der That nicht lecker; mir kommt es vor, als ob unser Frühstück Ihrer nicht würdig wäre . . . Es scheint mir, daß es in diesem Quartier keinen guten Traiteur gibt."

„— Doch, doch, in der Courtille . . . gibt es gute Traiteurs."

„— In der Courtille? . . . dieser Ort ist mir unbekannt; speisten Sie denn mit Ihrem Herrn Gemahl zuweilen in dieser Gegend?"

„— Meinem Gemahl . . . O! redda mer von was Anderem . . . Ich möchte trinka, der Gründling macht gleich an gewaltige Dorscht."

Cherubin schenkte seiner Dame eifrigst aus einer wieder mit einem andern Siegel gezierten Flasche ein; diese trank und fand den Wein vortrefflich. Der junge Mann hätte gerne das Gespräch wieder auf seine Liebe gelenkt, aber seine Eroberung war dermaßen mit Essen und Trinken beschäftigt, daß er es nicht wagte, sie in einem Geschäfte zu stören, welches ihr, dem Anscheine nach, so viel Vergnügen machte; dann erinnerte er sich seines Frühstücks bei Madame Celival und dachte:

„Ich aß auch viel, um meine Schüchternheit zu vertreiben . . . Diese junge Polin macht's vielleicht ebenfalls so . . . Wenn's ihr am Ende nur nicht geht wie mir!"

Als alles Gebackene aufgezehrt war, ging man zu dem höchst

bescheidenen Nachtisch über, der nur aus Biscuit, Käse und dem sogenannten Bettlerconfect (gedörrtem Obst) bestand. Cherubin schalt abermals über den Traiteur; aber Chichette fuhr fort, Alles vortrefflich zu finden, stopfte sich mit Feigen, Rosinen und Biscuit voll und trank mehrere Male hintereinander, um Alles gehörig zu befördern. Endlich hörte sie auf zu essen, lehnte sich an den Rücken ihres Stuhles und sagte:

„Ah! kurios, ich hob gor käne Hunger mehr."

Es wäre weit kurioser, wenn sie noch Hunger hätte! dachte der Jüngling, indem er den Tisch zurückstieß, um sich seiner Gesellschafterin zu nähern.

Nachdem er seinen Stuhl neben den Chichettens gestellt hatte, faßte er den Muth, ihre Hand zu ergreifen, und stammelte:

„Wie glücklich bin ich . . . in Ihrer Nähe zu sein . . . Welch' erwünschter Zufall hat mich in das Theater geführt, worin Sie waren . . . ohne diesen wäre ich Ihnen vielleicht niemals begegnet . . . und doch sagte mein Freund . . der Herr, welcher an jenem Abende bei [illegible] war, wir seien Eines für das Andere geboren . . . Glauben Sie das, Madame?"

Chichette erhob sich lebhaft und sagte:

„Ach! es isch mer a wäng äng . . . Dos isch kurios, ich hob doch nicht viel gässa . . ."

Das junge Mäd[illegible] machte einige Gänge durchs Zimmer; Cherubin schritt auf[illegible] und fragte:

„Ist Ihnen u[illegible]

„— Nä . . . [illegible] wird schon wieder besser wära."

Chichette setzte [illegible] wieder nieder, zwar nicht mehr auf ihren Stuhl, sondern auf einen alten beschmutzten Canapé, dessen Polster aussahen, als ob sie mit Hobelspänen gefüllt wären; aber das junge Mädchen legte sich dessen ungeachtet darauf, indem sie sagte:

„Schau! do leiht man ganz gut druf!"

Cherubin blickte sie verliebt an und rief aus:

„O! ja, gewiß liegt Sympathie in unserer Begegnung ... Sympathie! ... mein Hofmeister, Herr Gerundium, hat mir erklärt, was das ist ... Er nahm einen kleinen Agat-Stein, rieb ihn heftig an seinem Rockärmel, hielt ihn dann an einen Strohhalm und der Strohhalm wurde plötzlich von ihm angezogen und daran festgehalten ... Mein Hofmeister erklärte nun: „Gleichwie der Magnet das Eisen anzieht, so zieht die Sympathie zwei für einander geschaffene Herzen eines zu dem andern hin.“ Ach! Madame ... ich bin kein Pole, aber ich werde Sie dessen ungeachtet ganz wie ein Pole ... vielleicht noch mehr ... lieben, denn mein unerfahrenes Herz fühlt das Bedürfniß, zu lieben ... und wenn ... und wenn ...“

Cherubin hielt inne, weil es ihm vorkam, als ob ein dumpfes Geräusch seine Worte begleitete. Dieses Geräusch ging vom Canapé aus; er hätte wohl bemerkt, daß seine hübsche Eroberung, während er sprach, die Augen schloß, aber er schrieb dieß der Scham zu. Da er jedoch die Ursache dieses Geräusches erfahren wollte, so näherte er sich der jungen Frau und gewahrte mit Staunen, daß sie nicht nur schlief, sondern auch laut schnarchte.

Der arme Verliebte betrachtete seine schöne Schlafende eine Zeit lang, aber jeden Augenblick wurde das Schnarchen stärker; ih[r] [Sch]nar[chen] glich es einem Schmiedeblasebalg, und Cherubin zog sich allmählig zurück, er fühlte sogar seine verliebten Ideen verschwinden, denn eine Frau, die wie ein Hausknecht schnarcht, flößt [natürlich] unendlich weniger Liebe ein, als eine, deren Athem leicht und [sanft ist].

[Cherub]in setzte sich in einen Lehnstuhl und dachte bei sich:

„Sie schläft ... sie schnarcht sogar ... Es scheint, daß mein Gespräch sie nicht sehr unterhielt, da sie so schnell dabei eingeschlafen ist! Es ist sonderbar ... diese junge Frau hat Manieren .. eine Ausdrucksweise ... Wenn Daréna mich nicht versichert hätte,



Band XIX. Seite 337.

Cherubin schloß die Augen und machte es in wenigen Augenblicken nicht besser als Mamsell Chichette.

daß es eine polnische Gräfin sei, so würde ich etwas ganz Anderes von ihr gedacht haben ... Einschlafen, während ich ihr meine Liebe schildere ... Wenn das wahnsinnig in mich verliebt sein heißt ... Mein Gott! welches Schnarchen ... Jakob schnarchte auch, aber nicht so arg wie die ... Ich sollte sie vielleicht aufwecken ... sie küssen ... aber sie schläft so gut ... es wäre Schade ... und ... dieses eintönige Geräusch immer anhören zu müssen ... macht mich, glaub' ich, auch schläfrig."

Cherubin ließ seinen Kopf auf den Rücken des Lehnstuhls sinken, schloß die Augen und machte es in wenigen Augenblicken nicht besser, als Mamsell Chichette, nur mit dem Unterschied, daß er nicht schnarchte.

Während nun das junge Paar vollkommen tief schlief, wollen wir sehen, was Diejenigen machten, welche diese Intrigue eingeleitet hatten.

Als Darena Cherubin verlassen hatte, suchte er seinen Freund Poterne auf, der, immer als polnischer Graf verkleidet, bei einem Traiteur in Ménilmontant seiner wartete. Dort setzten sich die Herren zum Frühstück und besprachen sich über ihre Angelegenheit.

„Das geht wie auf Rädern," begann Darena. „Cherubin ist jetzt bei der Kleinen, die ich, nach seiner Meinung, für ihn entführt habe ... wenn Chichette nur keine Dummheiten schwatzt ... Aber bah! ... ihr Accent! ... wird Alles entschuldigen! und zudem, achtet denn ein Verliebter auf Redensarten? ..."

„— Und mein kleiner Bruno war auf seinem Posten?"

„— Ja; er wird für den Sohn des Portiers gehalten ... er sieht wie ein rechter Taugenichts aus, der kleine Schelm."

„— Es ist ein höchst pfiffiges Bürschchen ... es kann es noch hoch bringen!"

„— Ja, bis zum Galgen."

„— Es ist übrigens zur Beendigung unserer Komödie besser, nur einen Jungen dort zu haben, der uns in nichts im Wege

steht. Auch erscheint es viel wahrscheinlicher, daß ich ins Haus eindringen konnte, wenn es nur von einem Knaben bewacht ist; denn jetzt muß der Hauptschlag geschehen ... einige Tausendfrankennoten sind so nebenher ... recht angenehm, aber zu bald wieder fort ... Die Gelegenheit zur Erwerbung einer größern Summe bietet sich dar, man muß sie nicht entwischen lassen, sie würde sich niemals wieder zeigen!"

„— Du hast ganz Recht, Poterne! Unser Vorhaben ist zwar nicht sehr delikat ... aber im Ganzen genommen ist der junge gute Mann sehr reich! ... sechzigtausend Franken wenigstens werden ihn nicht umbringen ..."

„— Soll ich nicht mehr fordern? ..."

„— O! nein: man muß ihm nicht die Haut abziehen ... Also, wohlverstanden: in ... zwei Stunden gehst Du in das kleine Haus ..."

„— Warum nicht früher?"

„— Ei! mein lieber Poterne, wie hitzig Du bist! man muß doch den Liebenden Zeit lassen, zu frühstücken und sich den Süßigkeiten der Liebe hinzugeben ... was Teufels! man muß doch den Leuten ein Vergnügen gönnen; sodann bedenke, Poterne, daß, wenn man ihnen die gehörige Zeit läßt, Du sie unfehlbar in flagrante delicto überraschen wirst ... was viel vortheilhafter ist! ... Du wirst für den Gatten gehalten, dem man seine Frau entführt hat, Du findest sie in den Armen ihres Verführers, Du tobst! Du brüllst, willst alle Welt ermorden ... besonders Deine Frau ... Cherubin bittet Dich um Gnade für sie, und diese Gnade bewilligst Du nur, wenn er Dir für sechzigtausend Franken Wechsel unterzeichnet ... Du hast doch gestempelte bei Dir?"

„— O! ich habe Alles, was ich brauche ... wenn sich der junge Marquis aber sträubte ... wenn er nicht unterzeichnen wollte?"

„— Geh doch! ... ein Schuljunge wird wohl? ... Dann drohst Du ihm mit einem Criminal-Prozeß wegen Entführung

Deiner Frau . . . Dabei hältst Du immer den Dolch in der Hand, mit dem Du Deine Frau tödten willst . . . Cherubin ist zu edelmüthig, als daß er sie nicht retten sollte."

„— Das denke ich auch."

„— Bei diesem Allem aber, Herr Poterne, nehmen Sie sich wohl in Acht, Jemanden zu verwunden! . . . Ihr Dolch ist doch hoffentlich nicht spitzig?"

„— Ei, nein, es hat keine Gefahr."

„— Und beim Sprechen nimm irgend einen Accent an, damit er Dich nicht erkennt!"

„— Das werde ich beobachten und mich hauptsächlich durch Pantomimen ausdrücken."

Nachdem sie Alles genau ausgemacht hatten, frühstückten und sprachen die Herren lange miteinander, dann verlangte der Eine eine Pfeife, der Andere Cigarren, und sie rauchten zum Zeitvertreibe.

Mehr als zwei Stunden waren auf solche Weise verflossen; Poterne setzte seine grüne Brille auf die Nase und sagte:

„Nun werde ich zur Beendigung unserer Angelegenheit schreiten können."

Er stand auf; Darena ebenfalls.

„— Ja, es ist Zeit, laß uns gehen!"

„— Aber ich bedarf Ihrer nicht dabei," versetzte Poterne, „denn Sie können nicht mit mir ins Haus hineingehen, das wäre unklug; wenn Cherubin Sie sähe, würde er Sie zu Hülfe rufen . . ."

„— Das weiß ich Alles selbst, alter Schurke! aber Du wirst Dir doch ohne Zweifel nicht einbilden, daß ich Dich mit sechzigtausend Franken Werth in der Tasche allein fortgehen lassen werde, nein, mein Bester, Du bist mir viel zu lieb, um Dich aus den Augen zu verlieren . . [illegible] [illegible] Dich ins Haus hineingehen sehen . . . ich weiß, daß es nur eine Thüre hat, und nachher auf

Dein Herauskommen warten . . . und wenn Dir die Lust käme, allzuschnell zu laufen, so stehe ich Dir dafür, daß ich Dich bald eingeholt haben würde."

„— Ach! Herr Graf! . . . Sie hegen Gedanken . . . die mir sehr wehe thun."

„— Ich bedauere, Dein Zartgefühl verletzen zu müssen, allein das ist einmal so meine Art und meiner Achtung für Dich geschieht dadurch nicht der mindeste Eintrag; vorwärts also!"

Die Herren erreichten die äußern Boulevards und lenkten gegen die Barrière de la Chopinette ein. Dreihundert Schritte von dem Hause entfernt, wo er Cherubin hingeführt hatte, hielt Darena stille und sagte zu seinem Begleiter:

„Nun gehen Sie allein weiter, erhabener Poterne, und führen Sie die Sache mit Anstand zu Ende; bedenken Sie, daß Alles mit jener Feinheit und jener Manier geschehen muß, die den gebildeten Mann bezeichnet."

Poterne setzte seinen Weg fort; er langte an dem kleinen Hause an, pochte sachte an die Thüre, Bruno machte ihm auf.

„— Sind sie oben?" fragte Poterne leise.

„— Ja."

„— Hat man ihnen das Frühstück gebracht?"

„— Schon seit mehr als zwei Stunden."

„— Und sie haben seitdem nicht gerufen?"

„— Hab' sie weder gesehen, noch gehört . . . sie machen nicht das geringste Geräusch, sie rühren sich nicht."

„— Vortrefflich."

Poterne drückte seinen mächtig großen Hut ins Gesicht; setzte die Brille fest auf, stopfte seine Backen mit Werg aus und schritt der Treppe zu, dann ging er leise hinauf und hielt vor der Thüre, deren Schlüssel steckte. Dies bemerkend, sagte er:

„Wie unbesonnen sind doch die Verliebten . . . wie jugendlich leichtsinnig!"

Er drehte den Schlüssel sachte um, trat dann ungestüm ins Zimmer und schrie:

„— Ah! treuloses ... verbrecherisches Weib! ... hab' ich Dich! ... jetzt sollst Du sterben!“

Poterne erwartete, nach seiner Uebereinkunft mit Chichetten, ein verzweifeltes Geschrei; als er aber nicht das Geringste hörte, trat er weiter vor und blieb starr vor Erstaunen, als er die Liebenden, in gehöriger, achtungsvoller Entfernung von einander, tief schlafend fand.

„Ha! beim Donner!“ sprach Poterne zu sich, „ich hoffte sie ... wie der Herr Graf sagte ... im Flackeran ... zu erwischen... und sie schlafen neben einander wie Murmelthiere ... wenn das die Liebe des jungen Mannes ist ... Chichette wird irgend eine Dummheit begangen haben... Uebrigens gleichviel... ich muß handeln; ich überrasche sie beisammen, das ist die Hauptsache, und wenn sie schlafen, so ist das ihr freier Wille.“

Jetzt begann Poterne im Zimmer umher zu rennen, zu schreien und Verwünschungen auszustoßen ... er zog Chichetten am Ohr, daß sie erwachte, und kniff sie in den Arm, worauf sie auch schrie; Cherubin schlug die Augen auf; erblickte diesen Herrn, in welchem er den Grafen Globeski erkannte, der stürmte, fluchte und einen Dolch aus der Brust zog, womit er die junge Frau bedrohte. Nun ward es Cherubin klar, daß sie der Gatte seiner Schönen entdeckt hatte; er erblaßte, bebte und stotterte:

„Ach! mein Gott! ... wir sind verloren ... Tödten Sie sie nicht, mein Herr, ich bitte Sie ... Tödten Sie lieber mich ... obgleich ich der Ehre Ihrer Gattin nicht zu nahe getreten bin.“

„— Ja! ja! Ich will mir rächen. Per Dio! ... ah, Bigro! ... Ah! Ihr glaubtet, Bösewichte!“ fuhr Poterne mit dem Fuße stampfend, fort, „mir meine Frau entführ! ... Der Teuf! mein Herr! Meinen Fiaker ... nein, meinen Wagen ... auf der

Hauptstraße anhalt ... O! Madame, Sie müssen von mein Hand sterben ... so wahr ich bin ein polnisch Graf!“

Chichette sah nicht sehr erschreckt aus, sie gähnte noch, während sie sich die Augen rieb; Poterne kniff sie im Vorbeigehen stärker; sie stieß einen lauten Schrei aus und sagte:

„Ach! wie dumm isch dos! Ich leide nicht, daß man solche Dummheiten mit mir macht!“

Poterne fing an zu brüllen, um Chichetten's Geschwätz zu übertönen. Er zückte mit der einen Hand den Dolch, während er mit der andern das Werg, das eben herausfallen wollte, in den Mund stopfte. Aber Cherubin hatte den Kopf verloren, die Gegenwart dieses Mannes, dessen Frau er entführt zu haben glaubte, sein Geschrei, seine Verwünschungen, der in die Luft geschwungene Dolch verursachten ihm ein gewaltiges Entsetzen. Poterne, der bemerkte, daß er in einem Zustande war, wo er Alles mit sich anfangen ließ, zog die Wechsel aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, nahm ein Schreibzeug, eine Feder, reichte sie Cherubin hin und sprach:

„Wenn Sie dieses strafbare Weib retten wollen ... so gibt es ... God damn! ... nur ein Mittel, meinen Furor zu besänftigen.“

„— Ach! mein Herr ... sprechen Sie ... befehlen Sie ... Alles, was Sie wünschen ...“

„— Unterzeichnen Sie diese vier Wechsel ... und füllen Sie jeden derselben mit fünfundzwanzigtausend Franken aus ... per Dio! Das ist zu poco!“

„— Wechsel für hunderttausend Franken! ...“

„— Ja, Signor ...“

„— Ach! Sie verlangen, daß ...“

„— Sapperment! wenn Sie zögern, so tödte ich dieses verbrecherische Weib ... tödte Sie ... tödte das ganze Haus ... und beim Henker! ... mich hintend'rein ...“

„— O! nein, mein Herr, nein... ich zögere nicht... Ich werde die Summe, die Sie wünschen, schreiben..."

„— Nun gut... so stellen Sie sie je auf dreißigtausend Franken aus... Nun... schreiben Sie und unterzeichnen Sie ... per Dio!"

Cherubin setzte sich an den Tisch, ergriff mit Zittern die Feder, und warf einen schmerzlichen Blick auf seine Eroberung, die sich wieder aufs Sopha niedergelassen hatte, wo er sie für ohnmächtig hielt, während sie wieder einzuschlafen suchte; aber Poterne stellte sich abermals neben ihn, knirschte mit den Zähnen und fluchte so fürchterlich, daß der junge Mann schnell zu schreiben anfing. Schon war einer der Wechsel ausgefertigt und er im Begriff, denselben zu unterzeichnen, als sich ein lauter Lärm von unten vernehmen ließ, man hastig die Treppe herauf eilte, die Thüre rasch öffnete und Monfréville, gefolgt von dem alten Jasmin, eintrat, der, als er seinen Herrn erblickte, ein Freudengeschrei ausstieß und ausrief:

„Ach! da ist er!... Dem Himmel sei Dank! sie haben ihn nicht zu Grunde gerichtet."

Beim Anblick seines Freundes fühlte sich Cherubin wieder aufleben, er flog in seine Arme, während Monfréville, seine Bestürzung, seine Verwirrung und seine Blässe gewahrend, zu ihm sagte:

„Aber, mein Gott, lieber Freund, was machen Sie denn hier in diesem Hause, dieser Mörderhöhle... deren Eingang uns ein kleiner Schelm verweigerte!"

„— Ach! mein Freund!" antwortete Cherubin mit erstickter Stimme, „ich war... sehr strafbar... ich habe diese Dame... Gattin dieses Herrn entführt... das heißt, ich nicht... sondern Darena that es an meiner Stelle... Der Herr ist ein polnischer Graf, dem ich für hundertzwanzigtausend Franken Wechsel unterzeichnen mußte... sonst hätte er seine Frau ermordet!... Ach, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen!"

Während Cherubins Gespräch versuchte Poterne, dem es höchst peinlich zu Muthe war, sich der Thüre zu nähern, aber Jasmin, der sie hinter sich verschlossen hatte, war davor postirt.

Während Monfréville seinem jungen Freunde zuhörte, schaute er mit forschenden Blicken um sich her; er betrachtete Fräulein Chichetten und ihren vorgeblich beleidigten Gatten, der Miene machte, sich unter den Tisch zu verkriechen. Kaum hatte Cherubin ausgesprochen, als Monfréville auf Poterne zueilte, ihm den Hut vom Kopfe, die Brille von den Augen riß und seinen Stock gegen ihn mit dem Ausruf erhob:

„Das ein polnischer Graf! . . . das ist ja der Schurke Poterne, der Geschäftsführer dieses verächtlichen Darena . . . Sie haben beide diese ehrlose Intrigue angesponnen, um Ihnen Geld abzupressen! . . . Ha! ich hätte gute Lust, meinen Stock auf dem Rücken dieses Schelmen abzuschlagen.“

„Poterne!“ rief Cherubin aus, „wär' es möglich... das ist Poterne? . . .“

„Ei freilich!“ versetzte Jasmin, „das ist der Traubenmus-, Hunds- und Schildkrötenhändler. Ach, mein lieber Herr, ich ahnte doch, daß man Sie wieder mit Etwas anschmieren wollte; und daß jener Herr, der mich einen alten Esel gescholten hatte, irgend eine Verrätherei vorhatte, um Sie zu betrügen.“

Als Poterne Monfréville den Stock gegen sich erheben sah, fiel er auf die Kniee nieder und stotterte:

„Barmherzigkeit, mein Herr, das Alles war nur ein Scherz . . . weiter nichts! . . . es war eine Komödie! . . .“

„Ein Scherz, Du Spitzbube! . . . aber eure Wechsel waren doch gehörig gestempelt! O! wir wissen jetzt, wozu ihr fähig seid, Sie und Ihr würdiger Freund, der Graf Darena! . . . der tief genug herab gesunken ist, um vor nichts mehr zu erröthen! und der kein Mittel scheut, sich Geld zu verschaffen. Wir wollen euch zwar nicht behandeln, wie ihr es verdientet... Gehen Sie,

suchen Sie Ihren Genossen auf, und sagen Sie ihm, daß ihn dieser junge Mann jetzt nach seinem wahren Werthe zu beurtheilen wisse, und daß, wenn er es noch einmal wagte, sich in seinem Hôtel zu zeigen, ihn seine Leute hinaus werfen würden."

„O! ja, das will ich übernehmen!" sagte Jasmin. „Er hat mich auch einen alten Scherben geheißen!... aber ein ehrlicher Scherben ist mehr werth, als ein ganz kompleter Betrüger."

Herr Poterne verlangte nichts weiter zu hören; er hatte seinen Hut und seine Brille vom Boden aufgelesen und beeilte sich, die Thüre zu öffnen und das Weite zu suchen; er war aber nicht so flink, daß ihm Jasmin nicht noch hätte einen Hundstritt geben können, den er mit den Worten begleitete:

„Da, Dieb! Das ist für Dein Eingemachtes!..."

Monfréville näherte sich Chichetten, die auf dem Canapé ruhig, ohne sich zu rühren, sitzen geblieben war; er konnte sich nicht enthalten, über das sonderbare Gesicht, das sie machte, zu lächeln, und sagte zu ihr:

„Und Sie, Frau Gräfin, in welchem Magazin... in welchem Laden arbeiten Sie gewöhnlich?"

„— In der Straße Grenétat, wo ich italiänische Strohhüte mache. Mine Schuld isch es nicht... man hatte mir viel Geld versprocha, wenn ich die Frau dieses Herrn vorstelle... ich willigte ein... in der Absicht, mir Etwas zu sammla... um mine kläne Landsmo heiratha zu könna..."

Dabei zog Fräulein Chichette ihr Taschentuch heraus und machte Miene, in Thränen auszubrechen. Monfréville beruhigte sie jedoch mit den Worten:

„Ihnen will ich nichts anhaben, mein Kind... weinen Sie nicht, und kehren Sie zu ihren italienischen Strohhüten zurück... Aber glauben Sie mir, daß es in Ihren Umständen noch besser ist, den Cancan zu tanzen, als die große Dame zu spielen."

Fräulein Chichette schnäuzte sich, machte mehrere Compli-

wandte und entfernte sich mit verwirrter Miene, ohne den Muth zu haben, Cherubin anzublicken.

„Und nun, mein Freund," sprach Monfréville zu dem jungen Marquis, „können auch wir, glaube ich, diese häßliche Baracke verlassen ... wenn Sie nach meiner Meinung nichts mehr zurückhält."

„— O, gewiß nichts, mein lieber Monfréville, ich fühle mich so glücklich, nachdem ich einen so großen Schrecken durchgemacht habe ... Ich werde Ihnen diese ganze Geschichte erzählen; aber vor allen Dingen erklären Sie mir, wie Sie erfuhren, daß ich hier bin, wie Sie mich entdeckten und so erwünscht zu meiner Rettung kamen."

„— Das ist ganz einfach; hier, sehen Sie den vor der Thüre haltenden Fiaker?"

„— Ja."

„— Es ist der nämliche, der Sie hieher gebracht hatte. Nach Ihrer Entfernung aus dem Hôtel kam ich zu Ihnen; dort fand ich Jasmin sehr in Sorgen; er erzählte mir, daß Sie mit Darena fortgefahren seien, dessen häufige Besuche und geheimnißvolle Miene mir seit einiger Zeit Verdacht einflößten! Ich fragte Jasmin, ob er selbst den Wagen für Sie bestellt habe, und auf seine bejahende Antwort ersuchte ich ihn, mich auf den Platz dieses Fiakers zu begleiten. Dort angekommen, warteten wir beinahe zwei Stunden auf die Rückkehr Ihres Wagens; endlich langte er an; dann gab ich dem Kutscher zwanzig Franken, damit er uns an denselben Ort führe, wohin er Sie gebracht; er war gleich bereit, und führte uns bis zu diesem Hause; mein lieber Freund, die Schurken sind sehr schlau, aber glücklicherweise gibt es eine verborgene Macht, die noch viel schlauer ist, als sie, und das feinst angezettelte Gewebe in dem Augenblicke zerreißt, wo die Urheber desselben ihrer Sache am sichersten zu sein wähnen. Diese Macht nennen die Einen Vorsehung, die Andern Zufall, Ver-

hängniß, Schicksal, Glück! . . . Ich weiß nicht, welchen Namen ich ihr geben soll, aber ich beuge mich vor ihr, und fühle mich glücklich in dem Glauben, daß, wenn es hienieden Menschen gibt, die zum Bösen geneigt sind, oben ein Auge wacht, das es verhütet und vergütet."

Cherubin drückte mit Freundschaft Monfréville's Hand; dann verließen sie eilig das Haus auf dem äußern Boulevard, aus welchem sich sogar der kleine Bruno entfernt hatte, denn sie begegneten Niemand mehr. Sie stiegen in den Wagen mit Jasmin, den man übrigens beinahe mit Gewalt hineinschieben mußte, weil der alte Diener abermals hinten hinaufklettern wollte.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte Cherubin Monfréville, wie Darena die ganze Geschichte eingefädelt und ihm besonders das strengste Stillschweigen über diesen Liebeshandel anempfohlen hatte.

„Ich wundere mich nicht, warum er Ihnen verbot, mit mir darüber zu sprechen," sagte Monfréville; „er dachte natürlich, ich würde der Geschichte von einer polnischen Gräfin, die sich von einem jungen Menschen entführen lassen wolle, den sie nur ein einziges Mal im Schauspielhause gesehen hat, keinen Glauben beimessen."

„— Er sagte mir, Sie spielten jetzt den Tugendhaften, den Rigoristen, um Ihr früheres Betragen vergessen zu machen; er versicherte mich, daß Sie sonst Ihres Glücks in der Liebe und Ihrer Eroberungen wegen bekannt gewesen seien und damals weit weniger strenge Grundsätze gehabt hätten, als heutzutage . . . Entschuldigen Sie mich . . . ich wiederhole nur seine Worte."

Monfréville's Stirne verfinsterte sich, Betrübniß drückte sich in seinen Zügen aus, und er schwieg eine Zeit lang. Endlich seine Blicke fest auf Cherubin heftend, versetzte er mit schmerzlichem Tone:

„In der That, mein Freund, ich habe in meiner Jugend viele Thorheiten begangen . . . hatte mir zuweilen schwere Vergehen vorzuwerfen . . . aber ich wurde so grausam bestraft, daß

ich mich frühzeitig besserte ... was mich aber nicht abhält, gegen Andere nachsichtig zu sein, denn ich weiß wohl, daß es in unserer Natur liegt, Schwachheiten, Leidenschaften zu haben und zuweilen von ihnen hingerissen zu werden. Ich will Ihnen gelegentlich einmal eine Geschichte aus meiner Jugend erzählen, die auf mein ganzes übriges Leben Einfluß ausgeübt hat. Daraus werden Sie ersehen, daß jene Liebes-Verhältnisse, die man im zwanzigsten Jahre so leichtsinnig behandelt, oft sehr bittere Folgen nach sich ziehen!"

Cherubin seufzte, indem er sprach:

„Bis jetzt war ich mit meinen Liebschaften nicht glücklich und meine galanten Abenteuer haben mir noch nicht viele Annehmlichkeiten gewährt!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein großes Mittagessen.

Seit Herr von Noirmont seinen Entschluß in Betreff Louisens entschieden ausgedrückt hatte, äußerte Ernestinens Mutter kein Wort mehr, welches Anlaß zur Vermuthung geben konnte, sie habe immer noch im Sinne, das junge Kammermädchen fortzuschicken; es schien im Gegentheil, als wäre Frau von Noirmont mit völliger Ergebung in den Willen ihres Gatten, von der gegen Louisen vorgefaßten Meinung zurückgekommen; sie behandelte dieselbe zwar stets mit einer zuweilen an Strenge grenzenden Kälte: allein der sonst so rauhe, widerwillige Ton ihrer Stimme milderte sich oft beinahe bis zur Freundlichkeit: es war, als ob die Anmuth in dem ganzen Wesen dieses jungen Mädchens, der schüchterne Gehorsam und der Eifer, womit sie ihr Dienste leistete, Frau von Noirmont besiegt und manchmal gegen ihren Willen zum Wohlwollen gegen sie verleitet hätte.

Louise wußte nichts davon, daß sie Frau von Noirmont hatte fortschicken wollen; da Ernestine und ihr Vater allein hievon Kenntniß hatten, so hielt erstere, als sie vernahm, daß ihrer Mutter Entschluß nicht zur Ausführung kommen werde, für überflüssig, mit Louisen darüber zu sprechen, denn mit Recht dachte das Fräulein, die Nachricht, daß sie, statt durch ihren Eifer die Zuneigung ihrer Gebieterin zu gewinnen, von derselben aus dem Dienste entlassen werden sollte, würde Louisen betrüben. Und was Herrn von Noirmont anbetrifft, so war dieser, wenn er einmal seinen Willen ausgesprochen hatte, nicht der Mann, sich mit irgend Jemand weiter über solche Einzelheiten seines Hauswesens zu unterhalten.

Aber leicht konnten Louise und die übrigen Hausgenossen bemerken, daß Frau von Noirmonts Stimmung jeden Tag trübseliger und schwermüthiger wurde; niemals trat ein Lächeln auf ihre Lippen, sie mied die Menschen; die Besuche waren ihr unangenehm und zur Last, sie zog sich in ihr Zimmer zurück und befahl, zu sagen, sie sei ausgegangen oder unwohl, damit man ihre Einsamkeit nicht störe; oft schien ihr sogar die Gegenwart ihrer Tochter zuwider und mißfällig. Die liebenswürdige Ernestine, welche nichts verschuldet hatte, was ihr der Mutter Zärtlichkeit hätte entziehen können, war daher oft ganz traurig, sich so kalt behandelt zu sehen; wenn sie sich Frau von Noirmont näherte, um sie zu umarmen, so stieß diese ihre Tochter entweder unwillig zurück, oder nahm den Ausdruck ihrer Zuneigung gleichgültig auf; dann entfernte sich das junge Mädchen, die Thränen zurückdrängend, die ihr in die Augen traten, weil sie aus Furcht, ihre Mutter zu beleidigen, dieselben nicht sehen lassen wollte.

Als Louise ihre Gebieterin sich heimlich die Augen trocknen sah, sagte sie leise zu [illegible]

„Sie sind betrübt, [illegible] Fräulein, ich bin überzeugt, nur deßhalb, weil Ihre Mutter Sie seit einiger Zeit nicht mehr in ihre Arme schließt!"

Frau von Noirmont saß dort mit auf die Brust gesenktem Haupte, sie erhob die Augen nicht, als sie Jemand ins Zimmer treten hörte, denn sie zweifelte gar nicht, daß es Ernestine sei; Louise schritt auf sie zu und überreichte ihr das Buch, ohne daß sie gewagt hätte, ein Wort zu sprechen.

Frau von Noirmont faßte jedoch, von einem plötzlichen Gefühle mütterlicher Zärtlichkeit getrieben, die Hand, welche ihr das Buch darreichte, drückte sie innig und flüsterte:

„Meine arme Tochter ... Du mußt mich seit einiger Zeit sehr ungerecht gegen Dich finden ... und glaubst vielleicht, ich liebe Dich nicht mehr ... denke das nicht, mein Kind, ich liebe Dich immer unverändert ... aber Du kannst nicht begreifen, was in meinem Herzen vorgeht ... und was ich leide ... ach! Du sollst es nie erfahren ..."

In diesem Augenblick richtete Frau von Noirmont, während sie das junge Mädchen zu sich heranzog, um sie in ihre Arme zu schließen, das Haupt in die Höhe und erkannte jetzt erst Louisen. Sie blieb stumm, regungslos, ein Ausdruck des Entsetzens malte sich in allen ihren Zügen, ihr Angesicht wurde leichenblaß, sie erhob die Augen gen Himmel und stotterte:

„O mein Gott ... und ich habe sie meine Tochter genannt!"

„Verzeihung, gnädige Frau, Verzeihung!" flüsterte Louise, über den Zustand erschreckt, in welchem sie ihre Herrschaft erblickte. „Es ist nicht meine Schuld ... das gnädige Fräulein wollte ..."

Frau von Noirmont suchte ihre Bestürzung gewaltsam zu verbergen und fuhr mit rauhem, strengem Tone fort: „Warum sind Sie zu mir hereingekommen? Habe ich nach Ihnen verlangt? ... was thun Sie hier? Wollen Sie meinen Gedanken ... meinen Geheimnissen auflauern? ...

„— O, gnädige Frau ... mein Gott ... wie könnten Sie glauben?"

„— Begegne ich nicht seit einiger Zeit Ihren stets auf mich gerichteten ... mich verfolgenden ... meine geringste Bewegung beobachtenden Blicken? ... Was veranlaßt Sie hiezu? Haben Sie irgend einen Grund ... irgend eine geheime Ursache? ... Nun, sprechen Sie einmal, Mademoiselle!“

„Gnädige Frau, wenn ich Sie beleidigt habe ... so war es gewiß nie meine Absicht; wenn meine Blicke zuweilen auf Ihnen hafteten, so geschah es deßhalb, weil ich glücklich gewesen wäre, Ihnen einen Wunsch abzulauschen ... Etwas zu thun, was Ihnen angenehm gewesen wäre ... kurz ein freundliches Wort oder einen wohlwollenden Blick von Ihnen zu erhalten ... das war meine ganze Absicht, wenn ich es wagte, Sie anzublicken ... zudem war es ein Glück, welches ich mir verschaffte ... dessen ich mich aber berauben werde, gnädige Frau, weil Sie mir es verbieten.“

Louise beugte sich vor ihrer Gebieterin, warf sich beinahe zu ihren Füßen nieder, und ihre Stimme war so bebend geworden, daß sie kaum diese Worte hatte vollenden können.

Frau von Noirmont schien heftig ergriffen, es war, als ob ein Kampf im Innersten ihrer Seele ausbräche; sie stand auf, machte einige Schritte im Zimmer, entfernte sich von Louisen, trat dann wieder auf sie zu, blickte sie lange, sehr lange an, aber nicht mehr mit dem Ausdrucke der Strenge, ihre Augen schwammen in Thränen. Plötzlich eilte sie auf das junge Mädchen zu, welches mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich auf demselben Platze stand, ergriff ihre Hand und zog sie zu sich her ... aber beinahe eben so schnell stieß sie sie heftig wieder zurück und sagte mit Hastigkeit zu ihr:

„Gehen Sie, verlassen Sie mich, Mademoiselle ... ich bedarf Ihrer nicht mehr!“ Louise gehorchte, entfernte sich und dachte:

„Mein Gott, was hat sie denn, was habe ich ihr denn gethan?“

Acht Tage nach dieser Begebenheit kündigte Herr von Noir-

bei Tisch servire, sage ihr, sie könne in ihrem Zimmer bleiben, man brauche sie nicht."

Ernestine begriff diese Laune ihrer Mutter nicht, sah sie an und stotterte:

„Aber Mutter, gewöhnlich ... wenn wir Gesellschaft geben ..."

„— Meine Tochter, Deine Bemerkungen sind überflüssig, thue, was ich Dir sage."

Ernestine gehorchte ihrer Mutter; sie begab sich traurig in Louisens Zimmer, welche sie bei Beendigung ihrer Toilette antraf.

„Gnädiges Fräulein," fragte dieselbe, „wie finden Sie mich ... ist mein Anzug passend?"

„Ja ... o! meine arme Louise, Du bist recht artig!" entgegnete Ernestine schwer seufzend, „es war aber nicht der Mühe werth, Dich so schön anzuziehen ... Die Mutter wünscht nicht, daß Du bei Tische servirest ... sie sagt, Du könnest in Deinem Zimmer bleiben."

Louisens Angesicht drückte die Betrübniß aus, welche dieser Befehl in ihr erregte, aber sie erlaubte sich kein Murren, sondern entgegnete:

„Ich werde gehorchen, gnädiges Fräulein; Ihre Frau Mutter hat ohne Zweifel Gründe zu dieser Anordnung ... Ach! ich fürchte, sie zu errathen ... sie will mich nicht sehen ... meine Gegenwart ist ihr lästig ... ich werde gehorchen ... sie soll mich nicht sehen."

Ernestine fühlte nicht die Kraft, Louisen zu widersprechen, denn in der Erinnerung, daß ihre Mutter Louisen schon hatte fortschicken wollen, glaubte auch sie, daß diese richtig gerathen habe; sie begnügte sich, ihr die Hand zu drücken, und verließ sie, weil die Stunde zur Ankunft der Gäste geschlagen hatte.

Wirklich kam auch alsbald die Gesellschaft an. Herr von Noirmont hatte mehr Herren als Damen eingeladen; indessen begleitete die Frau eines Advokaten ihren Mann; das war eine

große, sehr dürre, sehr steife, sehr anspruchsvolle Frau, die sich selbst mit dem größten Vergnügen sprechen hörte, dagegen niemals Andere anhören wollte.

Eine andere junge, frische und anmuthige Dame bildete einen auffallenden Contrast zu dieser erstern; es war dies die Gattin eines Anwalts, der sich verheirathet hatte, um seine Stelle zu bezahlen, während der Advokat die große, dürre genommen hatte, um mit Muße auf Clienten warten zu können. Heutzutage ist in der Welt das Heirathen ein Geschäft und beinahe niemals eine Sympathie.

Einige ernste Männer, zwei junge Nobeherren und Herr Trichet, dem wir schon bei Madame Celival begegnet sind, machten die Gesellschaft vollständig. Herr von Noirmont empfing seine Gäste mit seinem gewöhnlichen Phlegma. Frau von Noirmont, die sich fassen und in den Empfang all' dieser Besuche schicken mußte, gab sich wenigstens Mühe, ihren Widerwillen gegen dieselben zu unterdrücken; sie machte die Wirthin vortrefflich, zwang sich zu lächeln, und wußte, wenn ihr daran lag, Jedem von der Gesellschaft etwas Angenehmes zu sagen, was um so mehr schmeichelte, da man nicht daran gewöhnt war.

Ernestine wurde wieder heiter, als sie ihre Mutter es scheinen sah; in ihrem Alter vergißt man kleine Widerwärtigkeiten so leicht; sie liebte die Welt, und seit längerer Zeit hatte sie so selten Gelegenheit, sich zu unterhalten, zu zerstreuen, daß sie die sich darbietende mit Freuden ergriff. Als Fräulein vom Hause richtete man jene Schmeicheleien an sie, die man zwar nicht glauben soll, die aber stets angenehm für das Ohr sind; man fand sie größer, schöner; man sagte ihr dies nicht selbst, aber man sagte es doch laut genug, daß es zu ihren Ohren dringen konnte. Frau von Noirmont nahm die ihrer Tochter gemachten Complimente mit Gleichgültigkeit hin; Herr von Noirmont schien darüber entzückt.

Herr Trichet war immer derselbe, er sprach unaufhörlich,

Frau von Noirmont saß dort mit auf die Brust gesenktem Haupte, sie erhob die Augen nicht, als sie Jemand ins Zimmer treten hörte, denn sie zweifelte gar nicht, daß es Ernestine sei; Louise schritt auf sie zu und überreichte ihr das Buch, ohne daß sie gewagt hätte, ein Wort zu sprechen.

Frau von Noirmont faßte jedoch, von einem plötzlichen Gefühle mütterlicher Zärtlichkeit getrieben, die Hand, welche ihr das Buch darreichte, drückte sie innig und flüsterte:

„Meine arme Tochter ... Du mußt mich seit einiger Zeit sehr ungerecht gegen Dich finden ... und glaubst vielleicht, ich liebe Dich nicht mehr ... denke das nicht, mein Kind, ich liebe Dich immer unverändert ... aber Du kannst nicht begreifen, was in meinem Herzen vorgeht ... und was ich leide ... ach! Du sollst es nie erfahren ..."

In diesem Augenblick richtete Frau von Noirmont, während sie das junge Mädchen zu sich heranzog, um sie in ihre Arme zu schließen, das Haupt in die Höhe und erkannte jetzt erst Louisen. Sie blieb stumm, regungslos, ein Ausdruck des Entsetzens malte sich in allen ihren Zügen, ihr Angesicht wurde leichenblaß, sie erhob die Augen gen Himmel und stotterte:

„O mein Gott ... und ich habe sie meine Tochter genannt!"

„Verzeihung, gnädige Frau, Verzeihung!" flüsterte Louise, über den Zustand erschreckt, in welchem sie ihre Herrschaft erblickte. „Es ist nicht meine Schuld ... das gnädige Fräulein wollte ..."

Frau von Noirmont suchte ihre Bestürzung gewaltsam zu verbergen und fuhr mit rauhem, strengem Tone fort: „Warum sind Sie zu mir hereingekommen? Habe ich nach Ihnen verlangt? ... was thun Sie hier? Wollen Sie meinen Gedanken ... meinen Geheimnissen auflauern? ...

„— O, gnädige Frau ... mein Gott ... wie könnten Sie glauben?"

„— Begegne ich nicht seit einiger Zeit Ihren stets auf mich gerichteten ... mich verfolgenden ... meine geringste Bewegung beobachtenden Blicken? ... Was veranlaßt Sie hiezu? Haben Sie irgend einen Grund ... irgend eine geheime Ursache? ... Nun, sprechen Sie einmal, Mademoiselle!“

„Gnädige Frau, wenn ich Sie beleidigt habe ... so war es gewiß nie meine Absicht; wenn meine Blicke zuweilen auf Ihnen hafteten, so geschah es deßhalb, weil ich glücklich gewesen wäre, Ihnen einen Wunsch abzulauschen ... Etwas zu thun, was Ihnen angenehm gewesen wäre ... kurz ein freundliches Wort oder einen wohlwollenden Blick von Ihnen zu erhalten ... das war meine ganze Absicht, wenn ich es wagte, Sie anzublicken ... zudem war es ein Glück, welches ich mir verschaffte ... dessen ich mich aber berauben werde, gnädige Frau, weil Sie mir es verbieten.“

Louise beugte sich vor ihrer Gebieterin, warf sich beinahe zu ihren Füßen nieder, und ihre Stimme war so bebend geworden, daß sie kaum diese Worte hatte vollenden können.

Frau von Noirmont schien heftig ergriffen, es war, als ob ein Kampf im Innersten ihrer Seele ausbräche; sie stand auf, machte einige Schritte im Zimmer, entfernte sich von Louisen, trat dann wieder auf sie zu, blickte sie lange, sehr lange an, aber nicht mehr mit dem Ausdrucke der Strenge; ihre Augen schwammen in Thränen. Plötzlich eilte sie auf das junge Mädchen zu, welches mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich auf demselben Platze stand, ergriff ihre Hand und zog sie zu sich her ... aber beinahe eben so schnell stieß sie sie heftig wieder zurück und sagte mit Hastigkeit zu ihr:

„Gehen Sie, verlassen Sie mich, Mademoiselle ... ich bedarf Ihrer nicht mehr!“ Louise gehorchte, entfernte sich und dachte:

„Mein Gott, was hat sie denn, was habe ich ihr denn gethan?“

Acht Tage nach dieser Begebenheit kündigte Herr von Noir-

mont seiner Frau an, daß er ein großes Mittagsmahl geben werde. Er nannte ihr die eingeladenen Personen, deren Zahl sich auf fünfzehn belief, und fügte hinzu:

„Ich hatte die Absicht, auch den jungen Marquis Cherubin von Grandvilain einzuladen ... aber da er meiner Einladung, mich zu besuchen, bis jetzt keine Folge geleistet hat und demnach nicht die mindeste Bereitwilligkeit zeigt, mit einem alten Freunde seines Vaters umzugehen, so habe ich meinen Vorsatz aufgegeben."

Frau von Noirmont konnte nicht verhehlen, wie widrig ihr schon zum Voraus dieses Mittagessen war. Aber Herr von Noirmont bemerkte ganz trocken:

„In der That, Madame, wenn ich mich nach Ihnen richtete, würden wir Niemand mehr in unserem Hause sehen, und wie die Nachteulen leben! Ich bin kein Narr! kein großer Liebhaber von Vergnügungen! ... aber ich mag auch nicht leben wie ein Einsiedler. Ueberdies, Madame, haben wir eine Tochter, und es ist unsere Pflicht, uns um ihr Glück zu bekümmern; in einiger Zeit werden wir an ihre Verheirathung, an eine passende Partie für sie denken müssen; und deßhalb dürfen wir sie nicht von der Welt absondern, in der sie einst als Zierde zu glänzen berufen ist. Sie weisen jede sich darbietende Gelegenheit zurück, die arme Ernestine in eine Soirée, ein Conzert ... oder auf einen Ball zu führen. Sie schützen vor, krank zu sein ... je nun, ich kann Sie nicht zum Ausgehen zwingen, Madame, da aber Ihre Gesundheit Sie unaufhörlich im Hause zurückhält, so werden wir hier Gesellschaften empfangen; das ist jetzt mein Entschluß!"

Frau von Noirmont machte keine weitere Einwendung, denn sie wußte wohl, daß, sobald ihr Mann irgend Etwas bestimmt hatte, ihn Niemand wieder davon abbringen konnte; und Herr von Noirmont verließ sie mit dem Auftrage, ihre Anordnungen zu treffen, damit bei dem auf den folgenden Donnerstag festgesetzten Essen nichts fehle.

Frau von Noirmont fügte sich darein, und als der zur Gesellschaft bestimmte Tag heranrückte, ertheilte sie ihre Befehle und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit; Ernestinen verursachte die Nachricht, daß man viele Gäste bekommen und ein großes Essen halten werde, zum Voraus viel Freude. Sie hatte so selten Gelegenheit zu Vergnügungen, zur Zerstreuung, daß ihr Alles, was von der gewöhnlichen Einförmigkeit ihres Lebens abwich, schon als ein Glück erschien. Louise hegte die Hoffnung, dieses Essen werde ihr Gelegenheit geben, sich nützlich und eifrig zu zeigen, und sie theilte deßhalb die kindliche Freude ihrer jungen Herrschaft.

Endlich war der Tag erschienen, wo das Innere dieses sonst so ruhigen Hauses von der lauten Unterhaltung und dem schallenden Gelächter einer zahlreichen Gesellschaft ertönen sollte. Vom frühen Morgen an herrschte eine rege Bewegung im Noirmont'schen Hause; der Herr allein blieb wie gewöhnlich ruhig an der Arbeit in seinem Studirzimmer und erwartete die Ankunft der Gesellschaft; aber Frau von Noirmont ertheilte ihre Anordnungen, überwachte die Zurüstungen und sorgte, daß keiner ihrer Befehle vernachlässigt wurde; Ernestine folgte ihrer Mutter mit Hüpfen und Lachen und versprach sich viel Vergnügen von diesem Tage; dann sagte sie zu Louisen:

„Du mußt Dich bis zum Essen recht schön machen, weil Du mit Comtois bei Tische serviren mußt; das ist bei uns, wenn wir Gesellschaft haben, gebräuchlich.“

„Seien Sie ruhig, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Louise, „ich weiß nicht, ob ich mich schön machen kann, aber ich verspreche Ihnen, mein Möglichstes zu thun, um gut zu serviren, damit Ihre Frau Mutter mit mir zufrieden sei.“

Aber wenige Augenblicke, ehe die Besuche ankommen sollten, sprach Frau von Noirmont zu ihrer Tochter:

„Ernestine, ich wünsche nicht, daß Deine Kammerjungfer

bei Tisch servire, sage ihr, sie könne in ihrem Zimmer bleiben, man brauche sie nicht."

Ernestine begriff diese Laune ihrer Mutter nicht, sah sie an und stotterte:

„Aber Mutter, gewöhnlich ... wenn wir Gesellschaft geben ..."

„— Meine Tochter, Deine Bemerkungen sind überflüssig, thue, was ich Dir sage."

Ernestine gehorchte ihrer Mutter; sie begab sich traurig in Louisens Zimmer, welche sie bei Beendigung ihrer Toilette antraf.

„Gnädiges Fräulein," fragte dieselbe, „wie finden Sie mich ... ist mein Anzug passend?"

„Ja ... o! meine arme Louise, Du bist recht artig!" entgegnete Ernestine schwer seufzend, „es war aber nicht der Mühe werth, Dich so schön anzuziehen ... Die Mutter wünscht nicht, daß Du bei Tische servirest ... sie sagt, Du könnest in Deinem Zimmer bleiben."

Louisens Angesicht drückte die Betrübniß aus, welche dieser Befehl in ihr erregte, aber sie erlaubte sich kein Murren, sondern entgegnete:

„Ich werde gehorchen, gnädiges Fräulein; Ihre Frau Mutter hat ohne Zweifel Gründe zu dieser Anordnung ... Ach! ich fürchte, sie zu errathen ... sie will mich nicht sehen ... meine Gegenwart ist ihr lästig ... ich werde gehorchen ... sie soll mich nicht sehen."

Ernestine fühlte nicht die Kraft, Louisen zu widersprechen, denn in der Erinnerung, daß ihre Mutter Louisen schon hatte fortschicken wollen, glaubte auch sie, daß diese richtig gerathen habe; sie begnügte sich, ihr die Hand zu drücken, und verließ sie, weil die Stunde zur Ankunft der Gäste geschlagen hatte.

Wirklich kam auch alsbald die Gesellschaft an. Herr von Noirmont hatte mehr Herren als Damen eingeladen; indessen begleitete die Frau eines Advokaten ihren Mann; das war eine

große, sehr dürre, sehr steife, sehr anspruchsvolle Frau, die sich selbst mit dem größten Vergnügen sprechen hörte, dagegen niemals Andere anhören wollte.

Eine andere junge, frische und anmuthige Dame bildete einen auffallenden Contrast zu dieser erstern; es war dies die Gattin eines Anwalts, der sich verheirathet hatte, um seine Stelle zu bezahlen, während der Advokat die große, dürre genommen hatte, um mit Ruhe auf Clienten warten zu können. Heutzutage ist in der Welt das Heirathen ein Geschäft und beinahe niemals eine Sympathie.

Einige ernste Männer, zwei junge Robeherren und Herr Trichet, dem wir schon bei Madame Celival begegnet sind, machten die Gesellschaft vollständig. Herr von Noirmont empfing seine Gäste mit seinem gewöhnlichen Phlegma. Frau von Noirmont, die sich fassen und in den Empfang all' dieser Besuche schicken mußte, gab sich wenigstens Mühe, ihren Widerwillen gegen dieselben zu unterdrücken; sie machte die Wirthin vortrefflich, zwang sich zu lächeln, und wußte, wenn ihr daran lag, Jedem von der Gesellschaft etwas Angenehmes zu sagen, was um so mehr schmeichelte, da man nicht daran gewöhnt war.

Ernestine wurde wieder heiter, als sie ihre Mutter es scheinen sah; in ihrem Alter vergißt man kleine Widerwärtigkeiten so leicht; sie liebte die Welt, und seit längerer Zeit hatte sie so selten Gelegenheit, sich zu unterhalten, zu zerstreuen, daß sie die sich darbietende mit Freuden ergriff. Als Fräulein vom Hause richtete man jene Schmeicheleien an sie, die man zwar nicht glauben soll, die aber stets angenehm für das Ohr sind; man fand sie größer, schöner; man sagte ihr dies nicht selbst, aber man sagte es doch laut genug, daß es zu ihren Ohren bringen konnte. Frau von Noirmont nahm die ihrer Tochter gemachten Complimente mit Gleichgültigkeit hin; Herr von Noirmont schien darüber entzückt.

Herr Trichet war immer derselbe, er sprach unaufhörlich,

bei Tisch servire, sage ihr, sie könne in ihrem Zimmer bleiben, man brauche sie nicht.“

Ernestine begriff diese Laune ihrer Mutter nicht, sah sie an und stotterte:

„Aber Mutter, gewöhnlich ... wenn wir Gesellschaft geben ...“

„— Meine Tochter, Deine Bemerkungen sind überflüssig, thue, was ich Dir sage.“

Ernestine gehorchte ihrer Mutter; sie begab sich traurig in Louisens Zimmer, welche sie bei Beendigung ihrer Toilette antraf.

„Gnädiges Fräulein,“ fragte dieselbe, „wie finden Sie mich ... ist mein Anzug passend?“

„Ja ... o! meine arme Louise, Du bist recht artig!“ entgegnete Ernestine schwer seufzend, „es war aber nicht der Mühe werth, Dich so schön anzuziehen ... Die Mutter wünscht nicht, daß Du bei Tische servirest ... sie sagt, Du könnest in Deinem Zimmer bleiben.“

Louisens Angesicht drückte die Betrübniß aus, welche dieser Befehl in ihr erregte, aber sie erlaubte sich kein Murren, sondern entgegnete:

„Ich werde gehorchen, gnädiges Fräulein; Ihre Frau Mutter hat ohne Zweifel Gründe zu dieser Anordnung ... Ach! ich fürchte, sie zu errathen ... sie will mich nicht sehen ... meine Gegenwart ist ihr lästig ... ich werde gehorchen ... sie soll mich nicht sehen.“

Ernestine fühlte nicht die Kraft, Louisen zu widersprechen, denn in der Erinnerung, daß ihre Mutter Louisen schon hatte fortschicken wollen, glaubte auch sie, daß diese richtig gerathen habe; sie begnügte sich, ihr die Hand zu drücken, und verließ sie, weil die Stunde zur Ankunft der Gäste geschlagen hatte.

Wirklich kam auch alsbald die Gesellschaft an. Herr von Noirmont hatte mehr Herren als Damen eingeladen; indessen begleitete die Frau eines Advokaten ihren Mann; das war eine

große, sehr dürre, sehr steife, sehr anspruchsvolle Frau, die sich selbst mit dem größten Vergnügen sprechen hörte, dagegen niemals Andere anhören wollte.

Eine andere junge, frische und anmuthige Dame bildete einen auffallenden Contrast zu dieser erstern; es war dies die Gattin eines Anwalts, der sich verheirathet hatte, um seine Stelle zu bezahlen, während der Advokat die große, dürre genommen hatte, um mit Ruhe auf Clienten warten zu können. Heutzutage ist in der Welt das Heirathen ein Geschäft und beinahe niemals eine Sympathie.

Einige ernste Männer, zwei junge Robeherren und Herr Trichet, dem wir schon bei Madame Celival begegnet sind, machten die Gesellschaft vollständig. Herr von Noirmont empfing seine Gäste mit seinem gewöhnlichen Phlegma. Frau von Noirmont, die sich fassen und in den Empfang all' dieser Besuche schicken mußte, gab sich wenigstens Mühe, ihren Widerwillen gegen dieselben zu unterdrücken; sie machte die Wirthin vortrefflich, zwang sich zu lächeln, und wußte, wenn ihr daran lag, Jedem von der Gesellschaft etwas Angenehmes zu sagen, was um so mehr schmeichelte, da man nicht daran gewöhnt war.

Ernestine wurde wieder heiter, als sie ihre Mutter es scheinen sah; in ihrem Alter vergißt man kleine Widerwärtigkeiten so leicht; sie liebte die Welt, und seit längerer Zeit hatte sie so selten Gelegenheit, sich zu unterhalten, zu zerstreuen, daß sie die sich darbietende mit Freuden ergriff. Als Fräulein vom Hause richtete man jene Schmeicheleien an sie, die man zwar nicht glauben soll, die aber stets angenehm für das Ohr sind; man fand sie größer, schöner; man sagte ihr dies nicht selbst, aber man sagte es doch laut genug, daß es zu ihren Ohren bringen konnte. Frau von Noirmont nahm die ihrer Tochter gemachten Complimente mit Gleichgültigkeit hin; Herr von Noirmont schien darüber entzückt.

Herr Trichet war immer derselbe, er sprach unaufhörlich,

wollte Alles wissen, mischte sich in jede Unterredung und lauschte fortwährend auf Alles, was in allen Ecken des Salons gesprochen wurde; dieser Mann hatte in Gesellschaften vollauf zu thun.

Comtois meldete, das Essen sei aufgetragen, und die ganze Gesellschaft begab sich in den Speisesaal. Man setzte sich zu Tische und fing mit jenem Schweigen der gebildeten Gesellschaft zu speisen an, welches oft bis zum Nachtische dauert.

Man war noch beim ersten Gang, als Herr von Noirmont, der nicht schnell genug servirt wurde, um sich blickte und zu Comtois sagte:

„Wo ist denn die Kammerjungfer? ... warum servirt sie nicht mit Dir? ... Nun wundert es mich nicht mehr, daß das Auftragen so langsam geht ... was treibt sie denn? hast Du ihr nicht gesagt, daß sie bei Tische serviren helfen müsse? ..."

Comtois fühlte sich in peinlicher Verlegenheit; denn als er Louisen rief, hatte ihm diese den Befehl ihrer Gebieterin mitgetheilt. Er suchte auszuweichen und entgegnete halblaut:

„Gnädiger Herr ... die gnädige Frau hat geglaubt ... es sei überflüssig ..."

Herr von Noirmont ließ Comtois nicht vollenden, er versetzte mit herrischem Tone:

„Rufe augenblicklich Louisen her, sie soll Dir beim Auftragen behülflich sein."

Comtois ließ sich diesen Befehl nicht zweimal sagen, um so mehr, als es ihm innerlich höchst angenehm war, von der Kammerjungfer unterstützt zu werden.

Frau von Noirmont schlug die Augen nieder und wurde entsetzlich blaß. Ernestine warf furchtsame Blicke auf ihre Eltern, und Herr Trichet, der über Alles seine Bemerkungen machte, rief aus:

„Ach! Sie haben eine Kammerjungfer, die nicht bei Tische serviren will! ... Sie haben vollkommen Recht, sie dazu zu

zwingen ... die Dienstboten sind heutzutage zum Verwundern! wenn man sie machen ließe, würden sie gar nichts mehr thun und sich dabei theuer bezahlen lassen. Ich bin neugierig, Ihre Kammerjungfer zu sehen."

Louisens Eintritt machte diesen Gesprächen ein Ende. Das junge Mädchen wurde durch Comtois' Auftrag sehr in Verlegenheit gebracht; sie zögerte anfänglich, ihm zu folgen; aber Comtois hielt ihr entgegen:

„Sie müssen kommen, Mademoiselle, der gnädige Herr verlangt es, und wenn er befiehlt, muß man gehorchen."

Louise entschloß sich also, dem Kammerdiener zu folgen; während sie aber dem Befehle ihres Herrn Folge leistete, setzte sie der Gedanke, gegen den Wunsch ihrer Gebieterin zu handeln, sehr in Bekümmerniß; daher erschien sie mit gesenktem Blicke und hochgerötheten Wangen, war aber dadurch nur um so hübscher und erregte bei dem größten Theil der Gäste durch ihre Schönheit Staunen.

„Wahrhaftig," sagte Trichet, „das junge Mädchen hatte Unrecht, sich nicht zu zeigen! ... Ich habe noch wenig so hübsche Dienstboten gesehen ... hm? was sagen Sie dort unten, Herr Dernange? ... o! ich verstehe Sie schon ... Sie haben gesagt, ein griechisches Profil ... ja, beinahe ... übrigens griechisch oder hebräisch, es ist jedenfalls für das Profil einer Kammerjungfer sehr ausgezeichnet."

Die beiden jungen Herren äußerten ihre Bemerkungen nicht so laut, wie Herr Trichet, aber sie betrachteten Louisen unablässig und ließen fortwährend ihre Teller durch sie wechseln.

Die große, anspruchsvolle Dame warf einen verächtlichen Blick auf Louisen und murmelte:

„Ich kann nicht begreifen, wie man eine Magd hübsch finden kann."

Und die andere Dame rief aus:

„Das junge Mädchen ist reizend und hat eine so sittsame Miene . . . Alles spricht zu ihren Gunsten.“

„O! o!“ versetzte Herr Trichet, „diesen Mienen darf man nicht trauen . . . sie täuschen oft sehr . . . Ich weiß davon zu sprechen; ich habe schon zweihundert Haushälterinnen gehabt und alle haben mich bestohlen.“

Frau von Noirmont erwiderte auf alle durch die Erscheinung des jungen Kammermädchens veranlaßten Bemerkungen nichts; aber man sah, daß sie litt und gewaltsame Anstrengungen machte, so ruhig und heiter zu scheinen, wie vorher.

Ernestinens Munterkeit war verloren, denn sie errieth, daß ihrer Mutter etwas fehle.

Herr von Noirmont, durch die Erfüllung seiner Befehle zufrieden gestellt, beschäftigte sich nur mit seinen Gästen und beachtete die Blässe seiner Frau nicht im Geringsten.

Indessen ging die Unterhaltung bald auf einen andern Gegenstand über, und Frau von Noirmont athmete etwas freier.

Louise servirte mit dem größten Eifer, schlug, wenn sie in die Nähe ihrer Gebieterin kam, die sie nicht anzusehen wagte, die Augen nieder und vermied es, ihr jemals gegenüber zu stehen.

Plötzlich aber drang der Name Cherubins zu den Ohren der Jungfrau. Herr Trichet war es, der von einer Abendgesellschaft bei der Gräfin von Valbieri sprechend, ausrief:

„Der junge Marquis von Grandvilain war nicht zugegen . . . Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß er nicht mehr zu Madame Celival kommt . . . Das scheint mir sonderbar, denn Jedermann weiß, daß der kleine Marquis dieser Dame die Cour machte . . . er ist noch zu sehr Neuling, um seine Empfindungen zu verbergen . . . er sah sie auffallend oft an . . . es war lächerlich . . .“

In diesem Augenblick hielt Louise eine Platte mit einem Huhn in Oliven-Sauce, das sie der großen Frau des Advokaten präsentiren sollte; als sie aber von Cherubin sprechen hörte, vergaß

sie, was sie that, ließ die Platte fallen, die sie eben über der Schulter der anspruchsvollen Dame hielt, und schüttete ihr eine Portion Huhn nebst dazu gehöriger Sauce über das Kleid.

„Wie einfältig, wie dumm sind Sie!“ rief die große Dame, mit wüthenden Blicken auf Louisen, aus. „Wenn man nicht im Stande ist, eine Platte anzubieten, so bleibe man in seiner Küche!“

Louise stand starr, außer sich, trostlos. Die Herren, welche sie so noch hübscher fanden, suchten sie zu entschuldigen; Ernestine stand eilig auf, das Kleid der Dame abzutrocknen, woran Louise nicht einmal gedacht hatte. Was Frau von Noirmont betrifft, so erhob sich diese, als sie Louisen einfältig und dumm schelten hörte, zur Hälfte von ihrem Stuhle, ihre Brauen zogen sich zusammen, ihre Augen schleuderten einen Augenblick Blitze, dann aber sank sie wie todt wieder auf ihren Stuhl zurück. Und Herr Trichet, der neben ihr saß, rief aus:

„Frau von Noirmont ist sicher nicht wohl ... Fühlen Sie sich nicht ganz gut, gnädige Frau?“

„Es hat hoffentlich nichts zu bedeuten,“ erwiderte Frau von Noirmont, vom Tische aufstehend. „Ein plötzliches Uebelsein ... ich will etwas frische Luft schöpfen.“

Ernestine befand sich bereits neben ihrer Mutter, unterstützte sie, reichte ihr den Arm und beide verließen den Speisesaal.

Dieses Ereigniß machte Louisens Ungeschicklichkeit vergessen, und obgleich die große Dame unaufhörlich von ihrem Kleide sprach, schenkte ihr doch Niemand Gehör. Nach zehn Minuten kehrte Frau von Noirmont auf ihren Platz am Tische zurück. Sie war immer noch sehr blaß, versicherte aber, es sei ihr besser. Das Essen ging ziemlich traurig zu Ende; der Unfall, welcher der Herrin des Hauses zugestoßen war, hatte die Heiterkeit verscheucht.

Man begab sich in den Salon. Die Männer unterhielten sich mit einander; die große Dame beschäftigte sich fortwährend

mit Abreiben ihres befleckten Kleides. Frau von Noirmont lächelte gezwungen über Herrn Trichets Gespräch; Ernestine blickte stets nach ihrer Mutter, und die jungen Herren wandten sich oft nach der Thüre, ärgerlich, das hübsche Kammermädchen nicht mehr eintreten zu sehen. Man arrangirte eine Partie Whist, sie zog sich aber nicht in die Länge, und die Gesellschaft ging lang vor Mitternacht aus einander, weil der leidende Zustand der Frau von Noirmont Ruhe erheischte.

Es war zwei Uhr Nachts. Längst schon hatten sich alle Angehörigen des Hauses Noirmont in ihre Zimmer zurückgezogen und mußten schon im tiefen Schlafe liegen. Nur Louise, noch von dem Eindruck der heutigen Empfindung wach gehalten, hatte eben erst mit dem Gedanken an Cherubin, der in zwei Frauen verliebt sein sollte, die Augen geschlossen.

Plötzlich öffnete man die Thüre ihres Zimmers; eine Person, mit einem Lichte in der Hand, trat vorsichtig ein; Louise öffnete ihre Augen wieder und erkannte Frau von Noirmont, die, im Nachtkleide, blaß, wie beim Diner, sich ihrem Bette näherte, nachdem sie vorher stille gestanden war, um sich zu überzeugen, daß ihr Niemand folge.

„Mein Gott, Sie sind's, gnädige Frau ...“ rief Louise aus, „sind Sie krank? bedürfen Sie vielleicht meiner Dienste? ... Ach! ich will sogleich aufstehen.“

„Bleiben Sie! ... bleiben Sie und hören Sie mich an!“

Mit diesen Worten verschloß Frau von Noirmont die Zimmerthüre, setzte sich dicht neben das Bett und ergriff eine von Louisens Händen, die sie innig drückte, während sie mit erstickter Stimme zu ihr sprach:

„Louise, Sie müssen dieses Haus verlassen ... wenn Sie nicht wollen, daß ich zu Grunde gehe ... daß mich der Schmerz tödte ... Ach, was ich gelitten, ist entsetzlich, und ich fühle, daß ich nicht länger die Kraft haben werde, es zu ertragen.“

„Wie, gnädige Frau ... ich bin die Ursache Ihrer Leiden, ach! ich will gehen ... ja, seien Sie dessen versichert ... Mein Gott, wenn ich es früher gewußt hätte, so hätte ich Ihnen schon lange vielen Kummer erspart ... verzeihen Sie mir ... denn, weit entfernt, Ihnen Betrübniß verursachen zu wollen ... hätte ich mein Leben hingegeben, um Ihnen meinen Eifer, meine Anhänglichkeit zu beweisen ... aber gleichviel, ich werde gehen ...“

„— Arme Louise! ... Sie hassen mich also nicht! ... mich, die ich Sie so hart behandelte, die niemals ein gutes sanftes Wort mit Ihnen sprach!“

„— Ich, Sie hassen? ach! gnädige Frau, das scheint mir unmöglich ... es ist mir, als ob es meine Pflicht wäre, Sie zu lieben ... Oh! vergeben Sie mir ... ich vergesse, daß ich nur ein armer Dienstbote bin ...“

„Sie ... ein Dienstbote! ... Wehe! das ist es, was mich tödtet, das kann ich nicht ertragen ... Sie bei mir dienen! ... Großer Gott! ich war sehr strafbar, ich fühle es, weil du mir diese Züchtigung auferlegt hast ... aber heute war die Qual zu groß ... mein Gott! ... was hab' ich gesagt? ich rede irre! Louise, armes Kind! Sie haben geglaubt, ich verabscheue Sie und suche Sie deßhalb von mir zu entfernen ... ach, wenn Sie in der Tiefe meiner Seele hätten lesen können! ...“

„— Wär's möglich, gnädige Frau, Sie verabscheuen mich nicht ... o! wie glücklich bin ich ...“

„Louise, hören Sie mich an ... Sie sollen keine Dienerin sein ... Sie sollen reich und glücklich werden ... armes Mädchen! Sie haben genug für Anderer Fehler gelitten ... Ihr Schicksal wird sich anders gestalten ... hier, nehmen Sie diesen Brief, den ich eben geschrieben habe, übergeben Sie ihn der Person, deren Name auf dem Brief steht, und die Sie nach Ihrem Weggehen von hier aufsuchen müssen, da ich nicht weiß, wo derjenige ... an den das Schreiben gerichtet ist, gegenwärtig wohnt; was Sie jedoch

erfahren werden, wenn Sie zu Herrn Cherubin von [illegible] gehen, dessen Freund er ist; dort wird man Ihnen sogleich sein Wohnung bezeichnen. Die des Herrn Cherubin ist Ihnen, glaub ich, bekannt?"

„— O ja, gnädige Frau, ja ... ich war zwei Mal in seinem Hôtel. Und die Person, der ich diesen Brief überbringen soll ..."

„— Diese Person wird ... so denke ich wenigstens, Sie Ihrem Vater zurückgeben ..."

„— Meinem Vater ... o mein Gott! ... wie, gnädige Frau! ... ich werde meine Eltern wiederfinden ... Sie kennen sie also?"

„— Fragen Sie mich nicht weiter, Louise, was ich thue ist schon sehr viel ... ich hatte einen Schwur gethan, niemals dieser Person wieder zu schreiben ... aber seit ich Sie gesehen ... habe ich gefühlt, daß es unrecht, sehr unrecht sei, Sie den Umarmungen Ihres Vaters zu berauben, denn er wird sehr glücklich sein, Sie wiederzufinden! ... o! ja, ich bin überzeugt, daß er Sie mit Sorgfalt und Liebe umgeben wird."

„Und von meiner Mutter, gnädige Frau, von der sprechen Sie nicht mit mir ... werde ich sie nicht auch sehen? ... Ach ich wäre so glücklich, sie in meine Arme schließen zu dürfen!"

„Ihre Mutter? ... o nein, das ist unmöglich ... Ihr Vater wird Ihnen den Namen derselben verschweigen, er muß es ... und wenn er Ihnen denselben doch enthüllte ... so bedenken Sie, daß ein einziges unbesonnenes Wort Ihrer Mutter das Leben kosten würde! ... Doch ich habe Ihnen schon genug hierüber gesagt. Morgen bei Tagesanbruch, ehe Jemand im Hause aufgestanden ist, entfernen Sie sich, Louise, nicht wahr, Sie versprechen es mir?"

„— Ja, gnädige Frau, ich verspreche es Ihnen."

„— Gut ... und nun ... küssen Sie mich!"

„— Erlauben Sie es mir?"

Statt aller Antwort umschloß Frau von Noirmont Louisen mit ihren Armen, zog sie an sich und hielt sie lange an ihr Herz gedrückt, während sie sie mit Küssen bedeckte. Das Glück des jungen Mädchens war so groß, daß sie zu träumen glaubte, und den Himmel anflehte, sie nicht wieder zu erwecken.

Aber Frau von Noirmont, deren Augen in Thränen schwammen, that sich Gewalt an; sie riß sich aus Louisens Armen, drückte noch einen Kuß auf die Stirne der Jungfrau und entfernte sich schnell, indem sie noch voll Zärtlichkeit zu ihr sprach: „Vergiß nichts von Allem, was ich Dir gesagt habe!“

Louise blieb in einer Art Extase versunken; die Küsse, die sie empfangen, hatten sie zum ersten Mal ein so reines Glück fühlen lassen, daß sie dessen Dauer zu verlängern suchte; sie wagte weder über das Geheimnißvolle in Frau von Noirmonts Betragen nachzudenken, noch suchte sie sich es zu enträthseln, aber sie wiederholte jeden Augenblick bei sich: „sie liebt mich . . . o! ja, sie liebt mich . . . denn sie hat mich lange an ihr Herz gedrückt . . . und mich . . . Du . . . genannt . . . „vergiß nichts von Allem, was ich Dir gesagt habe!“ Ach! ich werde diese Worte ebenso wenig vergessen . . . mein ganzes Leben lang will ich mich an sie erinnern.“

Louise schloß den übrigen Theil der Nacht die Augen nicht mehr. Sobald der Tag zu grauen anfing, stand sie auf, kleidete sich eilends an und packte ihre Effekten zusammen; dann steckte sie den von Frau von Noirmont empfangenen Brief in ihren Busen, öffnete ganz leise die Thüre, verließ die Stube, durchschritt geräuschlos mehrere Zimmer, erreichte auf solche Weise die Treppe, den Hof, klopfte an das Fenster des Portiers, ließ sich das Thor aufschließen und befand sich mit Anbruch des Tages auf der Straße.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Furcht

Seit seinem Abenteuer mit Chichette Chichemann gerieth Cherubin nicht mehr so leicht in Flammen, oder er begann viel mehr zu begreifen, daß das, was er für Liebe gehalten hatte, nichts als die unbestimmte Sehnsucht war, welche der Anblick einer hübschen Frau in dem Herzen eines jungen Mannes erregt: eine Sehnsucht, die in ganz frischen Herzen, bei welchen die Gefühle noch den Reiz der Neuheit haben, gar oft erwacht. Aber die bei seinen ersten Liebschaften erlittenen Unfälle hatten Cherubin noch furchtsamer, noch schüchterner gemacht; statt durch die gemachten Erfahrungen vernünftiger zu werden und sich eines andern Betragens bei einem galanten Tête-à-Tête belehren zu lassen, fürchtete der arme Cherubin dermaßen, noch einmal unglücklich oder ungeschickt zu sein, daß er bei dem Gedanken an eine verliebte Zusammenkunft beinahe zitterte. Auf der andern Seite wurde der junge Marquis, da in seinem Alter die Liebe das erste Glück des Lebens ausmacht, und er sich dieses Glück nicht zu verschaffen wußte, traurig und schwermüthig. — Im zwanzigsten Jahre, mit einem bedeutenden Namen, einem schönen Vermögen, als ein hübscher, wohlgestalteter Junge, der Alles besaß, was in der Welt glücklich macht, war es Cherubin doch nicht; er verlor seine Heiterkeit, sogar seine Farbe . . . er hatte nicht mehr jenen rosigen, frischen Teint, der sonst an ihm bewundert wurde; denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, gleichwie das Uebermaß der Vergnügungen zuweilen unsere Gesundheit angreift, so kann auch eine übermäßige Enthaltsamkeit dasselbe Ergebniß herbeiführen. Die Extreme schaden jederzeit.

Der junge Marquis besuchte weder mehr die Gräfin von Baldieri, noch Madame Celival, denn der eiskalte Empfang, der ihm

bei diesen Damen zu Theil wurde, glich einer Verabschiedung; aber er traf sie mitunter in den Gesellschaften; dann schien es ihm, als ob ihn alle Damen auf sonderbare Weise betrachteten, leise mit einander flüsterten und sogar bei seinem Erscheinen lachten; er theilte Freund Monfréville seine Befürchtungen mit und sagte zu ihm:

„Haben wohl die kleine Gräfin und Madame Celival ein boshaftes Gerede über mich verbreitet? ... ich denke doch, daß ich ihnen nichts gethan habe!“

„Gerade deßhalb,“ entgegnete Monfréville lächelnd. „Aber, mein lieber junger Freund, rütteln Sie sich doch aus der für Ihr Alter unpassenden Apathie auf! ... Sie besitzen Alles, was gefällt, fangen Sie andere Liebschaften an! ... Unterhalten Sie drei oder vier Geliebten zugleich, betrügen Sie sie auf recht auffallende Weise, und Ihr Ruf wird bald wieder hergestellt sein.“

„— Das können Sie leicht sagen, mein lieber Monfréville; aber seit meinen Unfällen habe ich solche Furcht, abermals ... ungeschickt bei einem Frauenzimmer zu sein, daß mich's zum Voraus davor schaudert ... Denn, ach sehen Sie, wenn mir noch einmal ... ein Unglück widerführe, so würde ich, glaub' ich, vor Schande und Verzweiflung sterben ... Ich will mich lieber der Gefahr gar nicht aussetzen. Und doch ... fühle ich bei allem dem ... daß ich mich entsetzlich langweile.“

„— Ich will's wohl glauben, in Ihrem Alter ... ohne Liebe zu leben ... wo man nicht einmal die Erinnerung an vergangene Thorheiten hat, ist baarer Unsinn. Aber wenn Sie fürchten, Sie seien für eine vornehme Dame noch nicht keck genug, nun, mein Freund! so werfen Sie sich auf Grisetten, Schauspielerinnen ... Ich stehe Ihnen dafür, Sie werden sich dabei eben so gut ausbilden.“

„— Ja, daran hatte ich auch schon gedacht; und als ich vergangene Woche Malvina begegnete ... Sie wissen jene kleine, muntere Tänzerin ...“

„— Ja, ja.“

„Nun! so habe ich sie angesprochen ... sie nannte mich Anfangs Herr Eiszapfen, als ich aber entgegenhielt, ich sei nicht so kalt, als sie glaube, so rief sie aus: Um mich davon zu überzeugen, müssen Sie mir einen Beweis liefern! und lud mich dann abermals zum Frühstück ... auf sechs Uhr Morgens zu sich ein; ... den Tag setzten wir fest.“

„— Vortrefflich ... und nun! ...“

„— Ach! ja, aber der für das Rendezvous bestimmte Tag ist schon lange verflossen ... und ich ... war nicht dort.“

„— Und warum denn nicht?“

„— Weil ich daran dachte, daß ich für Fräulein Malvina nicht mehr Liebe empfand, als für die Andern, und mich demzufolge eben so dumm benommen hätte, wie bei meinen frühern Tête-à-Têtes.

„— Sie hatten Unrecht! Ihr Schluß ist unvernünftig ... was braucht man auch einer Liebelei, einer Caprice wegen lang [illegible]! ... Ei, haben Sie mir nicht auch von einer Grisette, einer jungen Arbeiterin in einer Leinwandhandlung hier in der [illegible] gesprochen ... haben Sie mir nicht gesagt, das Mädchen werfe Ihnen Liebesblicke zu ... habe Ihnen sogar ihren Namen angegeben? ...“

„— Ja, mein Freund, das ist die kleine Celanire mit den kohlblonden Haaren und der Nase à la Roxelane.“

„— Nun, also; verlangen Sie von Fräulein Celanire ein Rendezvous ... Nach dem, was Sie mir gesagt haben, wird sie es Ihnen nicht verweigern.“

„— Das habe ich schon gethan, mein Freund! Vorgestern sah ich diese junge Grisette auf der Straße; als sie bemerkte, daß ich hinter ihr lief, that sie, als ob sie einen Fehltritt machte ... blieb stehen, und stützte sich auf mich, um nicht zu fallen.“

„— Das war sehr fein.“

„— Das hab' ich auch gefunden; dann sprachen wir mit einander ... und sie gab mir endlich ein Rendezvous auf den Abend auf dem Boulevard des Château d'Eau ... absichtlich weit von ihrem Quartier entfernt, um Niemand Bekanntem zu begegnen."

„Das war sehr klug: die Grisetten denken doch an Alles. Nun, wie ist dieses Rendezvous abgelaufen?"

„— Gar nicht, lieber Freund, ich ging ebenfalls nicht hin ... Im Begriff, mich hinzubegeben, stellte ich dieselben Betrachtungen an, wie bei der kleinen Tänzerin ... die Furcht ergriff mich ... und ich blieb zu Hause."

„— Oh! das ist denn doch zu arg ... mein armer Cherubin! ... mit solcher Furchtsamkeit ist nicht zu hoffen, daß Sie je von dem Zauber erlöst werden! Ehemals hätten die guten Weiber behauptet, Sie wären behext, und man hätte Sie zu irgend einem berühmten Nestelaufknüpfer geschickt? ... Denn in der guten, alten Zeit knüpfte und lös'te man die Nestel gar häufig: es war sogar nicht selten, daß über diesen Gegenstand Prozesse entstanden, und die Richter die Eheprobe befahlen: das war die Art, sein Recht zu beweisen, eine Art indeß, bei der es gar viele honette Leute verloren! Doch wir leben nicht mehr in jenen Zeiten der Barbarei! ... Denn so kann man sie wahrlich nennen. Und wenn man jetzt wissen will, ob man verliebt werden kann, so kennt man keinen bessern Hexenmeister, als ein schönes Weib. An ein solches werde ich Sie daher stets weisen."

Monfréville's Gespräche trösteten Cherubin, der fortwährend traurig und ärgerlich blieb, durchaus nicht; aber eines Morgens fiel ihm ein belebender, ihn erweckender Gedanke ein; er dachte an Gagny, an die kleine Louise und an seine ihn so herzlich liebende Amme; er nahm sich vor, den Aufenthaltsort seiner Kindheit wieder zu besuchen. In seiner Traurigkeit und Langeweile

erinnerte er sich Derer, die ihn liebten; im Schoße des Vergnügens hatte er ihrer vergessen! ... Das ist nur zu oft der Fall ... Es ist zwar kein Lob für unser Herz; warum hat uns aber die Natur so geschaffen?

Cherubin sagte zu Hause nichts, ließ sich weder von Jakob noch von Herrn Gerundium begleiten, stieg in sein Cabriolet, ließ seinen kleinen Jockey hinten hinaufsteigen und fuhr weg, nachdem er sich den Weg nach Gagny hatte deutlich bezeichnen lassen.

Mit einem guten Pferd dauert die Reise nicht lang. In kurzer Zeit war Cherubin in Villemomble; sein Herz pochte beim Herausfahren aus diesem Dorfe, denn schon erkannte er die Landschaft, wo er seine Kindheit und einen großen Theil seiner Jugend zugebracht hatte. Sein Herz erweiterte sich beim Anblick der ersten Häuser von Gagny; er empfand ein Vergnügen und Wohlbehagen, welches er seit seinem Aufenthalte in Paris nicht mehr genossen hatte, und er wunderte sich, wie es ihm möglich gewesen, so lange vom Dorfe entfernt zu bleiben.

Er erkannte bald den Marktplatz, das Rathhaus und die bergige Gasse, die zu seiner Amme führte; er trieb sein Pferd an und hielt bald vor Nicollen's Haus. Seit drei Jahren erst hatte er sie verlassen, aber es schien ihm ein Jahrhundert, und seine Blicke prüften alle Gegenstände, um zu sehen, ob sich Nichts verändert habe.

Er stieg aus dem Cabriolet, schritt durch den Hof, wo er so oft gespielt hatte, und trat schnell in die untere Stube ein, wo man sich gewöhnlich aufhielt. Nicolle saß da und arbeitete, Jakob schlief im Lehnstuhle, Alles war wie ehedem; nur eine Person fehlte.

Nicolle erhob die Augen und stieß einen Schrei aus ... [illegible] mals den jungen eleganten Herrn an, der so eben ge[illegible] sie fürchtete eine Täuschung ... sie wagte nicht

glauben, daß es Cherubin sei, er aber riß sie bald aus dieser Ungewißheit, flog in ihre Arme und rief aus:

„Meine Amme! . . . meine gute Nicolle . . . Ach, wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen!"

„Er ist's! . . . er ist's wirklich!" schrie die Bäuerin, die im Uebermaße ihrer Freude kaum Worte finden konnte. „Er besucht uns wieder . . . er liebt mich also noch, der liebe Kleine . . . Ach! Verzeihung, Herr Marquis, wenn ich Sie so nenne . . . aber die Gewohnheit ist stärker als ich!"

„— Nenne mich immer wie früher, meine gute Nicolle; glaubst Du, das ärgere mich? Im Gegentheil, ich wünsche, ich verlange es!"

„— Ach! welches Glück . . . Jakob, Mann, wache doch auf, unser Söhnchen Cherubin ist zurückgekommen und hier bei uns!"

Jakob rieb sich die Augen, erkannte den jungen Marquis, hatte aber nicht den Muth, ihm die Hand zu reichen; Cherubin eilte auf ihn zu und schüttelte die rauhe, schwielige Hand des Landmanns. Dieser in seiner Freude holte, seiner Gewohnheit gemäß, schnell Gläser und Wein herbei.

Cherubin setzte sich neben Nicollen nieder, küßte sie einmal über das andere und sagte dann, mit seinen Blicken überall umherspähend:

„Wie Schade . . . es fehlt Eines! . . . Wenn Louise da wäre, wäre mein Glück vollständig . . . Sie ist also immer noch ferne von euch in der Bretagne . . . und will nicht mehr zurückkehren?"

„Ja . . . ja, mein Junge!" murmelte die Bäuerin verlegen; „aber Du . . . mein liebes Kind . . . Du . . . Sie lieben uns also noch ein wenig . . . obgleich Sie jetzt an schönere Gesellschaft gewöhnt sind?"

„— Ob ich euch liebe? ach! immer . . . Ich begreife wohl, warum Ihr diese Frage thut, meine liebe Nicolle; ich war in der That sehr undankbar . . . und habe mich schlecht aufgeführt . . .

erinnerte er sich Derer, die ihn liebten; im Schooße des Vergnügens hatte er ihrer vergessen! ... Das ist nur zu oft der Fall ... Es ist zwar kein Lob für unser Herz; warum hat uns aber die Natur so geschaffen?

Cherubin sagte zu Hause nichts, ließ sich weder von Jasmin noch von Herrn Gerundinum begleiten, stieg in sein Cabriolet, ließ seinen kleinen Jockey hinten hinaufsteigen und fuhr weg, nachdem er sich den Weg nach Gagny hatte deutlich bezeichnen lassen.

Mit einem guten Pferd dauert die Reise nicht lang. In kurzer Zeit war Cherubin in Villemomble; sein Herz pochte beim Herausfahren aus diesem Dorfe, denn schon erkannte er die Landschaft, wo er seine Kindheit und einen großen Theil seiner Jugend zugebracht hatte. Sein Herz erweiterte sich beim Anblick der ersten Häuser von Gagny; er empfand ein Vergnügen und Wohlbehagen, welches er seit seinem Aufenthalte in Paris nicht mehr genossen hatte, und er wunderte sich, wie es ihm möglich gewesen, so lange vom Dorfe entfernt zu bleiben.

Er erkannte bald den Marktplatz, das Rathhaus und die bergige Gasse, die zu seiner Amme führte; er trieb sein Pferd an und hielt bald vor Nicollen's Haus. Seit drei Jahren erst hatte er sie verlassen, aber es schien ihm ein Jahrhundert, und seine Blicke prüften alle Gegenstände, um zu sehen, ob sich Nichts verändert habe.

Er stieg aus dem Cabriolet, schritt durch den Hof, wo er so oft gespielt hatte, und trat schnell in die untere Stube ein, wo man sich gewöhnlich aufhielt. Nicolle saß da und arbeitete, Jakob schlief im Lehnstuhle, Alles war wie ehedem; nur eine Person fehlte.

Nicolle erhob die Augen und stieß einen Schrei aus ... sie blickte mehrmals den jungen eleganten Herrn an, der so eben gekommen war; sie fürchtete eine Täuschung ... sie wagte nicht

zu glauben, daß es Cherubin sei, er aber riß sie bald aus dieser Ungewißheit, flog in ihre Arme und rief aus:

„Meine Amme! . . . meine gute Nicolle . . . Ach, wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen!“

„Er ist's! . . . er ist's wirklich!“ schrie die Bäuerin, die im Uebermaße ihrer Freude kaum Worte finden konnte. „Er besucht uns wieder . . . er liebt mich also noch, der liebe Kleine . . . Ach! Verzeihung, Herr Marquis, wenn ich Sie so nenne . . . aber die Gewohnheit ist stärker als ich!“

„— Nenne mich immer wie früher, meine gute Nicolle; glaubst Du, das ärgere mich? Im Gegentheil, ich wünsche, ich verlange es!“

„— Ach! welches Glück . . . Jakob, Mann, wache doch auf, unser Söhnchen Cherubin ist zurückgekommen und hier bei uns!“

Jakob rieb sich die Augen, erkannte den jungen Marquis, hatte aber nicht den Muth, ihm die Hand zu reichen; Cherubin eilte auf ihn zu und schüttelte die rauhe, schwielige Hand des Landmanns. Dieser in seiner Freude holte, seiner Gewohnheit gemäß, schnell Gläser und Wein herbei.

Cherubin setzte sich neben Nicollen nieder, küßte sie einmal über das andere und sagte dann, mit seinen Blicken überall umherspähend:

„Wie Schade . . . es fehlt Eines! . . . Wenn Louise da wäre, wäre mein Glück vollständig . . . Sie ist also immer noch ferne von euch in der Bretagne . . . und will nicht mehr zurückkehren?“

„Ja . . . ja, mein Junge!“ murmelte die Bäuerin verlegen; „aber Du . . . mein liebes Kind . . . Du . . . Sie lieben uns also noch ein wenig . . . obgleich Sie jetzt an schönere Gesellschaft gewöhnt sind?“

„— Ob ich euch liebe? ach! immer . . . Ich begreife wohl, warum Ihr diese Frage thut, meine liebe Nicolle; ich war in der That sehr undankbar . . . und habe mich schlecht aufgeführt . . .

seit drei Jahren bin ich nicht in Eure Arme zurückgekehrt ... o das ist abscheulich von mir ... oft hegte ich die Absicht: aber in Paris hat man so viel zu thun ... Die Gesellschaften, die für mich so neuen Vergnügungen, Alles zusammen, betäubte mich ... Du mußt mir verzeihen!"

„— Ihm verzeihen! ... wie artig! wie artig!"

„— Zudem denke ich, daß, wenn ihr mich hättet besuchen wollen, euch nichts im Wege gestanden wäre, nach Paris in mein Hôtel zu kommen ... Ihr kennt es wohl."

„— Ei, aber wir waren ja dort, mein liebes Kind, Louise und ich haben uns zweimal hinbegeben und nach Dir gefragt. Das erste Mal sagte man uns, Du seiest verreist! das zweite Mal, Du seiest in einem Schlosse und werdest vielleicht lange abwesend sein."

„— Das ist sonderbar ... aber vor allen Dingen unwahr: seit ich in Paris bin, habe ich es nicht verlassen, war nie verreist ... alsdann hat man mir nie gesagt, daß ihr da waret."

„— Seht doch! Ich hatte es doch dem Portier so sehr empfohlen."

„— Ha! dahinter werde ich kommen ... und auch herausbringen, weßwegen man sich erlaubt hat, mir eure Besuche zu verhehlen."

„— Meiner Treu! das hat uns recht wehe gethan, mir und Louisen, und wir haben uns gesagt: da er weiß, daß wir ihn besuchen wollten, und er dessen ungeachtet nicht zu uns kommt, so wollen wir auch nicht mehr zu ihm gehen, es ärgert ihn vielleicht, daß wir ihm bis Paris nachlaufen."

„— Mich ärgern ... meine gute Nicolle! ... Solches von mir zu denken! ... und diese arme Louise ... warum habt ihr sie denn in die Bretagne geschickt, statt sie bei euch zu behalten?"

„— Louise in der Bretagne!" brummte Jakob, der mit einem Kruge Wein und Gläsern zurückkam. „Wer erfindet denn solche Geschichten, um meinen Freund, den Herrn Marquis, zu hintergehen?"

„— Wie? Louise ist nicht in der Bretagne?“ rief Cherubin aus; „schon vor zwei Jahren behauptete es Herr Gerundium... Was bedeutet diese Lüge?“

„Ach! mein Schatz,“ rief Nicolle aus, „ich will Dir Alles erzählen; denn mir ist das Lügen zuwider! ... Und je mehr ich Deine immer noch so sanfte Miene ansehe ... je weniger kann ich glauben, daß Du ein Ausschweifling und ein Verführer geworden bist! ... wie Herr Gerundium uns gesagt hat.“

„— Ich! ein Ausschweifling? ein Verführer? ... aber das ist nicht wahr, liebe Amme, das ist erlogen! ... denn man verspottet mich im Gegentheil in Paris, weil man behauptet, ich sei den Damen gegenüber zu schüchtern ... und sagen, ich sei ein Ausschweifling! Ach! das ist abscheulich! Wie! solche Aeußerungen hat sich mein Hofmeister erlaubt?“

„— Mein liebes Kind, ich will Dir die ganze Wahrheit erzählen. Herr Gerundium, der uns öfters besuchte und Louisens Schönheit zu bewundern schien, kam vor etwa neun oder zehn Monaten und schlug der Kleinen einen hübschen Platz in Paris vor, mit dem Bemerken, Du wünschest, daß sie ihn annehme ...“

„— Seht doch den Lügner!“

„— Der Gedanke, nach Paris zu gehen, lächelte Louisen zu, weil sie das, wie sie sagte, Dir näher brächte und ihr Hoffnung gäbe, Dich bisweilen zu sehen.“

„— Theure Louise!“

„— Sie willigte also ein; aber während sie ihre Effekten zusammen packte, sagte mir der Herr Hofmeister leise: ich führe Louisen weg, um sie vor den Nachstellungen meines Zöglings zu sichern, der seine Maitresse aus ihr machen will.“

„— Ha! welche Schändlichkeit!“

„— Und wenn er hieher kommt, so machet ihm weis, sie sei schon lange bei einem eurer Verwandten in der Bretagne.“

Cherubin stand auf, schritt im Zimmer auf und ab, der

Zorn erstickte ihn fast, er war kaum im Stande, sich durch Worte Luft zu machen.

„— Welche Niederträchtigkeit! ... solche Dinge über mich zu behaupten ... solche Lügen zu erfinden! aber zu welchem Zwecke? wo hat er denn Louisen hingethan?“

„— O! zu sehr braven Leuten, wie er uns sagte.“

„— Aber zu wem?“

„— Meiner Treu, liebes Kind, darnach haben wir nicht gefragt, weil wir alles Zutrauen in den Herrn Schulmeister setzten! ...“

„— Also wisset ihr nicht, wo Louise ist ... o! aber ich werde es erfahren, mir muß er es sagen ... Ach! ich sterbe vor Ungeduld ... ich wollte, ich wäre schon in Paris ... lebt wohl, meine gute Nicolle, Adieu, Jakob! ...“

„— Was, mein S ö h n c h e n, Du gehst schon wieder und bist doch kaum erst gekommen?“

„— Und er hat nicht einmal ein Schlückchen getrunken ...“

„— Ich komme wieder, meine Freunde ... o! ich komme wieder ... aber mit Louisen ... mit der armen Louise, die ich wiederzufinden vor Verlangen brenne ... Ha! Herr Gerundium! ... sagen, ich sei ein Ausschweifling ... O! wir wollen sehen ... sie haben mich Alle bisher wie ein Kind betrachtet, aber jetzt will ich ihnen zeigen, daß ich ihr Herr bin.“

Cherubin umarmte Nicollen, drückte Jakobs Hand und stieg, ohne auf die Tröstungen dieser guten Leute zu achten, wieder in sein Cabriolet, peitschte sein Pferd und fuhr in starkem Trab nach Paris zurück.

Zu Hause angelangt, ließ er unverzüglich Herrn Gerundium, Jasmin und den Portier rufen. An der Art und Weise, womit er diesen Befehl ertheilte, am Ausdruck seiner Gesichtszüge erkannten die Bedienten ihren sonst so ruhigen, sanften Herrn nicht mehr. Der Jockey folgte dem Hofmeister, der, obgleich es ihm

Mittag war, kaum seine Toilette beendigt hatte, von dem Wunsche des Herrn in Kenntniß; dieser ging zu seinem Zögling hinab, indem er unterwegs dachte:

„Der Herr Marquis verlangt ohne Zweifel in irgend Etwas meinen Unterricht ... er will vielleicht Verse machen lernen ... Mamsell Turlurette verbreitet im ganzen Hause, ich mache so schöne! ... Ich werde ihn mit ungereimten Versen den Anfang machen lassen! denn die sind gewiß und wahrhaftig leichter."

Aber beim Eintritt in das Zimmer des jungen Marquis, der mit großen Schritten und mit ungeduldiger zorniger Miene im Zimmer auf- und abging, wurde der Hofmeister ängstlich und fing an zu vermuthen, daß es sich hier weder um gereimte, noch ungereimte Verse handle; Jasmin, dem es über allen Begriff ging, als er die funkelnden Augen seines jungen Herrn sah, stand starr und unbeweglich in einer Ecke, und der gleich den Andern erschreckte Portier blieb auf der Thürschwelle stehen, weil er es nicht wagte, völlig herein zu treten.

An diesen letztern wandte sich Cherubin, nachdem er ihn hatte näher kommen heißen, zuerst:

„Kurze Zeit nach meiner Ankunft im Hôtel," begann er, „kam ein braves Bauernweib, das heißt meine Amme, mit einem jungen Mädchen zu mir zum Besuche ... sie waren zweimal da ... mit dem eifrigsten Wunsche, mich zu sehen, und das erste Mal habt Ihr zu ihnen gesagt, ich sei verreist, und das zweite Mal, ich sei auf dem Schlosse eines meiner Freunde. Warum habt Ihr so gelogen? ... Wer hat Euch erlaubt, Leute abzuweisen, die mir lieb und willkommen sind? ... antwortet!"

Der Portier verbeugte sich und entgegnete:

„Meiner Treu! gnädiger Herr, ich habe hierin nur die mir von Herrn Jasmin ertheilten Instruktionen befolgt ... und geglaubt, dieser handle im Auftrage des gnädigen Herrn ..."

„— Ah! Jasmin hatte Euch diesen Auftrag gegeben ... gut! Ihr könnt gehen, aber von nun an richtet Euch nur nach meinen eigenen Befehlen."

Der Portier verbeugte sich und ging, höchlich erfreut, so leicht davon gekommen zu sein.

Der alte Jasmin war purpurroth geworden und verzog seinen Mund wie ein Kind, das zu weinen anfangen will. Cherubin trat auf ihn zu und sagte in mehr vorwurfsvollem, als heftigem Tone zu ihm:

„Wie? Jasmin! Du hast meine gute Nicolle und Louisen abweisen lassen! ... Du wolltest, daß Diejenigen, die mich erzogen haben, mich für stolz, gefühllos und undankbar halten sollten! ... Ach! das ist sehr Unrecht von Dir ... und ich erkenne hierin Dein Herz nicht mehr."

Jasmin zog sein Taschentuch heraus und rief mit Thränen:

„Gnädiger Herr, Sie haben Recht ... es ist eine Grobheit ... eine Dummheit ... aber der Gedanke ging nicht von mir aus ... er wäre nie in mir erwacht ... Ihr Herr Hofmeister hat mir gesagt, man müsse die Besuche Nicollen's und Louisens verhindern ... weil solche gefährlich für Sie seien ... und da Herr Gerundium ein Gelehrter ist, so dachte ich, er müsse wissen, was Recht ist, und that, was er mir sagte."

Während des alten Kammerdieners Rede zerkratzte sich Herr Gerundium die Nase gewaltig, als ob er sich auf die ihm drohenden Angriffe vorbereiten wollte; wirklich kehrte sich auch Cherubin, nachdem er Jasmin angehört hatte, gegen ihn und rief mit dem vollen Ausdrucke des Zornes:

„Von Ihnen geht demnach Alles aus, mein Herr ... ich hätte es mir denken können. Also es war gefährlich für mich, die Landleute ... Diejenigen wiederzusehen, die mich wie ihre eigenen Kinder lieben?"

Herr Gerundium stellte eines seiner Beine zurück, streckte

seine Brust heraus, hob den Kopf in die Höhe und erwiderte mit vieler Sicherheit:

„Ei, allerdings, mein erhabener Zögling! und ich bin der Ueberzeugung, Recht gehabt zu haben: Non est discipulus super magistrum! ... Hören Sie daher meine Gründe ... Sie verließen das Dorf und das Land nur ungern; die Lust, wieder dahin zurückzukehren, hätte leicht in Ihnen wach werden können ... Diese Lust mußte Ihnen deßhalb ... stets in Ihrem Interesse ... genommen werden ... Das Religionsbuch der Gebern, ein Auszug aus der Zendavesta, das alle von Zoroaster eingeführten Glaubens-Artikel enthält, verlangt, daß man am Schlusse eines jeden Tages mit seinem Gewissen strenge zu Gerichte gehe ... und das meinige ...“

„— Ei! mein Herr, es handelt sich hier nicht von Zoroaster! Geschah es aber auch in meinem Interesse, daß Sie bei Ihrem letzten Besuche im Dorfe zu Nicollen sagten, ich sei in Paris ein Ausschweifling, ein Verführer geworden: ich wolle aus Louisen meine Maitresse machen, man müsse sie deßhalb nach Paris in einen Dienst bringen, und mir weis machen, sie sei in der Bretagne?“

Herr Gerundium war wie versteinert; er wußte kein Citat mehr anzubringen, er senkte den Kopf und seine Beine schienen ihm den Dienst zu versagen, während Jasmin, als er die Aeußerungen des Hofmeisters über seinen jungen Herrn vernahm, nach der auf dem Kamine liegenden Feuerzange eilte, sich schlagfertig vor Herrn Gerundium hinstellte und ausrief:

„— Schändlichkeiten über meinen jungen Herrn sagen! ... ihn verleumden! ... Lassen Sie mich ihn durchhauen, gnädiger Herr ... ich fühle, daß ich dazu meine Kraft von zwanzig Jahren wieder finden werde!“

Aber Cherubin hielt Jasmin zurück und sagte zum Hofmeister: „Welche Gründe veranlaßten Sie zu solchen Lügen?“

„— Mein edler Zögling … ich weiß in Wahrheit nicht … eine Verwirrung des Geistes …“

„O! das werde ich später erfahren; vor allen Dingen, wo ist Louise?“

„— Das junge und interessante verlassene Kind? …“

„— Nun, mein Herr, antworten Sie, und keine neue Lüge; wo ist Louise?“

„— In einem ehrbaren Hause, wie ich mir schmeicheln darf; ich verschaffte ihr bei Frau von Noirmont die Stelle einer Kammerjungfer.“

„Eine Kammerjungfer! … aus meiner Milchschwester, der Gespielin meiner Kindheit eine Kammerjungfer machen! … Ha! das ist niederträchtig …“

„— Ihr Gehalt ist gut, und ich dachte, da sie gar kein Vermögen habe …“

„— Schweigen Sie! … Arme Louise! … ist das der Lohn Deiner Anhänglichkeit an mich? . . . O! sie darf keinen Tag länger in dieser Stelle bleiben … Jasmin! laß sogleich einen Wagen vorfahren, und Sie, mein Herr, folgen mir!“

Herr Gerundium ließ sich diesen Befehl nicht wiederholen; er folgte Cherubin, der seinen Hut nahm und hastig die Treppe hinab eilte. Jasmin hatte einen Fiaker kommen lassen, der junge Marquis stieg ein, befahl Gerundium, sich auch hereinzusetzen und dem Kutscher die Wohnung der Frau von Noirmont zu bezeichnen; der Hofmeister gehorchte; die Chaise rollte davon.

Unterwegs sprach Cherubin kein Wort und Gerundium wagte nicht einmal, sich zu schnäuzen. Als der Wagen vor dem Hause der Frau von Noirmont anhielt, sagte Cherubin zu dem Hofmeister:

„Sie haben Louisen in dieses Haus gethan, Sie müssen sie ieder abholen. Sagen Sie der Herrschaft Louisens, daß mehr zu dienen brauche, daß sie einen Freund, einen

Beschützer gefunden habe ... sagen Sie was Sie wollen, nur bedenken Sie, daß Sie mir meine Schwester, meine Freundin wieder anschaffen müssen ... Was diese betrifft, so theilen Sie ihr nur mit, daß ich hier sei, daß ich sie erwarte, und ich bin überzeugt, sie wird schnell ihre Anstalten getroffen haben, um zu mir zu kommen. Gehen Sie, mein Herr, ich bleibe hier und erwarte Sie!"

Herr Gerundium sprang aus dem Wagen, schnürzte sich, als er heraus war, und trat endlich in das Haus ein, bei sich denkend:

„— Nun! weil's denn nicht anders sein kann. Die Kleine wird mir nicht zu Theil werden, es sei denn daß später ... man kann nicht wissen ... er wird sie vielleicht ausstatten ... dann werde ich mir eben vorstellen, sie sei eine Wittwe!"

Cherubin zählte die Minuten, die seit dem Eintritt des Hofmeisters in das Haus verflossen! über den Kutschenschlag vorgebeugt, ließ er das Hofthor nicht aus den Augen, denn jeden Augenblick erwartete er Louisen herauskommen zu sehen, aber diese Hoffnung wurde stets vereitelt; endlich traten zwei Personen aus dem Haus und näherten sich ihm; es waren die Herren Gerundium und Comtois. Das Aussehen des Hofmeisters war ganz bestürzt; er verdrehte beim Herankommen seine Augen wie verstört, aber Cherubin ließ ihm keine Zeit zum Reden, sondern rief aus:

„Louise! Louise, warum ist sie nicht mit euch herabgekommen? ... Haben Sie ihr denn nicht gesagt, daß ich da sei? ..."

„Nein, mein edler Zögling," entgegnete Herr Gerundium mit verzweifelter Miene, „ich habe es ihr nicht gesagt ... und konnte es ihr nicht sagen ... wenn Sie wüßten ..."

„— Ich will nichts wissen ... ich will Louisen ... sie abzuholen bin ich gekommen. Warum geht sie nicht herunter? ...

„— Mein edler Zögling ... ich weiß in Wahrheit nicht... eine Verwirrung des Geistes ..."

„O! das werde ich später erfahren; vor allen Dingen, wo ist Louise?"

„— Das junge und interessante verlassene Kind? ..."

„— Nun, mein Herr, antworten Sie, und keine neue Lüge; wo ist Louise?"

„— In einem ehrbaren Hause, wie ich mir schmeicheln darf: ich verschaffte ihr bei Frau von Noirmont die Stelle einer Kammerjungfer."

„Eine Kammerjungfer! ... aus meiner Milchschwester, der Gespielin meiner Kindheit eine Kammerjungfer machen! ... He! das ist niederträchtig ..."

„— Ihr Gehalt ist gut, und ich dachte, da sie gar kein Vermögen habe ..."

„— Schweigen Sie! ... Arme Louise! ... ist das der Lohn Deiner Anhänglichkeit an mich? . . . O! sie darf keinen Tag länger in dieser Stelle bleiben ... Jasmin! laß sogleich einen Wagen vorfahren, und Sie, mein Herr, folgen mir!"

Herr Gerundium ließ sich diesen Befehl nicht wiederholen; er folgte Cherubin, der seinen Hut nahm und hastig die Treppe hinab eilte. Jasmin hatte einen Fiaker kommen lassen, der junge Marquis stieg ein, befahl Gerundium, sich auch hereinzusetzen und dem Kutscher die Wohnung der Frau von Noirmont zu bezeichnen; der Hofmeister gehorchte; die Chaise rollte davon.

Unterwegs sprach Cherubin kein Wort und Gerundium wagte nicht einmal, sich zu schnäuzen. Als der Wagen vor dem Hause der Frau von Noirmont anhielt, sagte Cherubin zu dem Hofmeister:

„Sie haben Louisen in dieses Haus gethan, Sie müssen sie auch wieder abholen. Sagen Sie der Herrschaft Louisens, daß diese nicht mehr zu dienen brauche, daß sie einen Freund, einen

Beschützer gefunden habe ... sagen Sie was Sie wollen, nur bedenken Sie, daß Sie mir meine Schwester, meine Freundin wieder anschaffen müssen ... Was diese betrifft, so theilen Sie ihr nur mit, daß ich hier sei, daß ich sie erwarte, und ich bin überzeugt, sie wird schnell ihre Anstalten getroffen haben, um zu mir zu kommen. Gehen Sie, mein Herr, ich bleibe hier und erwarte Sie!"

Herr Gerundium sprang aus dem Wagen, schnäuzte sich, als er heraus war, und trat endlich in das Haus ein, bei sich denkend:

„— Nun! weil's denn nicht anders sein kann. Die Kleine wird mir nicht zu Theil werden, es sei denn daß später ... man kann nicht wissen ... er wird sie vielleicht ausstatten ... dann werde ich mir eben vorstellen, sie sei eine Wittwe!"

Cherubin zählte die Minuten, die seit dem Eintritt des Hofmeisters in das Haus verflossen! über den Kutschenschlag vorgebeugt, ließ er das Hofthor nicht aus den Augen, denn jeden Augenblick erwartete er Louisen herauskommen zu sehen, aber diese Hoffnung wurde stets vereitelt; endlich traten zwei Personen aus dem Haus und näherten sich ihm; es waren die Herren Gerundium und Comtois. Das Aussehen des Hofmeisters war ganz bestürzt; er verdrehte beim Herankommen seine Augen wie verstört, aber Cherubin ließ ihm keine Zeit zum Reden, sondern rief aus:

„Louise! Louise, warum ist sie nicht mit euch herabgekommen? ... Haben Sie ihr denn nicht gesagt, daß ich da sei? ..."

„Nein, mein edler Zögling," entgegnete Herr Gerundium mit verzweifelter Miene, „ich habe es ihr nicht gesagt ... und konnte es ihr nicht sagen ... wenn Sie wüßten ..."

„— Ich will nichts wissen ... ich will Louisen ... sie abzuholen bin ich gekommen. Warum geht sie nicht herunter? ...

seit drei Jahren bin ich nicht in Eure Arme zurückgekehrt ... o! das ist abscheulich von mir ... oft hegte ich die Absicht; aber in Paris hat man so viel zu thun ... Die Gesellschaften, jene für mich so neuen Vergnügungen, Alles zusammen, betäubte mich ... Du mußt mir verzeihen!“

„— Ihm verzeihen! ... wie artig! wie artig!“

„— Zudem denke ich, daß, wenn ihr mich hättet besuchen wollen, euch nichts im Wege gestanden wäre, nach Paris in mein Hôtel zu kommen ... Ihr kennt es wohl.“

„— Ei, aber wir waren ja dort, mein liebes Kind, Louise und ich haben uns zweimal hinbegeben und nach Dir gefragt. Das erste Mal sagte man uns, Du seiest verreist! das zweite Mal, Du seiest in einem Schlosse und werdest vielleicht lange abwesend sein.“

„— Das ist sonderbar ... aber vor allen Dingen unwahr; seit ich in Paris bin, habe ich es nicht verlassen, war nie verreist ... alsdann hat man mir nie gesagt, daß ihr da waret.“

„— Seht doch! Ich hatte es doch dem Portier so sehr empfohlen.“

„— Ha! dahinter werde ich kommen ... und auch herausbringen, weßwegen man sich erlaubt hat, mir eure Besuche zu verhehlen.“

„— Meiner Treu! das hat uns recht wehe gethan, mir und Louisen, und wir haben uns gesagt: da er weiß, daß wir ihn besuchen wollten, und er dessen ungeachtet nicht zu uns kommt, so wollen wir auch nicht mehr zu ihm gehen, es ärgert ihn vielleicht, daß wir ihm bis Paris nachlaufen.“

„— Mich ärgern ... meine gute Nicolle! ... Solches von mir zu denken! ... und diese arme Louise ... warum habt ihr sie denn in die Bretagne geschickt, statt sie bei euch zu behalten?“

„— Louise in der Bretagne!“ brummte Jakob, der mit einem Kruge Wein und Gläsern zurückkam. „Wer erfindet denn solche Geschichten, um meinen Freund, den Herrn Marquis, zu hintergehen?“

„— Wie? Louise ist nicht in der Bretagne?“ rief Cherubin aus; „schon vor zwei Jahren behauptete es Herr Gerundium … Was bedeutet diese Lüge?“

„Ach! mein Schatz,“ rief Nicolle aus, „ich will Dir Alles erzählen; denn mir ist das Lügen zuwider! … Und je mehr ich Deine immer noch so sanfte Miene ansehe … je weniger kann ich glauben, daß Du ein Ausschweifling und ein Verführer geworden bist! … wie Herr Gerundium uns gesagt hat.“

„— Ich! ein Ausschweifling? ein Verführer? … aber das ist nicht wahr, liebe Amme, das ist erlogen! … denn man verspottet mich im Gegentheil in Paris, weil man behauptet, ich sei den Damen gegenüber zu schüchtern … und sagen, ich sei ein Ausschweifling! Ach! das ist abscheulich! Wie! solche Aeußerungen hat sich mein Hofmeister erlaubt?“

„— Mein liebes Kind, ich will Dir die ganze Wahrheit erzählen. Herr Gerundium, der uns öfters besuchte und Louisens Schönheit zu bewundern schien, kam vor etwa neun oder zehn Monaten und schlug der Kleinen einen hübschen Platz in Paris vor, mit dem Bemerken, Du wünschest, daß sie ihn annehme …“

„— Seht doch den Lügner!“

„— Der Gedanke, nach Paris zu gehen, lächelte Louisen zu, weil sie das, wie sie sagte, Dir näher brächte und ihr Hoffnung gäbe, Dich bisweilen zu sehen.“

„— Theure Louise!“

„— Sie willigte also ein; aber während sie ihre Effekten zusammen packte, sagte mir der Herr Hofmeister leise: ich führe Louisen weg, um sie vor den Nachstellungen meines Zöglings zu sichern, der seine Maitresse aus ihr machen will.“

„— Ha! welche Schändlichkeit!“

„— Und wenn er hieher kommt, so machet ihm weis, sie sei schon lange bei einem eurer Verwandten in der Bretagne.“

Cherubin stand auf, schritt im Zimmer auf und ab, der

Zorn erstickte ihn fast, er war kaum im Stande, sich durch Worte Luft zu machen.

„— Welche Niederträchtigkeit! ... solche Dinge über mich zu behaupten ... solche Lügen zu erfinden! aber zu welchem Zwecke? wo hat er denn Louisen hingethan?“

„— O! zu sehr braven Leuten, wie er uns sagte.“

„— Aber zu wem?“

„— Meiner Treu, liebes Kind, darnach haben wir nicht gefragt, weil wir alles Zutrauen in den Herrn Schulmeister setzten! ...“

„— Also wisset ihr nicht, wo Louise ist ... o! aber ich werde es erfahren, mir muß er es sagen ... Ach! ich sterbe vor Ungeduld ... ich wollte, ich wäre schon in Paris ... lebt wohl, meine gute Nicolle, Adieu, Jakob! ...“

„— Was, mein Söhnchen, Du gehst schon wieder und bist doch kaum erst gekommen?“

„— Und er hat nicht einmal ein Schlückchen getrunken ...“

„— Ich komme wieder, meine Freunde ... o! ich komme wieder ... aber mit Louisen ... mit der armen Louise, die ich wiederzufinden vor Verlangen brenne ... Ha! Herr Gerundium! ... sagen, ich sei ein Ausschweifling ... O! wir wollen sehen ... sie haben mich Alle bisher wie ein Kind betrachtet, aber jetzt will ich ihnen zeigen, daß ich ihr Herr bin.“

Cherubin umarmte Nicollen, drückte Jakobs Hand und stieg, ohne auf die Tröstungen dieser guten Leute zu achten, wieder in sein Cabriolet, peitschte sein Pferd und fuhr in starkem Trab nach Paris zurück.

Zu Hause angelangt, ließ er unverzüglich Herrn Gerundium, Jasmin und den Portier rufen. An der Art und Weise, womit er diesen Befehl ertheilte, am Ausdruck seiner Gesichtszüge erkannten die Bedienten ihren selbst so ruhigen, sanften Herrn nicht mehr. Der Jockey folgte dem Hofmeister, der, obgleich es schon

Mittag war, kaum seine Toilette beendigt hatte, von dem Wunsche des Herrn in Kenntniß; dieser ging zu seinem Zögling hinab, indem er unterwegs dachte:

„Der Herr Marquis verlangt ohne Zweifel in irgend Etwas meinen Unterricht ... er will vielleicht Verse machen lernen ... Mamsell Turlurette verbreitet im ganzen Hause, ich mache so schöne! ... Ich werde ihn mit ungereimten Versen den Anfang machen lassen! denn die sind gewiß und wahrhaftig leichter."

Aber beim Eintritt in das Zimmer des jungen Marquis, der mit großen Schritten und mit ungeduldiger zorniger Miene im Zimmer auf- und abging, wurde der Hofmeister ängstlich und fing an zu vermuthen, daß es sich hier weder um gereimte, noch ungereimte Verse handle; Jasmin, dem es über allen Begriff ging, als er die funkelnden Augen seines jungen Herrn sah, stand starr und unbeweglich in einer Ecke, und der gleich den Andern erschreckte Portier blieb auf der Thürschwelle stehen, weil er es nicht wagte, völlig herein zu treten.

An diesen letztern wandte sich Cherubin, nachdem er ihn hatte näher kommen heißen, zuerst:

„Kurze Zeit nach meiner Ankunft im Hôtel," begann er, „kam ein braves Bauernweib, das heißt meine Amme, mit einem jungen Mädchen zu mir zum Besuche ... sie waren zweimal da ... mit dem eifrigsten Wunsche, mich zu sehen, und das erste Mal habt Ihr zu ihnen gesagt, ich sei verreist, und das zweite Mal, ich sei auf dem Schlosse eines meiner Freunde. Warum habt Ihr so gelogen? ... Wer hat Euch erlaubt, Leute abzuweisen, die mir lieb und willkommen sind? ... antwortet!"

Der Portier verbeugte sich und entgegnete:

„Meiner Treu! gnädiger Herr, ich habe hierin nur die mir von Herrn Jasmin ertheilten Instruktionen befolgt ... und geglaubt, dieser handle im Auftrage des gnädigen Herrn ..."

„— Ah! Jasmin hatte Euch diesen Auftrag gegeben ... gut! Ihr könnt gehen, aber von nun an richtet Euch nur nach meinen eigenen Befehlen."

Der Portier verbeugte sich und ging, höchlich erfreut, so leicht davon gekommen zu sein.

Der alte Jasmin war purpurroth geworden und verzog seinen Mund wie ein Kind, das zu weinen anfangen will. Cherubin trat auf ihn zu und sagte in mehr vorwurfsvollem, als heftigem Tone zu ihm:

„Wie? Jasmin! Du hast meine gute Nicolle und Louisen abweisen lassen! ... Du wolltest, daß Diejenigen, die mich erzogen haben, mich für stolz, gefühllos und undankbar halten sollten! ... Ach! das ist sehr Unrecht von Dir ... und ich erkenne hierin Dein Herz nicht mehr."

Jasmin zog sein Taschentuch heraus und rief mit Thränen:

„Gnädiger Herr, Sie haben Recht ... es ist eine Grobheit ... eine Dummheit ... aber der Gedanke ging nicht von mir aus ... er wäre nie in mir erwacht ... Ihr Herr Hofmeister hat mir gesagt, man müsse die Besuche Nicollen's und Louisens verhindern ... weil solche gefährlich für Sie seien ... und da Herr Gerundium ein Gelehrter ist, so dachte ich, er müsse wissen, was Recht ist, und that, was er mir sagte."

Während des alten Kammerdieners Rede zerkratzte sich Herr Gerundium die Nase gewaltig, als ob er sich auf die ihm drohenden Angriffe vorbereiten wollte; wirklich kehrte sich auch Cherubin, nachdem er Jasmin angehört hatte, gegen ihn und rief mit dem vollen Ausdrucke des Zornes:

„Von Ihnen geht demnach Alles aus, mein Herr ... ich hätte es mir denken können. Also es war gefährlich für mich, die Landleute ... Diejenigen wiederzusehen, die mich wie ihre eigenen Kinder lieben?"

Herr Gerundium stellte eines seiner Beine zurück, streckte

seine Brust heraus, hob den Kopf in die Höhe und erwiderte mit vieler Sicherheit:

„Ei, allerdings, mein erhabener Zögling! und ich bin der Ueberzeugung, Recht gehabt zu haben: Non est discipulus super magistrum! ... Hören Sie daher meine Gründe ... Sie verließen das Dorf und das Land nur ungern; die Lust, wieder dahin zurückzukehren, hätte leicht in Ihnen wach werden können ... Diese Lust mußte Ihnen deßhalb ... stets in Ihrem Interesse ... genommen werden ... Das Religionsbuch der Gebern, ein Auszug aus der Zendavesta, das alle von Zoroaster eingeführten Glaubens-Artikel enthält, verlangt, daß man am Schlusse eines jeden Tages mit seinem Gewissen strenge zu Gerichte gehe ... und das meinige ...“

„— Ei! mein Herr, es handelt sich hier nicht von Zoroaster! Geschah es aber auch in meinem Interesse, daß Sie bei Ihrem letzten Besuche im Dorfe zu Nicollen sagten, ich sei in Paris ein Ausschweifling, ein Verführer geworden: ich wolle aus Louisen meine Maitresse machen, man müsse sie deßhalb nach Paris in einen Dienst bringen, und mir weis machen, sie sei in der Bretagne?“

Herr Gerundinm war wie versteinert; er wußte kein Citat mehr anzubringen, er senkte den Kopf und seine Beine schienen ihm den Dienst zu versagen, während Jasmin, als er die Aeußerungen des Hofmeisters über seinen jungen Herrn vernahm, nach der auf dem Kamine liegenden Feuerzange eilte, sich schlagfertig vor Herrn Gerundinm hinstellte und ausrief:

„— Schändlichkeiten über meinen jungen Herrn sagen! ... ihn verleumden! ... Lassen Sie mich ihn durchhauen, gnädiger Herr ... ich fühle, daß ich dazu meine Kraft von zwanzig Jahren wieder finden werde!“

Aber Cherubin hielt Jasmin zurück und sagte zum Hofmeister: „Welche Gründe veranlaßten Sie zu solchen Lügen?“

„— Mein edler Zögling . . . ich weiß in Wahrheit nicht . . . eine Verwirrung des Geistes . . .“

„O! das werde ich später erfahren; vor allen Dingen, wo ist Louise?“

„— Das junge und interessante verlassene Kind? . . .“

„— Nun, mein Herr, antworten Sie, und keine neue Lüge; wo ist Louise?“

„— In einem ehrbaren Hause, wie ich mir schmeicheln darf; ich verschaffte ihr bei Frau von Noirmont die Stelle einer Kammerjungfer.“

„Eine Kammerjungfer! . . . aus meiner Milchschwester, der Gespielin meiner Kindheit eine Kammerjungfer machen! . . . Ha! das ist niederträchtig . . .“

„— Ihr Gehalt ist gut, und ich dachte, da sie gar kein Vermögen habe . . .“

„— Schweigen Sie! . . . Arme Louise! . . . ist das der Lohn Deiner Anhänglichkeit an mich? . . . O! sie darf keinen Tag länger in dieser Stelle bleiben . . . Jasmin! laß sogleich einen Wagen vorfahren, und Sie, mein Herr, folgen mir!“

Herr Gerundium ließ sich diesen Befehl nicht wiederholen; er folgte Cherubin, der seinen Hut nahm und hastig die Treppe hinab eilte. Jasmin hatte einen Fiaker kommen lassen, der junge Marquis stieg ein, befahl Gerundium, sich auch hereinzusetzen und dem Kutscher die Wohnung der Frau von Noirmont zu bezeichnen; der Hofmeister gehorchte; die Chaise rollte davon.

Unterwegs sprach Cherubin kein Wort und Gerundium wagte nicht einmal, sich zu schnäuzen. Als der Wagen vor dem Hause der Frau von Noirmont anhielt, sagte Cherubin zu dem Hofmeister:

„Sie haben Louisen in dieses Haus gethan, Sie müssen sie auch wieder abholen. Sagen Sie der Herrschaft Louisens, daß diese nicht mehr zu dienen brauche, daß sie einen Freund, einen

Beschützer gefunden habe ... sagen Sie was Sie wollen, nur bedenken Sie, daß Sie mir meine Schwester, meine Freundin wieder anschaffen müssen ... Was diese betrifft, so theilen Sie ihr nur mit, daß ich hier sei, daß ich sie erwarte, und ich bin überzeugt, sie wird schnell ihre Anstalten getroffen haben, um zu mir zu kommen. Gehen Sie, mein Herr, ich bleibe hier und erwarte Sie!"

Herr Gerundium sprang aus dem Wagen, schnäuzte sich, als er heraus war, und trat endlich in das Haus ein, bei sich denkend:

„— Nun! weil's denn nicht anders sein kann. Die Kleine wird mir nicht zu Theil werden, es sei denn daß später ... man kann nicht wissen ... er wird sie vielleicht ausstatten ... dann werde ich mir eben vorstellen, sie sei eine Wittwe!"

Cherubin zählte die Minuten, die seit dem Eintritt des Hofmeisters in das Haus verflossen! über den Kutschenschlag vorgebeugt, ließ er das Hofthor nicht aus den Augen, denn jeden Augenblick erwartete er Louisen herauskommen zu sehen, aber diese Hoffnung wurde stets vereitelt; endlich traten zwei Personen aus dem Haus und näherten sich ihm; es waren die Herren Gerundium und Comtois. Das Aussehen des Hofmeisters war ganz bestürzt; er verdrehte beim Herankommen seine Augen wie verstört, aber Cherubin ließ ihm keine Zeit zum Reden, sondern rief aus:

„Louise! Louise, warum ist sie nicht mit euch herabgekommen? ... Haben Sie ihr denn nicht gesagt, daß ich da sei? ..."

„Nein, mein edler Zögling," entgegnete Herr Gerundium mit verzweifelter Miene, „ich habe es ihr nicht gesagt ... und konnte es ihr nicht sagen ... wenn Sie wüßten ..."

„— Ich will nichts wissen ... ich will Louisen ... sie abzuholen bin ich gekommen. Warum geht sie nicht herunter? ...

Hat man ihr den Abschied verweigert? . . . O! dann will ich selbst . . ."

„— Ei nein . . . man hat gar nichts verweigert . . . aber sie ist schon fort . . . und deßhalb kam sie nicht mit uns herunter!"

„— Was sagen Sie . . . Louise?"

„— Ist seit vier Tagen nicht mehr bei Herrn von Noirmont; sie entfernte sich eines Morgens früh . . . ehe Jemand im Hause aufgestanden war."

„— Ah! Sie hintergehen mich! . . ."

„— Nein, mein edler Zögling . . . aber da ich fürchtete, Sie möchten mir vielleicht keinen Glauben schenken, so bat ich Comtois, den vertrauten Diener Herrn von Noirmonts, meine Behauptung zu bestätigen . . . Sprecht, unbestechlicher Comtois, sagt die Wahrheit, nichts als die Wahrheit . . . die ganze Wahrheit!" Comtois näherte sich Cherubin und sprach, nachdem er ihn achtungsvoll begrüßt hatte:

„So lange Mademoiselle Louise bei uns war, verdiente ihr Betragen nur Lob. Ihre bescheidene, sanfte Miene hatte ihr Aller Herzen gewonnen . . . Fräulein Ernestine von Noirmont behandelte sie mehr wie ihre Freundin, als wie ihre Kammerjungfer; nur die gnädige Frau war . . . man weiß nicht aus welchem Grunde . . . etwas streng gegen sie. Kurz, letzten Freitag . . . am Morgen nach einem im Hause Statt gehabten großen Essen, ging das junge Mädchen fort . . . O! sie hat nichts mitgenommen, als das kleine Päckchen mit ihren Kleidungsstücken . . . kein Fetzchen sonst . . . Fräulein Ernestine war sehr betrübt . . . aber wir stellten uns vor, Louise werde in ihre Heimath zurückgekehrt sein, weil sie betrübt darüber war, das Wohlwollen der gnädigen Frau nicht haben erlangen zu können. Das, gnädiger Herr, ist die bestimmte Wahrheit . . . Wenn Sie sich übrigens herauf bemühen wollen . . . so können Sie von Fräulein Ernestine . . . oder von meiner Herrschaft dasselbe erfahren."

Cherubin hielt es für unnöthig, Herrn und Frau von Noirmont zu befragen; Comtois hatte kein Interesse, ihn zu belügen, und in seinen Blicken lag auch der Ausdruck des Bedauerns über Louisens Entfernung.

„Sie wird ohne Zweifel nach Gagny zurückgekehrt sein!“ rief Herr Gerundium, an der Nase kratzend, aus.

„Nach Gagny! . . .“ sagte Cherubin verzweifelnd; „daher komme ich ja . . . Wissen Sie denn nicht, daß ich dort . . . daß ich bei Nicollen gewesen bin, und Louisen nicht getroffen habe!“

„— Sie haben einander vielleicht unterwegs verfehlt . . .“

„— Ei! Sie hören ja, daß sie schon seit vier Tagen aus diesem Hause fort ist . . . vier Tage, verstehen Sie wohl . . . Wo ist sie seit dieser Zeit hingerathen? . . . Braucht man vier Tage, um einen Weg von vier Stunden zu machen?“

„— Gewöhnlich nicht . . . Jedoch . . . wenn man unterwegs oft einkehrte.“

„— Ah! Sie sind Schuld, daß Louise das Dorf verließ, wo sie vor allen Gefahren geschützt war . . . Sie, mein Herr, haben sie nach Paris gebracht . . . Aber denken Sie daran, daß ich Louisen wiederfinden, daß ich wissen muß, wo sie ist, was in den vier Tagen, seit sie sich aus diesem Hause entfernt hat, aus ihr geworden ist . . . und wenn ihr ein Unglück begegnet wäre . . . ah! so soll das ganze Gewicht meines Zornes auf Sie fallen!“

Cherubin warf sich in den Wagen zurück, bezeichnete dem Kutscher Monfréville's Wohnung und ließ sich sogleich zu ihm führen. Es drängte ihn, diesem Freunde seine Leiden zu klagen, denn er wußte wohl, daß er ihm seinen Rath und Hülfe nicht versagen würde.

Monfréville war zu Hause; als er seinen jungen Freund so ergriffen und aufgeregt eintreten sah, befragte er ihn augenblicklich um die Ursache seiner Unruhe.

Cherubin erzählte ihm alle Ereignisse des heutigen Tages, seinen Besuch im Dorfe, das Benehmen Gerundiums gegen Louisen, und endlich das Verschwinden des jungen Mädchens aus dem Hause ihrer Herrschaft; er schloß seine Schilderung mit dem Ausruf:

„— Mein Freund! ich muß Louisen finden, ich muß! Denn nun erst fühle ich, wie sehr ich sie liebe ... Arme Louise, um mir näher zu sein, in der Hoffnung, mich zu sehen ... mir zu begegnen ... hatte sie diese Stelle in Paris angenommen. O! Nicolle hat mir Alles gesagt, Louise dachte immer an mich, kein Tag verging, wo sie nicht von mir sprach ... und ich Undankbarer ließ sie drei Jahre ohne ein Zeichen meines Andenkens."

„Das ist wahr," versetzte Monfréville, „und nun sind Sie ganz trostlos, weil Sie nicht wissen, was aus ihr geworden ist! übrigens scheint mir, nach Allem, was Sie mir von ihr gesagt haben, das junge Mädchen Ihrer Freundschaft würdig, und es wäre sehr Schade, wenn sie in Paris in irgend eine schändliche Schlinge gefallen ... oder das Opfer irgend eines Elenden geworden wäre ... sie sei hübsch, sagten Sie mir?"

„— Sie war im fünfzehnten Jahre schon reizend ... und in den letzten drei Jahren, erzählte mir Nicolle, sei sie immer noch schöner geworden."

„— Teufel! ... arme Kleine ... sehr hübsch ... wenn sie sich in Paris verirrt hat, ist das sehr gefährlich! Was aber Ihren Hofmeister betrifft, so erkläre ich mir sein Betragen sehr natürlich: er war ohne Zweifel in Louisen verliebt und hielt es für gerathen, ein Wiedersehen zwischen euch, welches später oder früher Statt finden mußte, unmöglich zu machen ... Für einen Pedanten war das nicht so übel ausgedacht!"

„— In Louisen verliebt ... der Unverschämte! ... der alte Narr! ... aber wo soll ich die arme Louise aufsuchen ... wo kann ich sie nun finden?"

„— Das wird vielleicht schwierig sein; aber vertrauen Sie auf mich, ich will Sie bei Ihren Nachforschungen unterstützen und leiten; schicken Sie Ihre Leute auf Kundschaft aus, und sparen wir kein Geld, denn das ist in allen Umständen des Lebens der wirksamste Alliirte."

Cherubin dankte seinem Freunde gerührt für seine gütige Theilnahme, und noch am selben Tage begannen sie ihre Nachforschungen.

Während sich dieses bei Monfréville zutrug, war Herr Gerundium, von dem Unwillen und den Drohungen seines Zöglings entsetzt, starr, wie eine Bildsäule, auf der Straße stehen geblieben; Comtois war schon lange wieder zu seiner Herrschaft hinaufgegangen, und der Hofmeister stand noch immer regungslos vor dem Hofthore.

Endlich entschloß er sich, sich wieder in Bewegung zu setzen, wobei er die Betrachtung machte:

„Die Schrift sagt: „Suchet, so werdet ihr finden." Ich will nun zwar die kleine Louise suchen . . . aber es ist wahrscheinlich, daß ich sie nicht finden werde."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der kleine Hundshändler.

Wir verließen Louisen im Augenblick, wo sie, um den Befehlen der Frau von Noirmont zu gehorchen, sich, ehe noch Jemand aufgestanden war, aus dem Hause entfernte.

Sie befand sich also am frühen Morgen auf der Straße, trug ein ihre Habseligkeiten enthaltendes Päckchen unter dem Arme und barg den für sie so kostbaren Brief, der ihr vielleicht zur Entdeckung ihres Vaters verhelfen konnte, auf der Brust.

Als sie sich allein und von dem eben verlassenen Hause ge-

ledig entfernt sah, war ihr erster Wunsch, den Namen Desjenigen kennen zu lernen, für den Frau von Noirmont dieses Schreiben bestimmt hatte. Sie zog also den Brief unter ihrem Halstuch hervor und las folgende Adresse:

„An Herrn Eduard von Monfréville, eigenhändig zu übergeben.“

„Herrn von Monfréville,“ sprach Louise zu sich, „von diesem Herrn habe ich nie etwas gehört ... aber Frau von Noirmont sagte mir, er sei sehr befreundet mit ... Herrn Cherubin ... und dort würde ich sogleich seine Wohnung erfahren. Ich muß also in Herrn Cherubins Haus gehen ... ihn aber nicht zu sehen verlangen ... ach! ich weiß wohl, daß er mich nicht mehr liebt ... mich nicht mehr kennen will ... und überdieß, da er jetzt drei oder vier Liebschaften auf einmal hat, o! so habe ich ohnehin keine Lust, ihn zu besuchen.“

Die Jungfrau seufzte bei diesen Worten, denn ihr Herz war durchaus nicht in Uebereinstimmung damit. Aber sie schritt vorwärts, dem Faubourg Saint-Germain zu, und dachte weiter:

„Ich will nicht mehr an den Freund meiner Kindheit ... sondern nur daran denken, was mir Frau von Noirmont in dieser Nacht gesagt hat.“

Louise langte in der Straße an, wo sich das Hôtel Grandvilain befand. Als sie nahe bei demselben war, stand sie stille, fing an zu zittern und überlegte:

„Da aber Cherubin meinen Besuch nicht annehmen wollte, als ich mit seiner guten Amme kam ... so könnte man mich vielleicht jetzt aus dem Hause jagen ... man könnte glauben, ich wolle zu ihm, und dieses ihn noch mehr gegen mich aufbringen; mein Gott, was soll ich anfangen?“

Und anstatt auf das Hôtel zuzugehen, kehrte Louise um und ging mit langsamen Schritten rückwärts. Aber nach wenigen Minuten stand sie wieder still und dachte:

„Ich muß doch die Adresse dieses Herrn von Monfréville erfahren . . . wenn ich wartete, bis Jemand aus dem Hause herauskäme . . . ja, das scheint mir, wäre besser . . . ich hätte mehr Muth, mit Jemand auf der Straße zu sprechen. Aber es ist noch früh, in diesen Hôtels steht man nicht so bald auf! . . . Ich will warten, ein wenig in der Straße auf- und abspazieren, das ist nicht verboten, überdies gehen auch noch nicht viel Leute vorbei! . . . ach! wenn ich ihn herausgehen sähe . . . so würde ich mich verstecken, damit er mich nicht bemerkte; . . . aber ich könnte ihn doch wenigstens betrachten . . . es ist schon so lange, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe!“

Schon längere Zeit ging Louise in der Straße auf und ab, ohne Jemand aus dem Hause heraustreten zu sehen, als zwei Individuen, die aus einer anstoßenden Straße hervorkamen, ihre Schritte gerade in ihrer Richtung nahmen.

Die beiden Personen reichten sich den Arm nicht, der Eine ließ den Andern sogar immer einige Schritte vorausgehen, wie wenn ihn ein gewisser Grad von Achtung abhielte, die gleiche Linie mit ihm einzuhalten. Der erstere trug einen großen mit Sammet gefütterten, höchst eleganten, aber schon sehr schmutzigen Paletot, einen beinahe neuen Hut, der aber, wie es schien, schon mehrere Einbüge erhalten hatte, und hatte eine Cigarre im Munde; der Zweite trug einen regenschirmartigen Hut, einen alten nußbraunen Oberrock, ein Paar entsetzlich dreckige Beinkleider und fremde Stiefeln, die er irgendwo hatte mitspazieren lassen und in denen seine Füße und Beine herumzuschlottern schienen; außerdem hatte er ein geschwollenes, braun und blau geschlagenes Auge und eine zerquetschte Nase.

Darena und Poterne hatten die Nacht in einer Gesellschaft zugebracht, wo man bis gegen Tag gespielt und sich, ehe man auseinander ging; zum Abschied tüchtig durchgeprügelt hatte. Darena wollte

beim Nachhausegehen durch die von Cherubin bewohnte Straße zurückkehren; er schlug diesen Weg immer vorzugsweise ein, was aber Poterne nicht gefiel, der deßhalb hinter ihm d'rein brummte:

„Wenn uns Ihr alter Freund, der junge Marquis, begegnete, so könnte ich noch eine Gratifikation von ihm auf den Hintern bekommen . . . wornach mich gar nicht gelüstet!“

„Bah! bah!“ entgegnete Darena, „Du stellst Dir die Dinge immer in falschem Lichte vor . . . Ich möchte im Gegentheil Cherubin begegnen . . . ich würde lachend auf ihn zugehen und zu ihm sagen: sollen Freunde solcher Scherze wegen böse miteinander sein? Ich habe Ihnen die Bekanntschaft eines jungen, reizenden Mädchens verschafft . . . daß es statt einer Polin eine Elsäßerin war . . . was thut das zur Sache? . . . und wahrhaftig, es ist nicht meine Schuld, daß Sie neben ihr eingeschlafen sind! . . . ich wette, er gäbe mir die Hand, und Alles wäre vergessen.“

„— Hm! . . . ich fürchte, er würde Ihnen etwas Anderes geben, denn wenn Sie wüßten, wie sein Freund Monfréville von Ihnen gesprochen hat . . .“

„— Ta, ta, ta! . . . leere Worte! Dummheiten! ich bin darüber erhaben!“

Die Herren setzten ihren Weg fort, als Poterne, Louisen einige Schritte von Cherubins Hôtel entfernt, an dem ihre Blicke zu haften schienen, bemerkend, Darena anstieß, und zu ihm sagte:

„Sehen Sie doch . . . da drüben . . . rechts . . .“

„Ah! der Kuckuk! das schöne Mädchen . . . was Teufels macht sie dort, in Betrachtung vor Cherubins Hôtel? . . . weißt Du aber auch, Poterne, daß dieses junge Mädchen wunderhübsch ist . . . je mehr man sie ansieht, je mehr Reize entdeckt man.“

„— Ja . . . es ist übrigens keine Pariserin . . . und doch sieht sie besser aus, als ein Mädchen vom Lande . . . sie trägt ein Päckchen unter dem Arm . . . kommt sie wohl von ihrer Heimath her?“

„— Sie blickt immer nach dem Hôtel hin ... ich muß bestimmt erfahren, was sie da macht. ..."

„— Wie wollen Sie das anfangen? ..."

„— Ich weiß es selbst noch nicht; aber ich bin ein Franzose und vor allen Dingen galant ... und dem schönen Geschlechte Schutz und Beistand schuldig. Nun, vorwärts . . . Du sollst sehen ... geh' an meiner Seite, Dummkopf!"

Darena und Poterne gingen über die Straße auf die Seite, wo Louise war, hinüber, und als sie sich in ihrer Nähe befanden, blieb Darena stehen und fragte seinen Begleiter mit sehr lauter Stimme:

„Herr von Poterne, da wir gerade durch die Straße gehen, könnten wir wohl unserem intimen Freunde, dem Herrn Marquis Cherubin von Grandvillain, dessen Haus hier ist, einen guten Morgen wünschen ... Sie wissen, wie oft er uns schon gebeten hat, bei ihm zu frühstücken."

Poterne hüllte sich dicht in seinen Oberrock, indem er antwortete: „Es ist zu früh, es ist noch kein Mensch auf bei dem Marquis."

Diese Worte gingen für Louisen, die beim Namen Cherubin zusammenbebte, nicht verloren. Sie trat auf Darena zu und redete ihn mit schüchterner Miene an:

„— Mein Herr, entschuldigen Sie mich ... aber da Sie der Freund des Herrn ... von Grandvillain sind, dessen Hôtel hier steht, so kennen Sie vielleicht auch den Herrn von Monfréville. .."

Beim Namen Monfréville verzerrte Poterne das Gesicht; aber Darena entgegnete Louisen mit sehr liebenswürdiger Miene:

„Ja, mein schönes Fräulein, ich kenne Monfréville ... und bin sogar sehr befreundet mit ihm . . . Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ich habe ihm einen Brief zu übergeben ... und weiß seine Wohnung nicht ... man hat mir gesagt, ich könne sie bei Herrn

Cherubin erfahren ... Aber obgleich ich Herrn Cherubin gut kenne ... wagte ich doch nicht, in sein Haus einzutreten ..."

„— Ah! Sie kennen meinen Freund Cherubin, mein Fräulein ... dann muß er mir von Ihnen erzählt haben, denn ich bin sein innigster Vertrauter."

„O! nein, mein Herr," entgegnete Louise mit trauriger Miene, „er wird Ihnen nichts von mir erzählt haben, denn er hat mich vergessen ... er ließ uns von seiner Thüre abweisen... Ich bin Louise ... die Jugendgespielin des Herrn Cherubin."

„— Die kleine Louise!" rief Darena aus, „die mit Cherubin in Gagny bei Mutter Nicolle, seiner Amme, war? ..."

„— Ja, mein Herr!"

„— Sie sehen, daß ich gut unterrichtet bin, Fräulein, und Sie nicht getäuscht habe, wenn ich mich für den Freund des Marquis ausgab."

„— O! freilich, mein Herr, ich sehe es wohl!"

Während dieses Gesprächs näherte sich Poterne Darena und raunte ihm ins Ohr:

„— Da ist etwas zu machen."

Darena antwortete ihm durch einen Rippenstoß und brummte: „Das merke ich ohne Dich, dummes Vieh!"

Dann fuhr er, gegen Louisen gewandt, fort:

„Mein Fräulein, da Sie nicht zu meinem Freunde Cherubin hineingehen wollen, so finde ich es nach meiner Ansicht nicht schicklich, daß Sie auf der Straße stehen bleiben ... In Paris gibt es gewisse Rücksichten, die man stets beobachten muß. Bei Ihrer Jugend und Schönheit müssen Sie sich nicht der Beschimpfung irgend eines Bengels aussetzen ... Reichen Sie mir Ihren Arm, Sie sind die Jugendgespielin, die Milchschwester meines Freundes, dadurch bin ich selbstverständlich Ihr Beschützer ... Nehmen Sie doch meinen Arm."

„Ach! mein Herr, welche Güte," versetzte Louise schüchtern,

ihren Arm in Darena's einhängend. „Würden Sie mir wohl die Gefälligkeit erweisen, mich zu Herrn von Monfréville zu begleiten?"

„— Ich begleite Sie, wohin Sie wollen . . . zu dem König, wenn Sie mit ihm zu sprechen haben! . . . Poterne, nehmen Sie doch dem Fräulein ihr Päckchen ab."

„— Sie sind zu gütig, mein Herr, aber es beschwert mich nicht."

„— Das ist einerlei, ich werde nicht zugeben, daß die Milchschwester meines Freundes Cherubin, während ich sie am Arme führe, ein Päckchen trägt."

Poterne hatte sich schon des Päckchens, welches er Louisen aus der Hand zog, bemächtigt, und diese, ganz verlegen über so viele Artigkeiten, ging an Darena's Arm weiter, während Poterne ihnen nachfolgte, und sich durch Betasten über den Inhalt des Päckchens orientiren wollte.

Unterwegs erzählte Louise Darena, wie sie Gagny verlassen habe, um bei Frau von Noirmont in Dienste zu treten, ihre Betrübniß, von Cherubin vergessen zu sein; kurz, sie berichtete ihm alle Umstände mit Ausnahme des Besuches, den ihr Frau von Noirmont in der Nacht gemacht hatte.

„— Und was wollen Sie bei Monfréville thun?" sagte Darena, seine Blicke auf Louisens schöne Augen heftend.

„— Ich will ihm ein Schreiben bringen, welches man mir für ihn gegeben hat."

„— Ohne Zweifel, um Sie mit Ihrem Freunde Cherubin zu versöhnen?"

„— O! nein, mein Herr . . . in Betreff einer Angelegenheit, die außer ihm Niemand erfahren darf."

Mehr sagte Louise nicht, sie hielt es für unpassend, Jemand mitzutheilen, was ihr Frau von Noirmont anvertraut hatte. Darena achtete wenig hierauf, er dachte nur daran, was er jetzt mit Louisen beginnen solle; plötzlich fiel ihm das Haus auf dem

tausend für ein junges Frauenzimmer unangenehmen Zufällen aussetzen. Es scheint mir daher das Beste, was Sie in Ihrer Lage thun können, hier zu bleiben und die Rückkehr Monfréville's abzuwarten."

„Hier, mein Herr ... allein in diesem Hause mit dem kleinen Knaben, den ich unten gesehen habe," entgegnete Louise mit ängstlichem Gefühle, „o! nein, das würde ich nicht wagen ..."

„— Allein ... mein Kind! o! nein, wenn das der Fall wäre, würde ich Ihnen wahrlich den Vorschlag nicht machen; es ist eine Verwalterin da ... eine vertraute, sehr achtbare Person ... der kleine Junge ist ihr Neffe ... sie wird ohne Zweifel einen Ausgang gemacht haben und der Kleine während dessen das Haus hüten."

„— O! dann ist es etwas Anderes! ... wenn eine achtbare Person im Hause ist, die mich bis zu Herrn von Monfréville's Rückkehr bei sich behalten will ..."

„— Warten Sie, ich will einmal nach ihr sehen."

Darena ging hinab und sagte zu Poterne:

„Du jagst sogleich den kleinen Schelm aus dem Hause und suchst uns eine Frau von vierzig bis sechszig Jahren auf ... die einigermaßen ein ehrbares Aussehen hat ... das wird unserer Kleinen Zutrauen einflößen und sie hier zu bleiben bewegen. Es liegt mir überhaupt Nichts daran, den Herrn Bruno zu behalten, der bei unserer letzten Angelegenheit diejenigen, die uns die ganze Sache verdorben haben, so ohne Weiteres eindringen ließ."

„Eine ehrbare Frau?" entgegnete Poterne, „ich kenne keine ... wo Teufels soll ich auch eine solche in dieser anrüchigen Vorstadt hernehmen? ..."

„— Nimm sie her wo Du willst ... aber geh'! ... bring eine Höckerin ... eine Kartenschlägerin ... eine Haushälterin ... gleichviel, nur unterrichte sie gehörig."

Darena kehrte zurück, um Louisen Gesellschaft zu leisten,

und sagte ihr, die Verwalterin sei nach der Halle gegangen, weil in diesem Quartier kein Markt sei, werde aber bald wieder zurückkommen.

Während dessen entließ Poterne Bruno seiner Dienste, der es aber sehr schlecht fand, daß man ihn nur so ohne Weiteres davonjagte, und im Gehen seine Blouse hinten in die Höhe schob und eine Geberde machte, die eine keineswegs freundschaftliche Einladung ausdrückte. Aber Poterne hatte keine Zeit, sich über Bruno's sehr bezeichnende Gestikulation zu ärgern, er eilte in die benachbarten Schenken, von Haus zu Haus, erkundigte sich und fragte nach. Endlich nach zweistündigem Suchen fand er das Verlangte. Er kehrte in das kleine Haus mit einer Frau zurück, die ungefähr fünfzig Jahre alt und groß wie ein Grenadier war, auf dem Kopfe eine mindestens seit einem Jahre nicht gewaschene Haube und ein Kleid auf dem Leibe hatte, dessen Farbe nicht mehr zu unterscheiden war; ein finniges Gesicht, Triefaugen und eine mit Schnupftabak vollgestopfte Nase vervollständigten dieses reizende Bild.

„Hier ist Frau Ratouille, Herrn von Monfréville's Verwalterin," sagte Poterne, seine Begleiterin vorstellend.

Frau Ratouille, die Poterne sorgfältig unterrichtet hatte, verbeugte sich tief vor Darena und zeigte sich gegen Louisen äußerst holdselig, indem sie dieselbe versicherte, daß ihr das Haus zu Diensten stehe, und es Herrn von Monfréville außerordentlich angenehm sein werde, wenn sie Gebrauch von diesem Anerbieten machen würde. Frau Ratouille, welche äußerst geschwätzig und sehr darauf-erpicht war, ihre Rolle gut zu spielen, weil man ihr nebst freier Kost täglich sechs Franken versprochen hatte, verlor sich in Phrasen, um Louisen zu beweisen, daß sie bei ihr vor jeder Unannehmlichkeit und Zudringlichkeit geschützt sei. Das junge Mädchen, überzeugt, daß Frau von Noirmont sie nur an achtbare Personen gewiesen haben könne, bedankte sich vielmal bei Frau Ratouille

und willigte ein, in ihrer Gesellschaft Herrn von Monfréville's Rückkehr abzuwarten.

Darena blieb noch einige Zeit bei Louisen; diese benützte Poterne, um der neuen Verwalterin die Lokalitäten des Hauses zu zeigen, welches sie schon längst zu bewohnen sich das Ansehen geben sollte; er rieth ihr jedoch, nicht zu viel zu schwatzen, aus Furcht, sie möchte eine Dummheit sagen, und empfahl ihr besonders, Niemand zu dem jungen, ihr anvertrauten Mädchen zu lassen; dann ging er mit Darena weg, welcher sich bei Louisen verabschiedete und ihr ankündigte, daß er Morgen früh wiederkommen und nachsehen werde, ob sein Freund Monfréville zurückgekehrt sei, und ob ihr nichts in seinem Hause abgehe.

Als sie das kleine Haus verlassen hatten, sagte Poterne zu Darena: „Das junge Mädchen ist uns in die Hände gefallen, um uns für die polnische Geschichte zu entschädigen ... sie ist entzückend! es ist unmöglich, daß sie dieser junge Cherubin nicht anbete, wenn er sie sieht; außerdem haben Sie mir gesagt, daß er oft von seiner Jugendgespielin sprach ... ein Beweis, daß er sie nicht, wie sie glaubt, vergessen hatte; aber man darf sie ihm nur gegen sein vollwichtiges Gold zurückgeben."

Darena antwortete nichts, er schien in tiefes Nachdenken versunken. Poterne wagte nicht, ihn in seinen Gedanken zu stören; er setzte voraus, daß sie nur auf die gute Ausführung der Sache gerichtet seien.

Am folgenden Morgen kleidete sich Darena etwas sorgfältiger an und begab sich mit Poterne in das kleine Haus. Während er sich mit Louisen unterhielt, blieb Poterne unten bei Frau Ratonille, die ihn versicherte, das junge Mädchen habe sich keinen Augenblick gelangweilt, weil sie ihr den ganzen Tag Karten geschlagen habe.

Darena leistete Louisen Gesellschaft, bis es Nacht wurde; beim Nachhausegehen beobachtete er gegen Poterne dasselbe Stillschweigen wie gestern.

Der nächste Tag verging wieder so, nur bemerkte Poterne, daß sein Busenfreund in seiner Kleidung immer koketter wurde. Frau Ratouille fuhr fort, Louisen die Karten zu schlagen, welche übrigens fand, daß Herr von Monfréville sehr lange ausbleibe; aber Darena wiederholte ihr jeden Tag:

„Noch ein wenig Geduld, er muß zurückkommen, und da Sie einmal so lange gewartet haben, wäre es thöricht, wenn Sie jetzt gingen, wo Monfréville jeden Augenblick eintreffen kann."

Aber Louise fing an ängstlich zu werden; es schien ihr, als ob ihr täglicher Gesellschafter nicht mehr mit derselben Achtung mit ihr spreche und sich nicht mehr so entfernt von ihr halte; sie bemerkte, daß er sie zu oft und zu lange ansah: endlich entdeckte sie in Frau Ratouille's Reden und Manieren Dinge, welche ihr Zutrauen zu dieser Frau sehr schwächten.

Als sie am sechsten Tag das kleine Haus verließen, wo sie noch länger als gewöhnlich geblieben waren, sagte Poterne, erstaunt, die Sachen immer auf demselben Punkt zu sehen, zu seinem Begleiter:

„Ei ... was haben Sie denn für einen Plan? wann werden Sie den jungen Marquis besuchen? welches Märchen werden Sie ihm in Betreff der Kleinen aufbinden?"

Darena blähte sich in seiner Cravatte auf und entgegnete dünkelhaft:

„Ich habe meinen Plan geändert! ... Dieses Mädchen ist entschieden zu schön, als daß ich sie einem Andern überlassen möchte ... sie gefällt mir! Ich wußte nicht mehr, was Liebe war ... und sie hat dieses Gefühl in meinem zerfallenen Herzen wieder erweckt! Louise wird meine Maitresse ... später dann ... wenn sie mir nicht mehr gefällt ... wollen wir sehen ..."

„— Das ist ein schöner Plan," rief Poterne aus, „wenn Sie auf diese Weise Geld zu verdienen hoffen! Sie ... verliebt werden! es ist zum Erbarmen! ... weil Sie noch einige Goldstücke

im Besitz haben ... und seit einigen Tagen glücklich im Stricke waren, das wird aber bald aufgezehrt sein ... und wenn Sie diese Gelegenheit vorübergehen lassen ..."

„— Wenn Du nicht aufhörst, mich zu langweilen, Poterne, so schlag' ich dieses hispanische Rohr auf Deinem Rücken entzwei. Ich will diese Kleine besitzen, es ist vielleicht nur eine Laune, aber es beliebt mir, sie zu befriedigen ... Diese Louise ist eine Juwele ... aber keine falsche, wie Du an Cherubin verkauft hast. Morgen bestellst Du ein feines Mahl und Weine, die Du aber so gefällig sein wirst, nicht in dieser Kesselflickervorstadt zu kaufen; das Alles schickst Du in meine Villa bei der Barrière de la Chopinette, ich werde mit Louisen zu Mittag essen ... und die Nacht bei ihr zubringen; Du kannst Deinerseits, wenn Dir Frau Ratouille Lust macht ... bei der Hausverwalterin bleiben."

„— Ah! Sapperment! ... lieber fünf Jahre auf den Galeeren! ..."

„Diese Anerkennung wird Deinem Verdienste ohnehin zu Theil werden, mein lieber Poterne, wenn Du anders nicht noch höher placirt wirst. Poterne, Du hast mich also verstanden, morgen ein Festmahl in dem kleinen Hause ..."

„— Und Sie glauben wirklich, die junge Louise werde sich dazu verstehen ... sich ..."

„Warum denn nicht ... wenn ich ihr einige Gläser Champagner zu trinken gegeben habe? und am Ende, wenn sie nicht zustimmt, werde ich sie nicht lange um Erlaubniß fragen ... Seit sechs Tagen werfe ich ihr die feurigsten Liebesblicke zu, wenn sie dieselben nicht verstanden hat, um so schlimmer, dann ist es nicht meine Schuld, ich habe jedoch nicht Lust, mit Seufzen abzuziehen!"

„Wohlan," dachte Poterne, Darena folgend, bei sich, „er hat sich's einmal in den Kopf gesetzt und der Teufel selbst würde es ihm nicht herausbringen."

Während dieser Vorfälle durchstreiften Cherubin und Mon-

fréville ganz Paris, forschten und erkundigten sich, ob man nicht ein junges Mädchen gesehen habe, deren genaue Beschreibung sie gaben. Cherubins ganze Dienerschaft wurde entsandt, Herr Gerundinm machte sich, sobald er gefrühstückt hatte, auf und kehrte erst zum Mittagessen wieder heim, wobei er schwur, daß er im Laufe des Tages zwölf Stunden zur Aufsuchung Louisens herumgelaufen sei. Zuletzt war auch Jasmin nach Gagny gegangen, um sich zu erkundigen, ob Louise nicht zufällig zurückgekehrt sei, aber man hatte dort das junge Mädchen nicht wieder gesehen; als Nicolle erfuhr, daß man nicht wisse, was aus ihrer Pflegetochter geworden sei, zerfloß sie in Thränen, verfluchte den Hofmeister, der Schuld an Louisens Reise nach Paris war, und schwur, ihn durchzuprügeln, wenn sich ihr Kind nicht wieder fände.

Zwei Tage waren verflossen, ohne daß man irgend eine Spur entdeckte; gegen das Ende des dritten kehrte Cherubin, trostlos über die Fruchtlosigkeit seiner Nachsuchungen, von Monfréville nach Hause zurück, als seine Blicke, während er über den Pont-neuf ging, zufällig auf einen kleinen Jungen fielen, welcher einen ziemlich häßlichen Hund führte, den er den Vorübergehenden zum Kauf anbot.

Das Gesicht des jungen Hundshändlers hatte einen zu merkwürdigen Ausdruck von Verschlagenheit, um demjenigen nicht aufzufallen, der es schon einmal gesehen hatte. Cherubin erkannte sogleich den Kleinen als den Wächter des Hauses, in welches Darena die vorgebliche Gräfin Globeska geführt hatte, und ohne ein bestimmtes Bewußtsein, wozu dieses Zusammentreffen dienen könnte, näherte er sich Bruno, der ihn auch erkannte und über diese Begegnung entzückt zu sein schien.

„Ach! Sie sind's, gnädiger Herr . . . ich erkenne Sie!“ sagte Bruno, den jungen Mann frech ansehend, „Sie wollte man d'ran kriegen . . . mit einer Deutschen, welche eine Polin vorstellte . . . Wollen Sie mir meinen Hund abkaufen . . . es ist ein Dachs . . .

er apportirt besser als ich ... denn ich apportire nie etwas ... sechs Franken ... das ist nicht theuer ... Ich habe ihn gestern gefunden und verkaufe ihn heute ... wir sind beide noch nüchtern! ... deßhalb bekommen Sie ihn so wohlfeil."

„Ah! Du handelst jetzt mit Hunden?" fragte Cherubin.

„— Mein Gott! ich muß doch Etwas treiben ... da mich die Andern zum Hause hinausgejagt haben ... Sie wissen wohl, Ihr Freund, der Aufschneider, und dann dieser alte Schuft, der Poterne ... ach! weil sie wieder ein anderes junges Mädchen in das kleine Haus gebracht haben ... aber das ist etwas Anderes, als die Elsässerin ... die ist noch weit hübscher!"

Ein plötzlicher Gedanke fuhr Cherubin durch den Kopf; er zog Bruno auf die Seite! gab ihm zwanzig Franken in die Hand und sagte zu ihm:

„Hier, das gehört Dir ... und noch zehn Mal so viel, wenn Du mir zur Entdeckung derjenigen verhilfst, die ich suche!"

„— Zwanzig Franken! o! das läßt sich hören ... So viel Geld habe ich noch nie auf einmal gehabt ... Der Hund gehört Ihnen ..."

„— Aber jetzt antworte mir ... Darena und Poterne haben, wie Du sagst, ein junges Mädchen in das Haus bei der Barrière geführt?"

„— Ja, in einem Gefährt ... einem alten Rumpelkasten."

„— Seit wann? weißt Du das?"

„— Ich will hoffen! ... ich war dort bei ihrer Ankunft ... Es sind jetzt ... warten Sie ... sieben Tage heute ..."

„— Sieben Tage ... und seit dreien suchen wir sie ... O! es ist schon so ... Ist das junge Mädchen hübsch?"

„— Reizend, und hat keinen solchen Schafskopf wie die Andere . . Sie haben ihr weis gemacht, sie sei bei einem Herrn Monfréville ... dann hat der Lump von Poterne irgend wo ein altes Weib aufgefunden, die sich für die Verwalterin des Hauses ausgibt und mich haben sie davon gejagt ..."

„— Haben sie das junge Mädchen in Deiner Gegenwart nicht beim Namen genannt? ...“

„— Ei! warten Sie ... ich erinnere mich ... Herr Darena sagte, als er sie bei ihrer Ankunft eintreten ließ: Hier ist die Milchschwester meines Freundes, des Marquis Cherubin.“

„— Sie ist es! ... Ha, die Elenden will ich schon zwingen, sie mir wieder zurückzugeben! ... Arme Louise! seit sieben Tagen in der Gewalt dieses niederträchtigen Darena ... Ach! wenn ich nur noch zu rechter Zeit komme!“

„— Nehmen Sie mich mit sich ... Wenn Sie sich vor dem Hause zeigen, so machen sie Ihnen nicht auf.“

„— Ich sprenge die Thüre ein ...“

„— O! die ist fest ... aber ich, ich stehe Ihnen dafür, weiß mir Eingang zu verschaffen.“

„— Dann komm ... komm, ich verdopple Dir die versprochene Belohnung, wenn Louise bald in meiner Gewalt ist.“

„— O! ein herrlicher Streich ... Ah! sie jagen mich zum Haus hinaus ... schönen Dank! wir werden uns ein Bischen rächen ... Geh, Dicker! ich gebe dir die Freiheit ... such dir ein Mittagessen.“

Bruno ließ seinen Hund los. Cherubin zögerte einen Augenblick, um zu überlegen, ob er Monfréville seine Entdeckung mittheilen sollte; aber jeder Augenblick Aufschub ließ der Befürchtung Raum, Louise könnte irgend einem Frevel unterliegen: er fühlte hinlänglich Entschlossenheit und Muth, um sie allein den sie bedrohenden Gefahren zu entreißen. Er stieg mit Bruno in einen Wagen, ließ sich zuerst vor sein in der Nähe stehendes Hôtel führen und holte ein Paar Pistolen mit dem festen Entschluß, davon Gebrauch zu machen, wenn es zur Befreiung Louisens erforderlich wäre; dann stieg er, ohne ein Wort zu sagen, wieder in den Wagen und ließ sich mit Bruno nach der Barrière de la Chopinette führen.

Die Nacht war herabgesunken, als sie auf dem äußern Boulevard ankamen. Cherubin bebte vor Ungeduld, Wuth und Furcht, Louisen nicht mehr zu treffen. Der kleine Bruno, der an Alles dachte, sagte zu ihm:

„Lassen Sie den Wagen, ehe wir noch ganz beim Hause sind, halten . . . Wenn sie einen Fiaker anfahren hörten, würden sie aufmerksam werden."

Cherubin sah die Richtigkeit dieses Rathes ein, stieg mit Bruno aus dem Wagen, befahl dem Fiaker zu warten, und schritt mit seinem kleinen Begleiter allein weiter.

Die Fensterläden des kleinen Hauses waren im Erdgeschosse und im ersten Stocke geschlossen! aber durch die zersprungenen Bretter hindurch konnte man leicht bemerken, daß unten und oben Licht war.

„Es sind Leute darin!" sagte Cherubin, dessen Herz gewaltig pochte.

„— Ja . . . Hier muß man sich durch List Eingang verschaffen . . . Warten Sie, rühren Sie sich nicht . . . halten Sie Ihre Pistolen bereit, damit Sie ihnen, wenn's offen ist, einen Schreck einjagen können . . . Sie sollen sehen, wie ich sie d'ran kriege."

Damit klopfte Bruno an die Hausthüre, während er zu gleicher Zeit seine Lieblingsmelodie: la la, la la . . . trala, la la, pfiff.

Poterne befand sich gerade mit Frau Ratouille im untern Stocke bei Tische; Darena war zu Louisen hinaufgegangen, wo er das Essen hatte auftragen lassen, und kündigte ihr seine Absicht an, ihr Gesellschaft zu leisten.

Eben hatte Darena Louisen seine Liebe erklärt, die, zitternd und von Entsetzen ergriffen, nun einzusehen begann, daß sie in eine Schlinge gefallen war, und den Himmel um Hülfe und Beistand anrief.

Im Erdgeschosse, wo man nicht von Liebe sprach, aß und trank man desto mehr. Frau Ratouilles Augen waren so klein

geworden, daß man sie nicht mehr sah, und Poterne's Junge versagte fast schon ihren Dienst, als Bruno an die Thüre pochte. Eine Zeitlang hörte man nichts, endlich ließ sich aber Poterne's Stimme vernehmen:

„— Wer ist da? . . ." rief er.

„— Ich bin's, Vater Poterne . . . Euer kleiner Affe Bruno, seid so gut und macht mir auf."

„— Was willst Du, Schelm, was thust Du da? . . . wir brauchen Dich nicht . . . geh' Deiner Wege!"

„— Ich will eine griechische Mütze holen, die ich bei Euch zurückgelassen habe; ich bin überzeugt, daß ich sie finde, denn ich weiß, wo ich sie hingelegt habe. Laßt mich meine Mütze langen, dann gehe ich augenblicklich wieder."

„— Du langweilst uns . . . hole Dir sonst wo eine Mütze . . . und laß uns in Frieden."

„— Ha! wenn Ihr mich meine Mütze nicht bei Euch holen laßt, so klopfe ich die ganze Nacht an die Thüre, und werde einen solchen Lärm machen, daß die Wache herbeikommt!"

Diese Worte thaten ihre Wirkung; Poterne machte das Haus auf und brummte: „Nun, so hole Deine Mütze . . . und mache, daß Du weiter kommst."

Aber statt des kleinen Jungen, den er zu sehen erwartete, stürzte Cherubin, mit einer Pistole in der Hand, deren Mündung er auf Poterne's Brust setzte, in das Haus herein und raunte diesem mit feuersprühenden Augen zu:

„Wenn Du einen Laut von Dir gibst, bist Du des Todes . . . wo ist Louise?"

Poterne war dergestalt von Furcht ergriffen, daß er kaum zu murmeln vermochte:

„Oben . . . bei Darena."

Cherubin wußte genug, flog die Treppe hinauf und sprengte mit einem Kniestoß die Thüre des obern Gemaches.

Er war nicht mehr jener schwache, zaghafte Jüngling, der weder zu sprechen noch zu handeln wußte, sondern ein Herkules, dem nichts widerstehen konnte. Beim Eintritt ins Zimmer gewahrte er Louisen, die sich wehrte und Darena zurückzustoßen bemühte, der sie in seine Arme schließen wollte. Cherubin stürzte auf den Mann los, der Louisen zu beschimpfen gedachte, faßte ihn mitten um den Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn mit Gewalt gegen die andere Seite des Zimmers, auf den Tisch, wo das Essen aufgetragen war.

Darena hatte keine Zeit, sich zu fassen oder zu vertheidigen: sein Kopf stieß an eine Tischecke, sein Kinn schlug einen Teller entzwei, der ihm das Gesicht durchschnitt, und er fiel, den Namen „Cherubin" stammelnd, nieder.

„Cherubin," rief Louise aus, die ihren Augen nicht zu trauen wagte und ihren Befreier mit Freudenthränen anblickte. „Wäre es möglich ... er wär's ... Sie sind's?"

„— Ja, Louise ... ich bin's, Cherubin, Dein Freund, Dein Bruder ... der überglücklich ist, Dich wieder gefunden zu haben ... Aber, komm ... komm ... bleibe nicht länger in diesem ehrlosen Haus. Was Dich betrifft, Elender, wenn Du noch ein wenig Herz hast und die Ehre haben willst, von meiner Hand zu sterben, so komme und suche mich auf, dann will ich Dir beweisen, daß der junge Mann, den Du für so schüchtern hieltest, sich eines Degens oder einer Pistole zu bedienen weiß."

Darena konnte nicht antworten, er hatte die Besinnung verloren. Cherubin nahm Louisen bei der Hand und zog sie mit fort. Sie langten unten an, wo Frau Ratouille noch immer bei Tische saß, während Poterne sich in einem Butterfaß zu verbergen suchte, und Bruno an der Thüre Schildwache stand. Cherubin hielt sich nicht einen Augenblick bei dem Mitschuldigen Darena's auf; er führte Louisen fort, befahl Bruno, den Wagen vorfahren zu lassen, der kleine Knabe holte den Fiaker herbei, und die beiden jungen

Leute stiegen hinein. Doch ehe sich Cherubin entfernte, nahm er eine Hand voll Gold aus seiner Tasche und gab sie Bruno mit den Worten:

„Nimm ... Du hast dieses Gold durch eine gute Handlung verdient; ich hoffe, es wird Dir Glück bringen, und Du Dich bestreben, ein rechtschaffener Mensch zu werden."

Der Wagen fuhr davon. Cherubin hielt Louisens Hände in den seinigen; während einigen Augenblicken empfanden die Beiden, welche sich seit drei Jahren nicht gesehen hatten, ein solches Vergnügen und solches Glück, wieder mit einander vereint zu sein, ihr Herz war so voll, ihre Bewegung so heftig, daß sie nur zusammenhangslose Worte und abgerissene Sätze zu einander sprechen konnten.

„Sie sind's, Cherubin! ..." stotterte Louise, „Sie haben mich gerettet ... Sie haben sich also noch um mich bekümmert! ..."

„— Ach! Louise, seit drei Tagen durchrenne ich Paris ... seit drei Tagen ... suche ich Sie allenthalben ... ach! seit ich erfuhr, daß Sie aus dem Hause der Frau von Noirmont verschwunden seien ... habe ich nicht mehr gelebt, keine ruhige Minute mehr gehabt! ..."

„— Wäre es wahr ... Sie lieben mich also noch, Cherubin?"

„— Ob ich Sie liebe! ... theure Louise ... ach! mehr als je ... ich fühle es ... allerdings ließ ich Sie lange Zeit ohne Nachricht ... ich mußte in Ihren Augen gleichgültig, undankbar erscheinen; indessen wollte ich Sie öfters besuchen, aber Herr Gerundium sagte mir jedesmal, Sie seien in der Bretagne, wo es Ihnen so wohl gefalle, daß Sie nicht mehr nach Gagny zurückverlangten."

„O! der Lügner! ... mich hat er auch in Trostlosigkeit versetzt durch die Versicherung, Sie dächten nicht mehr an Ihre Jugendgespielin und wollten dieselbe nicht mehr sehen ..."

„— Der garstige Mensch! das ist ja abscheulich ..."

„— Und das war nicht wahr! ... und Sie lieben Ihre arme Louise noch ... ach! wie glücklich bin ich ..."

Diesmal schien Cherubin die Strecke von dem kleinen Hause bis zu seinem Hôtel sehr kurz, er stieg aus dem Wagen, ließ Louisen ins Haus eintreten und in sein Zimmer hinaufgehen. Diese folgte ihm vertrauensvoll, sie war bei ihrem Geliebten und gab keinem andern Gedanken Raum.

Jasmin, der Lichter in seines Herrn Zimmer hinauftrug, stieß einen Freudenschrei aus, als er die Jungfrau gewahrte, und Cherubin erklärte ihm mit wenigen Worten, wie er sie gefunden habe.

„Das war abermals der Lump von Poterne ... der Kerl mit den eingemachten Rüben!“ rief Jasmin aus, „und sein Herr, der andere Spitzbube ... glauben Sie mir; ich hatte mehrmals den Gedanken, daß die auch wieder hinter dieser Geschichte steckten!“

„Louise muß hier bleiben ... o! ich leide nicht, daß sie mich wieder verläßt,“ sagte Cherubin, „ich hätte zu sehr Furcht, sie nochmals zu verlieren. Sie soll ein Zimmer im Hause erhalten ... aber unterdessen ... heute Nacht das meinige einnehmen ... Jasmin, Du läßt mir oben eines herrichten.“

„— Ja, mein lieber Herr!“

Louise wollte sich dieser Anordnung widersetzen, sie fürchtete, Cherubin zu belästigen, und behauptete, das kleinste Gemach im Hause werde ihr recht sein, aber Cherubin gab ihr kein Gehör, und Jasmin ging, seinen Befehlen zu gehorchen.

Die beiden jungen Leute blieben allein. Jetzt konnte Cherubin nicht müde werden, Louisen anzublicken und zu bewundern, er fand sie so hübsch, so anmuthig, so reizend, daß er ausrief:

„— Und ich hatte Sie wegen all' der Frauen vergessen, die ich in Paris zu lieben glaubte ... ach! Louise! ... es ist keine einzige darunter, die mit Ihnen verglichen werden könnte! ...“

Das junge Mädchen erzählte ihrem Freunde Alles, was sie seit ihrer Entfernung aus dem Dorfe gethan hatte; sie verhehlte ihm keinen ihrer Gedanken; für ihn hatte sie kein Geheimniß. Als sie zur Schilderung ihres Eintritts bei Frau von Noirmont

kam, theilte sie ihm die während ihres Aufenthaltes bei dieser Dame vorgefallenen Ereignisse mit; dann, mit der Hand an ihre Brust greifend, überzeugte sie sich, daß sie noch im Besitz des Briefes war, den sie Herrn von Monfréville übergeben sollte, und den ihr Darena entreißen wollte, als Cherubin so gelegen zu ihrer Vertheidigung herbeieilte.

„Morgen führe ich Sie zu Monfréville," begann Cherubin, „denn diesen Abend ist es zu spät, um ihn zu uns zu bitten. Frau von Noirmont hat Ihnen gesagt, er werde Sie mit Ihrem Vater bekannt machen . . . aber auf alle Fälle . . . möge kommen, was da wolle . . . schwören wir uns gegenseitig, uns nicht mehr zu verlassen . . . wenn Ihre Eltern nicht mehr sind, so will ich Ihnen Alles ersetzen . . . ich werde Ihr Beschützer . . . Ihr Freund . . . Ihr . . ."

Cherubin wußte nicht, wie er endigen sollte, aber er ergriff Louisens Hand und bedeckte sie mit Küssen. Das junge Mädchen war so glücklich, immer noch von dem Gespielen ihrer Kindheit geliebt zu werden, daß sie mit Freuden den verlangten Schwur that. Beide konnten nicht aufhören, sich die Versicherung ihrer gegenwärtigen und künftigen Liebe zu wiederholen; dann erinnerten sie sich ihrer Jugendfreuden, ihrer ersten Spiele, der mit einander verlebten süßen Augenblicke, jener so kurzen und schönen Tage, die ihnen noch einmal bevorstanden.

Für zwei innig liebende Wesen, die sich lange nicht gesehen, verfließt die Zeit unbemerkt. Schon lange hatte Jasmin seinem Herrn gemeldet, daß das Zimmer oben für ihn gerichtet sei, und Cherubin den alten Diener entlassen, indem er sich selbst anschickte, sich zurückzuziehen. Aber er fing wieder ein Gespräch mit Louisen an, und blickte, von Glückseligkeit erfüllt, in ihre von Zärtlichkeit und Liebe strahlenden Augen. Sie tauschten von Neuem ihre Schwüre ewiger Liebe aus und dachten nicht mehr daran, sich zu trennen.

Mit einem Male hörte man eine benachbarte Uhr: sie schlug die zweite Stunde nach Mitternacht.

„Mein Gott! es ist sehr spät," sagte Louise, „zwei Uhr Morgens ... ich hätte es nicht geglaubt! ... mein Freund, ich störe Sie in Ihrer Ruhe ... wir müssen uns verlassen ... jedoch nur bis morgen."

„Nun denn," versetzte Cherubin, „ich lasse Sie schlafen, Louise ... Gute Nacht ... weil es sein muß."

Dabei blickte der junge Mann die Jungfrau zärtlich an und ging nicht; endlich begann er mit einer gewissen Verlegenheit:

„Louise ... ehe ich Sie verlasse ... erlauben Sie mir nicht ... Sie zu küssen ... ich habe es, seit ich Sie wieder gefunden, noch nicht gewagt ... und doch ... haben wir uns auf dem Dorfe so oft geküßt."

Das junge Mädchen sah nicht ein, warum sie ihrem Jugendfreund die holde, sonst gewährte Gunst verweigern sollte, und trat statt aller Antwort auf ihn zu. Cherubin flog in ihre Arme und drückte sie an sein Herz, aber sein Kuß war nicht mehr der eines Kindes ... Louise erkannte ihre Unbesonnenheit zu spät ... wie hätte sie auch einer nicht geahnten Gefahr ausweichen können? ... und dann sind manche Fehler so süß zu begehen ... und Cherubin schwur so aufrichtig, sie immer zu lieben ... Diesmal war er nicht mehr schüchtern.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Monfréville's Liebe.

Der grauende Tag fand Cherubin in Louisens Armen; das im obern Stock eingerichtete Zimmer war für diese Nacht überflüssig. Als aber der Morgen kam, ging der junge Mann ganz leise hinauf, damit seine Dienstleute glauben konnten, er habe

die Nacht darin zugebracht. Gegen neun Uhr läutete er Jasmin und hieß ihn nachsehen, ob Fräulein Louise auf sei und seinen Besuch annehmen könne.

Der alte Diener besorgte eilends seinen Auftrag und überbrachte mit strahlender Miene seinem jungen Gebieter die Nachricht, seine Freundin sei auf und man sehe an ihrem schönen, frischen Antlitze wohl, daß sie die ganze Nacht vortrefflich geschlafen habe.

Cherubin lächelte über Jasmins Scharfblick und beeilte sich, zu Louisen hinabzugehen.

Das junge Mädchen weinte und barg ihr Angesicht an dem Busen ihres Geliebten; aber Cherubin sagte ihr in jenen Tönen der Liebe, die so schnell zum Herzen eines Weibes dringen:

„Warum solltest Du es bereuen, mich glücklich gemacht zu haben, da ich doch von nun an mein ganzes Leben nur Deinem Glücke widmen will? Wir verlassen uns nicht mehr, Du wirst meine treue Gefährtin, meine theure Gattin werden ...“

„Nein,“ entgegnete Louise weinend ... „Sie sind reich ... von vornehmer Abkunft ... und können kein armes, elternloses Mädchen heirathen ... Ich werde Sie mein ganzes Leben hindurch lieben, aber ich kann nicht Ihre Gattin werden ... denn es könnte ein Tag kommen, wo es Ihnen leid wäre, mich dazu erhöben zu haben ... und dann wäre ich zu unglücklich!“

„— Niemals ... und es ist höchst unrecht von Dir, einen solchen Gedanken zu hegen ... Doch der Brief, den Du Monfréville zu übergeben hast, wird Dich Deine Eltern kennen lehren ... Nun, ich werfe mich ihnen zu Füßen, und sie müssen in unsere Vereinigung willigen.“

Louise seufzte und schlug die Augen nieder, während sie entgegnete: „Bin ich jetzt noch würdig ... meine Eltern wieder zu finden? ... Es scheint mir, als sollte ich diesem Herrn den Brief nicht mehr übergeben ... es wäre vielleicht besser, wenn ich ihn zerrisse.“

Es gelang endlich Cherubin, Louisens Besorgnisse zu beschwichtigen: er entschloß sich, seinem Freunde zu schreiben und ihm den Brief, den das junge Mädchen nicht mehr zu überbringen den Muth hatte, zuzuschicken. Er schrieb daher schnell folgendes Billet an Monfréville:

„Lieber Freund!

„Ich habe Louisen wieder gefunden; sie ist ein Engel, der mein Dasein ausschmücken wird ... Sie kann nun keinem Andern mehr angehören, denn sie ist mein ... ganz mein ... O, mein lieber Monfréville, ich bin der glücklichste der Menschen, und diesmal hatte ich keine Furcht ... aber ich liebte auch die andern Frauen nicht, und diese bete ich an.

„Frau von Noirmont hat meiner Louise einen Brief an Sie übergeben, wobei sie versicherte, Sie könnten dieselbe mit ihrem Vater bekannt machen ... und während die Theure Ihre Wohnung suchte, begegnete sie diesem niederträchtigen Darena, der sie, unter dem Vorwande, sie zu Ihnen zu führen, in sein kleines Haus an der Barrière brachte. Glücklicherweise kam ich zu rechter Zeit ... Ich übersende Ihnen hiemit diesen Brief, mein Freund; kommen Sie schleunig, uns Ihre Mittheilungen zu machen ... Wenn mich aber Louisens Eltern von ihr trennen wollten, so nennen Sie ihr dieselben nicht; denn von nun an kann Keines mehr von uns ohne das Andere leben."

Cherubin unterzeichnete den Brief, legte den Louisen übergebenen hinein, und schickte beide in aller Frühe zu seinem Freunde.

Monfréville befand sich allein zu Hause, als man ihm Cherubins Schreiben überbrachte, und machte sich unverzüglich mit dem Inhalt bekannt. Als er den Namen der Frau von Noirmont las, als er erfuhr, was diese zu Louisen gesagt hatte, wurde er blaß und fing an zu zittern, er blickte hastig auf den eingeschlossenen Brief, betrachtete die Aufschrift und rief aus:

„Ja ... sie schreibt mir ... ich erkenne ihre Schriftzüge, obgleich sie mir lange nicht vor Augen gekommen sind ... Mein Gott! ... welches Ereigniß mag sie bewogen haben, an mich zu schreiben ... nachdem sie mir geschworen hatte, mich fortan als einen Fremden zu betrachten ... die Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse zu vertilgen ... Und das junge Mädchen, welches sie an mich weist ... ach! wenn ich hoffen dürfte ...“

Damit erbrach Monfréville das Siegel von Frau von Noirmonts Brief. Ehe er jedoch begann, mußte er sich einen Augenblick sammeln, denn er war so heftig ergriffen, daß seine Augen kaum die Schriftzüge unterscheiden konnten; endlich fühlte er sich etwas gefaßter und las: . .

„Mein Herr!

„Als Sie mich, Ihrer Schwüre spottend, an der Wiege meines Kindes einen Fehltritt beweinen ließen, den Sie nicht wieder gut machen wollten, schwur ich, daß Sie niemals dasselbe kennen lernen sollten ... und sogar, ich muß es gestehen, den Haß, den ich von da an gegen meinen Verführer hegte, auf meine Tochter übertragend, überließ ich solche den Landleuten, deren Pflege ich sie anvertraut hatte, und gelobte mir, sie nie wieder zu sehen. Später machte mir es meine Stellung zur Pflicht, diesen Schwur zu halten. Mein Vater, der, dem Himmel sei Dank, nie meinen Fehltritt erfuhr, vergab meine Hand; als Frau, als Mutter und Gattin eines Mannes, der eben so streng im Punkte der Ehre, als stolz auf seinen Ruf war, würde ich zu gleicher Zeit das Unglück meiner Tochter, das meinige und Herrn von Noirmonts herbeigeführt haben, wenn ich durch einen einzigen unbedachten Schritt mich dem Verdachte eines Jugendfehlers ausgesetzt hätte. Ihnen sagen, ich sei glücklich gewesen, hieße Sie täuschen; kann es eine Mutter sein, die eines ihrer Kinder aus den Armen stieß? ... Ich machte mir oft Vorwürfe wegen der Liebkosungen gegen meine Tochter ... denn in der

Er war nicht mehr jener schwache, zaghafte Jüngling, der weder zu sprechen noch zu handeln wußte, sondern ein Herkules, dem nichts widerstehen konnte. Beim Eintritt ins Zimmer gewahrte er Louisen, die sich wehrte und Darena zurückzustoßen bemühte, der sie in seine Arme schließen wollte. Cherubin stürzte auf den Mann los, der Louisen zu beschimpfen gedachte, faßte ihn mitten um den Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn mit Gewalt gegen die andere Seite des Zimmers, auf den Tisch, wo das Essen aufgetragen war.

Darena hatte keine Zeit, sich zu fassen oder zu vertheidigen: sein Kopf stieß an eine Tischecke, sein Kinn schlug einen Teller entzwei, der ihm das Gesicht durchschnitt, und er fiel, den Namen „Cherubin“ stammelnd, nieder.

„Cherubin,“ rief Louise aus, die ihren Augen nicht zu trauen wagte und ihren Befreier mit Freudenthränen anblickte. „Wäre es möglich ... er wär's ... Sie sind's?“

„— Ja, Louise ... ich bin's, Cherubin, Dein Freund, Dein Bruder ... der überglücklich ist, Dich wieder gefunden zu haben ... Aber, komm ... komm ... bleibe nicht länger in diesem ehrlosen Haus. Was Dich betrifft, Elender, wenn Du noch ein wenig Herz hast und die Ehre haben willst, von meiner Hand zu sterben, so komme und suche mich auf, dann will ich Dir beweisen, daß der junge Mann, den Du für so schüchtern hieltest, sich eines Degens oder einer Pistole zu bedienen weiß.“

Darena konnte nicht antworten, er hatte die Besinnung verloren. Cherubin nahm Louisen bei der Hand und zog sie mit fort. Sie langten unten an, wo Frau Ratouille noch immer bei Tische saß, während Poterne sich in einem Butterfaß zu verbergen suchte, und Bruno an der Thüre Schildwache stand. Cherubin hielt sich nicht einen Augenblick bei dem Mitschuldigen Darena's auf; er führte Louisen fort, befahl Bruno, den Wagen vorfahren zu lassen, der kleine Knabe holte den Fiaker herbei, und die beiden jungen

Leute stiegen hinein. Doch ehe sich Cherubin entfernte, nahm er eine Hand voll Gold aus seiner Tasche und gab sie Bruno mit den Worten:

„Nimm ... Du hast dieses Gold durch eine gute Handlung verdient; ich hoffe, es wird Dir Glück bringen, und Du Dich bestreben, ein rechtschaffener Mensch zu werden.“

Der Wagen fuhr davon. Cherubin hielt Louisens Hände in den seinigen; während einigen Augenblicken empfanden die Beiden, welche sich seit drei Jahren nicht gesehen hatten, ein solches Vergnügen und solches Glück, wieder mit einander vereint zu sein, ihr Herz war so voll, ihre Bewegung so heftig, daß sie nur zusammenhangslose Worte und abgerissene Sätze zu einander sprechen konnten.

„Sie sind's, Cherubin! ...“ stotterte Louise, „Sie haben mich gerettet ... Sie haben sich also noch um mich bekümmert! ...“

„— Ach! Louise, seit drei Tagen durchrenne ich Paris ... seit drei Tagen ... suche ich Sie allenthalben ... ach! seit ich erfuhr, daß Sie aus dem Hause der Frau von Noirmont verschwunden seien ... habe ich nicht mehr gelebt, keine ruhige Minute mehr gehabt! ...“

„— Wäre es wahr ... Sie lieben mich also noch, Cherubin?“

„— Ob ich Sie liebe! ... theure Louise ... ach! mehr als je ... ich fühle es ... allerdings ließ ich Sie lange Zeit ohne Nachricht ... ich mußte in Ihren Augen gleichgültig, undankbar erscheinen; indessen wollte ich Sie öfters besuchen, aber Herr Gerundinm sagte mir jedesmal, Sie seien in der Bretagne, wo es Ihnen so wohl gefalle, daß Sie nicht mehr nach Gagny zurückverlangten.“

„O! der Lügner! ... mich hat er auch in Trostlosigkeit versetzt durch die Versicherung, Sie dächten nicht mehr an Ihre Jugendgespielin und wollten dieselbe nicht mehr sehen ...“

„— Der garstige Mensch! das ist ja abscheulich ...“

„— Und das war nicht wahr! ... und Sie lieben Ihre arme Louise noch ... ach! wie glücklich bin ich ...“

Diesmal schien Cherubin die Strecke von dem kleinen Hause bis zu seinem Hôtel sehr kurz, er stieg aus dem Wagen, ließ Louisen ins Haus eintreten und in sein Zimmer hinaufgehen. Diese folgte ihm vertrauensvoll, sie war bei ihrem Geliebten und gab keinem andern Gedanken Raum.

Jasmin, der Lichter in seines Herrn Zimmer hinauftrug, stieß einen Freudenschrei aus, als er die Jungfrau gewahrte, und Cherubin erklärte ihm mit wenigen Worten, wie er sie gefunden habe.

„Das war abermals der Lump von Poterne ... der Kerl mit den eingemachten Rüben!“ rief Jasmin aus, „und sein Herr, der andere Spitzbube ... glauben Sie mir, ich hatte mehrmals den Gedanken, daß die auch wieder hinter dieser Geschichte steckten!“

„Louise muß hier bleiben ... o! ich leide nicht, daß sie mich wieder verläßt,“ sagte Cherubin, „ich hätte zu sehr Furcht, sie nochmals zu verlieren. Sie soll ein Zimmer im Hause erhalten ... aber unterdessen ... heute Nacht das meinige einnehmen ... Jasmin, Du läßt mir oben eines herrichten.“

„— Ja, mein lieber Herr!“

Louise wollte sich dieser Anordnung widersetzen, sie fürchtete, Cherubin zu belästigen, und behauptete, das kleinste Gemach im Hause werde ihr recht sein, aber Cherubin gab ihr kein Gehör, und Jasmin ging, seinen Befehlen zu gehorchen.

Die beiden jungen Leute blieben allein. Jetzt konnte Cherubin nicht müde werden, Louisen anzublicken und zu bewundern, er fand sie so hübsch, so anmuthig, so reizend, daß er ausrief:

„— Und ich hatte Sie wegen all' der Frauen vergessen, die ich in Paris zu lieben glaubte ... ach! Louise! ... es ist keine einzige darunter, die mit Ihnen verglichen werden könnte! ...“

Das junge Mädchen erzählte ihrem Freunde Alles, was sie seit ihrer Entfernung aus dem Dorfe gethan hatte: sie verhehlte ihm keinen ihrer Gedanken; für ihn hatte sie kein Geheimniß. Als sie zur Schilderung ihres Eintritts bei Frau von Noirmont

kam, theilte sie ihm die während ihres Aufenthaltes bei dieser Dame vorgefallenen Ereignisse mit; dann, mit der Hand an ihre Brust greifend, überzeugte sie sich, daß sie noch im Besitz des Briefes war, den sie Herrn von Monfréville übergeben sollte, und den ihr Darena entreißen wollte, als Cherubin so gelegen zu ihrer Vertheidigung herbeieilte.

„Morgen führe ich Sie zu Monfréville," begann Cherubin, „denn diesen Abend ist es zu spät, um ihn zu uns zu bitten. Frau von Noirmont hat Ihnen gesagt, er werde Sie mit Ihrem Vater bekannt machen ... aber auf alle Fälle ... möge kommen, was da wolle ... schwören wir uns gegenseitig, uns nicht mehr zu verlassen ... wenn Ihre Eltern nicht mehr sind, so will ich Ihnen Alles ersetzen ... ich werde Ihr Beschützer ... Ihr Freund ... Ihr ..."

Cherubin wußte nicht, wie er endigen sollte, aber er ergriff Louisens Hand und bedeckte sie mit Küssen. Das junge Mädchen war so glücklich, immer noch von dem Gespielen ihrer Kindheit geliebt zu werden, daß sie mit Freuden den verlangten Schwur that. Beide konnten nicht aufhören, sich die Versicherung ihrer gegenwärtigen und künftigen Liebe zu wiederholen; dann erinnerten sie sich ihrer Jugendfreuden, ihrer ersten Spiele, der mit einander verlebten süßen Augenblicke, jener so kurzen und schönen Tage, die ihnen noch einmal bevorstanden.

Für zwei innig liebende Wesen, die sich lange nicht gesehen, verfließt die Zeit unbemerkt. Schon lange hatte Jasmin seinem Herrn gemeldet, daß das Zimmer oben für ihn gerichtet sei, und Cherubin den alten Diener entlassen, indem er sich selbst anschickte, sich zurückzuziehen. Aber er fing wieder ein Gespräch mit Louisen an, und blickte, von Glückseligkeit erfüllt, in ihre von Zärtlichkeit und Liebe strahlenden Augen. Sie tauschten von Neuem ihre Schwüre ewiger Liebe aus und dachten nicht mehr daran, sich zu trennen.

Mit einem Male hörte man eine benachbarte Uhr: sie schlug die zweite Stunde nach Mitternacht.

„Mein Gott! es ist sehr spät," sagte Louise, „zwei Uhr Morgens ... ich hätte es nicht geglaubt! ... mein Freund, ich störe Sie in Ihrer Ruhe ... wir müssen uns verlassen ... jedoch nur bis morgen."

„Nun denn," versetzte Cherubin, „ich lasse Sie schlafen, Louise ... Gute Nacht ... weil es sein muß."

Dabei blickte der junge Mann die Jungfrau zärtlich an und ging nicht; endlich begann er mit einer gewissen Verlegenheit:

„Louise ... ehe ich Sie verlasse ... erlauben Sie mir nicht ... Sie zu küssen ... ich habe es, seit ich Sie wieder gefunden, noch nicht gewagt ... und doch ... haben wir uns auf dem Dorfe so oft geküßt."

Das junge Mädchen sah nicht ein, warum sie ihrem Jugendfreund die holde, sonst gewährte Gunst verweigern sollte, und trat statt aller Antwort auf ihn zu. Cherubin flog in ihre Arme und drückte sie an sein Herz, aber sein Kuß war nicht mehr der eines Kindes ... Louise erkannte ihre Unbesonnenheit zu spät ... wie hätte sie auch einer nicht geahnten Gefahr ausweichen können? ... und dann sind manche Fehler so süß zu begehen ... und Cherubin schwur so aufrichtig, sie immer zu lieben ... Diesmal war er nicht mehr schüchtern.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Monfréville's Liebe.

Der grauende Tag fand Cherubin in Louisens Armen; das im obern Stock eingerichtete Zimmer war für diese Nacht überflüssig. Als aber der Morgen kam, ging der junge Mann ganz leise hinauf, damit seine Dienstleute glauben konnten, er habe

die Nacht darin zugebracht. Gegen neun Uhr läutete er Jasmin und hieß ihn nachsehen, ob Fräulein Louise auf sei und seinen Besuch annehmen könne.

Der alte Diener besorgte eilends seinen Auftrag und überbrachte mit strahlender Miene seinem jungen Gebieter die Nachricht, seine Freundin sei auf und man sehe an ihrem schönen, frischen Antlitze wohl, daß sie die ganze Nacht vortrefflich geschlafen habe.

Cherubin lächelte über Jasmins Scharfblick und beeilte sich, zu Louisen hinabzugehen.

Das junge Mädchen weinte und barg ihr Angesicht an dem Busen ihres Geliebten; aber Cherubin sagte ihr in jenen Tönen der Liebe, die so schnell zum Herzen eines Weibes dringen:

„Warum solltest Du es bereuen, mich glücklich gemacht zu haben, da ich doch von nun an mein ganzes Leben nur Deinem Glücke widmen will? Wir verlassen uns nicht mehr, Du wirst meine treue Gefährtin, meine theure Gattin werden ...“

„Nein,“ entgegnete Louise weinend ... „Sie sind reich ... von vornehmer Abkunft ... und können kein armes, elternloses Mädchen heirathen ... Ich werde Sie mein ganzes Leben hindurch lieben, aber ich kann nicht Ihre Gattin werden ... denn es könnte ein Tag kommen, wo es Ihnen leid wäre, mich dazu erhoben zu haben ... und dann wäre ich zu unglücklich!“

„— Niemals ... und es ist höchst unrecht von Dir, einen solchen Gedanken zu hegen ... Doch der Brief, den Du Monfréville zu übergeben hast, wird Dich Deine Eltern kennen lehren ... Nun, ich werfe mich ihnen zu Füßen, und sie müssen in unsere Vereinigung willigen.“

Louise seufzte und schlug die Augen nieder, während sie entgegnete: „Bin ich jetzt noch würdig ... meine Eltern wieder zu finden? ... Es scheint mir, als sollte ich diesem Herrn den Brief nicht mehr übergeben ... es wäre vielleicht besser, wenn ich ihn zerrisse.“

Es gelang endlich Cherubin, Louisens Besorgnisse zu beschwichtigen: er entschloß sich, seinem Freunde zu schreiben und ihm den Brief, den das junge Mädchen nicht mehr zu überbringen den Muth hatte, zuzuschicken. Er schrieb daher schnell folgendes Billet an Monfréville:

„Lieber Freund!

„Ich habe Louisen wieder gefunden; sie ist ein Engel, der mein Dasein ausschmücken wird ... Sie kann nun keinem Andern mehr angehören, denn sie ist mein ... ganz mein ... O, mein lieber Monfréville, ich bin der glücklichste der Menschen, und diesmal hatte ich keine Furcht ... aber ich liebte auch die andern Frauen nicht, und diese bete ich an.

„Frau von Noirmont hat meiner Louise einen Brief an Sie übergeben, wobei sie versicherte, Sie könnten dieselbe mit ihrem Vater bekannt machen ... und während die Theure Ihre Wohnung suchte, begegnete sie diesem niederträchtigen Darena, der sie, unter dem Vorwande, sie zu Ihnen zu führen, in sein kleines Haus an der Barrière brachte. Glücklicherweise kam ich zu rechter Zeit ... Ich übersende Ihnen hiemit diesen Brief, mein Freund; kommen Sie schleunig, uns Ihre Mittheilungen zu machen ... Wenn mich aber Louisens Eltern von ihr trennen wollten, so nennen Sie ihr dieselben nicht; denn von nun an kann Keines mehr von uns ohne das Andere leben."

Cherubin unterzeichnete den Brief, legte den Louisen übergebenen hinein, und schickte beide in aller Frühe zu seinem Freunde.

Monfréville befand sich allein zu Hause, als man ihm Cherubins Schreiben überbrachte, und machte sich unverzüglich mit dem Inhalt bekannt. Als er den Namen der Frau von Noirmont las, als er erfuhr, was diese zu Louisen gesagt hatte, wurde er blaß und fing an zu zittern, er blickte hastig auf den eingeschlossenen Brief, betrachtete die Aufschrift und rief aus:

„Ja ... sie schreibt mir ... ich erkenne ihre Schriftzüge, obgleich sie mir lange nicht vor Augen gekommen sind ... Mein Gott! ... welches Ereigniß mag sie bewogen haben, an mich zu schreiben ... nachdem sie mir geschworen hatte, mich fortan als einen Fremden zu betrachten ... die Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse zu vertilgen ... Und das junge Mädchen, welches sie an mich weist ... ach! wenn ich hoffen dürfte ...“

Damit erbrach Monfréville das Siegel von Frau von Noirmonts Brief. Ehe er jedoch begann, mußte er sich einen Augenblick sammeln, denn er war so heftig ergriffen, daß seine Augen kaum die Schriftzüge unterscheiden konnten; endlich fühlte er sich etwas gefaßter und las:

„Mein Herr!

„Als Sie mich, Ihrer Schwüre spottend, an der Wiege meines Kindes einen Fehltritt beweinen ließen, den Sie nicht wieder gut machen wollten, schwur ich, daß Sie niemals dasselbe kennen lernen sollten ... und sogar, ich muß es gestehen, den Haß, den ich von da an gegen meinen Verführer hegte, auf meine Tochter übertragend, überließ ich solche den Landleuten, deren Pflege ich sie anvertraut hatte, und gelobte mir, sie nie wieder zu sehen. Später machte mir es meine Stellung zur Pflicht, diesen Schwur zu halten. Mein Vater, der, dem Himmel sei Dank, nie meinen Fehltritt erfuhr, vergab meine Hand; als Frau, als Mutter und Gattin eines Mannes, der eben so streng im Punkte der Ehre, als stolz auf seinen Ruf war, würde ich zu gleicher Zeit das Unglück meiner Tochter, das meinige und Herrn von Noirmonts herbeigeführt haben, wenn ich durch einen einzigen unbedachten Schritt mich dem Verdachte eines Jugendfehlers ausgesetzt hätte. Ihnen sagen, ich sei glücklich gewesen, hieße Sie täuschen; kann es eine Mutter sein, die eines ihrer Kinder aus den Armen stieß? ... Ich machte mir oft Vorwürfe wegen der Liebkosungen gegen meine Tochter ... denn in der

Tiefe meiner Seele stand, daß ich noch eine andere habe, die gleiche Rechte an meine Zärtlichkeit habe und aus meinen Armen verbannt sei! ... Diese Gewissensbisse waren ohne Zweifel noch nicht ausreichend, denn der Himmel sparte mir eine schrecklichere Strafe auf! Vor einigen Monaten wurde, während ich auf einer Reise abwesend war, ein junges Mädchen als Kammerjungfer in mein Haus aufgenommen ... Ihre Sanftmuth, die über ihr ganzes Wesen verbreitete Anmuth gewannen ihr alle Herzen ... Ich selbst fühlte mich zu ihr hingezogen; aber stellen Sie sich meine Lage vor, als ich erfuhr, daß dieses junge, aus Erbarmen von einer Bäuerin Namens Nicolle in Gagny erzogene Mädchen dasselbe Kind war, welches ich ihr einst überlassen hatte! Meine Tochter bei mir ... in Diensten ... die Magd ihrer Mutter ... ach! mein Herr, konnte ich diesen fürchterlichen Zustand ertragen? ... Jeden Augenblick versucht, mich in Louisens Arme zu werfen ... sie an mein Herz zu drücken ... dann mich wieder meines Gatten ... meiner andern Tochter ... der Ehre einer ganzen Familie erinnernd ... blieb mir nur die Wahl zu sterben oder dieser Lage ein Ende zu machen ... Endlich suchte ich Louisen auf; ich fühlte mich außer Stands, ihr zu gestehen, daß ich ihre Mutter sei ... aber ich bat sie, sich aus dem Hause zu entfernen, und das arme Kind gab meinem Flehen nach. Gerührt jedoch von der zärtlichen Anhänglichkeit, die sie für mich an den Tag legte ... entschloß ich mich, ihr den Vater zurückzugeben. Dieses Kind, welches Sie nach Ihrer Rückkehr nach Frankreich mich vergebens gebeten hatten, Ihnen zu zeigen ... ist Louise ... das junge, schöne, tugendhafte Mädchen, welches Ihnen diesen Brief überbringt. Geben Sie ihr ihren Vater zurück, mein Herr; was ihre Mutter betrifft, so dürfen Sie ihr solche nicht nennen, allein ihr Herz wird sie ohne Zweifel zu errathen wissen!

Amalie von Noirmont."

Nach beendigter Durchlesung dieses Briefes überließ sich

Monfréville dem lebhaftesten Entzücken, seine Blicke durchliefen noch einmal Frau von Noirmonts Schreiben, er fürchtete, das Spielzeug einer Täuschung zu sein, und war überglücklich in dem Gedanken, diese Louise, deren Schönheit, Sanftmuth und Sittsamkeit Jedermann pries ... — sei das Kind, das er wieder zu finden vor Verlangen brannte. Doch bald mäßigte eine Erinnerung die Ausbrüche seiner Freude: er dachte an Cherubins Brief, nahm ihn zur Hand, überlas ihn nochmals, und ein Gefühl der Wehmuth drückte sich in seinen Augen aus, während er seufzte und vor sich hin flüsterte:

„Der Himmel wollte mir kein vollständiges Glück gönnen ... und zwar wahrscheinlich zur Sühne meines Vergehens ... nachdem ich jedoch selbst so strafbar war ... bleibt mir nichts übrig, als zu verzeihen."

Louise und Cherubin, stets beisammen, erwarteten ungeduldig Monfréville's Ankunft, und neben dieser Ungeduld durchdrang sie eine geheime Furcht, über die sie sich keine Rechenschaft geben konnten. Endlich meldete Jasmin Herrn von Monfréville.

Louise schlug tief bewegt die Augen nieder, Cherubin flog seinem Freunde entgegen, hielt jedoch an, als er die ernste, sogar strenge Miene desselben gewahrte, und stotterte, ihm die Hand hinreichend:

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten, lieber Freund?"

Monfréville ergriff die ihm dargebotene Hand nicht, sondern betrachtete das junge Mädchen, welches zitternd am äußersten Ende des Zimmers stand und er fühlte, während er sie anblickte, seine Augen sich mit Thränen füllen, aber mit Gewalt die ihn ergriffene Bewegung unterdrückend, setzte er sich in einiger Entfernung von Louisen, welche ihre Augen nicht aufzuschlagen wagte, nieder, gab Cherubin einen Wink, sich einen Stuhl zu nehmen, und sagte zu demselben:

„Ja, ich habe Ihren Brief erhalten ... und den von Frau

von Noirmont gelesen, worin sie mir mittheilt, wie dieses Fräulein von ihrer Amme adoptirt worden ist."

„— Nun, mein Freund, ist es wahr, daß Sie ... Louisens Vater kennen ... daß Sie zu seiner Entdeckung beizutragen vermögen ... glauben Sie aber auch, daß er sie glücklich machen ... und sich unserer Liebe nicht widersetzen wird? ..."

Monfréville blickte nochmals das junge Mädchen an und stotterte: „Ja, ich kenne des Fräuleins Vater."

Da erhob Louise ihre Augen und richtete sie mit dem Ausdrucke der Hoffnung und kindlichen Liebe auf ihn, indem sie ausrief: „Sie kennen meinen Vater. . . Ach! mein Herr. . . wenn es möglich wäre ... daß er mich liebte ... und ... mir ..."

Das junge Mädchen vollendete nicht ... ihre Stimme bebte und die Worte erstarben auf ihren Lippen. Monfréville begann nach einer Pause:

„— Ehe ich auf Ihre Fragen antworten kann, muß ich Ihnen nothwendig eine Geschichte aus meiner Jugend erzählen ... Wollen Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken.

Ich war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, reich, unabhängig, bereits Herr meines Willens, aber durchaus nicht meiner Leidenschaften ... Damals liebte ich ein Frauenzimmer aus einer ehrenwerthen Familie ... sie hatte keine Mutter mehr zu ihrer Ueberwachung, und während einer Abwesenheit ihres Vaters gelang es meiner Liebe, den Sieg über ihre Tugend davonzutragen ... Ach! das ist ein großes Vergehen, ein Gefühl, das man erregt hat, so weit zu mißbrauchen, daß man den Gegenstand seiner Liebe zum Vergessen seiner Pflichten verleitet... und selten geschieht das ungestraft!"

Hier fühlte sich Cherubin betroffen und wagte es nicht mehr, Monfréville anzublicken, während der blassen und zitternden Louise große Thränen über die Wangen herabflossen. „Bald darauf," fuhr Monfréville fort, „war ich Geschäfte halber ge-

nöthigt, mich nach England zu begeben, und gelobte der, welche ich verführt hatte, vor meiner Abreise noch, bald wieder zurückzukehren und bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben. Aber entfernt von ihr, ließ mich meine, bei einem jungen Manne sehr natürliche Unbeständigkeit dieses Versprechen vergessen. Indessen erhielt ich einen Brief, worin sie mich benachrichtigte, sie werde bald Mutter werden, und bitte mich, wenn ich ihre Ehre retten und meinen Fehler wieder gut machen wolle, schleunig herbeizueilen... Nun, diesen Brief ließ ich unbeantwortet . . . eine andere Liebe nahm mich in Anspruch! . . . Zwei Jahre verstrichen. Ich kehrte nach Frankreich zurück, und mich nun derer, die ich niederträchtigerweise verlassen hatte, und des Kindes, das nicht einmal seinen Vater kannte, erinnernd, war ich entschlossen, dem Frauenzimmer, gegen welches ich so strafwürdig gehandelt hatte, meinen Namen und meine Hand anzutragen. Allein es war zu spät, sie war verheirathet . . . verheirathet an einen Mann von ehrenvollem Range. Ich bezweifelte nicht, daß es ihr gelungen war, ihre Schwachheit vor Aller Augen zu verbergen; aber ich brannte vor Verlangen zu erfahren, was aus meinem Kinde geworden war. Nach vielen vergeblichen Versuchen war es mir endlich möglich, eine geheime Unterredung mit der, die mich so heiß geliebt, zu erhalten ... aber ich fand nur noch eine entrüstete, unversöhnliche Frau, welche auf all' meine Bitten nichts als diese Worte erwiderte:

„Sie haben mich verlassen, als ich Sie bat, mich Ihre Gattin zu nennen und Ihrem Kinde einen Vater zu schenken. Ich kenne Sie nicht mehr! Ich will die Erinnerung eines Vergehens, das mich erröthen macht, in mir verwischen, und was Ihre Tochter anbetrifft, so sind all' Ihre Bitten vergeblich, Sie werden nie erfahren, was aus ihr geworden ist.“ Dieser von einem beleidigten Weibe ausgesprochene Entschluß wurde nur zu strenge durchgeführt ... sechzehn Jahre verflossen ... vergebens

hatte ich mehrmals meine Bitten wiederholt, man ließ sie unbeachtet ... Und jetzt, Cherubin, kennen Sie auch den Grund jener Traurigkeit, die mich zuweilen mitten unter den heitersten Gesellschaften befiel, jenen Wechsel der Stimmung, den man häufig an mir bemerkte; denn inmitten der glänzendsten Vergnügungen der Welt trat das Andenken an mein Kind vor meine Seele, und jener Reichthum, um den man mich beneidete, jenes Glück, dessen ich zu genießen schien, ach!... ich hätte es gerne dafür hingegeben, meine Tochter ein einziges Mal an mein Herz drücken zu dürfen... aber heute sind meine Wünsche in Erfüllung gegangen ... heute gibt mir eine Freundin ... meiner ehemaligen Geliebten ... meine Tochter zurück ... o, mein Gott! muß ich in dem Augenblick, wo ich so glücklich wäre, sie wiederzufinden, zugleich erfahren, daß sie strafbar war! muß die Verführung, welche das Unglück ihrer Mutter ausmachte, auch meiner Tochter Erbtheil sein? ..."

Ehe Monfréville diese Worte beendigt hatte, lagen Louise und Cherubin schon zu seinen Füßen. In Thränen zerflossen, umschlangen sie seine Kniee, und Louise streckte die Arme nach ihm aus, während sie mit bebender Stimme flehte:

„Verzeihen Sie mir, Vater ... verzeihen Sie uns ... Ach! ich kannte meine Eltern nicht... und Cherubin war mir Alles!..."

Monfréville öffnete den beiden Liebenden, die sich an seine Brust warfen, seine Arme und sagte, sie umschließend, zu ihnen: „Ja ... ich muß verzeihen ... denn statt eines einzigen werde ich von nun an zwei Kinder haben."

Schluß.

Einige Zeit nach dem Tage, der Louisen einen Vater geschenkt hatte, vermählte sie Herr von Monfréville, der sie öffentlich als seine Tochter anerkannt hatte, mit dem Marquis Cherubin von Grandvilain.

Und an diesem Tage kam Nicolle nach Paris, doppelt glücklich, der Verbindung Dessen, den sie noch immer ihr Söhnchen nannte, mit dem Kinde, bei dem sie so lange Mutterstelle vertreten, beiwohnen zu können:

Und Jasmin, der seine ganze Jugendkraft wieder gewonnen zu haben schien, wollte zum Hochzeitsfeste seines Gebieters durchaus ein Kunstfeuerwerk in dem Hofe des Hôtels abbrennen; allein die dicke Turlurette widersetzte sich, indem sie ihn an die Unfälle erinnerte, die sich bei Cherubins Geburt ereignet hatten, und Jasmin begnügte sich, einige Schwärmer loszulassen, mit welchen er sich den letzten kleinen Rest seiner Haare abbrannte.

Was Herrn Gerundium betrifft, so hatte ihm Cherubin, nach Auszahlung einer artigen Summe, den Rath ertheilt, sich nach andern Zöglingen umzusehen.

Der Hofmeister, als er sich im Besitze eines anständigen Stück Geldes sah, wollte in Paris von sich sprechen machen! er gründete eine lateinische Zeitung, schrieb ein Trauerspiel, hielt Vorlesungen über allgemeine Wissenschaften und wollte die Damen bewegen, sich ohne Schnürleib zu kleiden. Nach Verlauf von einiger Zeit, war er, da ihm nichts als die Einbuße seiner Ersparnisse gelungen, noch sehr glücklich, nach Gagny zurückkehren und dort das Amt des Schulmeisters wiederum übernehmen zu können.

Darena, welcher in Folge seines Falles auf Teller und Gläser verunstaltet blieb, konnte sich bei hellem Tage nicht mehr sehen lassen; er überließ sich mehr als jemals seinem Hange zur Ausschweifung, und nach einer Orgie und einer mit Abenteurern, deren Geld er gewonnen hatte, beim Spiele zugebrachten Nacht fand man ihn todt und vollständig geplündert auf der Straße.

So endigte ein Mann von vornehmer Geburt, der im Schooße des Reichthums erzogen und mit vorzüglicher Bildung begabt war, den aber seine Laster bis zu den untersten Stufen der Gesellschaft hatten herabsinken lassen.

Nachdem Herr Poterne seinen Busenfreund verloren hatte, wurde er Kontremarkenhändler an den Eingängen der Theater, und zog sich auch bei diesem Handel noch häufig thätliche Zurechtweisungen zu, da man mit den von ihm gekauften Billetten fast nie zugelassen wurde.

Der kleine Bruno benützte die von Cherubin erhaltenen Rathschläge und dessen Geld; er verzichtete auf den Handel mit gestohlenen Hunden, errichtete ein kleines Geschäft, machte seine Sachen gut, und wurde ein rechtschaffener Mann, wobei er oft wiederholte: Das sei weit leichter, als ein Schelm zu sein.

Louise wurde eine glückliche Gattin und glückliche Tochter; niemals jedoch nannte ihr Monfréville den Namen ihrer Mutter; allein wenn sie in Gesellschaften ging, wo man die junge Gemahlin des Marquis Cherubin überall mit Freuden aufnahm, begegnete sie zuweilen der Familie Noirmont; dann umarmte sie mit innigem Vergnügen Ernestinen, die stets die zärtlichste Freundschaft für sie an den Tag legte; hierauf suchten ihr Blicke die der Frau von Noirmont, die ebenfalls nach den ihrigen forschte; und wenn durch Gleichgültige gedeckt, oder hinter der Menge verborgen die Augen der Frau von Noirmont auf Louisen ruhen konnten . . . so drückte sich in ihren gegenseitigen Blicken die volle Liebe aus, die das Herz einer Tochter und das einer Mutter in sich fassen kann.

Cherubin wurde das Muster aller Ehemänner; man versichert sogar, er sei seiner Frau treu geblieben. Dieser junge Mann mußte eben immer etwas Besonderes an sich haben!

Inhalt.